



Sulzger Courier

Geschichts-Postille von Holzwurm Baltha
Unkommerziell, unpolitisch, unkonventionell

Nur für den privaten Gebrauch

Zur gepflegten allgemeinen Kenntnisnahme





Konsul

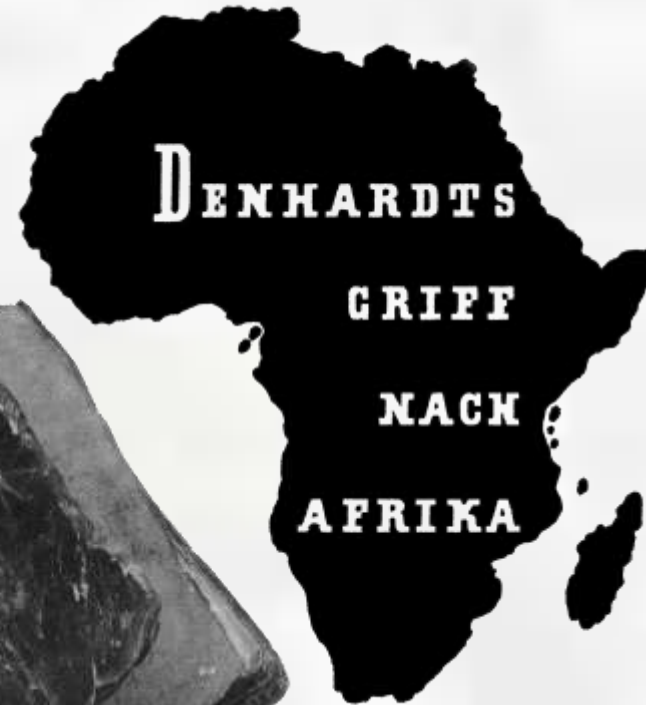
Clemens Andreas Denhardt

Ingenieurgeograph, Afrikaforscher, Kolonialpionier

* 03. August 1852 in Zeitz † 07. Juni 1929 in Bad Sulza



HELGOLAND



Clemens-Denhardt-Str.

Clemens Denhardt
Kolonialpionier und Ehrenbürger, 1852-1929

Band: III



29.5.38

Ehrung der verstorbenen Kolonialpioniere Denhardt in Zeitz und Bad Sulza

Bürgermeister Pg. Jng und 1. Beigeordneter Pg. Böttinger nahmen als
Vertreter er Stadt an den Feierlichkeiten in Zeitz teil

Bad Sulza. Im Zeitz fand am Samstag und Sonntag
der Ehre des Gaues Sachsen & NS-Deutschen
Marine-Bundes statt, der außerordentlich gut be-
sucht war. Die Stadt hatte sich für die Ehrung
angeboten, auf dem Marktplatz wurde eine
Nachbildung eines Leuchtturmes von
Helgoland und zwei Fahnenmaste an-
gebracht. Schon am Samstag sah man eine
überaus große Menschenmenge vor dem
Leuchtturm, der von der Bevölkerung
herzlich begrüßt wurde. Die Festlichkeiten
begannen mit dem Aufmarsch der Stadt
Ordnung, in der die Ehrenmänner in
Zeitz. Am Sonntag fand am 11. April
1890 mit der Erwerbung der Insel
Helgoland durch das Deutsche Reich
seinen endgültigen Abschluß
im Jahre 1929 in Bad Sulza wohnte, hatte zu-
sammen mit seinem Bruder Gutab schon in den
achtziger Jahren wissenschaftliche Reisen in
ostafrikanisches Gebiet unternommen und
dabei bereit die ersten Beziehungen zu dem
mohammedanischen Herrscher des
Suahelilandes, den aus einer uralten Familie
stammenden Sultan Achmed angeknüpft. Die
Reisen wurden Mitte der neunziger Jahre
wiederholt, und die beiden Deutschen fanden bei
dem deutschfreundlichen Sultan sehr
herzliche Aufnahme. Die Denhardts erwarben
in dem fruchtbaren Küstengebiet Land, bauten
Plantagen und richteten eine
Handelsgesellschaft ein und erstrebten
sogar die deutsche Schutz-
herchaft über das Suaheliland, die schließlich
auch durch Vermittlung des deutschen
Generalkonsuls Rohlfis in Sansibar zustande kam.

überhaupt über das Aufkommen und
Angebotenen dieser Kolonialpioniere
Nachdem die Stadt Zeitz am
11. April 1890 mit der Erwerbung der Insel
Helgoland durch das Deutsche Reich
seinen endgültigen Abschluß im
Jahre 1929 in Bad Sulza wohnte,
hatte zusammen mit seinem Bruder
Gutab schon in den achtziger Jahren
wissenschaftliche Reisen in ostafrikanisches
Gebiet unternommen und dabei bereit die
ersten Beziehungen zu dem mohammedanischen
Herrscher des Suahelilandes, den aus einer
uralten Familie stammenden Sultan Achmed
angeknüpft. Die Reisen wurden Mitte der
neunziger Jahre wiederholt, und die beiden
Deutschen fanden bei dem deutschfreundlichen
Sultan sehr herzliche Aufnahme. Die
Denhardts erwarben in dem fruchtbaren
Küstengebiet Land, bauten Plantagen und
richteten eine Handelsgesellschaft ein und
erstrebten sogar die deutsche Schutz-
herchaft über das Suaheliland, die schließlich
auch durch Vermittlung des deutschen
Generalkonsuls Rohlfis in Sansibar zustande
kam.



Anno 1938



Thüringer Kurier Bad Sulzaer Tageblatt Tages- und Sonntagsblatt für die Stadt Bad Sulza und den angrenzenden Landkreis

vom
29.05.1938

Bericht
aus dem:

Ehrung der verstorbenen Kolonialpioniere Denhardt in Zeitz und Bad Sulza

Bürgermeister Pg. Jng und 1. Beigeordneter Pg. Böttinger nahmen als
Vertreter er Stadt an den Feierlichkeiten in Zeitz teil

Bad Sulza. In Zeitz fand am Samstag und Sonntag
der Gautag des Gaues Sachsen & NS-Deutschen-
Marine-Bundes statt, der außerordentlich gut be-
sucht war. Die Stadt hatte reichlichen Flaggenschmuck
angelegt, auf dem Adolf-Hitlerplatz hatte man eine
Nachbildung eines Leuchtturmes von
Helgoland und zwei Fahnenmaste an-
gebracht. Schon am Samstag früh traf eine Ehren-
abordnung der Kriegsmarine ein die von dem
Kapitän zur See Feldmann und Oberbürgermeister
Nerger herzlich begrüßt wurde. Der Polizeipräsident
hat aus Anlaß des Treffens eine Anzahl Straßen
umbenannt, so die Bahnhofstraße in Baensch-
Straße zu Ehren des aus Zeitz stammenden
Erbauers des Kaiser-Wilhelm-Kanals, der
zugleich auch die Zeitzer
Auenbrücke entworfen hatte und die
Börnstraße in Denhardt-
Straße, zu Ehren der
Gebrüder Denhardt, die beide in
Zeitz geboren sind. Mit dem Namen
Denhardt ist ein Kapitel deutscher
Kolonialgeschichte

überschrieben, das in politische
Beziehung im August 1890 mit der
Erwerbung der Insel Helgoland durch
das Deutsche Reich seinen
endgültigen Abschluß fand.
Clemens Denhardt, der bis zu
seinem Todestag im Jahre 1929
in Bad Sulza wohnte, hatte
zusammen mit seinem Bruder
Gutab schon in den achtziger
Jahren wissenschaftliche Reisen
in ostafrikanisches Gebiet
unternommen und dabei bereit
die ersten Beziehungen zu dem
mohammedanischen Herrscher
des Suahelilandes, den aus einer
uralten Familie stammenden
Sultan Achmed angeknüpft. Die
Reisen wurden Mitte der
neunziger Jahre wiederholt, und
die beiden Deutschen fanden bei
dem deutschfreundlichen Sultan
sehr herzliche Aufnahme. Die
Denhardts erwarben in dem
fruchtbaren Küstengebiet Land,
bauten Plantagen und richteten
eine Handelsgesellschaft ein und
erstrebten sogar die deutsche
Schutzherchaft über das
Suaheliland, die schließlich auch
durch Vermittlung des deutschen
Generalkonsuls Rohlfis in
Sansibar zustande kam.



In die Festlichkeiten aus Anlaß des Treffens zum Gau-Marinetag in Zeitz (Gau 4 Sachsen) war auch die
Stadt Bad Sulza

als letzter Wohnort Clemens Denhardts einbezogen worden.

Am frühen Morgen des Sonntag legte eine Ehrenabordnung des Reichsarbeitsdienstes Zeitz (Clemens Denhardt-Abteilung)

**am Grabe des Verstorbenen Clemens Denhardt
auf dem Nordfriedhof in Bad Sulza einen
Kranz des Oberbürgermeisters der Stadt Zeitz**

nieder. Diese Ehrenabordnung stand am Grabe bis 15 Uhr mit geschultertem Spaten Wache. Der Kranz trug eine rote Seidenschleife mit dem Hakenkreuz und in einem anderen seidenen Band die Farben der Stadt Zeitz grün-weiß-rot. Die Schleifen hatten folgende Widmung: „In dankbarem und stolzem Gedenken“. „Die Heimatstadt Zeitz“. Um 18 Uhr verließ die Ehrenabordnung wieder unsere Stadt.

Auf eine Einladung des Oberbürgermeisters Nerges der Stadt Zeitz nahmen aus unserer Stadt

**Bürgermeister Pg. Illing und 1. Beigeordneter
Böttlinger**

an dem Festakt auf dem Markt in Zeitz und der sich anschließenden Enthüllung der Gedenktafel am Geburtshause der Gebrüder Denhardt teil. Zunächst sprach beim Festakt auf dem Markt Gauführer Erdmann und anschließend Konteradmiral z. S. Reuter, der einen

Der unter englischem Einfluß stehende Sultan von Sansibar, ein erbitterter Feind der Suaheli, versuchte die praktischen Wirkungen des Schutzvertrages zu vereiteln, indem er in das Suaheliland einfiel, mußte aber am 13. Oktober 1885 die geschaffenen Tatsachen ausdrücklich anerkennen, als ein deutsches Geschwader vor Sansibar erschien. Das englische Spiel war mißglückt.

Durch ihre vornehme Art ertwarben sich die Denhardts das Vertrauen des Sultans Achmed von Wito, der ihnen für die wissenschaftliche Station ein Stück Land und am 8. April 1885 ein etwa fünfundzwanzig Quadratmeilen großes Küstengebiet mit allen Privat- und Hoheitsrechten verkaufte. Zugleich stellte sich der englandfeindliche Sultan mit seinem ganzen Staate unter den Schutz des Deutschen Reiches. Später ernannte er Clemens Denhardt zum Minister der auswärtigen und inneren Angelegenheiten. Gustav Denhardt wurde Bevollmächtigter seines Bruders und auf Veranlassung der deutschen Regierung Bevollmächtigter für das Zollwesen. Nun begannen die beiden Kolonialpioniere mit dem Ausbau der Plantagen, ertwarben weitere große Länderstrecken hinzu und schufen in kurzer Zeit für Deutschland ein koloniales Kleinod mit blühenden wirtschaftlichen Anlagen, die England unter allen Umständen in seinen Besitz zu bringen suchte. Da es mit seinem Ränkespiel nicht zum Ziele kam, bot es der Deutschen Regierung für die Ueberlassung der Schutzherrschaft über Wito die Insel Helgoland an unter Zusicherung der Unterstützung bei der Durchführung weiterer kolonialer Pläne.

Ueberblick über das Zusammenwirken von Kriegsmarine und den Organisatoren unserer Kolonien gab. Nach dem Festakt ging es in zwanglosem Zug durch die Straßen der Stadt zuerst zum Geburtshause des gleich Denhardt verdienten Einwohners der Stadt Zeiß Baensch und anschließend zum Geburtshaus der Gebrüder Denhardt. Das Haus steht heute in seiner ursprünglichen Form nicht mehr. Es ist aber sehr schön neu hergerichtet, hat neuen Fuß und ein neues Dach erhalten. Unter dem Fenster der Geburtsstube der Gebrüder Denhardt ist eine Bronzetafel in gut gelungener Ausführung mit schöner leserlicher Schrift angebracht, die folgende Erinnerungsschrift trägt:

„Hier wurden am 3. August 1852 und am 13. Juni 1856 Clemens und Gustav Denhardt geboren. Ihnen verdankt Deutschland die Insel Helgoland“.

Diese Tafel ist Sonntag enthüllt worden.

Zu diesem Weiheakt hatte die Inselgemeinde Helgoland eine Abordnung entsandt. In markanten und zu Herzen gehenden Worten hielt der

Bürgermeister von Helgoland die Weiherede, in der er die großen kolonialen Taten der Gebrüder Denhardt für Deutschland leuchtend vor Augen führte. Im Anschluß an den Festakt ging es in geschlossenem Zuge zum Markt zurück, wo ein Vorbeimarsch aller Teilnehmer stattfand. Viele hohe Marine-Offiziere, Konteradmiräle, Kapitäne und hohe Offiziere der Wehrmacht und Luftwaffe sowie ehemalige Kolonialtruppen sah man im Festzug. In den Schaufenstern der Läden der Stadt Zeiß waren die beiden Bilder der Gebrüder Denhardt in guten Photographien ausgestellt, und in Lichtbildern wurde die

letzte Wohnstätte in Bad Sulza sowie das Grabmal gezeigt.

Wir freuen uns über diese sinnige ehrende Gedenkfeier für unseren verdienten Ehrenbürger Clemens Denhardt und dessen Bruder Gustav. Zum ewigen Gedächtnis trägt die Straße unserer Stadt, in der das Wohnhaus von Clemens Denhardt steht, und wo er in bescheidenen ärmlichen Verhältnissen die letzten Jahre seines reichbewegten und gesegneten Lebens zubrachte, seinen Namen.

Clemens Denhardt lebte in äußerst dürftigen Verhältnissen und mußte in der Inflationszeit geradezu Hunger leiden. Der Undank des Vaterlandes traf den willensstarken Mann härter als alle Entbehrungen. Er, der einst eine blühende Kolonie erwarb, durch die Deutschland in den Besitz der Insel Helgoland kam, starb vollständig verarmt und verlassen am 7. Juni 1929 Auf dem Friedhof in Bad Sulza liegt sein einfaches Grab. Den Hügel schmückten mit Blumen dankbare Menschen, denen der Verstorbene einst Gutes getan hatte. Als man ihn zu Grabe trug, ließen nur die Kranzspenden des Auswärtigen Amtes und der Kolonialgesellschaft äußerlich erkennen, daß ein deutscher Kolonialpionier zur letzten Ruhe eingegangen war, ein Mann, dem Deutschland die Erwerbung Helgolands verdankt. Erst der nationalsozialistischen Zeit blieb es vorbehalten, das Gedenken Clemens Denhardts und seines Bruders Gustav wieder gebührend in den Vordergrund zu ziehen. Nicht Stand und Rang, einzig und allein das hohe Verdienst um ihr Vaterland, das Deutschland heißt, ehrt der Nationalsozialismus in diesem Gedenken.

Zur Feier war auch die langjährige heute im 86. Lebensjahr stehende Wirtschaftlerin des Konsul Clemens Denhardt, Frau Auguste Jahn, von der Stadt Zeiß eingeladen worden. Sie hat ihn oft aus eigenen bescheidenen Mitteln der Rente, wenn Schmalhans Küchenmeister war, unterstützt. Beide, hochbetagt, haben sich glänzend ergänzt, sie lebten wie Bruder und Schwester. Leider konnte Frau Jahn infolge Kränklichkeit dieser Einladung nicht Folge leisten. Möge auch ihr dieses Gedenken am gestrigen Sonntag Anerkennung und Sonnenschein im betagten Lebensalter bedeuten.



Am 10. August 1890. Helgoland wird im Austausch gegen Witu in Gegenwart des deutschen Kaisers feierlich an das Reich übergeben. Der Augenblick der Siegenfeier.

WIR BLÄTTERN ZURÜCK

Der bettelarme Millionär

Es sind nur ganz wenige Zeitungen, die im Jahre 1922 von dem Tod Clemens Denhardts Notiz nahmen. Der jüdisch-erzogene und weltfremde Mann (sogar die Eltern erbielen ihm keinen Namen), dessen Lebensgeschichte ein so tragisches und so merkwürdiges Kapitel der deutschen Geschichte bildet, als das Dadaist, dem es anständlich ist, dass Clemens Denhardt nur der Mann, dem Deutschland dankbar den Rest der Insel Heligoland verdankt.

Dies ist die abenteuerliche, fast unglaubliche Geschichte des bettelarmen Mannes, der — unbekannt — eine Million hinterließ.

Die Brüder Clemens und Fausto Denhardt aus Witu waren Ende der siebziger Jahre nach Afrika gekommen, wo sie das Suaheli-Land durchstreiften, dessen außerordentliches Bodenreichtum von ihnen sofort erkannt wurde. Sie verstanden es, sich mit dem unabhängigen Sultan von Witu auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, und kamen während des jetzigen Jahres dort auf den Gedanken, dieses Land mit seinen üppigen Plantagen und seinen überreichen Mineralvorkommen für Deutschland zu gewinnen. So triffen sie in die Heimat zurück, um sich hier für die Durchsetzung ihrer Pläne notwendige Geld zu beschaffen.

Als sie dann nach zehn Jahren wieder in Wituland erschienen, trafen sie gerade in dem Augenblick ein, als ein Krieg mit dem Nachbar, dem Sultan von Sansibar brach. So kam es, daß sie von dem Wituländer mit besonderer Freude begrüßt und logisch gehalten wurden, durch ihre Vermittlung den deutschen Kaiser um seinen Schutz gegen den erobertungslüsternden Sansibar zu Sanftbar anzufragen.

Die beiden Denhardts erkannten sofort die günstige Gelegenheit, die sich hier ergab. Sie sagten ja und kauften ein großes Stück Küstengebiet mit allen Nebenrechten.

Auf Anweisung des von den Denhardts vertriebenen Reichskanzlers Bismarck protestierte das Kaiserliche Amt in Sansibar gegen die Vergewaltigung Witulands. Der Streit wurde dann auch in dem Augenblick beigelegt, als ein deutsches Geschwader

vor Sansibar erschien und der Kapitan der „Gneisenau“ dem Sultan von Witu einen Besuch gemacht hatte. So war Wituland am 27. Mai 1887 deutsches Schutzgebiet geworden. Hier blieb einsehlich der riesigen Landbesitzer der Brüder Denhardt, die außerdem zu besondern großen Verdiensten des Suaheli-Bischofs erkannt wurden.



Gustav Denhardt, der jüngere der beiden Brüder. 1893 1911

von erff begen der eigentliche phantastische Aufstieg der Denhardts, von denen Clemens im Herbst 1887 in Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Amt nach Berlin fuhr.

Sie erhielt er durch seinen Bruder von dem Sultan des Witulandes den Auftrag, einen regelrechten Postverkehr zwischen Deutschland und dem Suaheli-Land vorzubereiten und eigene Postverzeichnisse anzulegen zu lassen.

Am 1. Juli 1887 wurde Clemens Denhardt dann zum Namen- und Außenminister Witus ernannt, und als knapp zwei Jahre später Sultan Ahmed starb und sein Schwagerer Sohn als Nachfolger die Verträge seines Vorgängers mit den Denhardts ausdrücklich anerkannte, schien die Zukunft der beiden deutschen Kolonialpioniere vollkommen gesichert.

Der neue Herrscher von Wituland war noch nicht als Sultan Ahmed auf die Jungesellschaft des Postverkehrs in seinem Reich ergab, erteilte zugleich den letzten Auftrag zum Druck eigener Marken — die wegen der zu hohen Kosten nicht in der Reihe



Clemens Denhardt, der Mann, dem Deutschland den Besitz Helgolands verdankt

Er ließ betteln und hinterließ, ohne eine Abnung davon zu haben, seinen Erben etwa eine Million.

Einige der im Juli 1889 von den Denhardts herausgegebenen Suaheli-Marken

Rechts und links daneben, links eine Feinmarke. Man sieht in dem Bild die Namen Denhardt eine Reihe der sehr feinen Suaheli-Marken, die einen Wert von etwa einer Million Reichsmark hatten.

bradert, sondern in Witu selbst hergestellt wurden — und das Clemens Denhardt um baldige Herstellung des Postverkehrs.

Im Juli 1889 wurden die ersten Schwarzdrucke auf festem Papier als Suaheli-Marken herausgegeben. Sie dienten aber nur kurze Zeit in Afrika, weil sie dem Sultan nicht gefielen, auf dessen Wunsch wurde doch in Berlin neue Marken gedruckt.

In Deutschland hatte sich indessen vieles geändert. Bismarcks Nachfolger, Caprivi, hatte mit England einen Vertrag abgeschlossen, wonach das Deutsche Reich gegen Ueberfallung des Witulandes die Insel Helgoland erhielt.

In Wituland hatte man von all diesen Vorgängen keine Ahnung. Niemand hatte die Denhardts noch den Sultan Sudo Sefaci, verständigt. Und als dann plötzlich der Uebergang der Schutzgerichtsbarkeit an England bekannt wurde, brach ein Sturm der Entrüstung in Witu los, der sich zu einem Aufruhr gegen alle Europäer auswuchs.

Die Denhardts machten unter Zurücklassung all ihrer Güter flüchten und zogen nach Deutschland zurück. Es ließ sich ganz Kisten schaffen, in denen sie einige wenige Güter mitbrachten.

In der Heimat angekommen, legten sie sich wegen ihrer Schadenersatzansprüche sofort mit den zuständigen Stellen in Verbindung, da sie wußten, daß der Kaiser der Herrscher Witulands nur unter der Bedingung zugestimmt hatte, daß die „einmaligen berechtigten Ansprüche“ der dort interessierten Deutschen befriedigt würden.

Eine einmalige Abfindung von 100 000 Mark, die der Reichstag den beiden Brüdern zahlte, wurde ihrer Unbilligkeit wegen von diesen abgelehnt.

Als im Jahre 1910 die Engländer ihnen jagt die posthohe Auslegung der Rangverhältnisse im Suaheli-Land unterlagten und ihren Grundbesitz in Witu fortnahmen, scherte sich die Katastrophe für die beiden Brüder einem kalten Ende. Fausto, in der Nähe von Witu kaufmännisch tätig, wurde während des Krieges gefangen genommen, dann ausgetauscht und nach 1917.

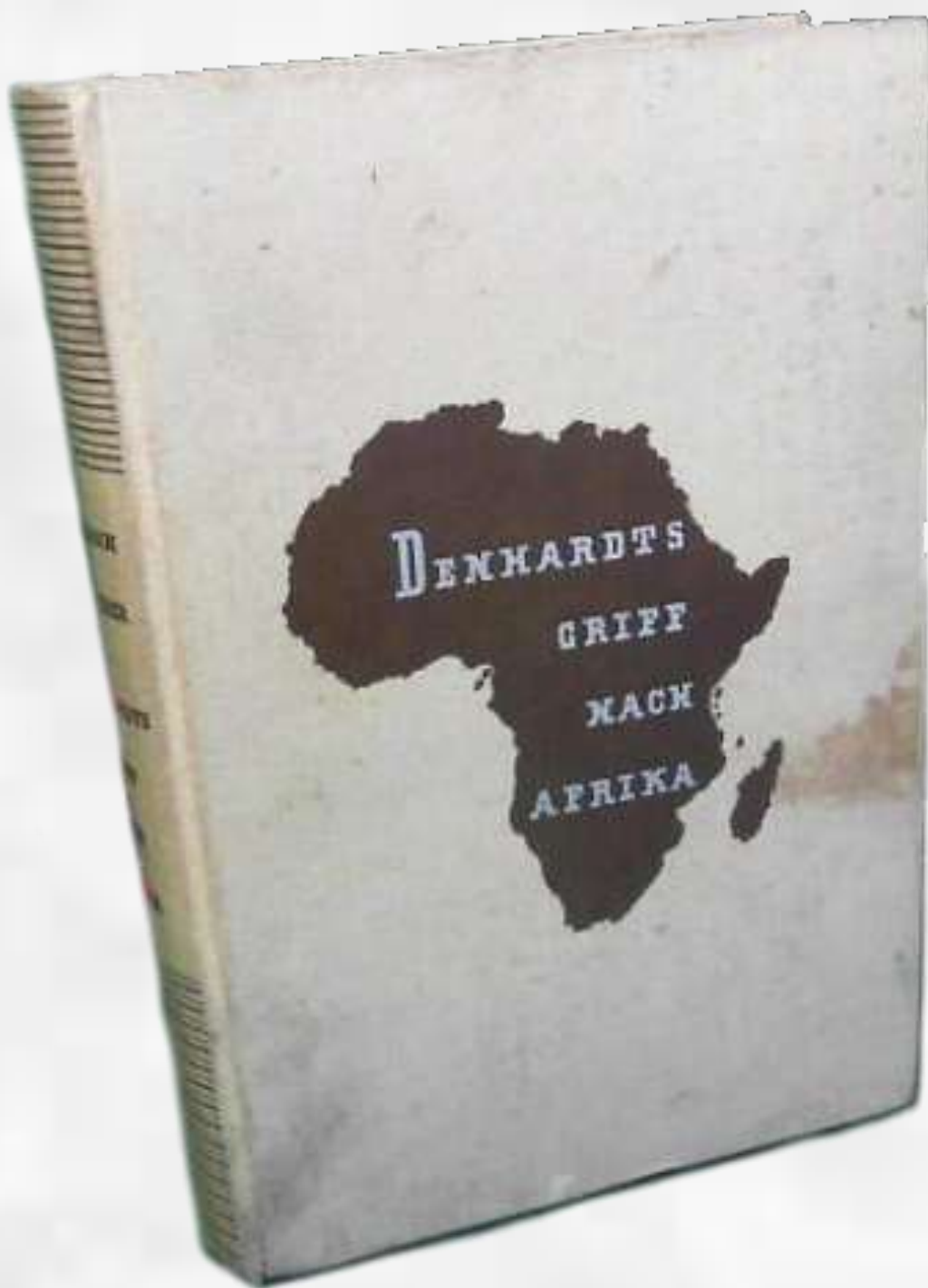
Clemens' Kampf um die ihm zustehende Entschädigung ist auch weiterhin ungeschlicht. Er sieht so arm, daß seine Nachkommen das Erbe schon auschließen wollen.

Und nun erzählt die Geschichte den sensationellen Schluß, den wohl niemand erwarten konnte, am allerwenigsten die Erben. In den zehn Kisten, welche die Brüder auf der Fahrt in die Heimat mitgebracht, und die nahezu dreißig Jahre unberührt irgendwo auf einem Speicher gehanden hatten, machte man einen letzten Fund. Man entdeckte alte Briefe mit den kostbaren Suaheli-Marken, deren Stichwert zusammen rund eine Million Reichsmark betrug. So kam es, daß Clemens Denhardt bettelarm starb und doch eine Million hinterließ.

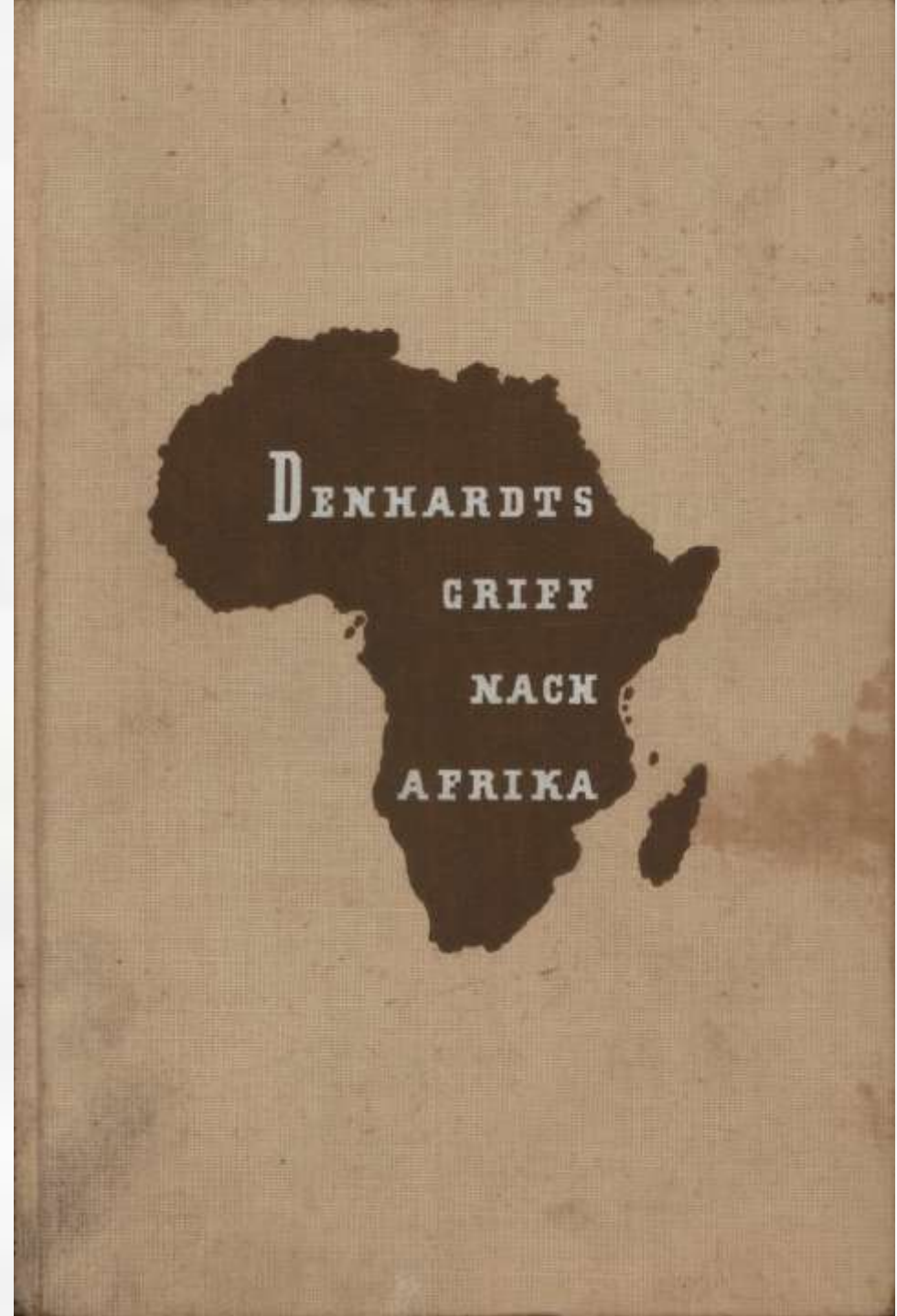
Wolfgang Schmidt

Zeitungsbericht:

Zeitungsartikel Nr. 35 vom 01.09.1938



Komplettes
Buch
von 1938



Hermann Schreiber

Denhardts Griff nach Afrika

Die Geschichte einer deutschen
Kolonialerwerbung



Verlag Scherl Berlin SW

Die Nacht liegt wie ein düsteres Bahrtuch über den weißen Häusern, und die Finsternis ist wie eine Mauer, die ein Geheimnis zu bergen scheint, in das man nicht einzudringen wagt. Vielleicht sind die warmen Monsunwinde daran schuld, die über das Land streichen und Unruhe in die Stadt bringen und auch in die Menschen, die gereizt werden und streitlustig und so seltsam anders, wenn das erste leise Wehen den Wechsel des Windes ankündigt.

Die Leute in Sansibar nehmen die Nacht hin wie ein Geschenk oder wie eine Last, und sie wehren sich nicht gegen ihr Geschick. Wenn der große Vorhang die brennende Sonne und den ewig-blauen Himmel verdunkelt hat, blinzeln für eine Weile in den engen und dumpfen Gassen noch die Lichter, aber dann erlöschen sie bald eines nach dem andern.

So gehen die Männer durch eine Finsternis, die fast drückend ist. Ihre Schritte hallen in den Gassen, und sie sprechen laut miteinander, als wollten sie mit ihren Stimmen die Stille, die über die Stadt gebreitet ist, zerreißen.

Vielleicht wäre der Spaziergang ohne Besonderheit vorübergegangen, wenn nicht Clemens Denhardt aus irgendeiner Laune an der Kreuzung der Straße stehen geblieben wäre, um hinabzublicken auf den nahen Hafen, wo von flackernden Windfackeln beleuchtet die Daus auf dem glitzernden Wasser liegen. So kommt es, daß die andern sich entfernen und ihre Stimmen leiser werden und schließlich ersterben.

Die plötzliche Stille ist das Letzte, was Clemens Denhardt mit einem Staunen feststellt, ehe der wuchtige Schlag auf seinem Kopf dröhnt, der ihn niederwirft und ihn tiefer und tiefer sinken läßt, als habe sich ein Schacht aufgetan, der kein Ende hat und keinen Grund. Dann weht wieder ein leiser Wind um seinen brennenden Kopf, und aus dem Dunkel einer Ohnmacht erwachend fühlt er, daß er mit dem Rücken an der Mauer eines Hauses lehnt.

Wäre nicht der Schmerz an der Stirn, würde er annehmen, es sei nichts gewesen oder ein Spuk habe ihn genarrt. Aber dann sieht er auch, daß sein Rock zerrissen ist, und als er hastig nach der Brieftasche fassen will, merkt er, daß sie verschwunden ist.

Die Stimmen der Freunde kommen wieder näher. Ihre Schritte hasten die steile Gasse hinunter, und dann greifen sie hilfsreich zu.

Es ist nicht viel, was Denhardt zu erzählen hat. Von dem Schlag kann er berichten und von dem Raub, den er festgestellt hat, als der Täter schon längst geflohen war.

„Vielleicht werden wir ihn noch fassen können“, meint der junge Schlunke.

Er winkt dem Schreiber des Konsulats, dann laufen die beiden die Straße entlang, die zum großen Platz vor dem Sultanspalast führen muß.

Clemens Denhardt hat ein leeres Lächeln um die Lippen:

„Das war kein Dieb, der es auf mein Geld abgesehen hatte. Aber er hat kein Glück gehabt. Die Papiere, die er fand, werden seinem Auftraggeber nichts nutzen, und die paar Münzen sind zu verschmerzen.“

Sein Bruder nickt: „Wird schon so sein, aber die Warnung ist gut. Wir wissen jetzt, daß unseren Gegnern alle Mittel recht sind.“

Clemens Denhardt versucht sich aufzurichten. Als die anderen ihn stützen wollen, winkt er ab:

„Ist schon alles wieder gut, mein Schädel ist härter, als die drüben es hoffen. Das werden sie noch zu spüren bekommen.“

Schlunke und der Konsulatschreiber sind wieder zurückgekommen. Keine Menschenseele ist ihnen auf dem Weg begegnet, auch der Wächter am Palasteingang hatte versichert, daß er nichts Verdächtiges gesehen habe.

Sie stehen eine Zeitlang beieinander und überlegen, ob sie den Überfall der Sultansbehörde melden sollen, aber dann kommen sie überein, den Vorfall auf sich beruhen zu lassen. Die gespannte Lage in der Stadt sieht nicht so aus, als ob man von Said Bargasch die Hilfe erhalten könnte, die hier notwendig wäre.

So gehen sie weiter durch die nächstlichen Gassen zu dem kleinen Gasthaus, in dem der Franzose Charles mit Umsicht und guter Küche allen Fremden, die an Sansibars Küste angeschwemmt werden, ein wenig europäische Zivilisation zu bieten hat.

Sie sitzen an dem runden Tisch beisammen, und ihre Gespräche sind nicht anders als in den letzten Wochen, seitdem sie Deutschland verlassen haben, um an der Küste Ostafrikas ihren Plan zu verwirklichen, allen Widerständen zum Trotz und ohne daß einer sie beauftragt hat, nur aus einem Willen heraus, der unerschütterlich ist wie der Gedanke, der ihn trägt.

Wie sie wurde, die Idee, ist schwer zu sagen. Vielleicht haben sie sie schon lange im Herzen getragen, ohne daß sie ihrer bewusst

wurden. Das liegt vielleicht an Afrika und an dem seltsam zauberhaften Einfluß, den der große, von ungelösten Rätseln umspinnene Erdteil auf alle Menschen auszuüben weiß, die auch nur einmal ihren Fuß auf die Küste des noch so wenig entschleierte Kontinents gesetzt haben.

Die letzten Jahre der beiden Brüder Gustav und Clemens Denhardt waren eine Wanderung gewesen. Wo ihre Wege sie hinführten, durch die Mangrovenwälder des sumpfigen Flusslandes am Ost oder hinauf zu den Stromschnellen des Tana, immer erschloß sich ihnen eine Welt des Ungeahnten und Unerforschten. Die Erkenntnisse, die sie zu sammeln und sich zu erarbeiten wußten, haben sie dem Wissensdrang einer Welt nutzbar zu machen gewußt. Als Menschen von praktischem Verstand war es ihnen gegeben, das Gesehene auch sachlich zu deuten und zu einer Hoffnung zu knüpfen, die sich vielleicht noch fern am Horizont zu dem Aufklingen einer Tat abzeichnen will und dem neuerstandenen jungen Deutschen Reich gute Aufgaben und bessere Entwicklungsmöglichkeiten schenken möchte.

Wann in den Köpfen der Brüder Denhardt zum ersten Male der Gedanke einer Kolonialgründung im Tanagebiet sich festgesetzt hat und wer ihn zum ersten Male aussprach, Clemens oder sein jüngerer Bruder Gustav, wird wohl keiner von den beiden mit Bestimmtheit sagen können.

Ihr Erlebnis, von beiden gleich stark und tief empfunden, ist wie ein Märchen. Es berichtet von dem Land des Sultans Achmed von Witu, von den Schätzen seiner Erde und den erbitterten Kämpfen, die er und seine Leute gegen die Raubgelüste ihres unersättlichen Gegners Said Bargasch von Sansibar zu führen haben.

Diese Fehde ist ewig, seitdem vor vielen Jahrhunderten die Araber von Maskat her auf der dem ostafrikanischen Festland vorgelagerten Insel Sansibar Fuß gefaßt haben und unter der Führung ihrer Sultane die Macht über die Küstenländer vom Rowuma bis zum Djubalus zu befestigen suchten. In den Herrschern der kleinen Inseln an der Tanamündung fanden sie einen Widerstand, der schwer zu brechen war, doch waren ihre Kriegsheere gewaltig, und da sie schließlich auch Kanonen und Gewehre ins Feld führen konnten, so blieben sie die Stärkeren. Als der letzte Sultan Achmed von Patta aus dem alten Geschlecht der Nabahani, den sie Simba, den Löwen, nennen, den Widerstand aufgeben mußte, floh er mit seinen Getreuen von der Insel hinüber aufs Festland und gründete im Innern das Sultanat Witu, dem sich im Laufe der Jahre die meisten Stämme der Suaheli angeschlossen.

Doch ließ Said Bargasch von Sansibar von seinem Vorhaben nicht ab, den alten Gegner endgültig niederzuzwingen. Zwar kamen die Kämpfe zu einem gewissen Stillstand, doch blieb die Bedrohung Witus durch die Araber bestehen.

Aus dieser ungelösten Frage und ewigen Gefahr heraus hatte im Jahre 1867 Sultan Achmed schon einmal dem deutschen Reisenden Brenner gegenüber den Wunsch ausgesprochen, sein Land der Schutzherrschaft Preußens zu unterstellen. Doch hatte man damals in Berlin für solche Kolonialideen wenig Verständnis, und so ließ man die Bitte des Witusultans auf sich beruhen, ohne sich weiter mit dieser Angelegenheit zu befassen.

Als die beiden Denhardts in den Jahren nach 1878 mit Achmed in Berührung kamen und er ihnen von seinem alten Wunsche erzählte, damals wohl wird den beiden Deutschen der Gedanke

gekommen sein, mit Hilfe des Sultans von Witu Deutschland eine Kolonie zur Verfügung zu stellen, die dem Handel und der steigenden Macht des Reiches ein neues Betätigungsfeld geben könnte.

Wohlweislich plauderten die beiden Brüder, nach Berlin zurückgekehrt, nicht allzuviel von ihren Ideen aus, aber sie fanden doch einflussreiche Kreise, die sich für den Plan einer Niederlassung am Tana interessierten. Da auch die Akademie der Wissenschaften sich bereit erklärte, den Forschern einen Zuschuss für ihre Expedition zu gewähren, stand den Denhardts eine Summe zur Verfügung, mit der sie hofften, dem eigentlichen Auftrag eine Erweiterung zu geben, die, wenn alles glücken sollte, Deutschland reichen Segen spenden mußte.

Dann waren sie wieder an Bord englischer Schiffe über Alexandria und Aden nach Sansibar gefahren, mit ihnen der junge Landwirt Schlunke, der sich ihnen kontraktlich verpflichtet hatte.

In Sansibar ist die Luft der Februartage des Jahres 1885 schwül und geladen mit einer Nervosität, die schwer auf den Menschen lastet. Das kühne Husarenstück des Kolonialpioniers Dr. Karl Peters, der Schutzbrief, den das Deutschland Bismarcks der neu gegründeten Kolonie in Ostafrika ausstellte, überhaupt das plötzliche Einschwenken des Reiches in die Linie der großen Überseemächte haben wie Bombenschläge in das sonst so friedliche Leben Sansibars eingeschlagen.

Die Engländer, deren Interessen an der Ostküste des afrikanischen Kontinents in den letzten Jahren sehr sichtbar geworden sind, geben sich jetzt äußerst hellhörig. Said Bargasch, der Sultan der Insel, sieht seine Machtentfaltung auf dem Fest-

land auf das empfindlichste bedroht, und die Entwicklung, die sich anzubahnen scheint, stellt auch die reichen indischen Kaufleute, die zu einem großen Teil den Handel in Sansibar in Händen halten, vor neue Aufgaben. Im übrigen traut keiner mehr dem andern. Daß besonders jeder Deutsche, der die Insel betritt, Gegenstand eines aufmerksamen und von starkem Mißtrauen durchsetzten Interesses wird, ergibt sich aus der Lage der Dinge von selbst.

Von dieser Atmosphäre einer gereizten Spannung, die sich Luft zu verschaffen sucht, haben die Denhardts in den wenigen Tagen, seit sie in Sansibar sind, schon allerlei Anzeichen zu verspüren bekommen.

Doch war der Überfall vor wenigen Minuten inmitten der Stadt ein Beweis, daß man auf die Anwesenheit der beiden Deutschen und ihres Begleiters in einer Art aufmerksam geworden ist, die sich für ihre Pläne recht bedenklich auswirken muß. Mit größter Umsicht haben die Denhardts darauf gesehen, daß von ihren Absichten Unbeteiligten nicht das geringste zu Ohren kommen kann, denn auch hier in Sansibar haben sie bisher mit niemand über ihr Vorhaben gesprochen, außer mit dem deutschen Generalkonsul, der mit einem Interesse, das weit über ihre Erwartungen ging, sich ihrer Sache anzunehmen gewillt ist. Auch von dem jungen Sekretär des deutschen Konsulats ist eine Indiskretion nicht zu befürchten. So stehen sie jetzt vor dem Rätsel, wie und durch welche unkontrollierbaren Kanäle unerwünschte Elemente von ihren Plänen Kenntnis erhalten haben.

„Es ist schon so“, meint schließlich der Konsulatschreiber. „Wir Deutschen stehen in Sansibar im Mittelpunkt einer

Beachtung, die fast ehrend ist. Da Said Bargasch seine Agenten gut bezahlt, so hängen sie wie die Spürhunde an der Fährte eines jeden Deutschen. Leicht kann es da sein, daß ein Wort, ganz harmlos gemeint, von den Spiegeln aufgeschnappt wird. Der kluge Auftraggeber versucht sich dann seinen Reim darauf zu machen.“

Clemens Denhardt nickt dem jungen Deutschen zu:

„Es kommt hinzu, daß wir hier nicht unbekannt sind und die Engländer und auch die Araber recht genau wissen, welche Wege wir in den letzten Jahren zurückgelegt haben. Da werden sie seht, nachdem wir die schöne Kolonie auf dem Festland eingesteckt haben, auf den Gedanken kommen, daß uns ein ähnliches Stückchen wie dem tüchtigen Karl Peters gut zuzutrauen wäre. Deutsche Firigheit scheint in Sansibar in hohem Kurs zu stehen. Ich möchte nur wissen, von welcher Seite aus das Spighubenstückchen von vorhin ausgeheckt worden ist. Immerhin kann der Sultan des öfteren von seinem Balkon aus auf der Reede deutsche Kriegsschiffe beobachten, und das müßte für ihn eine Warnung sein, Wegelagerer auf deutsche Reichsangehörige zu heßen.“

Der Konsulatschreiber lächt: „Die politische Lage in Sansibar ist ein wenig verschachtelt. Wenn Said Bargasch stolz verkündet, daß er ein selbständiger Souverän sei, so ist das eine Farce. In Wirklichkeit regiert Sir John Kirk in Sansibar, und der ist der englische Generalkonsul, und das sagt alles. Jedenfalls ist sein Einfluß am Hofe des Sultans ganz unzweifelhaft durchschlagend, und so wird hier im Lande nur das Gesehehen oder unterlassen, was England für gut befindet oder als schlecht für seine Interessen ablehnt.“

„Es mag sein“, meint nachdenklich Gustav Denhardt, „daß England unsere kolonialen Ansprüche in Ostafrika nicht gelten lassen will und die Londoner Diplomatie alles versuchen wird, deutsche Erfolge zu hintertreiben. Aber in Wildwestmanier schlagen sich die Engländer bestimmt nicht auf der Straße herum, und so wird auch der Überfall, den wir vor einer Weile erleben mußten, nicht auf ihr Schuldkonto zu buchen sein.“

Clemens Denhardt schlägt ärgerlich auf den Tisch: „Selbstverständlich werden sie nichts von der Sache wissen wollen, und ebenso unzweifelhaft haben sie auch nichts mit dem Straßenraub dieses Abends zu tun gehabt. Aber vielleicht hat doch der ehrenwerte Sir John Kirk mit einem leichten Blinzeln Said Bargasch zu verstehen gegeben, daß es notwendig wäre, unter allen Umständen herauszubekommen, was diese drei verdächtigen Deutschen, die so plötzlich in Sansibar aufgetaucht sind, im Sinn haben, ob sie Transaktionen in Gewürznelken planen oder eine kleine Expedition ausrüsten und in die Wege leiten möchten, mit wem sie in Sansibar Verkehr haben und wohin ihre Post geht. Das alles in Erfahrung zu bringen sei sehr wichtig, wird er gesagt haben. Der Sultan möge einmal mit seinem Polizeiminister sprechen, dann werde man sicherlich sehr bald eine brauchbare Aufklärung erhalten. Mit aller Vorsicht müsse man selbstverständlich vorgehen. Man kennt das ja!“

Sein Bruder stimmt ihm zu: „Die Quittung seiner Vorsicht hat er dir dann auf den Kopf schlagen lassen, und vielleicht hat er das Spiel wieder einmal gewonnen, denn aus den gestohlenen Briefschaften wird er, trotz ihrer Unverfänglichkeit, manches herauslesen können, was unsere Gegner nicht zu wissen brauchen.“

Ein leises Räuspern des jungen Schlunke läßt Gustav Denhardt verstummen.

Ein bunt und stuferhaft gekleideter Araber hat sich dem Tisch der Deutschen genähert. Er wendet sich an den Konsulatschreiber und bittet ihn mit einem großen Wortschwall, seine bescheidene Person, wie er sagt, den Herren vorstellen zu wollen.

Mit einem leisen Lächeln erfüllt der Sekretär den Wunsch: „Das ist Peera Dewjee, ein hochgestellter Beamter am Hofe des Sultans, und er hat anscheinend eine Botschaft auszurichten.“

Der Araber verzicht freundlich die Lippen und verbeugt sich tief und spricht Clemens Denhardt in der Landessprache an: „Ich habe dir, o Herr, zu melden, daß die Wächter den Dieb, der dir Böses antat, gefaßt haben. Es wird der Wille des Sultans sein, den Verbrecher streng zu bestrafen. Ich beeile mich, die Tasche zurückzubringen, die wir dem Täter abgenommen haben. Ihr Inhalt ist unverfehrt, wie der Herr sich überzeugen möge.“

Denhardt nimmt schweigend sein Eigentum zurück. Er verzichtet darauf, die Papiere durchzusehen, denn er weiß, daß auch nicht das kleinste Zettelchen verlorengegangen ist. Aber er wundert sich, daß die Araber am Sultanshof so schnell die deutschen Schriftzeichen enträtselt haben, dann fällt ihm aber ein, daß das englische Konsulat nicht weit vom Palast Said Bargaschs entfernt liegt. So glaubt er im Bilde zu sein.

Der Araber wird jetzt sehr zutraulich. Er bittet, an dem Tisch der deutschen Herren Platz nehmen zu dürfen, und als er hört, daß alle die arabische Sprache beherrschen, wird er sehr red-

selig. Eine große Bewunderung habe er für Deutschland, so meint er, und die Schiffe, die der große Kanzler Bismarck vor einigen Wochen zum Besuch in Sansibar habe einlaufen lassen, seien furchterregende und prächtige Festungen gewesen. Er selbst sei ein großer Freund Deutschlands, und er würde die Ehre zu schätzen wissen, den Deutschen, die ins Land gekommen seien, zu helfen, wenn sie seine Hilfe annehmen wollten. Er sei ein enger Vertrauter des Sultans, meint er abschließend und lächelt viel-sagend.

Clemens Denhardt schmunzelt: „Ein guter Leim“, flüstert er seinem Bruder zu, „doch werden wir kaum auf ihn kriechen.“

Den Deutschen macht die Sache Spaß. Sie überbieten sich in der Erfindung der abenteuerlichsten Geschichten, und schließlich merkt auch der bunt kostümierte Vertraute des Sultans, daß er die Kosten des lebhaften Gesprächs tragen soll. Aber er ist nicht übelnehmerisch, und schließlich muß er selbst lachen, als die Herren so dick auftragen.

Doch liegt ein wenig Spott um seinen Mund, als er sich erhebt, um sich mit vielen Verbeugungen von den Deutschen zu verabschieden.

Ein sonniger Tag liegt über Sansibar. Die Straßen sind erfüllt von Händlern, die ihre Ware feilbieten, und von Kauflustigen, die von den kleinen Dörfern der Insel in die Stadt gekommen sind. Der langgestreckte Hafen ist übersät von den zahllosen kleinen Daus, die der günstige Nordostmonsum nach Sansibar getrieben hat, viel Volk und noch mehr Aufregung und Leben in das Straßenbild bringend.

Als Clemens Denhardt sich auf den Weg macht, den deutschen Generalkonsul wieder einmal aufzusuchen, muß er an der Kreuzung zur großen Verkehrsstraße beiseitetreten, denn mit viel Lärm und dem ohrenbetäubenden Getöse ihrer schmetternden Blechinstrumente zieht die Garde des Sultans zu ihrer täglichen Parade vor dem Palast auf.

Ein farbenprächtiges Bild: schreiend bunte Uniformen, romantisch ausgestafferte Offiziere auf prächtig geschirrten Araberhengsten, flatternde Fahnen, Lanzenräger, Männer mit altertümlichen Musketen auf den Schultern, Neger aus dem Sudan und hellhäutige Araber aus dem Norden, Alte und Junge, kräftige, klobige Gestalten und Gebrechliche, denen der Hunger aus den Augen sieht, alle laufen sie wirr durcheinander. Doch scheinen sie sich ihrer Würde als Soldaten bewusst zu sein, denn sie tun sehr großspurig, und wenn ihnen einer über den Weg läuft, schlagen sie nicht sanft zu.

Vor dem Palast des Sultans stellen sie sich in Reih und Glied auf. Dann ertönt ein Kommando über den Platz. Da nehmen sie die Gewehre von den Schultern und beginnen wild in die Luft zu schießen.

Ein ohrenbetäubendes Krachen ist das. Als die Musik in das Getöse einfällt und die Soldaten zu schreien beginnen, schwillt der Lärm zu einem Orkan an.

Said Bargasch, dem Sultan, aber scheint er großen Spaß zu machen, denn er beugt sich, allem Wolle sichtbar, über die Brüstung der Terrasse seines schönen Hauses und klatscht den salutierenden Offizieren freundlich lächelnd Beifall zu.

Menschenmassen halten den weiten Platz umfassen. Sie haben Denhardt auf seinem Beobachtungsposten eingekreist, so daß er

keinen Schritt vorwärts oder zur Seite machen kann. So bleibt ihm nichts übrig, als zu warten, bis das groteske militärische Schauspiel sich wieder verlaufen hat.

Treibholz sind diese Soldaten, denkt er, und zu nichts anderem nütze, als ihrem selbstherrlichen Sultan ein wenig Macht vorzugaukeln, die er nicht besitzt.

Ob der Engländer, der sich als General dieser seltsamen Schaubudenarmee hergegeben hat, sein Amt wirklich ernst auffaßt? Sicherlich, denn es liegt ja System in dieser Komödie, und ein selbständiger Souverän von Sansibar von Englands Gnaden kann London bessere Dienste tun als ein Said Bargasch, dem man auch den lehten äußeren Schein seines bischen Herrschertums genommen hat. Der Sultan von Sansibar will, wie England will, und wenn er keine Seitensprünge bei dieser Tonart riskiert, wird er nicht schlecht dabei fahren.

In Deutschland kann man ein Lied von dieser prächtigen Sansibarkomödie singen, denn hätte nicht auf Geheiß seiner britischen Ratgeber Said Bargasch an den Küstenplätzen des ostafrikanischen Festlandes seine Fahnen hissen lassen, dann brauchte sich die neue Kolonie Deutsch-Ostafrika nicht so ernste Sorgen um ihre Zugänge zum offenen Meer zu machen.

Die Fahnen Said Bargaschs sind Riegel, feste Riegel! Hinter ihnen steht die englische Diplomatie, und man muß schon gute Zähne haben, um mit den harten Bissen fertig zu werden, die sie einem vorzusetzen weiß.

Clemens Denhardt ist nicht ein Mann des impulsiven Handelns und der Voreiligkeit, die ihr Ziel schon in den Händen zu halten glaubt, wenn es noch kaum in seinen Umrisen zu erkennen ist. Der Plan einer deutschen Sultanskolonie Witu ist

gewiß nicht von heute. In dem bedächtigen Sinn des Mannes ist er schon viele Male geprüft und sorgsamst durchdacht worden, und auch das Risiko wurde dabei nicht vergessen.

Die Chancen stehen eins zu zwei. Auf der einen Seite die Widerstände:

Das sind in Deutschland ein Parlament ohne Kolonialinteresse und ein Behördenapparat, der sich von seiner geliebten Kontinentalpolitik nicht gern abbringen lassen möchte, Neid und Überheblichkeit, die dünkelfast auf den herunterblicken, der nicht große akademische Würden mit Positionen von beachtlichem Format verbinden kann, schließlich auch Phantasielosigkeit und Topfguckerei, die ihr Auge nicht über den gutgedeckten Tisch hinweg zu erheben vermag.

Das ist in England eine Spinne, die ihre Fäden über die Welt gezogen hat. Es gab in allen Zeiten selten etwas Nennenswertes, das an diesem Tun das geringste auszusetzen gewagt hätte. Die Engländer sind dazu da, Kolonien zu gründen. Das ist nun einmal so. Da sich alle mit dieser Winzentatsache abgefunden haben, soll man einmal einen suchen, der es wagt, ein wenig anderer Meinung zu sein!

Gut, sollen die Engländer Kolonien gründen — warum nicht! Doch was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Deutschland ist auch ein großer Staat. Sein Boden ist nicht groß und trüchtig genug, um alle seine Menschen satt zu machen. Warum soll es da nicht über die Welt greifen dürfen, um sich alles das rechtlich zu sichern, was es braucht, genau so, wie es England getan hat und andere tun, die schneller auf den Beinen sind.

Nun gut, Deutschland hat jetzt seine Ansprüche angemeldet. In Südwestafrika hat ein Lüderik mit Geschick und einer gesunden

Initiative dem deutschen Volk eine Kolonie zum Geschenk gemacht. Auch der Peters hat den geschicktesten Einfall seines Lebens gehabt und kann sich rühmen, den Engländern einen prächtigen Bissen in Afrika vor der Nase weggeschnappt zu haben.

Es hat viel Aufregung und Lärm in der großen Schwabstube in Berlin gegeben, als die Kolonialgründerei publik wurde, und wäre nicht der Bismarck gewesen, der sich so forsch ins Lager der Pioniere herüberschwang, dann hätten die Hasenkerle im Parlament am liebsten die schönen Kolonien wieder den Engländern ausgeliefert.

Das sind die Schwierigkeiten und die Widerstände!

Aber auch die Aktiva dürfen nicht zu kurz kommen. Vor allem dieser Bismarck, der mit seiner diplomatischen Überlegenheit und Staatskunst den Engländern ein bißchen Feuer unter ihre Selbstsicherheit zu legen weiß.

Dann ist man selbst noch da. Mit etwas Zähigkeit kann man auch aufwarten. Schließlich soll auch der brave Sultan Achmed nicht vergessen werden, dessen Gesicht zu einer wilden Grimasse wird, wenn man nur den Namen Said Bargasch nennt. Tüchtige Krieger hält dieser Witufürst in guter Zucht, und das sind Kerle, die nicht so verweichlicht sind wie diese Paradeaffen in Sansibar.

Gute Freundschaft hat man in Witu geschlossen, und sie ist nach der Sitte des Landes mit Blutsbrüderschaft besiegelt worden, was keine Auserlichkeit ist, sondern ehrliches Vertrauen und Bekenntnis einer Kameradschaft, die ihre Feuertaufe bestehen könnte.

Alles vortreffliche Aktivposten in einem Kalkül, das man in langen Jahren aufgestellt hat. Was in der Rechnung fehlt,

müssen ein wenig Glück und persönlicher Draufgängermut ersehen. Man wird es daran nicht fehlen lassen!

Und mit dem Glück hat man bereits ein bißchen Fühlung bekommen.

Ist es nicht ein wunderbarer Zufall, daß ausgerechnet in diesem Augenblick des Griffs nach Witu der alte Afrikaner und ausgepichteste Kenner arabischer Verhältnisse, Gerhard Kohlfs, als Generalkonsul in Sansibar die Interessen des Deutschen Reiches wahrzunehmen beauftragt ist? Einem Mann darf man in die Augen blicken, der einen versteht, der von der Zukunft des diplomatischen Betriebes noch nicht überkrustet ist und mit offenem Blick die Dinge sieht, wie sie sind, und auch mit den Engländern in seiner behäbigen und freundlichen Art gut fertig zu werden versteht, schon weil sie vor dem Namen Gerhard Kohlfs Respekt haben und wissen, daß er kein Stubenhocker ist, sondern ein Forscher, dessen Expeditionen, Taten und Erkenntnisse so manche Rätsel des großen schwarzen Erdteils entschleiern haben.

Gut, daß ein solcher Mann in Sansibar deutsche Konsulatsdienste leistet! Man wird mit seinem Plan schneller zu Rande kommen, wenn dieser Helfer einem zur Seite steht.

Die Zirkusvorstellung, wie Denhardt die Parade vor dem Palast in seinen Gedanken nennt, scheint abzuklauen. Der Sultan hat sich in seine Gemächer zurückgezogen, das Militär verläuft sich wie ein Volkshaupe, der sich an seiner Neugierde satt gesehen hat.

So kann der Deutsche rasch den Platz überqueren und das Haus auffuchen, wo der schwarze Türhüter ihn bereits mit einem freundlichen Grinsen begrüßt.

Gerhard Kohlfs kommt seinem Besucher mit raschen Schritten entgegen:

„Sie haben viel Glück, lieber Denhardt!“ ruft er ihm freudestrahlend zu. „In Berlin geschehen Wunder! Ich erhalte ein Schreiben des Auswärtigen Amtes, in dem Sie mir dringendst ans Herz gelegt werden, da man dort großes Interesse für Ihre Pläne habe. Das ist allerhand! Als vor nicht allzulanger Zeit ein Mann ähnlichen Schlages wie Sie das deutsche Konsulat in Sansibar aufsuchte, mußte der deutsche Vertreter ihm eröffnen, daß der pp. Doktor Peters weder Anspruch auf Reichsschutz für eine Kolonie noch auf Garantie für sein eigenes Leben habe. Gehe er dennoch mit seinem Plan vor, so geschehe dies auf seine eigene Gefahr und Verantwortung. Welcher Wandel in den wenigen Monaten! Ich freue mich, daß er Ihnen und Ihrem Werk zugute kommen soll.“

Eine gute Nachricht, denkt Denhardt. Er freut sich, daß das Ersuchen der Freunde in Berlin im Auswärtigen Amt Verständnis gefunden hat:

„Das ist mehr, als ich erwartet habe. Wenn ich in der Wilhelmstraße die Unterstützung finde, die ich brauche, dann ist mir nicht bange um meinen Plan.“

„Ganz so rosig sehe ich die Sachlage nicht an“, meint Kohlfs bedächtig, „denn die Besitzverhältnisse, besonders an der Küste von Witu, zeigen sich noch recht ungeklärt, und es wird viele diplomatische Verwicklungen kosten, bis ein wenig Klarheit geschaffen ist und Sie zuschlagen können, wenn in Witu alles nach Ihren Wünschen geht.“

„Die Ansprüche, die Said Bargasch auf dem Festland geltend zu machen versucht, stehen auf dem Papier. Eine tatsächliche

Oberhoheit übt er dort nirgends aus, und ich habe mich davon überzeugt, daß die Rechtsansprüche des Sultans Ahmed auf sein Land und die angrenzende Küste durchaus in Ordnung sind. Bei einem energischen Vorgehen dürfte es Deutschland nicht schwerfallen, dies nachzuweisen."

"Ich weiß nicht", bezweifelt Kohlfs, „ob Ihr Optimismus nicht ein bißchen zu forsch kutschiert! England wird die These Said Bargaschs vertreten, und Sir John Kirk, mein verehrter britischer Kollege, hat Haare auf den Zähnen; er wird uns zu einem Tanz aufzuspielen wissen, bei dem man mit der Puste haushalten muß."

Denhardt winkt mit der Hand ab. „Verfrühte Gedankengänge, Zukunftsmusik! Wir wollen einmal abwarten, wie sich die Dinge im Lande Sultan Ahmeds entwickeln werden. Ich habe da so meine eigenen Gedanken."

Die Herren kommen auf Näherliegendes zu sprechen. Teilnahmenvoll hört Kohlfs dem Bericht über den gestrigen Überfall zu. Auch er ist dafür, die Sache nicht weiter zu verfolgen, schon weil eine Untersuchung nichts zutage fördern wird und es im übrigen besser ist, die politischen Kreise in Sansibar möglichst wenig mit einer „Affäre Denhardt" zu beschäftigen.

Doch kann Kohlfs seinen Besucher mit einer weiteren günstigen Nachricht überraschen. Durch einen Mittelsmann ist es ihm gelungen, einen zuverlässigen Suaheli-Nahosa ausfindig zu machen, der mit seiner Frau bereit wäre, trotz des ungünstigen Monsunwindes nach Lamu zu segeln.

Der Mann sei vertrauenswürdig, versichert Kohlfs, er sei auch kein Freund der Araber, und so wäre von seiner Seite ein Verrat nicht zu befürchten.

„Das geht ja schneller als ich dachte", freut sich Denhardt. „Proviand für die Überfahrt haben wir bereits aufgekauft. Nur mit den Geschenken, die ich Sultan Ahmed überbringen möchte und die zu einem Teil als Kaufpreis für ein Stück Land dienen sollen, komme ich nicht zu Rande. Ich muß das alles im geheimen bewerkstelligen, denn wenn solche Käufe bekanntwerden, können sich die Engländer rasch an den fünf Fingern abzählen, was gespielt werden soll."

„Auch hier weiß ich vielleicht Rat", überlegt Kohlfs. „Ein Inder, der mir zu Dank verpflichtet ist, könnte als Mittelsmann auftreten, und auch die Gewehre, die Sie sich beschaffen möchten, wären aufzubringen und auch so zu verpacken, daß ihr Transport nicht weiter auffällt. Doch werden wir noch einige Tage warten müssen, bis alles vorbereitet ist."

„Zeit ist hier billig", meint Denhardt, das Gespräch abschließend.

Als Kohlfs seinen Besucher zur Tür führt, bittet er ihn, am Nachmittag an einem kleinen Tee-Empfang im Garten des Konsulats teilzunehmen.

„Es wird sehr interessant sein", meint er lächelnd, „denn auch der englische Generalkonsul Sir John Kirk hat sein Erscheinen zugesagt."

In dem Haus, das mit dem leuchtenden Teppich seiner Bougainvillien so harmlos und freundlich in die Straße schaut, sitzt vor seinem Schreibtisch Sir John Kirk, Englands Generalkonsul in Sansibar.

Schlicht ist alles an dem Mann, der einfache Rock, der salopp die schlanke Gestalt umhüllt, die unauffällige Krawatte, der buschige melancholisch herunterhängende Schnurrbart, die rothigen Wangen und die Augen, die stets mit einer betonten Liebenswürdigkeit über die Menschen gleiten.

Es kann zuweilen sein, daß sich der Blick Sir Johns verändert und hart wird und seltsam starr. Aber das ist dann immer nur für einen Augenblick. Als ob der Mann sich schnell einer Unachtsamkeit bewußt würde, gewinnt plötzlich das Auge wieder eine unverbindliche Freundlichkeit, die wie ein Schleier über dem Wesen Sir Johns liegt, so daß wenige an den Menschen selbst herankommen können.

Wer ihn von seinem Äußeren her beurteilen würde, bekäme ein falsches Bild von dem Mann, denn er ist nicht der glatte und harmlose Plauderer, als den er sich gern geben möchte. Seine Kenntnisse über afrikanische Verhältnisse und die geheimnißvollen Strömungen, die den Kontinent nach allen Himmelsrichtungen durchziehen, hat er sich an Ort und Stelle erarbeitet. Er kennt die Völker, die hier auf dem Schachbrett des britischen Imperiums als Figuren hin und her geschoben werden, und er ist ein vorzüglicher Taktiker in diesem königlichen Spiel.

Bestimmt ist er ein Mann eines rechtlichen Sinnes, aber in der Politik, die eigens erfunden zu sein scheint, seinem Lande den ewigen Reichthum zu sichern, ist er skrupellos, und die mit ihm die Klinge zu kreuzen haben, sind mit peinlichen Überraschungen selten verschont worden. Alles für England! Das ist seine Religion. Sie ist weitmaschig genug, sich mit Moralitäten nicht herumzuschlagen, sofern nur alles einiger-

maßen den Anschein eines fair play, wenigstens rein äußerlich, behält.

Die langen Jahre hindurch war das Spiel in Sansibar leicht und ohne besondere Aufregung gewesen. Die Fäden waren, sauber und gradlinig gezogen, aus allen Gegenden seiner Einflusssphäre in einer Hand zusammengelaufen, und wie eine Spinne hatte er dafür gesorgt, daß dem feingesponnenen Netz kein Schaden zugesügt wurde.

Bis die Deutschen kamen, unvermutet und ohne daß man den Faktor beizeiten in Rechnung zu setzen gewußt hatte! Was zur Arbeit eines Lebens gemacht werden sollte, hatte die Unbekümmertheit einiger Wagehälse peinlich zu rupfen begonnen. Das war unangenehm für England und für ihn zugleich blamabel.

Soll es da wundernehmen, daß Sir John Kirk, Londons gerissenster Mann auf afrikanischem Vorposten, zwar nicht die Nerven verliert, denn er hat keine, aber doch mit der gereizten Unruhe eines Tieres der Wildnis die neuen Feinde beängst, um sich auf sie zu stürzen, sobald sie sich die erste Blöße geben? Dem Karl Peters hatte er nicht rechtzeitig auf die Finger klopfen können, aber daß die Hoffnungen der neuen Kolonialgründer nicht allzu hoch in den Himmel wachsen, dafür wird er schon zu sorgen wissen.

Schade, daß dieser Gerhard Koblfs von Amts wegen sein Gegner werden mußte. Er hat eine Vorliebe für diesen Deutschen, der so ganz anderes Format hat wie so viele seiner Landsleute und der ein guter Kamerad sein konnte, wenn man draußen im wilden Busch oder in der Verlorenheit der ewigen Wüste ein Stück Wegs mit ihm wandern durfte. Ein großer

Mann, dieser Gerhard Kohls! Daß die in Berlin das nicht zu schätzen wissen, ist unverständlich, wenn es auch für England ein Glück ist.

Es ist Sir John auch völlig gleichgültig, daß dieser Gerhard Kohls bei allen Anlässen ihn spüren läßt, wie sehr er in ihm den Gegner wittert, und wie peinlich er sich zurückhält, ihm auch nur ein wenig Offenherzigkeit zu zeigen.

Er ist mein Feind, denkt Sir John. Aber er ärgert sich nicht darüber. Es ist eine zärtliche Gutmütigkeit dabei, wenn er leise bedauernd Pläne schmiedet, die den deutschen Konkurrenten auf dem diplomatischen Schachbrett in Sansibar matt setzen könnten.

Ein Sekretär ist in das Zimmer Sir Johns getreten und hat ihm ein Schreiben auf den Tisch gelegt. Wenige Zeilen berichten über einen Überfall auf den Deutschen Clemens Denhardt und den Raub seiner Brieftasche.

Dummköpfe und Ignoranten! Wütend wirft der Generalkonsul den Zettel auf den Tisch. Dann wendet er sich an den Schreiber:

„Richten Sie, aber mündlich, dem mit so großer Gescheitheit begnadeten Minister im Sultanspalast aus, daß solche Ungeschicklichkeiten nicht im Sinne der englischen Politik lägen und im Wiederholungsfalle der englische Vertreter gefonnen wäre, an der Seite seines deutschen Kollegen gegen Straßenräuberei vor den Augen des Sultans energischste Verwahrung einzulegen!“

Dann bittet er den Schreiber, ihm die Mappe „Denhardt“ zu bringen. Als der blaue Aktendeckel vor ihm liegt, entnimmt er ihm die Aufzeichnungen und liest: „Clemens Denhardt, geboren

am 3. August 1852 zu Zeitz in Deutschland. Gustav Denhardt, geboren am 13. Juni 1856, ebenfalls zu Zeitz. Beide Herren entstammen einer gutbürgerlichen Familie. Sie besuchten in ihrer Jugend die höhere Schule, bestreiften sich später des Studiums eines Ingenieurs. Im Jahre 1878 kamen sie mit einem Dampfer in Sansibar an und fuhren einige Zeit später mit einer Dau nach Lamu. Sie setzten dort über auf das Festland, um sich dann einige Jahre im Mündungsgebiet des Tana und am Odfusse aufzuhalten. Sie waren längere Zeit hindurch Gäste des Sultans Ahmed von Witu und wurden dort äußerst zuvorkommend behandelt. In Begleitung des Sultans machten sie verschiedene Reisen durch das seiner Oberhoheit unterstehende Land.

Nach Berichten zuverlässiger Gewährsmänner aus Lamu scheint der Einfluß der beiden Brüder auf den Herrscher des Landes sehr bestimmend gewesen zu sein. In Begleitung der beiden deutschen Herren befand sich auch der in Sansibar ansässige Arzt Dr. Fischer, ebenfalls deutscher Nationalität. Später reisten die Denhardts, ohne daß Näheres über ihre Pläne zu erfahren war, nach Deutschland zurück. Sie hielten sich dann lange in Berlin auf. Es ist festgestellt worden, daß sie Verhandlungen mit einflussreichen und kapitalkräftigen Persönlichkeiten der Reichshauptstadt geführt haben. Ergebnisse unbekannt.

Es trifft zu, daß die beiden Denhardts auch wissenschaftliche Forschungen im Wituland angestellt haben, denn ihre Arbeiten haben die Akademie der Wissenschaften in Berlin veranlaßt, den Herren zu ihrer jetzigen Reise eine namhafte geldliche Beihilfe zu gewähren.“

Sir John Kirk nicht befriedigt. Eine gute Leistung des Überwachungsdienstes, eine vortreffliche und saubere Art Informationen zu erhalten, besser und gefahrloser jedenfalls als Brigantendienste! Man liest die wenigen Zeilen, dann kann auch der größte Stümper auf dem Parkett der Politik enträtseln, was unsere beiden deutschen Gäste in Sansibar für Pläne im Kopf wälzen.

Also Witu! Nicht übel! Die Karte hat man im Kopf, schönes, fruchtbares Land, erstreckt sich bis zur Küste. Doch müssen da irgendwo noch Stationen des Sultans von Sansibar ihr vergessenes Dasein verträumen. Allerdings ist der Krieg zwischen Simba und Said Bargasch in Permanenz! Das verschleiert die Besitzrechte. Man muß sie in englischem Sinne zu klären versuchen.

Im Generalkonsulat eines Sir John Kirk ist alles sehr schön geordnet, und so braucht der Herr des Hauses nur nach der Mappe über Witu und seinen Sultan zu fragen, um in wenigen Augenblicken alles Wesentliche über die Lage des Landes vor Augen zu haben.

Da ist ein Bericht des englischen Missionars Wakefield. Er spricht über die Stämme der Galla und Suaheli, „die zu einem großen Teil Simba den Löwen als ihren Führer anerkennen, doch sind die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Völkern sehr lose, bis auf das Land Witu selbst, das unter dem Regime seines Sultans, nach afrikanischen Maßstäben wenigstens, ein einheitliches Ganzes darstellt. Den Reichtum der Galla bilden ihre Herden, silbergraue Rinder, Fettschwanzschafe, weiße Ziegen, auch Kamele und Pferde. Außer den Galla leben in Witu friedlich und freundschaftlich nebeneinander noch die Stämme

der Wabuni und Wapokomo. Der Sultan Ahmed, obgleich Mohammedaner und Abkömmling eines arabischen Geschlechts, hat die Sklaverei in seinem Lande aufgehoben. So ist der Zuzug entflohener Sklaven nach Witu sehr groß. Die mit Simba ins Land gekommenen 13 000 Menschen aus Patta, Lamu, Takaungu und Mombassa, einst die Herrenkaste des Küstenlandes, bilden auch heute den Adel Witus und fühlen sich mit ihrem Herrscher aufs engste verbunden. Die Regierung Ahmeds ist gerecht und weitsichtig, und sie bemüht sich um das Wohlergehen aller Untertanen ohne Unterschied der Person. So ist es nur der ewige Krieg gegen Sansibar, der das Aufblühen des Reiches verhindert und stört.“

Sir John Kirk genügen diese Angaben. Er glaubt die Dinge nun klar zu sehen, und er weiß, daß es ihm nicht schwerfallen wird, ein Spiel, dessen Bedeutung er erkannt hat, nach seinem Wunsch zu Ende gehen zu lassen.

Auch er hat schon einmal mit dem Sultan von Witu in Verbindung gestanden, und Briefe haben sich gekreuzt. Da aber Simba der unverföhnliche Feind Said Bargaschs ist und der Sansibarfürst die erklärte Trumpfkarte Englands in diesem Interessenwinkel darstellt, so hat er es doch für besser gehalten, dem Rebellen von Witu, wie er Ahmed zu benennen pflegt, ein wenig die kalte Schulter zu zeigen.

Doch wird es jetzt besser sein, eine neue Note in das Lied zu bringen.

So befehlt Sir John den arabischen Dolmetscher und Schriftkundigen des Konsulats in sein Zimmer und macht sich an die Arbeit, einen schönen und formgerecht auf arabische Denkungsart eingestellten Brief nach Witu zu diktieren.

„Dem angesehenen großen und lobenswerten Herren, unserem lieben Freund, dem Sultan Achmed ben Fumo Lutui ben Scheich Nabahani!

Möge der große Gott den Sultan bewahren und ihn sichern vor allem Schlechten und Schadhafsten! Wisse, daß ich in Deinem Namen mit Said Bargasch gesprochen habe, denn ich und der Sultan von Sansibar haben die gleichen Interessen, und wir sind uns einig in unseren Wünschen für die Zukunft, und zwischen uns gibt es keine Geheimnisse.

Aber ich bin auch Dein Freund! Mein Schreiben soll Dir sagen, daß es für Dich ein Gebot der Weisheit ist, den Befehlen Said Bargaschs gehorsam zu sein, denn ohne Deinen Gehorsam wird es Sicherheit und Vertrauen zwischen den beiden Völkern niemals geben.

Der Sultan von Sansibar, Said Bargasch, hat in seinem Herzen den brennenden Wunsch, Dich in Deiner Stellung als Herr Deines Landes zu stützen und Dein Ansehen zu mehren mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen. Folge also meinem Rat und ziehe in allen Deinen Ländern die Flagge des Sultans von Sansibar auf und zeige ihm und aller Welt, daß Du an seiner Seite stehst. Dies wird Dir zum Ruhm und zu Deinem Vorteil gereichen! Ich rate Dir gut, höre nicht auf die Worte von Leuten, die nur böse Absichten im Herzen tragen und die Dir das Deine stehlen wollen. Vertraue nicht den Ränken anderer Fremden, die Dich in dem Glauben bestärken, ein Feind Said Bargaschs bleiben zu müssen.

Diese schlechten christlichen Ratgeber sind nicht die Freunde Englands! Sie haben auch keine Macht in Sansibar, und helfen können sie Dir niemals in Deiner Not!

Wisse, daß die Engländer die wahren Freunde der Menschen in Afrika sind, und vergesse nicht, daß auch die vielen Millionen Inder Untertanen des Königs in London sind.

Wir, die Gott so mächtig gemacht hat, werden in guten und schlechten Zeiten immer an der Seite des Sultans von Sansibar ausharren. Wir tun dies, weil es unser Wunsch ist, die Länder und die Menschen Afrikas zu schützen und ihren Reichtum zu mehren!

Sollte ein weißhäutiger Reisender in Dein Land kommen und sagen, er sei von mir geschickt, so glaube ihm nicht, es sei denn, er wäre im Besitz eines Schreibens, von meiner Hand gezeichnet oder von der meines Stellvertreters Mr. Haggard in Lamu.

Ich erfahre alles, daher ist es mir zu Ohren gekommen, daß einige Männer sich aufmachen wollen, in Deinen Ländern Ränke zu schmieden.

Ich rate Dir gut, bleibe ein getreuer Untertan des Sultans Said Bargasch! Er hat mir sein Wort gegeben, daß, wenn Du ihm huldigst, die Größe Deines Namens und Dein Ansehen aufs herrlichste und für alle Zeiten verewigt sein werden.

Dies schreibt Dir Dein guter Freund John Kirk.“

Ein kindliches Schreiben, denkt der Engländer, als ihm der Dolmetscher den Brief vorliest. Aber Kinder müssen wie Kinder behandelt werden. Vielleicht wird man beizeiten und ehe die beiden Deutschen die Grenze Witus überschritten haben einen zuverlässigen Sendboten zu Simba schicken können. Dann müßte es wundernehmen, wenn in diesem Wettbewerb zwischen John Kirk und dem werten Kollegen Gerhard Koblfs das Großbritanische Weltreich ins Hintertreffen kommen sollte.

Sir John Kirk überlegt einen Augenblick. Dann befiehlt er, den Araber Mohammed ben Jussuf zu ihm zu führen. Er weiß, daß er keinen zuverlässigeren und unauffälligeren Boten finden wird und auch keinen schlauerem.

Jetzt ist er zufrieden mit seinem Tagewerk, der englische Generalkonsul, und so sammelt sich wieder unverbindliche Liebenswürdigkeit in seinem Gesicht. Er hat eine vortreffliche Laune bekommen, und es wird ihm ein ausgesprochenes Vergnügen sein, hinüber in das Haus des Deutschen zu gehen, um freundlichere Worte mit allen zu wechseln, die ihm die Hand schütteln.

Es ist seltsam um die Menschen Europas. Sie können ihre Häuser bauen, wo es auch sei, hinter dem sperrenden Wall einer Einsamkeit, die das Schlinggewächs des Urwalds aufgebaut hat, inmitten einer Dase, vor deren Rändern sich die Sandwüste in ihrer Endlosigkeit ergießt, unter Palmen und neben Hütten brauner und schwarzer Eingeborener und überall auf der weiten Welt – immer werden die Häuser, von Menschen des alten Kontinents gebaut, ein Stückchen Europa in die Wildnis zaubern. Hinter den Mauern des Hauses versinkt die Exotik der Fremde und weicht der Heimat, die ewiggültig und durch nichts getrennt wiederauferstanden ist. Die Menschen, die das Haus bewohnen, sitzen an ihren Tischen, sie essen und sie trinken und sie sprechen, scherzen und träumen genau so, wie Menschen weit über die Weltmeere hinweg zu Hause irgendwo in einer kleinen Stadt dies auch tun.

So kommt es, daß die Atmosphäre hier und dort die gleiche ist und den Menschen, die weitab von dem Land ihrer Jugend in der Unergeschlossenheit ferner Zonen leben, das Bild der Heimat

nicht verlorengeht, weil es lebt in Häusern und Zimmern und Gewohnheiten, die sie nicht ablegen und die sie pflegen wie einen Kult.

Ein kleines Stück Deutschland ist auch das Haus des Generalkonsuls Gerhard Mohls in Sansibar. Es hat nichts zu besagen, daß die Wände weiß gekalkt sind und der Fußboden mit Steinplatten belegt ist und man aus hohen runden Fenstern hinaussehen kann auf die scharf gezeichneten Silhouetten der Palmen und das bizarre Gewirr der Eukalyptushaine.

Das alles ist nur äußerlich.

In dem großen Zimmer zu ebener Erde, dessen große gläserne Tür zum Garten führt, aber ist Deutschland, so echt, wie es nur sein kann. Die Herren sitzen in kleinen Gruppen beisammen und rauchen ihre Zigarren, und aus den dickbauchigen Tassen duftet der Kaffee so, wie man ihn zu Hause liebt.

Die deutsche Kolonie in Sansibar ist nicht groß. Aber die wenigen Kaufleute, die durch irgendwelche Geschäfte hierher gewirbelt wurden, halten gute Kameradschaft, und da auch einige Österreicher in Sansibar Handelsniederlassungen gegründet haben, so bildet das deutsche Element in der Stadt Said Bargaschs eine stattliche Gruppe. Auch mit den Franzosen, Italienern und Engländern hält man gute Freundschaft, soweit nicht die Politik die Köpfe erhitzt, was aber den Frieden nicht zu stören vermag.

An dieser Eintracht hat auch die überraschende Kolonialgründung Deutschlands gegenüber der Insel Sansibar nichts zu stören vermocht. Die englischen Herren geben sich nach wie vor höflich und gehen mit äußerer Gelassenheit über die Enttäuschung hinweg, die der von allen Angehörigen der europäischen Kolonie

ohne Vorbehalt bewunderte Husarenritt Karl Peters' ihren Hoffnungen bereitet hat.

Gerhard Koblfs begrüßt Sir John Kirk mit einer betonten Zuverlässigkeit und zieht ihn gleich an den Tisch heran, an dem die anderen Herren sitzen, die beiden Brüder Denhardt, der junge Schlunke und, geschmiegelt und gebügelt, der unvermeidliche Gast bei allen diplomatischen Empfängen und Vertraute des Sultans, der Jnder Peera Dewjee.

Mit einem verbindlichen Lächeln begrüßt der Engländer Elemens Denhardt, den er sogleich in ein Gespräch zieht. Doch hat er wenig Glück, denn der Deutsche zeigt sich zurückhaltend. Nur einmal, als Sir John sich über die wissenschaftlichen Ziele der Reise Denhardts erkundigt, wird der ein wenig lebhafter, denn nun kann er sich endlich einmal seinen Ärger über verschiedene Mißbelligkeiten bei der Zolluntersuchung in Aden von der Leber reden:

„Man hat meine Instrumente behandelt, als wären sie Kaffeesäcke. Die beschädigten Kisten hat man erbrochen und die wertvollen Apparate mit klöbigen Händen verbogen und zum Teil unbrauchbar gemacht! Manches ist auch verlorengegangen, wenn ich das so ausdrücken darf. Jedenfalls hat mir die englische Zollbehörde in Aden einen sehr unangenehmen Streich gespielt.“

Sir John ist betrübt: „Ich hoffe, daß Sie Ihren Schaden angemeldet haben! Die Behörden in Aden werden sicherlich eine strenge Untersuchung des unangenehmen Vorfalles anordnen. Ich hoffe nur, daß der kulturelle Sinn Ihrer Reise durch die Ungeschicklichkeit der Zollbeamten nicht beeinträchtigt wird?“

„Der Sinn meiner Reise wird bestimmt nicht Schiffbruch leiden, Sir John.“ Elemens Denhardt sagt das mit einer leisen Betonung.

Das Lächeln des Engländers wird liebenswürdiger: „Ich freue mich, dies zu hören, denn Deutschland hat der wissenschaftlichen Erforschung Afrikas schon große Dienste geleistet.“

Eine leichte Verbeugung zu Gerhard Koblfs hin macht die Worte zu einem hübschen Kompliment.

Der Jnder Peera Dewjee ist mit stichtlicher Spannung der englisch geführten Unterhaltung gefolgt. Man merkt ihm an, daß er darauf brennt, sich in das Gespräch einzumischen:

„O ja“, meint er, die Worte fast überstürzend, „Deutschland ist ein großes Kulturvolk, und wir in Sansibar schätzen die Ehre, mit führenden und berühmten deutschen Männern in so nahe Berührung gekommen zu sein. Said Bargasch, mein hoher Herr, liebt die Deutschen wie alle Fremden, und es ist ihm stets eine Freude, sie bei ihren Arbeiten zu unterstützen...“

„... Zumal er ja mit Deutschland sozusagen verschwägert ist!“

Das war ein unerhört boshafter Einwurf Sir John Kirks, aber er hat es sich nicht verkneifen können, dem geschwägigen Hofmann Said Bargaschs eins auszuwischen, zumal er sich solche Derbheiten erlauben kann. Der Zorn des Sultans braucht ihm kein Kopfzerbrechen zu machen.

Der Jnder ist verstummt. Er benutzt die erste Gelegenheit, um sich einer anderen Gruppe anzuschließen. Auch der Engländer verläßt den Tisch, um mit seinem französischen Kollegen zu sprechen.

Elemens Denhardt wendet sich an Koblfs: „Was meinte Sir John, als er von der Verschwägerung des Sultans sprach?“

„Das ist eine etwas peinliche Geschichte, wenn sie auch an und für sich beinahe reizend ist“, antwortet Koblfs. „Man spricht nicht gern von ihr in Sansibar, denn sie hat damals viel böses Blut, nicht nur im Sultanspalast, sondern auch unter der arabischen Bevölkerung, ausgelöst. Lassen Sie sich das erzählen. Man könnte beginnen wie bei allen Märchen aus Tausendundeiner Nacht: Also es war einmal ein junger deutscher Kaufmann, nennen wir ihn Friedrich, der Name soll nichts zur Sache tun. Besagter junger Mann kam nach Sansibar, um große und günstige Geschäfte für sein Haus in Hamburg abzuwickeln. Wie jeder Msungu — so nennt man den weißhäutigen Fremden aus Europa in Sansibar — bezog auch der Deutsche in der Stadt ein prächtiges eigenes Haus, das nahe am Garten des Sultanspalastes steht und von dessen flachem Dach aus man in den kühlen Abendstunden weit über das in der Abendsonne so seltsam leuchtende Meer blicken kann, aber auch in den Garten, in dem die Prinzessinnen und ihre Dienerinnen sich aufhalten. Die Geschichte spielte sich in der Zeit der Regierung Said Madjids ab, also vor einer geraumen Reihe von Jahren. Zwar wurden die jungen Prinzessinnen, zumeist Verwandte des Sultans, sehr streng gehalten, doch nicht so streng, daß es ihnen nicht möglich wurde, freundliche und neugierige Blicke mit dem fremden jungen Mann zu tauschen, der von dem niedrigen Dach des Hauses den lustigen Spielen der Prinzessinnen zusehen konnte. Mit Blicken fängt es meistens an, es folgen scherzhafte Worte, und dann ist eine kleine Freundschaft bald geschlossen. Bibi Salima hieß die junge Prinzessin, die es unserem Friedrich angetan hatte. Sie war eine Schwester Said Madjids und ist somit auch, was unsere Geschichte so pikant und aktuell

macht, eine Schwester Said Bargaschs, der damals noch nicht damit rechnen konnte, einmal den Thron Sansibars zu besteigen. Sie muß ein hübsches Mädchen gewesen sein, die Bibi Salima, denn die, die sie kannten, preisen noch heute ihre Schönheit. Wie die beiden jungen Menschen in aller Heimlichkeit sich verständigen konnten und wie es kam, daß sie einander lieben lernten, hat man nicht erfahren. Ein Geheimnis in Sansibar bleibt selten stumm. Jemandeiner muß den Mann und das Mädchen einmal beobachtet haben. So kamen sie ins Gerede. Bald raunten sich die Marktweiber auf den Plätzen der Stadt die unerhörte Liebesgeschichte der schönen Prinzessin Bibi Salima und des weißhäutigen Msungu zu. Zuletzt erfuhr auch der Sultan von dem Gerede, und obwohl er es zunächst für Geschwätz hielt, ließ er doch die Prinzessin durch seine Nyani beobachten. Die konnten ihm bald die Wahrheit der Geschichte bestätigen.

Der Zornausbruch des Sultans war über alle Maßen gewaltig, denn die Ehre seines Hauses schien ihm aufs größte verletzt. Es gab keine Verzeihung für eine Frau seines Hauses, die so tief gesunken war, sich mit einem Ungläubigen aus nicht königlichem Geschlecht würdelos einzulassen. Gegen den Deutschen konnte er nun allerdings nichts unternehmen, denn der unterstand diplomatischem Schutz, aber dafür sollte es ihm Bibi Salima büßen! Er ließ sie durch die Wächter seines Harems in ihren Gemächern festnehmen und in ein Kellergewölbe sperren, wo sie Tag und Nacht bewacht wurde, bis ein Richterspruch, hart und grausam, die Sünderin entschulden sollte. Nun war dieser junge Friedrich kein haltloser Mensch, dem es nur auf ein flüchtiges Spiel angekommen war. Seine Liebe zu

der jungen Prinzessin Bibi Salima war echt und ehrlich, und als er von ihrem Unglück hörte und in Erfahrung bringen mußte, daß ihr Leben in Gefahr stand, sann er auf eine Möglichkeit, sie zu retten.

Die Geschichte sah ziemlich aussichtslos aus. Der Sultan war nunmehr gewarnt, und auch für die Europäer in der Stadt war es nicht ratsam, eine Gewalttat zu wagen, die nicht ohne Blutvergießen auslaufen würde.

Doch sind die Engländer, als Menschen genommen und wenn ihr gutes britisches Geschäft nicht in Mitleidenschaft gezogen wird, wirklich verdammt gute Kameraden. Die Geschichte des jungen Friedrich berührte ihr Mitgefühl, und es löste sich bei ihnen so etwas wie eine Wettlust aus, ob Pech diesmal Pech bleiben sollte oder ob nicht eine Möglichkeit bestünde, dem Schicksal mit List und ein wenig tatkräftigem Handeln einen guten Ausweg zu zeigen.

Im Hafen von Sansibar lag ein englisches Kriegsschiff unter dem Kommando eines Offiziers, der ein Herz für menschliche Dinge hatte und im übrigen die aufgeblasene Herrlichkeit des Sultans von Sansibar nicht allzu ernst nahm.

Dem klagte der junge Friedrich sein Leid. Er tat recht daran, denn noch in der gleichen Nacht drang eine Anzahl bewaffneter, in der Dunkelheit unerkannt gebliebener Männer über die Gartenmauer des Sultanspalastes in das Haus der armen Bibi Salima ein. Sie schlugen recht derb und nachdrücklich den aufgeschreckten Wachen einige Hiebe auf die Köpfe, sprengten das eiserne Tor zum Kellergewölbe und entführten die junge Prinzessin auf das Schiff, das noch in der gleichen Nacht mit unbekanntem Ziel die Gewässer Sansibars verließ."

Die Herren haben gespannt der Erzählung Kohns' zugehört. „Wie hat nun die Geschichte geendet?“ fragt der jüngere Denhardt.

„Es gab ein gutes Ende, wie bei allen echten Liebesgeschichten! In Aden verließ die geraubte Prinzessin das Schiff und wartete dort in der Obhut einer freundlichen englischen Familie das Eintreffen ihres Friedrich ab. In Sansibar gab es allerdings viel Aufregung. Es kam zu heftigen Zusammenrottungen der empörten Araber, und der Zorn des Sultans ließ das Schlimmste für das weitere Bestehen der von den Europäern gegründeten Handelshäuser befürchten. Das Geschäft in Elfenbein, Gewürznelken und Ochsenhäuten schien schicksalhaft endgültig gebrochen zu sein. Begreiflich daher, daß die englische und indische Presse einen gewaltigen Lärm schlug und das Liebespaar mitsamt seinem leichtfertigen englischen Retter mit Rosenamen bedachte, die sich gewaschen hatten.

Dann kam aber bald die gutgedölte diplomatische Maschinerie wieder in Gang. Durch ihre bewährte und vorzügliche Mechanik glättete sie rasch die Wogen, die aus einer Liebesgeschichte beinahe eine Weltaktion aufgewirbelt hätten. Unser Friedrich wickelte in aller Ruhe in Sansibar seine Geschäfte ab, dampfte dann nach Aden und holte freudestrahlend seine inzwischen zum Christentum übergetretene Prinzessin Bibi Salima heim.

In Hamburg haben sie dann geheiratet; es soll eine vortreffliche Ehe geworden sein. Daß der empörte Sultan seine entflohene Verwandte aus der Mitgliederliste des fürstlichen Hauses strich und ihr für alle Zukunft die Erbberechtigung abstritt, hat der zu einer guten deutschen Hausfrau gewordenen einstigen Sansibarprinzessin anscheinend wenig Kummer bereitet.

Das wäre die Geschichte der Bibi Salima. Leider hat sie aber noch eine Pointe, die bis auf diese Tage zurückreicht.“

„Daher wohl die Anspielung Sir John Kirks?“ unterbricht Clemens Denhardt den Erzähler.

„Sehr leicht möglich, daß er Wind von der neuen Affäre bekommen hat! Inzwischen ist nämlich ein Sohn Friedrichs und Bibi Salimas in Hamburg herangewachsen, und da sind in Berlin einige ganz Oberschlaue auf den Gedanken gekommen, den jungen Neffen Said Bargaschs, und das ist er ja schließlich, wieder nach Sansibar zu verschiften. Hier soll er wohl als eine Art Thronprätendent auftreten. Ein ganz unglaublicher Einfall. Er zeigt jedenfalls, wie wenig Verständnis gewisse nicht einflußlose Kreise in Deutschland arabischen Verhältnissen entgegenbringen. Ich hoffe, daß dieser bittere Kelch an mir und meinen Dienstobliegenheiten in Sansibar vorübergehen wird.“

Das Gespräch plätschert weiter, von Bibi Salima und ihrem Sohn auf die Dinge im Sultanshaus und das gesellschaftliche Leben in Sansibar, das im letzten Jahr durch den Zuzug einiger deutscher Kaufleute einen merkwürdigen Aufschwung gefunden hat.

Die Erzählungen gehen an Denhardts Ohr vorüber. Er ist mit seinen Gedanken schon wieder bei seinem großen Plan, in den er sich eingekesselt hat, so daß er eins mit ihm geworden ist. Es sind Jahre voller Grübeleien gewesen, die ihn bis zu dieser Stunde begleitet haben, Zweifel und überstiegene Träumereien, Spott über sich selbst und dann wieder die Gewißheit, daß es gelingen muß. Es ist schon etwas anderes, aus eigenem Antrieb einen großen Wurf zu wagen, als auf Befehl gehorsam und tapfer draufloszuschlagen!

Wenn er zu Hause zuweilen, wenn es ihm das Herz abpreßte, nicht mehr den Mund halten konnte und eigentlich gegen seinen Willen von der Sache sprach, die ihm immer und ewig im Kopf herumging, hörte der eine oder andere wohl respektvoll zu, aber dann wurden gleich wieder die Bedenken laut, die ihn toll machen konnten vor Wut.

Verflucht diese Bedenken! Dieses ängstliche, behutsame Zurückschrecken vor dem Ungewohnten! Wie sollte man Mut bekommen, wenn die Antwort immer nur ein Achselzucken blieb und, wenn es ganz besonders dumm wurde, ein dünnes Lächeln. Schließlich ist man ja auch ein Mensch, der Augen hat und die Wand sieht, wo eben ein Hindernis ist.

Das „Trotzdem“ läßt sich schwer aus der Brust herausreißen! Manchmal möchte man sich die Ohren zustopfen und eine Binde über das Gesicht streifen, um dann hineinzustürzen in das eiskalte reißende Wasser des Abenteurers, ungeachtet der Klippen, die einem die Knochen zerbrechen können. Es ist ein Glück, daß man ein ruhiges Temperament hat. Das hilft hart bleiben und ausharren bei dem Wertvollsten, dem Glauben an das Gelingen!

Wenn Verzweiflung den letzten Wagemut zum Resignieren bringen will, tröstet immer noch der Blick in die Geschichte. Wo wären die Völker geblieben, wenn nicht Männer gekommen wären, die aller Vernunft zum Spott Ungewöhnliches möglich gemacht hatten? Man darf sich an sie halten, wenn man mit dem inneren Schweinehund nicht auf den ersten Anstoß fertig zu werden versteht! Gerhard Kohlfs, dieser ruhige und besonnene Mann, der hier als Generalkonsul deutsche Dienste tut, ist auch so einer, den man nur anzublicken braucht, um wieder ein

wenig Courage zu bekommen. Der hat auch niemand gefragt, als er die warme Stube zu Hause verließ und hinausstürzte in dieses Afrika, Hunger litt und Durst und Entbehrungen auf sich nahm, als wäre das eine Gnade, um sich schließlich doch den Lorbeer des großen Forschers von der Vorsehung um die Stirn winden zu lassen.

Es ist gut, an all das zu denken, das glättet die Zweifel und bringt Licht auf den Weg, den man beschreiten will.

„Ich bin der Nahosa Hassan ben Heri“, so hatte sich der unglaublich dünne Suahelikapitän bei Clemens Denhardt gemeldet.

Er hat sich wirklich als ein äußerst geschickter, schlauer und zuverlässiger Bursche erwiesen, der sehr schnell begreift, auf was es ankommt, und dem es einen Heidenspaß macht, den Arabern einen Narrenspass zu spielen.

Als durch Mohls' Vermittlung, ohne daß es Aufsehen machte, ein geschäftstüchtiger Inder fünfzig noch recht brauchbare Gewehre im Dunkel der Nacht ins Haus geschleppt hatte, war der Nahosa, das heißt Kapitän, in ein langes Nachdenken verfallen.

Wie könnte man, so ging seine Überlegung, diese fünfzig prächtigen Bundiki, ohne daß die Zollbehörde und die neugierig schnüffelnden Nasen der Engländer etwas merken, in der Dau aus dem Hafen bringen? Auch die Denhardts und der junge Schlunke, der sonst immer recht pflüßige Gedanken hat, waren auf keinen Ausweg gekommen. Doch bat Hassan um eine Bedenkzeit.

Man sah ihn dann lange Zeit mit seinen vier Gehilfen sprechen. Schließlich muß ihm eine Erleuchtung gekommen sein, denn er ließ sich die Gewehre aushändigen und versprach, alles in Ordnung zu bringen.

Der Bwana könne sich auf ihn verlassen, sein Versteck sei so sicher wie das Grab des Propheten, und er wettete seinen Kopf, daß kein Araber und kein Kasir auch nur die geringste Spur eines der Flintenläufe zu sehen bekäme und doch die fünfzig Flinten in der kleinen Dau wohlbehalten in Lamu eintreffen würden.

Heute sollen sich die Deutschen von dem guten Einfall Hassans überzeugen.

So gehen sie mit ihm, der eifrig gestikulierend und schwachend neben ihnen herläuft, zum Hafen. Dort liegt Hassans Dau schon im Wasser; das ist das einzig Merkwürdige an der Sache, denn die anderen Boote sind auf den weißen Sand des Strandes heraufgezogen, wie das so Sitte ist, wenn nicht im Laufe des Tages in See gestochen werden soll.

Mit einem Kahn rudern sie an die hochbordige Dau heran. Dann klettern sie auf einer Strickleiter an Bord.

Hassan grinst über das ganze lederhäutige Gesicht:

„Bwana“, ruft er mit verzückter Stimme, „suche deine Gewehre! Hundert Kupien will ich dir geben, wenn du sie findest! Sie sind ganz nahe bei dir, aber doch so fern, daß deine Hand nicht an sie heranreichen wird.“

Den Deutschen macht es Spaß, sich in dem Schiff umzusehen. Sie ist nicht sehr groß, die Dau Hassans, aber sie hat eine kleine Kajüte, primitiv zwar, denn ihr Dach ist aus Ochsenhäuten zusammengenäht. Mit Umsicht gehen alle daran, das

geheimnisvolle Versteck des Suaheli ausfindig zu machen, aber sie finden nichts.

Hassan kräht vor Vergnügen. Er kann sich nicht halten vor Stolz, daß die gescheiterten Wafungu vor einem Rätsel stehen, das sie nicht lösen können.

Nachdem er sich lange genug an seinem Vergnügen geweidet hat, ist er endlich bereit, sein Geheimnis zu verraten.

Sie müssen wieder die Strickleiter hinunter und in den Kahn hinein. Ganz vorsichtig rudert ihn Hassan auf die der Stadt abgewandte Steuerbordsseite der Dau.

Dann fordert er Clemens Denhardt auf, sich ganz tief vorzubeugen und seine Hand am Rumpf des Schiffes ins Wasser zu tauchen, bis er etwas fände. Wichtig, Denhardt findet etwas, seine Finger tasten den Lauf einer Flinte. Als er weiter greift, findet er ein zweites Gewehr.

Verblüfft blickt er Hassan an:

„Wie hast du das gemacht? Und wie willst du die Gewehre, ohne daß sie rosten, nach Lamu bringen?“

„Es war sehr einfach, Bwana“, berichtet der Suaheli vergnügt. „Wir haben von der inneren Wand des Schiffes aus große Nägel durch die Planken geschlagen und die Löcher wieder gut abgedichtet. Die Nägel ließen sich von der Wasserseite her leicht umschlagen, und es war dann nicht schwer, die Gewehre zu befestigen.“

„Gut“, lobt Denhardt, „aber sie werden auf der langen Reise verderben.“

„Mein, Bwana, ich habe sie mit dem besten Fett eingerieben. Auch wird unser Schiff nicht gleich die Richtung nach Lamu nehmen.“

Wir werden zunächst schräg zur Küste des Festlandes fahren, wo, fern einem Dorf, das Haus meines Verwandten steht. Dort werden wir die Dau an Land ziehen und die Gewehre wieder an Bord nehmen.“

„Keine schlechte Idee! Du bist sehr klug, Hassan, und ich werde mich dankbar erweisen.“

Denhardt lacht dem stolzgeschwellten Suaheli freundlich zu. Dann gehen sie in zuversichtlicher Stimmung wieder in die Stadt zurück.

So ist denn für die Abreise bald alles vorbereitet, und Clemens Denhardt kann den Tag festsetzen, an dem die Fahrt in das große Abenteuer beginnen soll.

Als sie aufbrechen und die Suahelimatrosen die Segel klar machen, steht Gerhard Koblfs am Hafen, um den Deutschen eine gute Fahrt zu wünschen. Er hat sich ihnen in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in Sansibar als ein guter Freund erwiesen, der über seine amtliche Hilfsspflicht hinaus manchen Stein aus dem Wege gerollt hat, der zu einem peinlichen Hemmnis für die Reise seiner Landsleute nach Lamu hätte werden können.

Nun ist alles besorgt. Proviant liegt an Bord, die Instrumente, teilweise wieder in Ordnung gebracht, ruhen wohlverpackt in den Kisten, und kleine Geschenke und Tauschartikel für unterwegs haben sich auch beschaffen lassen. Zu einem billigen Preis sogar, und das ist wichtig, denn die Geldleute in Deutschland haben die Denhardts nicht mit allzu großen Mitteln ausgestattet.

Leise wiegt sich die Dau auf dem stillen Wasser. Die arabischen Zollbeamten sind bereits von Bord gegangen. Sie hatten sich mit viel Geschrei und aufgeregtem Gehebe im Schiff umgetan,

aber ihr Suchen war nutzlos gewesen. Das werden sie morgen dem Vertrauten des Sultans melden. Dann wird auch Sir John mit dieser Nachricht nicht viel anzufangen wissen. Als Clemens Denhardt dem deutschen Generalkonsul die Hand drückt, blickt der ihn eine Weile ernst an:

„Ich wünsche Ihnen viel Glück und Deutschland viel Erfolg! Ich beneide Sie! Wenn die Pflicht mich nicht halten würde, gäbe es wohl nichts, was mich hindern könnte, Sie zu begleiten. Schade, schade, daß man ein wohlbestallter Beamter geworden ist! Das bekommt nicht immer Menschen meiner Sorte.“

Ein überraschendes Bekenntnis, denkt Clemens Denhardt, er kann den Mann verstehen:

„Auch Sie werden wieder den beschwerlichen Weg der Pioniere gehen, dann sind Ihre Jahre in Sansibar nur ein Zwischenspiel gewesen.“

Kohlfs lächelt leise: „Wir werden sehen. Inzwischen gehen Sie mir voraus. Machen Sie wahr, was Sie vorhaben! Für unser braves Auswärtiges Amt sind Männer wie Sie heilsam, denn sie bringen etwas Leben in die Bude. Es ist nun einmal so auf der Welt, daß wir voranzugehen haben, um Platz zu machen für den guten deutschen Amtschimmel, damit er hinterhergaloppieren kann und nicht zu kurz kommt bei der Ernte, die in die Scheune gefahren wird.“

Die Suaheli auf dem Schiff singen. Denhardt und seine Begleiter haben sich mit dem kleinen Boot hinübrudern lassen und sind an Bord gegangen. Scheppernd klrirt der alte Anker in die Höhe.

Dann setzt sich die Dau langsam in Bewegung und läßt die Stadt hinter sich.

Das Wetter ist ruhig. Die Sonne brennt so heiß herunter, daß alles wie in ein kalkigweißes Licht getaucht ist.

Die Reisenden haben es sich in der engen Behausung des Nahosa so gut es geht bequem gemacht. Eine große Müdigkeit liegt in ihren Gliedern. Sie spüren jetzt die Arbeit, die hinter ihnen liegt, und die Aufregungen, treue Begleiter bis zu der Stunde, in der sie endlich wieder über das Meer fahren. Doch freuen sie sich auf eine, wenn es gut kommt, ruhige Reise, auf der sie faul auf dem kleinen Aufbau des Schiffes liegen werden, um in die Ferne zu sehen, die irgendwo in ihrer Diesigkeit ein Ziel zu verhängen scheint, dem sie entgegenträumen.

Wie der Nahosa es versprochen, erreichen sie nach kurzer Zeit die Küste des Festlandes, doch kreuzen sie eine Weile in der Nähe eines Mangrovenwaldes, bis die Dämmerung sich senkt und Hassan das Schiff mit sicherer Hand zwischen zwei große Klippen hindurchsteuern kann. Dann sehen sie das Haus nahe dem flachen Ufer. Mit der Flutwelle gehen sie dicht an den Strand, der sich hier etwas anhebt. Als das leise Knirschen ihnen sagt, daß das Schiff leicht aufgelaufen ist, springen die Matrosen ins Wasser, das ihnen bis zur Brust reicht. Mit kräftigen Fäusten reißen sie die Gewehre aus ihren Klammern.

Als ein heller Schein an der Scheide zwischen Wasser und Himmel den Morgen ankündet, ist alles getan. Bald können sie das Schiff wieder flottmachen, es wendet seinen Bug hinaus auf die See und gleitet in eine Stille, die wie ein Geheimnis sich breitet.

Die ersten Tage und Nächte gehen dahin, ohne daß die Regelmäßigkeit der Stunden und das Einerlei des Bildes zwischen Horizont und Meer irgendwie gestört wird.

Sie kommen nur langsam vorwärts, denn der Wind ist ungünstig, und sie müssen kreuzen. Manchmal gleitet eine Daula an ihnen vorüber. Dann gehen die Rufe von Bord zu Bord wie Bälle hin und her.

Hassan ist immer neugierig, und er läßt mit seinen Fragen nicht locker, bis er von den Schiffen alles genau erfahren hat, woher sie kommen, ob der Wind ihnen gnädig gewesen ist und welche Fracht sie geladen haben. Auch bittet er sie stets, in Sansibar seinen guten Freund Abdallah — leicht sei sein kleines weißes Haus in der Vorstadt zu finden — von ihm zu grüßen.

In einer Nachmittagsstunde segeln sie nicht weit von der Küste an einer Stadt vorbei. Wie ein Märchen ranken sich die von der Sonne grell beschienenen Häuser am Ufer entlang. Türme ragen wie kleine Bollwerke über trutzigen Mauern, und breitästige Bäume zeichnen ihre Arabesken kunstvoll und scharfgeschnitten in den azurblauen Himmel. Alles sieht von der Ferne her gesehen so hübsch aus, als hätten Kinder aus ihrer Spielzeugschachtel ein kleines Kunstwerk aufgebaut.

„Das ist Mombassa!“ erklärt Clemens Denhardt dem jungen Schlunke. „Ein prächtiger Hafen sichert der alten Stadt eine gute Zukunft. Ihre Geschichte könnte für uns ein Gleichnis sein, wenn man pessimistisch wäre und das Schicksal eines jungen Kolonialgründers als böses Omen für unsere Fahrt nehmen wollte.“

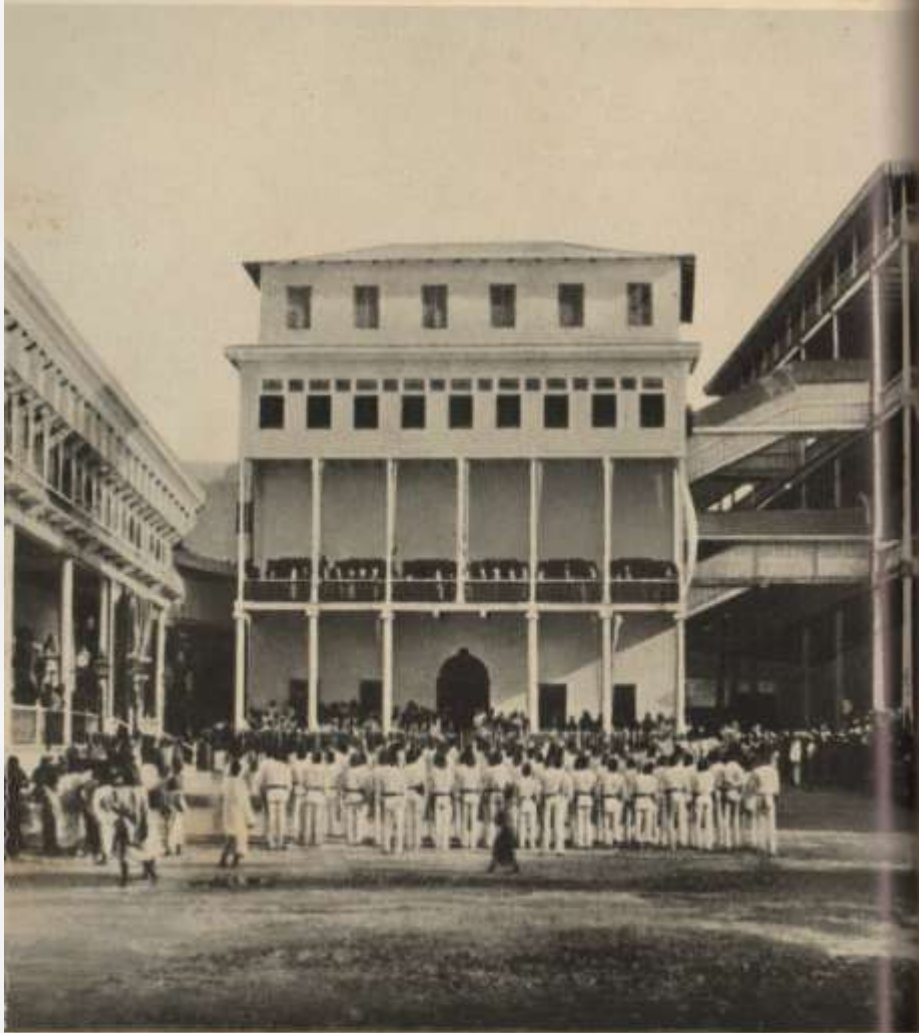
Schlunke will Näheres hören, denn er ist sehr wißbegierig. So erzählt Denhardt:

„Ein Jahrhundert lang haben die Leute in Mombassa von den Zinnen ihrer Mauern den wilden Kämpfen zusehen können, die um den Besitz der Feste entbrannt waren. Einst waren die

Clemens Denhardt



Gustav Denhardt



Gardeparade vor dem Sultanspalast in Sansibar

Portugiesen die Herren, aber sie verstanden es nicht, mit den Suaheli in Frieden zu leben. Als ihr Joch zu hart wurde und die Einwohner der Stadt unter der Last der hohen Steuern und den Übergriffen schlechter Beamter nicht mehr ein noch aus wußten, wandten sie sich an den Sultan von Maskat um Hilfe. Der ließ sich nicht lange bitten und schickte eine Flotte nach Mombassa. In einem blutigen Gemetzel wurden die portugiesischen Eroberer davongejagt.

Wo aber die Araber einmal Fuß gefaßt haben, lassen sie sich so leicht nicht mehr vertreiben, und bald mußten die Leute von Mombassa einsehen, daß sie nur die Herren vertauscht hatten und ihr Los nicht besser geworden war. Doch ließen sie den Mut nicht sinken. Wenn auch die Jahre abliefen wie eine endlose Kette, die den Weg zur Freiheit immer fester zu sperren drohte, so warteten sie doch geduldig auf die Stunde, die ihnen die Erlösung bringen sollte.

Eines Tages war es soweit. Die Herren in Maskat waren gerade mit eigenen Sorgen sehr beschäftigt, da fielen die Leute von Mombassa über die Nichtsahnenden her und mehkelten die Bedrücker nieder.

Der Sultan im fernen Asien dachte nicht daran, die schöne Stadt an der afrikanischen Küste so leichten Kaufs aus der Hand zu geben. Er rüstete eine gewaltige Flotte aus und segelte gegen Mombassa.

Soliman ben Ali, den sie in der Stadt zu ihrem Herrn gewählt hatten, sah die Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen die Übermacht der Araber ein, und da zufällig in der Nähe eine kleine englische Flotte mit Vermessungsarbeiten beschäftigt war, sandte er einen Boten zu ihrem Kommandanten.

Er wolle sich unter englischen Schutz stellen, ließ er sagen. Die Engländer möchten aber bald kommen, sonst wäre es nichts mit einem britischen Mombassa, denn die Araber wären ihnen zu dicht auf dem Pelz.

Als kurze Zeit später — das war im Februar 1824 — der Kapitän Owen mit seiner Fregatte in den Hafen von Mombassa einlief, sah er zu seinem Erstaunen auf dem höchsten Turm der Stadt die britische Flagge wehen.

Sie hätten sie aufgezo-gen, antwortete Soliman, um die Araber zu täuschen, was ihnen auch geglückt sei. Jetzt wolle man einen guten Vertrag mit London schließen, und die Fremden sollten sich zu Mombassa wie zu Hause fühlen.

Owen war ein Brite. Da wäre es erstaunlich gewesen, wenn er einen solchen Glücksfall für England nicht wahrgenommen hätte. Er setzte sich also mit Soliman zu Tisch und arbeitete einen formgerechten Pakt aus. Von jetzt an, so hieß es auf dem Papier, und in alle Zukunft solle Mombassa und sein Gebiet, nämlich Pemba und die ganze Küste zwischen Malindi und dem Flusse Pangani, in den Händen Solimans verbleiben, aber unter englischem Schutz. Die Einkünfte wären zu gleichen Teilen zwischen Mombassa und der britischen Regierung zu teilen, der Handel mit dem Inneren müsse den Engländern erlaubt werden, vor allem aber habe der Sklavenhandel aufzuhören. Ein Vertreter Englands werde in Mombassa residieren, um über die gerechte Ausführung des Vertrages zu wachen.

Eine Zeitlang blieb Mombassa englisch, wenigstens wehte die britische Flagge über den Zinnen der Stadt. Auch übte ein englischer Seeleutnant, von Owen eingesetzt, tüchtig und mit

englischer Zähigkeit eine Art Gouverneurtätigkeit aus. Es ging voran mit dem Handel der Stadt. Die Schiffe der Araber machten einen weiten Bogen um diesen Bereich der Küste, und ein ewiger Friede schien nun endlich und wirklich gekommen zu sein.

Doch arbeiten sie in den englischen Amtsstuben auch nicht schneller als woanders. Zwei Jahre lang überlegten sich die Herren in London die Sache, aber da sie nicht richtig Bescheid wußten und der Sultan von Maskat nicht faul war, seine angeblichen Rechte anzumelden, so bekam man es an der Themse mit den Bedenken zu tun.

Schließlich verwarfen die Engländer den schönen Plan ihres Kapitäns, vielleicht weil er ihnen zu unbequem war. London ließ Owen wissen, daß er gefälligst für das Verschwinden der britischen Flagge von der Festung Mombassa Sorge tragen möge.

Zähneknirschend gehorchte der Offizier. Dann kamen wieder Araber angesegelt, und das alte Lied nahm seinen Fortgang. Bald saßen die Araber in Mombassa und regierten, bald wurden sie wieder davongefagt, ein ewiger Wechsel, der sich bis in die heutigen Tage hineinzieht, wenn es drüben jetzt auch ruhiger geworden ist.“

Das gute Wetter, das die ganze Zeit geherrscht hatte, scheint nicht mehr lange anhalten zu wollen. Besorgt betrachten die Insassen der Dau die dichten kleinen Schaumkrönchen auf der bisher so ruhigen See. Der Wind ist merklich stärker geworden, und da er von Nordosten kommt, so ist es schwer, gegen ihn anzukreuzen. Das brave Schiff hebt und senkt schon bedenklich die Nase, doch ist es gut gebaut, und wenn es auch

manchmal in allen seinen Fugen stöhnt, so kämpft es sich tapfer durch die Wogen.

Sie sind jetzt alle aus ihrer geruhfsamen Beschaulichkeit wacherüttelt. Clemens Denhardt steht am Bug des Schiffes. Ein dunkles Wölkchen hat seine Aufmerksamkeit erregt, und so versucht er mit seinem Fernglas festzustellen, was das zu bedeuten hat.

Schließlich glaubt er Gewisheit zu haben, und er ruft: „Ein Dampfer hält auf uns zu!“

Erstaunt eilen die beiden Gefährten herbei. Mit bloßem Auge können sie nichts Genaueres erkennen. Schlunke, der jetzt das Fernglas auf die Wolke gerichtet hat, meint, es müsse ein Kriegsschiff sein.

Eine Weile später können sie sich überzeugen, daß er richtig gesehen hat. Die dumpfe Detonation eines Schusses hallt über die See und zeigt den Männern an, daß irgend etwas Außergewöhnliches sich dort drüben abspielt.

Das Schiff ist näher herangekommen, und jetzt erkennen sie auch eine kleine Dau, die einige hundert Meter von dem Dampfer mit vollen Segeln vor dem Wind liegt und in rascher Fahrt anscheinend zu entkommen sucht.

Hassan ist aufgeregt zu den Deutschen herantreten:

„O Bwana, ein Sklavenschiff!“ schreit er im höchsten Diskant seiner Überraschung aus.

Wird wohl so sein, denkt Denhardt. Er beobachtet gespannt die Jagd, die auf die Dau der Deutschen zukommt. Der Kreuzer ist etwas zurückgefallen, da sie nahe an der Küste sind und er vorsichtig navigieren muß. Doch scheint das Schicksal des verfolgten Schiffes besiegelt zu sein.

Wieder dröhnt ein Schuß vom Kriegsschiff her. Dicht vor dem Bug des Segelbootes schießt eine große Fontäne in die Luft. Auf der Sklavendau scheinen sie etwas nervös geworden zu sein, mit den Ferngläsern kann man beobachten, wie die Leute aufgeregter hin und her laufen und sich sieberhaft zu schaffen machen.

„Sie werden gleich beidrehen müssen!“ ruft der junge Schlunke aus.

Hassan hüpfte vor Aufregung vom einen Fuß auf den andern. Er ist mit seinem ganzen Herzen bei dem Sklavenschiff, und dem Engländer wünscht er Pest und Hölle an den Hals: „Sie werden klug sein, und Allah wird sie beschützen.“

Das Kriegsschiff ist schon dicht an die fremde Dau herangekommen. Schon schießen die Matrosen ihre Gewehre ab. Das Schicksal der Verfolgten scheint unabwendbar zu sein. Da stürzt plötzlich ein Körper am Heck des verfolgten Bootes ins Wasser.

Clemens Denhardt, der mit dem Glas gespannt die Vorgänge verfolgt, sieht, daß zwei Kerle einen zweiten Neger gepackt halten und ihn mit einem derben Stoß über Bord werfen.

„Der alte Trid“, murmelt er, „ich bin gespannt, ob sie Glück haben werden!“

Sein Bruder hat mit Entsetzen der Scheußlichkeit auf der Dau zugehört. Als der zweite Körper ins Wasser springt, schreit er auf: „Wir müssen die armen Teufel retten. Man kann doch nicht gleichgültig einen Mord geschehen lassen!“

Clemens Denhardt beruhigt ihn: „Die Sache ist nicht so schlimm. Die Opfer im Wasser können bestimmt schwimmen, und auf ihr Leben haben es die Sklavenhändler sicherlich nicht

abgesehen. Nein, ein ganz anderer Zweck wird hier verfolgt! Sie hoffen, daß die Engländer die Leute im Wasser nicht im Stich lassen werden. Das ist der Zweck dieser List. Gleich wird das Schiff seine Fahrt stoppen, um ein Boot zu Wasser zu lassen, dann gewinnt die Dau einen Vorsprung.“

Seine Prophezeiung erfüllt sich. Der Engländer verliert an Schnelligkeit; dann sehen die Deutschen, wie ein kleines Boot von dem Kreuzer abstößt und den kräftig Schwimmenden entgegenrudert.

Schon sind sie bei einem der Neger angelangt, aber der scheint sich mit Leibeskräften gegen die Rettung zu wehren, denn er schwimmt von dem Boot fort. Als sie ihm eine Leine über den Kopf werfen, streift er sie mit einer wilden Bewegung wieder ab.

„Sind die Leute verrückt geworden?“ ruft der junge Schlunke aus. „Ihre Befreier kommen, und sie wollen nichts mit ihnen zu tun haben.“

„Wer weiß, was die Sklavenhändler den armen Tröpfen alles vorgefunkert haben! Wahrscheinlich hat man ihnen erzählt, daß die Weißen Menschenfresser seien, und das glauben sie nun. In der Einsamkeit ihres Buschs werden sie wohl niemals einen Europäer gesehen haben, und da ist es nicht schwer, ihnen einen Bären aufzubinden.“

Die Taktik der Verfolgten scheint Erfolg zu haben. Die Dau hat mit vollen Segeln einen neuen Vorsprung gewonnen.

Aber die auf dem Kriegsschiff geben das Spiel nicht verloren. Als das Rettungsboot von der Bordwand abgestoßen war, begann das Wasser am Heck bald wieder wild zu schäumen. Bald sieht man, daß der Engländer dem Sklavenschiff wieder dicht

auf den Fersen ist. Das Rettungsboot wird vorderhand seinem Schicksal überlassen. Sie werden wohl später zurückkehren, um es dann aufzufischen.

Die fremde Dau ist schon nahe an die Küste herangekommen, aber das heftige Gewehrfeuer an Bord des Kriegsschiffes zeigt, daß auch die Engländer gewaltig aufgeholt haben. Doch stoppen sie plötzlich wieder. Einige Negerköpfe schwimmen im Kielwasser der gejagten Dau. Zum zweiten Male haben die Sklavenjäger etwas von ihrer lebenden Fracht in das Meer gestürzt.

Die Jagd scheint aus zu sein. Unbeweglich wie ein Eisentopf liegt das Kriegsschiff im Wasser. Hinter den Rifften, die der Küste vorgelagert sind, verschwindet das in der Abendsonne rot flammende Segel des Sklavenschiffes.

Die Deutschen sind neugierig, ob der englische Kreuzer nun auch sie mit seinem Interesse beehren wird. Inzwischen gibt Elemen Denhardt dem aufgeregt fragenden Schlunke Auskunft über die Geheimnisse des Sklavenhandels, der trotz der größten Achtsamkeit der englischen Wachtboote an der Küste Ostafrikas noch nicht zum Verschwinden gebracht werden konnte.

Dem Druck Englands hat sich der Sultan von Sansibar nicht gerade begeistert beugen müssen, und so ist der Menschenhandel auf der Insel selbst schon seit Jahren strengstens untersagt. Aber im Hinterland der Küste kümmern sich die Araber den Teufel um das Verbot, und so hat sich dort noch so gut wie nichts an den alten traurigen Verhältnissen geändert.

Nur eine Schwierigkeit ist den Händlern des schwarzen Elfenbeins entstanden: der reibungslose Absatz der Ware. Zwar ist der Bedarf an Sklaven auf den vorgelagerten kleinen Inseln

und in vielen Küstenorten sehr groß. Aber die Transporte über Land sind zu kostspielig geworden und auch zu gefährlich. Da sich die meisten Stämme in den Haaren liegen, lohnt sich das Risiko nicht mehr. Die Sklavenhändler sind daher auf die See angewiesen. Daß auch hier die Gefahren nicht gering sind, dafür sorgen die englischen Kriegsschiffe an der Küste.

Aber der Verdienst lockt. Die Besitzer der Daus erhalten von den Händlern eine hohe Prämie, wenn sie sich zu dem Wagnis finden. Und die Küste ist lang, und allzu viele Schiffe können die Engländer, die sich als die berufenen Wächter der Meere fühlen, nicht einsehen. Da ist es schon ein besonderes Pech, wenn eine Dau in den Bereich der Kanonen eines britischen Kreuzers läuft.

Schlunke ist erstaunt: „Sind denn die eingeborenen Pflanzler an der Küste unbedingt auf die Arbeitskraft von Sklaven angewiesen? Sie können doch Hilfskräfte in Lohn und Brot nehmen, dann sparen sie sich den Kaufpreis und auch den Ärger mit den Europäern.“

„So einfach ist die Frage nicht zu lösen“, antwortet Denhardt. „Woher sollen die Arbeitskräfte kommen, wenn es keine gibt! Die freien Suaheli an der Küste krepieren lieber vor Hunger, als daß sie sich für Lohn verdingen! Das verträgt sich nicht mit ihren Ehrbegriffen. Gegen die Arbeit selbst haben sie nichts einzuwenden, doch muß sie selbständig sein. Sie sind tüchtige Handwerker: Schneider, Töpfer und Waffenschmiede. Wenn die Verdienstmöglichkeiten einmal besonders schwierig sind, verstehen sie sich notgedrungen auch zu Hilfsdiensten auf einer Pflanzung. Dort machen sie sich so lange nützlich, bis der erste Lohn ausbezahlt ist. Dann verschwinden sie wieder in ihre Heimatstadt,

wo sie, bedürfnislos wie sie sind, von ihrem Besitz leben, bis Hunger und Schulden sie zu neuer Arbeit zwingen. Aber ihre Freiheit verkaufen sie nicht. Deshalb eben ist es so schwer, das Land Ostafrika nach europäischen Gesichtspunkten zu kultivieren oder eine Wirtschaft und einen Handel aufzubauen, der den Menschen zum Segen gereichen könnte.

Bis jetzt ging ja alles gut. Die Sklaven besorgten die harte Feldarbeit, und da die Menschenhändler stets darauf bedacht bleiben, immer wieder neue Ware auf den Markt zu bringen, so herrschte an Arbeitskräften keine Not, und alles wäre so weitergegangen, wenn nicht die Europäer mit Verboten eingeschritten wären, allerdings ohne die Weisheit von sich zu geben, wie die ausfallenden Arbeitskräfte ersetzt werden sollen.

Ein recht schwieriges Problem, die Sklavenfrage. Sie wird erst gelöst sein, wenn Afrika in Kolonien aufgeteilt ist und die neuen Herren mit ihrem Organisationstalent und dem mehr oder weniger starken Druck, den sie als Verwaltungsbehörde ausüben können, eine Erziehungsarbeit leisten, die allen Beteiligten nutzen wird.“

Da sich das englische Kriegsschiff wieder der Dau nähert, gibt Denhardt Hassan den Befehl, auf den Engländer zuzuhalten.

Als sie unter der hohen Bordwand des mächtigen Schiffes vorbeisegeln, beugt sich ein junger Offizier über die Reling und ruft ihnen etwas zu. Doch winkt er wieder ab, als er die Europäer erkennt, und lacht freundlich.

Bald schwimmt das Kriegsschiff weit von dem Kurs der Dau. Gegen Abend ist es von dem Spiegel der ruhig gewordenen See verschwunden.

Ohne weiteren Zwischenfall zieht die kleine Dau ihre Furche durch das Meer. Da die Winde wieder abflauen, kommen sie nur langsam vorwärts.

In der Frühe eines schönen ruhigen Sonntages ruft Hassan die Deutschen von ihren Schlafplätzen und zeigt ihnen mit lachendem Gesicht ein Stück vorspringendes Land:

„Das ist Lamu, Bwana! Wir werden um die Insel herumfahren müssen, um zur Stadt zu kommen. Wenn die Schatten zu unseren Füßen verschwunden sind, wird der Anker fallen. Dann bist du am Ziel, Bwana, und du wirst sagen, daß ich dich gut geführt habe.“

In der Mittagsstunde gehen sie in Lamu an Land.

Es ist schwer, in dem Morast der Straßen weiterzukommen. In den großen Pfützen, die ein plötzlicher afrikanischer Regenguß hinterlassen hat, spiegeln sich melancholisch die armseligen und baufälligen Hütten einer großen Verwahrlosung.

Die Gassen ziehen sich endlos hin und sind erfüllt von dem bunten Trubel der schreienden Händler. Neger tragen große Lasten auf ihren nackten, schweißnassen Rücken, Kranke zeigen an den Ecken schamlos ihre Gebrechen, Kinder spielen vergnügt in Schmutzlachen, und der Lärm der wirren Ansammlung von Menschen durchtobt die Stadt in einem ewigen Getöse.

Als die Deutschen die Dau verließen, war niemand dagewesen, der nach ihren Wünschen gefragt hatte. Nur ein schmieriger Kerl war zudringlich auf sie gekommen, doch hatte ihn der jüngere Denhardt mit einer Bewegung seines Armes zur Seite gestossen. Später erfuhren sie, daß dies der Zollwächter gewesen war. Aber er hatte nicht gewagt, das Gepäck der Wasungu mit seinen schmutzigen Fingern anzutasten.

Es kostet einige Mühe, bis sie sich zu dem Hause Nassers, des eingeborenen Agenten eines deutschen Hauses in Sansibar, durchgefragt haben. Es ist gut, daß Clemens Denhardt die Kisuahelisprache so gut beherrscht, sonst wäre es schwer, in dem Labyrinth der Sackgassen und Irrgänge die alteregraue hohe Steinwand zu entdecken, hinter der sich das Haus des Kaufmanns verbirgt.

Sie werden freundlich aufgenommen. Nach dem üblichen Begrüßungszeremoniell stellt Nasser ihnen einen großen Raum für die Kisten und Ballen und das Gepäck zur Verfügung. Die Deutschen selbst werden in einem guten und sauberen Zimmer untergebracht, dessen Öffnung auf einen schönen Hof hinausführt, wo ein Springbrunnen freundlich plätschert und ein großer Jasminstrauch mit seinem frischen und süßen Duft die Luft schwängert.

Am Abend halten sie Kriegsrat.

Bei ihren Spaziergängen durch die Stadt war ihnen aufgefallen, daß sie auf Schritt und Tritt beobachtet wurden. Der Wali, der hier als Vertreter Said Bargaschs den Anschein einer gewissen Autorität aufrechtzuerhalten versuchte, war zwar recht liebenswürdig gewesen, aber er hatte sich doch außerstande erklärt, den Europäern bei der Anwerbung der Diener und Träger behilflich zu sein.

Alle Anzeichen deuten also darauf hin, daß die Leute in Lamu von dem Erscheinen der Deutschen benachrichtigt worden sind, und da das Mißtrauen, das sie überall spüren, nicht zu übersehen ist, so können sie sich denken, daß Said Bargasch einen Weg gefunden hat, die Helfer seiner Macht vor angeblich feindseligen Absichten der Wasungu zu warnen.

Bis jetzt haben die Deutschen noch davon Abstand genommen, den in der Stadt amtierenden englischen Vizekonsul Haggard aufzusuchen. Sie zweifeln nicht daran, daß auch er von dem tüchtigen Sir John Kirk bereits die Weisung erhalten hat, den unerwünschten Gästen mit größter Achtsamkeit auf die Finger zu sehen.

„Ein Verdacht ist noch lange nicht ein Beweis!“ meint der jüngere Denhardt nach längerem Nachdenken. „Wir müssen versuchen, die Leute von unserer Harmlosigkeit zu überzeugen. Wir sind Wissenschaftler und wollen Forschungen anstellen, weiter nichts! Benehmen wir uns also demgemäß.“

Clemens Denhardt nickt zustimmend:

„Es ist gut, daß wir die Instrumente mitgenommen haben, wenn sie auch nicht mehr viel taugen. Doch werden sie hier von Vermessungsarbeiten kaum etwas verstehen. Im übrigen werden wir auf die Jagd gehen. Das tun alle Europäer hierzulande. Es würde auffallen, wenn wir dieses löbliche Vergnügen nicht mitmachen wollten.“

So kommt es, daß die Deutschen in den nächsten Tagen sich außerhalb der Stadt viel mit ihren Instrumenten zu schaffen machen.

Ein Zufall, wenigstens sieht es so aus, bringt sie mit Mister Haggard zusammen. Der steht eines Tages breitbeinig, das Gesicht übersät mit kleinen Schweißperlen, vor ihnen und fängt ganz fröhlich an, draufloszuplaudern.

Er läßt sich die Instrumente erklären und nimmt sie etwas hilflos in die Hand. Er freut sich, wie er sagt, endlich wieder einmal Europäer in Lamu zu sehen, und er tut ein wenig beleidigt, daß die Herren sich noch nicht die Zeit dazu genommen hätten,

ihm, der immer einen guten Whisky im Keller habe, die Ehre ihres Besuches zu geben.

Doch ist er gleich wieder besänftigt, als Clemens Denhardt ihm versichert, daß er noch an diesem Tage zu ihm gekommen wäre, aber mit ihrer kleinen Wirtschaft wären sie bis jetzt noch nicht zu Rande gekommen, da sie keine Diener hätten und sie den Gastfreund Wasser nicht zu sehr belästigen möchten.

„Was, Sie haben noch keine Diener?“ erregt sich Mister Haggard und wischt sich mit einem Tuch die nasse Stirn ab. „Das hätte ich wissen sollen! So viele Diener, wie Sie haben wollen, gibt es! Der Wali ist ein Dummkopf. Verfügen Sie ganz über mich. Ich hoffe Sie heute abend bei mir zum Essen zu sehen. Dann werden wir die Sache ordnen.“

Er ist auch ganz manierlich, der Mr. Haggard, und der Abend in seinem Hause läßt sich nett an. Anfangs versucht er zwar die Deutschen ein wenig auszuholen, aber er fängt das mit einer tapfigen Ungeschicklichkeit an, die seine Gäste lächeln läßt. So kann er nicht ganz klug aus der Geschichte werden.

Clemens Denhardt wird nicht müde, ihm treuherzig zu versichern, daß die Jagd ihn aufs höchste interessiere. Er bittet um Ratsschläge und verwickelt schließlich Mr. Haggard, der selbst ein leidenschaftlicher Jäger ist, in ein Gespräch, das ihm viel Vergnügen macht und ihn reizt, unglaubliche Geschichten zum besten zu geben.

Als die Deutschen Mr. Haggard verlassen, sind sie überzeugt, zum mindesten in vielen Punkten den Verdacht des Engländers gemildert zu haben.

Doch melden sich bald neue Anzeichen, die die Deutschen warnen. Überall in der Stadt und wo sie auch hinkommen, müssen sie sich

davon überzeugen, daß von einer bestimmten Stelle aus Anordnung gegeben ist, die Deutschen scharf zu bewachen, ihnen jede Hilfe zu versagen und überhaupt ihnen so viele Schwierigkeiten zu machen wie nur irgend möglich.

Nasser weiß ihnen sogar zu erzählen, daß in der Moschee Djuma die Gläubigen aufs dringlichste ermahnt worden sind, sich nicht mit den weißhäutigen Feinden des großen Sultans von Sansibar einzulassen.

So ist ihr Aufenthalt in Lamu keine ungeteilte Freude. Aber sie lassen nicht davon ab, mit einer Miene unsagbarer Harmlosigkeit ihre Komödie weiterzuspielen. Sie denken nicht daran, aus Lamu abzureisen, gewiß nicht! Was sie hier festhält, sind Forschungen gründlichster Art, und so wissenschaftlich ernst zu nehmen sind ihre Arbeiten, daß schon vom kulturellen Standpunkt aus und zur Förderung der abendländischen Zivilisation das englische Imperium, vertreten durch Mr. Haggard, diesen tüchtigen und fleißigen Deutschen großmütigsten Vorschub leisten müßte!

Schließlich hat man auch freie Zeit, und der Mensch braucht eine Entspannung von der harten Arbeit. Also ist es das Natürlichste, daß die Deutschen auf die Jagd gehen. Sie bitten sogar Mr. Haggard dringendst darum, sie zu begleiten, denn mit dem Land wären sie gar nicht vertraut, und ein Jäger vom Range des englischen Vizekonsuls könnte ihnen ausgezeichnete Ratschläge geben. So ziehen sie fast jeden zweiten Tag hinaus in das Gestrüpp der Mangrovenwälder und schießen, was ihnen vor die Flinte kommt.

Mr. Haggard selbst ist es, der ihnen eines Tages den Vorschlag macht, eine Partie hinüber aufs Festland zu machen.

Mit ihren Gewehren und einigen Dienern streifen sie zusammen in der Einsamkeit des weiten Landes umher. Gehorsam und brav und ohne die Lust nach weiteren Ausflügen zu zeigen, kehren sie des Abends wieder nach Lamu in das Haus ihres Gastfreundes zurück.

Das Mißtrauen Mr. Haggards wandelt sich in ein nicht zu verkennendes Wohlwollen. Die Zurückhaltung, die er zu Beginn ihrer kurzen Freundschaft gezeigt hatte, geht in ein Mitteilungsbedürfnis über, das sich ganz offen auch über Dinge ausspricht, die gerade die Brüder Denhardt und ihre Kameraden aufs weitestgehende interessieren.

Sie sprechen über die Kolonialpolitik der Mächte, über die Gründung und das Werden des britischen Kolonialreiches und die Versuche Deutschlands, sich in letzter Stunde ebenfalls in den Ländern in Übersee Gebiete zu sichern, deren Rohstoffe für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft einmal sehr vonnöten sein werden.

„Es ist lehrreich“, meint Mr. Haggard, „wie sich im Laufe der Geschichte die Dinge wiederholen. Immer waren es Männer von ganz abseitiger Phantasie und einer beachtlichen Brutalität des Willens, Konquistadoren von großem Format, die Weltreiche eroberten und sie ihren Regierungen zu Füßen legten: Sir Walter Raleigh, Francis Drake; springen wir in die Geschichte Ihres Vaterlandes: Herr Lüderitz, der uns Engländern so viel Kopfzerbrechen verursachte, auch dieser Doktor Karl Peters, der uns so schöne Teile von Ostafrika vor der Nase weggeschnappt hat. Alle sind sie Kerle, die nach einem eigenen Befehl handelten, und das ist das Seltsame, nach einem Befehl, das den Regierungen ihrer Länder zunächst gar keine

Freude machte. Weltreiche als Geschenk erscheinen manchen Amtsstubenpolitikern als eine unverdauliche Kost, zumindest als Unbequemlichkeit, vielleicht auch als ein Risiko. Sie werden ja selber wissen, wie es bei Ihnen zu Hause in Deutschland aussieht. Ich schätze, daß die Dinge sich sehr ähneln. Daran wird wohl nichts zu ändern sein, solange es eine Heimat gibt und eine Front, die hier im wildesten Afrika ist, auf der wir auf Vorposten stehen und um uns schlagen nach unserer Manier, die uns die Erfahrung gelehrt hat, für die die guten Leute zu Hause aber nur ein recht bescheidenes Verständnis haben.“

So und anders spricht sich Mr. Haggard in seiner polternden aber doch grobehrlichen Art über die Widerwärtigkeiten aus, die ihm auf seinem einsamen Posten anscheinend sehr auf den Fingernägeln brennen.

Fast tut es den Deutschen ein wenig leid, den guten dicken Vizekonsul, der sich so freundlich ihrer annimmt, ein wenig an der Nase herumzuführen. Aber das Ziel, das erreicht werden soll, ist groß, und da darf man mit den Mitteln zu dem guten Zweck nicht allzu wählerisch sein.

So behalten sie weiter die Maske der harmlosen Reisenden auf und bereiten im geheimen alles Notwendige vor, um unbehindert von Said Bargasch's Soldaten und englischen Mannschaften den beschwerlichen Weg nach Witu antreten zu können.

Zunächst haben sie dafür gesorgt, daß im Augenblick der Abreise die nicht ganz zuverlässigen Diener des englischen Vizekonsuls durch Suaheliträger ausgetauscht werden. Den Beziehungen Nassers gelingt das über Erwarten schnell. Schließ-

lich sind ja die Einwohner Lamus keine Freunde der arabischen Gewaltherrschaft Sansibars, auch sind die Machtmittel, die Said Bargasch auf der Insel einsetzen kann, von geringfügiger Bedeutung.

Den angeworbenen Suaheli glückt es, in der Dunkelheit der Nacht die Kisten mit den Gewehren und die Ballen, gefüllt mit Tuch und Glasperlen, sowie den Proviant, der in aller Eile in der Stadt von Nasser aufgekauft worden war, über den schmalen Meeresarm hinüber an die Küste des Festlandes zu bringen, wo sie einige Kilometer weit im dichtesten Dickicht des Urwaldes verborgen werden. Den Suaheli wird aufgetragen, sich am folgenden Morgen in aller Frühe unauffällig aus der Stadt zu entfernen und sich am Versteck der Lasten einzufinden.

Zur festgesetzten Stunde begeben sich die Deutschen wie so oft mit Mr. Haggard auf die Jagd zur Küste hinüber. Es fällt nicht auf, daß sie sich von dem Engländer trennen, als sie die Spur eines angeschossenen Tieres verfolgen.

In aller Eile hasten sie zu der Stelle, wo die Suaheli warten. Die stehen schon bereit zum Abmarsch. Der Führer, den Nasser sorgsamst ausgesucht hat, scheint seiner Aufgabe gewachsen zu sein, denn schon nach wenigen Minuten haben sie den schmalen Saumpfad erreicht, der als Karawanenstraße von der Küste aus ins Innere des Landes führt.

Im Eilmarsch geht es vorwärts, denn die Deutschen trachten danach, möglichst bald eine große Entfernung zwischen sich und Lamu zu legen, denn es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Wali, als getreuer Gefolgsmann des Sansibarsultans, Soldaten auf ihre Fährten setzen wird, sobald ihre Flucht entdeckt ist.

Der Weg, den sie zurückzulegen haben, wird beschwerlich. Oft verliert sich der schmale Pfad in der Wirrnis des niedrigen Buschwaldes. Dann müssen sie sich mit großen Messern eine Gasse durch das Gestrüpp schlagen, und so kommen sie nur langsam vorwärts.

Sie wandern den ganzen Tag hindurch. Erst als die Schatten länger werden, schlagen sie das Lager zur ersten Nachtruhe auf.

Die Finsternis sinkt ganz plötzlich über die Welt, und wo vor wenigen Minuten die scheidende Abendsonne ein Gewirr von Farben über die Erde und den leuchtenden Wald gestreut hat, liegt vom einen zum andern Augenblick die bleischwere Nacht.

Es ist, als habe sich das Leben an einer großen goldgelben Flamme verzehrt, so rasch verlöschen die Stimmen, die vor einer Weile noch die Natur mit dem grollen Kreischen der Affen, dem schrillen Pfeifen der Papageien, dem gurrenden Lachen der Tauben und dem Schreien der anderen Tiere erfüllt haben.

Der Urwald schweigt, und wären nicht die Männer, die im leise flackernden Licht des Feuers sich gespenstig zu schaffen machen, so wäre die Einsamkeit wie ein Zwang, der Hirn und Herz in eine fieberhafte und seltsam zehrende Spannung versetzt.

Das Fleisch, das sie sich braten, ist bald verzehrt. Der Tag war drückend in seiner Hitze gewesen, und der Weg hatte von ihren Kräften viel verlangt. So strecken sie die müden Glieder und rücken recht nahe an das Feuer heran, denn die Tropennacht ist kühl.

Eine Weile starren sie noch in den Himmel, wo die Sterne seltsam nahe ihre ewigen Kreise ziehen und der Mond wie eine mächtige silberne Sichel in dem Feld der Lichter steht.

Dann sinken die Körper zusammen. Der Atem der Schläfer eint sich mit dem Rascheln des Grases und dem leisen Wind, der über den Bäumen liegt und die Blätter bewegt. Manchmal knackt ein Ast in der Nähe. Der Laut ist so ungewohnt in der Stille, daß ein Schläfer erschreckt auffährt und nach dem Speer greift.

Clemens Denhardt hat den Kopf in die Hand gestützt. Er lauert vor der glimmenden Feuerstelle. Er kann keine Ruhe finden. Ein seltsam bellemendes Gefühl hat sich wie ein sperrender Reif um seine Brust gelegt, und manchmal muß er tief aufatmen, um die Unruhe, die ihn quält, fortzuschleichen.

Er ist nahe an seinem Ziel, das weiß er. Die Strafe, die vom Auftauchen des Gedankens bis zu dieser nächtlichen Stunde hinüberführt, ist überstanden. Schwierigkeiten hatten sich aufgetürmt, die beim ersten Blick unüberwindlich erschienen, aber immer hatte sich ein Ausweg gefunden. Das hatte viel Nerven verbraucht und eine innere Spannkraft, die immer einsehen mußte, wenn das Tor sich nicht öffnen wollte.

In der Ruhe der Nacht wundert sich Denhardt, woher er die Energie hatte schöpfen können, den Karren seiner Idee immer wieder aus dem Schlamm der Teilnahmslosigkeit zu Hause herauszuziehen und ihn wieder flottzumachen für eine neue Strecke Wegs. Es ist seltsam, daß gerade jetzt, wo ihn nur noch wenige Tagereisen von Witu trennen und das Letzte in Ordnung gebracht werden kann, quälende Zweifel nicht zur Ruhe kommen wollen.

Wozu das Aus-der-Reihe-Springen und die Jahre, die sich wie ein unlösbares Pfand an ein Werk binden, das kein Mensch von ihm verlangt? Wozu die Komplizierung eines Lebens,

wenn man es doch einfach, gradlinig und korrekt vorgeschrieben in eine alte und gutgeölte Bahn leiten könnte?

Wozu?

Man war brav in die Schule gegangen, man hatte studiert, und ein guter und bürgerlicher Beruf stand vor der Tür. Nichts gab es auf dieser Welt, das einen sorgenlosen jungen Menschen aus dem Geleise seiner Fahrt hätte schleudern können.

Nur eins! Es ist schwer, sich mit dem einen auseinanderzusetzen, mit diesem Trieb, der die Ferne zum lockenden Schicksal macht und härter ist als alle Vernunft und schließlich zum Zwang wird, dem man sich hingeben muß, ob man will oder nicht, Zwang, der eine Karriere zerbricht, ehe sie recht begonnen hat, und einen jungen Menschen in die Wildnis stürmen läßt, sie zu erobern.

Mit zusammengebissenen Zähnen ist das Rüstzeug erarbeitet, das dem Forscher die Rätsel entschleiert, die sich seiner suchenden Bier in den Weg stellen. Nicht planlos oder wie einem Globetrotter soll sich das Geheimnis des Unentdeckten enthüllen. Wer einen Forscher vom Range eines Kersten zum Lehrer gehabt hat, der ist gezeichnet von der Weihe einer Mission! Was zu tun war, ist getan! Wo man gesät hat, scheint auch die Ernte nicht mehr fern zu sein!

Wozu eine Ernte, nach der keiner verlangt? Zweifel drehen sich im Kreise, aber das macht sie nur unangenehmer.

Nur einer war immer zur Seite, wenn man hinauslief aus dem warmen Stall der Beschaulichkeit, um nach den Sternen zu greifen. Ein zärtlicher Blick streift das stille und verschlossene Gesicht des Bruders. Er hat den Kopf auf den Arm gelegt,

und die kleinen Flammen des Feuers werfen leise Schatten in seine Züge, so daß sie seltsam belebt sind.

Clemens Denhardt nickt mit dem Kopf. So ist es: der Bruder war immer dabei, seit Gedanken Dinge zu erraten vermochten. Gedanken, die der eine hatte, sind dem andern niemals fremd geblieben. Die Wünsche liefen nebeneinander her, und sie fanden sich immer. Wie der eine dachte, war es auch dem andern ums Herz. Sprach der Ältere mit dem flammenden Pathos der Leidenschaft von der Größe und Romantik des Abenteurers, flocht der Jüngere in einer stillen und die Dinge zeichnenden Art Phantasie und schillernde Bilder in die Träume von großen Taten. Sie marschierten Schulter an Schulter, und immer schlugen die Herzen den gleichen Takt, bis zu der Stunde, in der sie aufbrachen zur großen Reise einer Entscheidung.

Ist es Ehrgeiz, der sie treibt?

Gewiß, sicherlich auch Ehrgeiz! Aber wo wäre der Mensch, der in der Minute einer abseitigen und immerhin schicksalschweren Tat nach den Motiven fragt, die ihn jagen und ihm keine Ruhe lassen, bis der letzte Stein in das Gebäude eingefügt ist, das die Augen in einer seherischen Vorahnung schon lange erblickt haben?

Die Kühle der Nacht läßt Clemens Denhardt zusammenschauern.

Er nimmt einen Scheit von dem Stapel, den sie zusammengetragen haben, und wirft ihn ins Feuer. Die Flamme züngelt gierig empor und erhellt ein wenig den kleinen Platz, auf dem sie rasten, der Bruder, der junge Kamerad und die anderen, die sich verpflichtet haben. Wie Holzstämme liegen sie, ihre Glieder

sind seltsam verkrampft in dem Traum ihres Schlafes. Ihre Gesichter sind leblos, als habe eine Todeshand sie erstarren lassen.

Wie allein ist man unter den Menschen! denkt einen Augenblick der Mann. Eine kleine Mutlosigkeit will ihn überfallen. Er weiß nicht, woher diese Stimmung kommt, aber er spürt ihre Unruhe. Sie lastet auf seinen Nerven, und sie täuscht ihm Bilder vor, die ihn erschrecken.

Verstört fährt er auf.

Ein fremder Laut ist an sein Ohr gedrungen. Er weiß nicht, wie er ihn deuten soll, aber er klingt wie eine Warnung.

Dann hört er ihn wieder, den Laut, der wie das Knacken eines Astes unter dem Fuß eines vorsichtig anschleichenden Menschen ist. Auch das seltsame Knuschnen im Gebüsch, das deutlich herüberdringt, läßt ihn aufblicken.

Dann ist wieder alles ruhig.

Ein Spiel der Nerven, beschwichtigt sich Denhardt. Doch er ist munter geworden. Er nimmt das Gewehr zur Hand und geht über die kleine Lichtung. Jetzt irrt er sich bestimmt nicht. Ein Flüstern hat sein Ohr getroffen. Menschen sind in der Nähe, Feinde, Gefahr! Irgendwie reflektiert das Hirn die Drohung.

Denhardt ist jetzt ganz ruhig geworden. Er entschert das Gewehr und schiebt den Lauf der Flinte langsam vor. Er macht einige vorsichtige Schritte.

Dann stürzt er zu Boden. Er fühlt, daß kräftige Arme ihn zur Erde gerissen haben und eine kloßige Faust seinen Hals umfaßt und ihn würgt, so daß er keinen Laut von sich geben kann.

Mit Händen und Füßen versucht er sich zu befreien. Doch die Zange, die ihn hält, wird enger, Luftnot quält ihn, und er spürt, daß er die Besinnung verlieren wird.

Da tasten seine Finger wie zufällig ein kaltes Eisen. Das Gewehr! denkt er. Ohne daß er es will und im Taumel der versiegenden Sinne findet seine Hand den Abzug.

Er hört noch den Schuß, dann wird es ihm schwarz vor den Augen.

Sir John Kirk in seinem hübschen Haus mit den Bougainvillien in Sansibar hat die letzten Tage in einer ihm unbegreiflichen Nervosität Entwicklungen zu verfolgen versucht, die nicht zu fassen sind, da er sie nur ahnen kann. Nicht ungeschickte Finger haben an seinem sehr dicht gesponnenen Netz herumgetastet, und da ist es ein wenig beschädigt worden.

Das ist eine sehr unangenehme Erkenntnis für einen Sir John Kirk, der sich bisher hatte rühmen dürfen, der beste Kenner afrikanischer Verhältnisse und der am vortrefflichsten unterrichtete Mann in Sansibar gewesen zu sein.

Nichts ist es mit dieser Allwissenheit, rein gar nichts! Wie ein Halbblinder tappt man im Dunkel von Geschehnissen, die sich irgendwo zusammenspielen und ihn, Englands besten Vertreter an der afrikanischen Front, zum Narren halten.

Insofern unterscheidet sich Sir John wesentlich von so manchen prominenten Beamten des Auswärtigen Amtes in Berlin, als er keineswegs gesonnen ist, den Privatmann Clemens Denhardt nicht ernst zu nehmen oder ihn und seine Pläne als Bagatellosachen zu behandeln, über die man hinwegsehen kann. Mit

Menschen eines Schlages, wie ihn die Brüder Denhardt unbedingt vorstellen, kennt sich der englische Generalkonsul in Sansibar recht gut aus. Auf seinen Reisen durch die Distrikte des schwarzen Kontinents sind ihm sehr oft Deutsche begegnet; das waren dann immer Kerle gewesen, die zwar kein Amt hatten, aber doch eine Berufung, die manches zum Denken aufgab. Das konnte man aus ihren verdammt kaltschnäuzigen Gesichtern herauslesen. Wären gute Kameraden gewesen, wenn sie nicht gerade Deutsche sein mußten und so wenig Sinn dafür hatten, was nun einmal einziges Trachten eines Sir John Kirk zu sein hat.

Man hat eine gute Bitterung für solche Menschen, und die war einem, als man mit den beiden Denhardts zusammengetroffen war, recht lebendig in die Nase gestiegen. Solche Männer sind keine Käse, wenigstens nicht für einen Sir John, vielleicht weil er ihnen ein wenig ähnlich ist. Es bedarf da nicht langer Erklärungen, Beweise und Ausfagen gutbezahlter Agenten, um herauszubekommen, was eigentlich gespielt werden soll.

Wenn heute in Sansibar ein Deutscher eintrifft mit einem Gesicht, wie es dieser Clemens Denhardt hat oder auch sein Bruder, dann weiß man, was die Glocke geschlagen hat! In der Sache mit Peters hat man sich düpierten lassen — vielleicht war der schlauer gewesen. Nun, das soll vergessen sein. Man ist wenigstens gewarnt, das ist zuweilen recht nützlich.

Was aber sind Warnungen und was nützen Ahnungen, wenn die Fäden sich nicht in der Hand zusammenbinden lassen? Man hat einen Brief an den Sultan von Witu geschrieben; eine Antwort ist bis heute ausgeblieben. Ohne daß man es recht

gewahr wurde, waren die Deutschen von einem auf den andern Tag aus Sansibar wieder verschwunden, wie Fische, die durch die Maschen eines Netzes entwischen. Nichts ist mehr da als eine Ahnung, mit der man nicht fertig werden kann.

Die Laune des englischen Generalkonsuls hat sich auch nicht gebessert, als er die Direktiven aus London zu lesen bekam. Schöne Direktiven, die weichen und biegsamen Informationen, mit denen man machen kann, was man will. Kein Kinderspiel, der Auftrag, englische Interessen mit allen Mitteln zu verteidigen, gleichzeitig aber um Gottes willen nichts zu tun, was die Beziehungen zu Deutschland irgendwie trüben könnte. Die Interessen sind wichtig, gewiß, aber auch die Haltung Deutschlands ist wichtig, wenigstens in diesem Augenblick, da man die Sekundantenhilfe Bismarcks in den vielen Händeln, die sich überall aufzutun scheinen, sehr gut brauchen kann.

Also bitte, Sir John Kirk, schützen Sie Ostafrika vor deutschem Zugriff! Vergessen Sie aber nicht, daß sich die Herren in London ihre Hände in Unschuld waschen werden, wenn irgend etwas in Sansibar passiert, was den grollenden Riesen in Berlin in Harnisch bringt!

Schließlich müssen auch harte Nüsse geknackt werden, und ein Sir John Kirk hat ein beneidenswert festes Gebiß.

Er wird, so überlegt er sich, einmal wieder Seiner begnadeten Hoheit dem Sultan Said Bargash von Sansibar seine Aufwartung machen. England ist nicht Sansibar, und was Sansibar macht, ist schließlich eigene Sache seines souveränen Fürsten.

Diese Erkenntnis vermag manche Schwierigkeiten zu lösen. Handeln wir danach!

In dem Palast des Sultans von Sansibar hat im Laufe der letzten Jahre ein höfisches Ceremoniell Platz gegriffen, das zwar nicht in die Sitte des Landes hineinpaßt und stark nach Europa riecht, das aber doch dem Herrn, der in seinen glanzvollen Räumen den unumschränkten Diktator spielen darf, recht wohl gefällt.

Er ist nicht fremdenfeindlich, der Sultan. Warum sollte er auch? Ist doch das schöne Geschäft in Sansibar erst aufgeblüht, als die Europäer die Sache in die Hand nahmen. So ist es ihm eine Freude, wenn es nur irgendwie geht, jeden Mfungu, der in Sansibar auftaucht und nicht gerade übelbeleumundet ist, in Audienz zu empfangen.

Er legt Wert darauf, daß die Herren eine Stunde vor dem Mittagsgebet kommen. Dann sind die Truppen vor dem Palast aufmarschiert und lärmten mit ihrer Musik, daß die Fenster klirren, und wenn sie ihre Gewehre losfeuern und das Brüllen ihrer Stimmen in den Saal hinaufdröhnt, kommt stets der Augenblick eines besonders schönen Triumphes. Dann tritt der englische General vor den Sultan, seinen Sultan, dem er dient, und salutiert stramm und meldet das Antreten der Leibgarde und nimmt die Befehle entgegen, die Seine Hoheit Sultan Said Bargasch von Sansibar einem Engländer erteilen darf.

Ein harmloser Triumph, aber er genügt Said Bargasch, wie ihm auch das kleine Stückchen Machtbefugnis genügt, das ihm die Fremden, seine Freunde, übriggelassen haben.

Was liegt ihm schon an der Macht! Über diese Dinge zerbricht er sich nicht mehr den Kopf — und schließlich, was kann er dafür, daß das Blut der Abu Saïdi, der großen Eroberer

aus Maskat, seiner Vorfahren, in ihrem letzten Zweig etwas dickflüssig geworden ist und er für kriegerische Abenteuer weniger Neigung zeigt als für gute und groß angelegte kaufmännische Spekulationen!

Allah sei es gedankt! Er hat sein Land noch einigermaßen beisammen, und die gut angelegten Niederlassungen an der Küste des gegenüberliegenden Festlandes hat man noch nicht zu schließen brauchen. So kommen die Zölle ein, und das ist die Hauptsache.

Seine Fehde mit dem Sultan Ahmed von Witu ist eine Ausnahme. Mit ihr hat es eine eigene Bewandnis, und die hängt mit der Tradition zusammen, die es allen Abu Saïdi zur Pflicht macht, gegen die Nabahani das Schwert zu führen. Wäre diese Pflicht nicht, könnte man sich mit den vortrefflichen Einnahmen aus den Melkenplantagen und den anderen Geschäften, die reichlichen Gewinn abwerfen, mit Zufriedenheit und allem Wohlbefinden in die Harmonie dieser Welt hineinfinden.

Wenn Said Bargasch von der Säulenterrasse seines Hauses auf den nahen Hafen und das Meer hinausblickt, kann er einige Kriegsschiffe erkennen, die seine Fahne tragen. Gewiß, man kann diese alten Kästen Kriegsschiffe nennen, denn sie führen Kanonen an Bord. Einmal, vor langen Jahren sicherlich, werden sie den Engländern gehört haben. Sogar einen armierten Dampfer kann sich Said Bargasch stolz als Flaggsschiff auswählen, wenn er die Hoheitsgewässer seines kleinen Reiches befährt.

Ist man ein Optimist, und das ist Said Bargasch, so übersieht man mit erhabenem Gleichmut die modernen Kriegsschiffe, die

die Engländer in den Hafen gelegt haben und die immer ihre langen Geschützrohre auf die Fenster des Sultanspalastes gerichtet haben.

Man könnte diese Dinge sehen — aber weshalb soll sich der Ärger an ihnen reiben? Allah hat gewollt, wie es ist, und so tut man gut daran, sich mit Ergebenheit in das Schicksal zu fügen.

Auch ein Sir John vermag einen Sultan von Sansibar nicht aus seiner stoischen Ruhe zu stürzen. Sie sind nun einmal da, die Herren aus London, um immer irgend etwas zu fordern. Das ist wohl ihre Sendung, und was soll ein armer Sultan dagegen tun? Schließlich läßt sich mit ihnen leben, und ist nicht das Leben viel geruhfamer und beschaulicher geworden, seit sie ihm das Regieren ein wenig erleichtert haben? Zwar läßt sich nicht abstreiten, daß eine noch so liebenswürdige Bevormundung manchmal ein wenig lästig ist, und man gibt auch nicht gern Befehle, deren Bedeutung man nicht erraten kann.

Aber schließlich, einen europäischen Freund muß man haben, wenn man ein Sultan in Ostafrika ist, wo an der Küste in rätselhafter Geschäftigkeit die Kriegsfahrzeuge fast aller Nationen herumkreuzen. Darum hält man es mit England, auch aus anderen Gründen — aber über die schweigt man besser.

Wenn Sir John Kirk sich melden läßt, ist Said Bargasch selbstverständlich immer zu sprechen. Erstens freut er sich über jede Unterhaltung, die etwas Abwechslung bietet, und zweitens, wie kann man einen Mann abweisen, der ja sowieso das Heft aller guten und undurchsichtigen Geschäfte in Händen hält? Also im Namen des allbarmherzigen und einzigen Gottes, herzlich willkommen, Freund John Kirk!

Der Engländer kann sich eine Einleitung sparen. Zwar geht er mit seiner Gradheit und Hast, die dem Propheten ein Greuel ist, Said Bargasch auf die Nerven, aber der läßt sich seinen Unwillen nicht anmerken und hört mit der Miene des gelassenen Weisen der Rede seines Gastes zu.

„Es geschehen in deinem Reiche Dinge“, so meint Sir John, „die mich beunruhigen und die auch dir nichts Gutes verheißen. Soll ich die Vorgänge aufzählen, die seit Jahresfrist die Hauptstadt deines Landes zu einem Tummelplatz befremdender Ereignisse gemacht haben? Sie könnten England gleichgültig sein, aber sie berühren uns doch, weil wir uns berufen fühlen, dich und dein Land zu schützen und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit deiner Regierung zu garantieren. Ich schweige mich über die Lage auf dem Festland aus. Sie ist deinen Augen ganz offen, und meine Meinung ist dir nicht fremd. Doch blicke einmal nach Norden und erinnere dich deines Gegners aus dem Hause der Nabahani und wäge alles ab, was dir dein Wali aus Lamu geschrieben hat, und entscheide, was geschehen soll. Ich spreche nicht gegen die Deutschen, denn auch die Deutschen sind unsere Freunde. Aber ich warne dich vor Ahmed, der gute Bundesgenossen sucht und sie auch bald findet, wenn du zögern solltest, dich zu einer Tat zu bekennen. Du sagst, das Land Witu wäre dein eigen und ein Rebell habe sich widerrechtlich deines Besitzes bemächtigt. Deine Worte mögen richtig sein. Aber bist du nicht der Sultan, dem die Macht gegeben ist, aus Unrecht wieder Recht zu machen? Ich rate dir nicht, aber ich bitte dich zu bedenken, daß einige hundert gute tüchtige Sansibarsoldaten mit wenigen Kanonen einen Aufrührer schnell zum Nachgeben bringen können. Es scheint so, als ob der Augen-

blick zu einem Angriff auf Bitu vor der Thür stünde. Verstehe mich wohl: Es ist nicht mein Wunsch, daß Blut vergossen wird. Ich unterhalte mich nur mit dir über diese Frage.“

Said Bargasch hat den Worten Sir Johns aufmerksam zugehört. Sie scheinen ihn nicht zu erregen, denn sein Gesicht bleibt gleichmütig, und das heitere Lächeln verschwindet nicht von seinen Lippen.

„Bitu ist weit von hier“, antwortet er, „und Lamu, die gute fruchtbare Insel, liegt vor der Pforte meines Feindes. Sie ist der Schlüssel zu seinem Land. Ich halte ihn in meiner Hand, das soll mir genügen. Allah wird die Zeit finden, die Ahmed, den lächerlichen Emporkömmling, bestrafen wird!“

„Allah ist weise“, erwidert der Engländer, „aber es ist gut, wenn die Großen, die er auf die Throne seiner Welt gesetzt hat, ein wenig von seiner Weisheit verspüren. Allah gibt auch Zeichen. Es ist darum gut, wenn die Begnadeten auf der Erde diese Zeichen verstehen und nach ihrem Gebot handeln!“

Des Sultans Miene verbüstert sich: „Wenn des Albarmherzigen Zeichen einen Krieg kündigen will, so soll es mir auch sagen, wie ich die Kosten bezahlen werde.“

„Du bist reich, Sultan Said Bargasch. Deine Melkenplantagen werfen dir in der Hälfte eines Jahres mehr Gewinn ab, als du nötig haben wirst, um Ahmed, deinen Feind, auf die Knie zu zwingen.“

„Ich könnte mir denken“, meint die ruhige und eintönige Stimme des Sultans, „daß ein so großes Reich wie England ein wenig von seinem Gold abgeben kann, um dem Reich zu seiner Geltung zu verhelfen. Ihr Engländer schützt doch das Recht, so sagtest du immer, mein Freund.“

Auch jetzt verzieht der Engländer keine Miene: „Wie kommt es uns zu, etwas zu tun, was nicht unsere Aufgabe ist! Dir ist von der Vorsehung deines Gottes ein Land gegeben – so schütze es auch vor deinen Feinden! Wenn du in Not kommen solltest, so wisse, daß wir dir helfen werden. Dem kleinen lächerlichen Emporkömmling, wie du Ahmed zu nennen beliebst, aber schlage allein auf die Finger. Die Macht dazu hast du.“

„Soll ich die Schiffe rüsten und die Kisten mit der Munition einladen lassen? Sollen die Kanonen gepußt und in Ordnung gebracht werden? Sollen meine Leute von ihren Frauen Abschied nehmen, um weit von hier in den Krieg zu ziehen? Sage mir, ob das dein Wunsch ist.“

Die Stimme Sir Johns wird brüsk: „Du sprichst von Dingen, die mich nichts angehen. Es ist meine Pflicht, dir nicht die Verantwortung einer Entscheidung abzunehmen. Handle oder handle nicht. Tue, was dir beliebt, doch vergesse nicht, daß ein Sultan ohne Land und ohne Macht kein Bundesgenosse ist, mit dem man Freundschaftsverträge abschließen kann.“

Said Bargasch lächelt dünn: „Auch mit den Deutschen habe ich einen Handelsvertrag zu Papier gebracht, und er hat viel Geld ins Land fließen lassen.“

„Du tatest recht daran“, antwortet der Engländer langsam, „es kann sein, daß auch wir mit den Deutschen eines Tages ein Abkommen treffen werden. Es könnte dich vielleicht der Sorge um den Frieden deines Landes entheben.“

„Eine Sorge, die mich nicht allzu hart bedrückt, da Englands Wille schon lange Gesetz in Sansibar ist! Ich will mich

darüber nicht beklagen, denn mit seinem Schicksal muß man sich abfinden, auch mit den Schiffsgeschützen, die seit nahezu drei Jahren Tag und Nacht auf meinen Palast gerichtet sind. Ich kenne meine Ohnmacht, und ich weiß sehr wohl die gewaltige Stärke deines Landes einzuschätzen. Ich wehre mich nur gegen deine Rede, die nein sagt und doch ja meint! Was soll ich mit deinen Worten! Willst du, daß ich meine Soldaten marschieren lasse und Ahmed aufs Haupt schlage und damit die Deutschen schädige, oder ist es dir recht, wenn ich mich in Geduld fasse und es den Engländern überlasse, den Schiedsrichter zu spielen? Ich tue alles, wie es eurer politischen Weisheit einfällt, aber ich muß wissen, ob ich in eurem Auftrage handele oder nicht, und ob ihr auf meiner Seite steht, wenn eine Sache anders ausläuft, als zu erwarten war. Du bist mein Freund, Sir John, ich bitte dich um ein offenes Wort!“

Der Engländer schweigt eine Weile und überlegt. Die Wendung des Gesprächs ist ihm unangenehm, denn der Sultan hat Dinge berührt, über die man besser schweigt. Doch will sich der Mann mit diplomatischen Floskeln anscheinend nicht zufrieden geben. Vielleicht wäre es klug, sich mit ihm ganz offen über alle Fragen auseinanderzusetzen. Aber man weiß ja nicht, wie weit man der Freundschaft des Sultans trauen kann, und es könnte auch sein, daß Said Bargash auf Probleme zu sprechen käme, die in diesem Augenblick unerwähnt bleiben müssen.

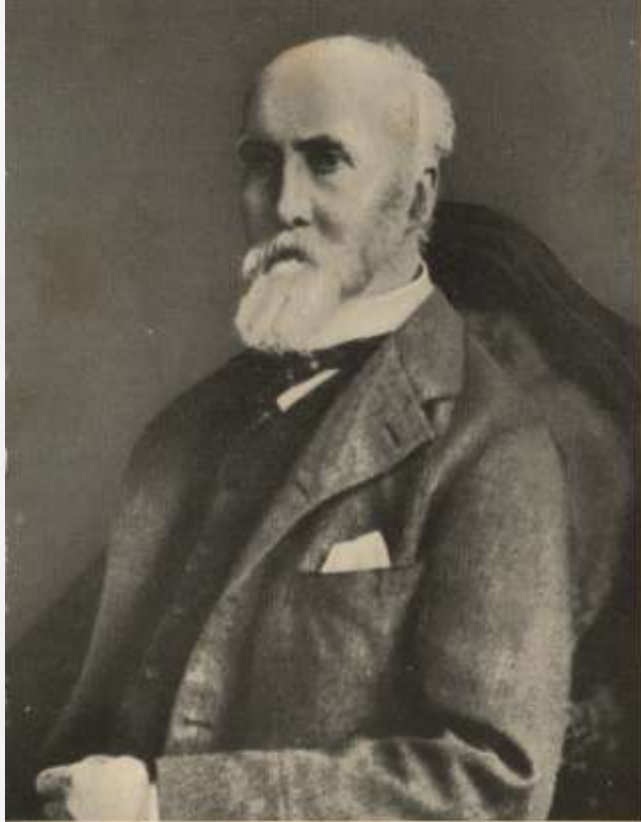
„Ich kann dir nicht“, so beginnt er vorsichtig, „auf deine Frage eine bündige Antwort geben. Es liegt in meinem Amt, daß ich nach Weisungen zu handeln habe, die mir von meiner Regierung gegeben werden. Wenn ich dir heute sage: ja, wir



*Die Stadt Sansibar
(Nach einem alten Stich)*



*Gerhard Rohlfs, zur Zeit
der Denhardts
deutscher Generalkonsul
in Sansibar*



Sir John Kirk,
englischer Generalkonsul
in Sansibar, eine Aufnahme
aus späteren Jahren

Leben und Treiben
auf dem Großen Markt
von Sansibar



Engländer werden auf deiner Seite stehen, so wäre das keine Lüge, denn eine solche Haltung wäre logisch, und sie entspräche dem Urteil, das ich mir gemacht habe. Aber ich bin nicht England, und ich habe auch keinen amtlichen Auftrag, dir eine offizielle Erklärung auf deine offiziellen Fragen zu geben. Meine Lage ist schwierig, und vielleicht muß ich aus diesem Grunde meine Worte besonders wählen, denn sie könnten sonst eines Tages gegen mich zeugen. Du wirst mir jetzt sagen, dann wäre es besser gewesen, zu schweigen. Die Klugheit hätte vielleicht so geboten. Aber ich nehme den Vorwurf der Unklugheit auf mich, wenn es unserer Unterredung gelingen kann, deine Aufmerksamkeit auf eine Entwicklung zu lenken, die mich ernstlich beunruhigt, da sie dich schädigen kann — zugegeben: auch uns. Da es mir versagt ist, dir einen Rat zu geben, so lasse mich wenigstens wissen, was du zu tun gedenkst und wie du die Gefahr, die sich in diesen Tagen in den Wäldern von Witu zusammenballen will, aus der Welt zu schaffen gedenkst.“

„Ich verstehe deine Worte sehr gut, Sir John, und ich glaube in deinem Herzen lesen zu können wie in einem Buch. Ich weiß, was du willst, und ich weiß auch, daß du deinen Willen nicht aussprechen kannst. Ich ahne auch, daß es mein ewiges Schicksal bleiben wird, das Schiff meiner Zukunft zwischen den Klippen eurer unausgesprochenen Gedanken hindurchzutreiben, bis eines Tages seine Mast brechen und es untergehen wird. Es sei so! Doch sollst du in Ruhe den Weg zu deinem Hause zurückgehen. So höre denn, daß es mein eigener Entschluß ist, für den ich auch gewillt bin die Verantwortung zu tragen, heute noch Mister Matthews, meinem englischen General, anzubefehlen, den Krieg gegen Ahmed, den Rebellen von Witu, neu zu beginnen. Ich

werde meinen Kriegsdampfer rüsten lassen, und sechshundert meiner besten Soldaten sollen an Bord gehen mit vier Kanonen, und sie werden nach Lamu fahren und von dort aus das Land berennen, das meinen Feinden als Unterschlupf dient."

Das Gesicht Sir John Kirks hellt sich auf. Eine vortreffliche Antwort, denkt er. Sie gibt einem mehr, als man erwartet hat. Wenn Said Bargasch wirklich ernst macht und sechshundert Soldaten gegen Witu marschieren läßt, so werden vielleicht doch noch, bevor unangenehme Tatsachen vorliegen, in dem Lande, das sich die Denhardts ausgesucht haben, Voraussetzungen geschaffen sein, die ihren Absichten die Luft wegnehmen. Die Diplomatie wird ihnen dann ganz den Garaus machen.

Er ist jetzt wieder ausgezeichnete Laune, der englische Generalkonsul, die Sorgen sind von seiner Stirn verschwunden, und seine Augen blicken fröhlich und liebenswürdig wie immer.

"Ich beglückwünsche dich zu deinem Entschlus", verabschiedet er sich vom Sultan.

Als Clemens Denhardt im Walde zwischen der Küste und Witu aus seiner Ohnmacht wieder erwacht, sieht er ein wirres Bild. Der Lagerplatz dicht vor ihm ist überfüllt von Menschen. Die Schläfer sind von der Erde aufgesprungen, und es sind viele neue Leute da. Ein wildes Geschrei dringt zu ihm, aber die Rufe sind freudig, ein Lachen sind sie, auch manchmal ein Spottwort. Doch ist alles freundlich, und von einem Kampf ist nichts zu sehen.

Clemens Denhardt richtet sich auf. Ein leichter Schwindelanfall läßt ihn taumeln, aber dann faßt er sich wieder.

Eine hohe, schlanke Gestalt in wallendem Kanfu löst sich aus dem Knäuel der Männer und tritt auf ihn zu: „O Bwana, welch dummer Irrtum!“

Da erkennt ihn der Deutsche:

„Faki!“ ruft er erstaunt aus.

Ein Zusammentreffen unter merkwürdigen Umständen! Aber sie schrumpfen zu einer einfachen Erklärung zusammen. Die Männer, die sich im Schutze der Nacht an das Lager der Deutschen herangepirscht hatten, sind Krieger des Sultans Achmed von Witu, und Faki, der sie hierher führte, ist ein naher Verwandter Simbas, im übrigen auch ein guter Freund der Denhardts, mit denen er sogar, als sie vor einigen Jahren in Witu weilten, Blutsbrüderschaft geschlossen hat.

Im Urwald bleibt nichts geheim. So haben die Somatrommeln schon lange das Herannahen der Wasungu mit ihren Trägern von Dorf zu Dorf gemeldet. Da hatte von Fungasombo aus sich Faki mit hundert guten und tapferen Kriegerern aufgemacht, um die Eindringlinge zu vertreiben. Die Suaheli stehen in Fehde mit dem Sultan von Sansibar, und so hatten sie angenommen, Engländer vor sich zu haben und Araber.

Da war es ein Glück gewesen, daß Clemens Denhardt auf die Nähe der Leute aufmerksam geworden war, denn sie hatten bereits in einer dichten Kette das Lager umzingelt und standen sprungbereit, sich auf die Fremden zu stürzen. Der Schuß hatte die Schläfer alarmiert, und noch ehe es zu einem Handgemenge gekommen war, hatte man den Irrtum erkannt.

Die Freude Fakis und seiner Krieger kennt keine Grenzen. Sie wissen, daß die Deutschen Freunde des Sultans Achmed sind. Mit eigenen Augen haben sie sich während des letzten Aufent-

halts der Denhardts in Witu davon überzeugen können, wie stark und unverbrüchlich das Vertrauen ist, das Simba, der Gebieter des großen Suahelilandes, den Deutschen entgegenbringt.

Wie oft waren die Häuptlinge von ihrem Sultan in das Versammlungshaus in Witu zur Barasa, zum Großen Rat, gerufen worden, wo Ahmed ihnen von dem Deutschen Reich erzählte, dem mächtigen Sultan Wilhelm und seinem gewaltigen Ratgeber Bismarck, und wie tapfer diese Deutschen wären, die niemals zugeben würden, daß das Land Simbas des Löwen der Raubgier der Sansibararaber ausgeliefert würde.

Das hatte die Herzen gezündet und die Erinnerung an die beiden Brüder wacherhalten, die einst nach Witu kamen, um gegen das Unrecht zu fechten, das sich von fern, über das Meer hinweg, dem Lande zuwälzte, das nur Frieden will und ein freies Leben, wie es seinen Menschen gefällt.

Der Glaube der Wituleute hat etwas Rührendes, und die Naivität, mit der sie die Wiederankunft der beiden Denhardts als das Ende einer Schreckenszeit bezeichnen, macht die Brüder fast verlegen.

Die Deutschen sind unsere Freunde, jubeln die Krieger, sie halten es nicht mit Said Bargasch, wie die Engländer es tun, und da sie gewaltige Kriegsschiffe haben und Kanonen, die fast in den Himmel schießen, so wird Witu sich unter ihren Schutz stellen, und dann kommt der ewige Friede!

An Schlaf ist in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Die Männer Fakis haben viel zu schwätzen, und da sie erlegtes Wild und auch einige Ziegen mit sich führen, so verliert die Dunkelheit ihr Recht, und die Sterne und der silberne Mond schauen auf ein

festliches Essen herab, das bis zum ersten Strahl der Morgensonne währt.

Etwas spät, aber doch guter Dinge zieht der so stattlich angewachsene Zug am anderen Morgen weiter. Der Marsch ist jetzt nicht mehr so beschwerlich, denn die Krieger kennen Wege, die das Urwalddickicht vermeiden; so braucht man sich die Pfade nicht zu erkämpfen.

Aber die Sonne glüht unbarmherzig hernieder, und die Nacht ohne Schlaf will sich rächen. So müssen sie des öfteren haltmachen, um auszuruhen, und dadurch kommen sie nur langsam vorwärts.

Gegen Abend erreichen sie das Dorf Fungasombo. Auch hier haben die Späher schon längst das Eintreffen der Krieger mit den Deutschen gemeldet, und so gleicht ihr Einmarsch durch die breite Gasse zwischen den niedrigen Hütten einem Triumphzug.

Man weist den Gästen die besten Räume an. Man schickt ihnen Lebensmittel, viel mehr, als sie brauchen können. Auch Krüge, bis zum Rand gefüllt mit Palmwein, werden herbeigebracht. Doch zum großen Mißvergnügen seiner Leute läßt Clemens Denhardt das gute berauschende Getränk unter Verschluss halten. Es drängt ihn, die Reise nicht allzulange auszudehnen. Das Ziel ist ihm zu nahe, und seine Ungebuld verträgt nicht längeres Warten.

Schon vor Sonnenaufgang brechen sie wieder auf. Ein gewaltiger Weg liegt noch vor ihnen, gut vierzig Kilometer; sie sind eine Ewigkeit in der Wildnis, die überall Hindernisse aufstürmt und Strapazen, die die Deutschen schwer ertragen. So erreichen sie auch an diesem Tage nicht Witu, und wieder lagern sie im

Freien, diesmal am Rande des Buschlandes, das sich wie eine breite Zunge in die Ebene ergießt, um in der Ferne wieder in den Urwald aufzugehen.

Es ist die letzte Nacht vor der Entscheidung. Die Müdigkeit brennt in den Gliedern, aber die Spannung im Herzen ist groß, und das bannt den Schlaf.

Als sie im Frühlicht des jungen Tages sich zum neuen Weg rüsten, sind sie so frisch und munter, als habe sie eine lange Ruhepause erquickt, und sie scherzen und treiben allerhand dummes Zeug.

Die Träger singen ihre eintönigen rhythmischen Weisen, die aber heute nicht schleppend und melancholisch, sondern beschwingt und voll Freude sind. Das nahe Ziel beschleunigt ihren Marsch. Sie verzichten auf die Mittagsruhe, um auch nicht eine Stunde zu versäumen, die sie in dem nahen Witu bei Tanz und gutem Essen verbringen können.

Wenn das Geschwäh der Träger eine Weile müde geworden ist und die Deutschen aufmerken, hören sie aus der Ferne das dumpfe Schlagen der Trommeln. Keinem Menschen begegnen sie auf ihrem Weg, und doch ist ein ganzes Land um sie versammelt. Es lauscht dem Dröhnen der Goma, das sich fortpflanzt und immer weiter dringt, bis in die entferntesten Winkel des Landes.

Kurz vor der Stadt wachsen die Bäume der Wildnis wie Türme in den blauen Himmel, als wolle die Natur eine undurchdringliche Schutzwehr schaffen. Lianen und allerlei Schlingwerk wuchern zwischen den Bäumen, und manchmal wird das Gestrüpp so dicht, daß ein großer Bogen geschlagen werden muß, um weiterkommen zu können.

Möglich bleibt Faki, der an der Spitze marschiert, stehen. Er weist mit der Hand nach vorwärts:

„Dort ist Witu!“ flüstert er mit ganz tiefer Stimme.

Jetzt sehen auch die andern die vielen kerzengeraden Rauchsäulen.

Mit einem Freudenschrei reißen die Denhardts ihre Gewehre von den Schultern und feuern sie ab. Da dringt aus der Ferne die Antwort, ein Schuß, und dann mehrere, und dann sind sie nicht mehr zu zählen.

Nach wenigen hundert Metern treffen sie auf die ersten Einwohner, die hier schon auf sie gewartet haben.

Einer, der besonders kostbar gekleidet ist, tritt auf sie zu. Die Denhardts erkennen den Neffen des Sultans, den Thronfolger Kumo Bakari. Daß er dem Zug der Fremden entgegengeeilt ist, ist eine große Ehrung. Nur ganz großen Fürsten wird solch Empfang zuteil.

Ernst und würdig begrüßt der junge Mann die Gäste, und er legt Wert darauf, keine der Höflichkeiten zu vergessen, die nun einmal Brauch sind, wenn große und bedeutende Männer in diesem Lande sich begegnen. Er faßt Clemens Denhardt bei der Hand, die er nicht mehr loslassen wird, bis sie in die Stadt gekommen sind, was allen Leuten sagen soll, daß hier ein Bruder den anderen führt.

So kommen sie nach Witu.

Fast die ganze Stadt ist auf den Beinen, und da hier mehr als fünftausend Menschen wohnen, ist ein großes Gewimmel in den Straßen. Man jubelt den Deutschen zu und greift nach ihren Händen, und wenn sie vorbei sind, schließen sich alle dem Zug an, der immer größer und breiter wird und unter einer

mächtigen Staubwolke dem weiten Platz entgegenstrebt, wo die vornehmen und geräumigen Hütten stehen, die den Fremden als Wohnstätten zur Verfügung gestellt sind. Hätten die Krieger des Sultans nicht eine Mauer um die Gebäude gebildet, so hätten die nachdrängenden neugierigen und schreienden Massen sie in der Wucht ihres Anpralls zum Einsturz gebracht.

In dem Raum der größten und schönsten Hütte überreicht der Thronfolger Fumo Bakari den beiden Deutschen zwei kunstvoll eingelegte und mit bunten Steinen geschmückte Dolche, Ehrengeschenke des Sultans und ein kleines Willkommen für die Freunde, die er so lange erwartet hat. Auch Speisen werden gebracht, gebratenes Fleisch, schneeiger Reis, köstliche Datteln, Schalen voll Milch, die besten Leckerbissen vom Fisch Simbas des Löwen.

Es ist der 7. April 1885, als Clemens und Gustav Denhardt, begleitet von dem jungen Schlunke, dem Sultan Achmed ben Sultan Fumo Lutui ben Schech Nabahani in seinem Palast den ersten Besuch abstatten.

Es ist seltsam still in dem großen Raum, wo auf einem breiten europäischen Sessel der Sultan sitzt, umringt von den Großen des Landes und den Männern, die ihm am nächsten stehen.

Als die Deutschen sich ihm nähern, erhebt er sich langsam und würdevoll von seinem Sitz, führt den Finger zu Mund und Stirn und fasst die Hände der Brüder und blickt ihnen lange in die Augen.

Dann begrüßt er sie, wie es die Sitte ist.

„Als ich das letzte Mal vor dir stand, Sultan“, beginnt Clemens Denhardt, „da sagtest du mir etwas, und deine Worte waren wie ein Versprechen. Erinnerst du dich?“

Der Sultan senkt bejahend den Kopf: „Ich entsinne mich, mein Freund. Wenn du in mein Land zurückkehren solltest, sagte ich, so wäre es mir eine Freude, dir einen Wunsch zu erfüllen, und ich bat dich, mir diesen Wunsch als ein Geschenk mitzubringen, das mich ehren würde. Du bist da, nenne mir deinen Wunsch!“

Clemens Denhardt lächelt leise: „Ich werde diesen Wunsch sehr nicht aussprechen, denn ich weiß, daß du ihn kennst. Wenn du deine Berater zur Barasa bittest, dann laß mich sprechen.“

„So sei es“, antwortet der Sultan.

Er winkt einigen Dienern und läßt Stühle bringen. Die Deutschen müssen sich setzen, und dann reichen Knaben auf silbernen Tellern kleine Tassen mit Kaffee. Es wird eine stille Unterhaltung. Sie spielt sich wie eine Zeremonie ab, deren Befehl man nicht mißachten darf.

Die Brüder wissen, daß es nicht Sitte ist, den ersten Besuch beim Sultan allzulange auszudehnen. Bevor sie Abschied nehmen, überreicht Clemens Denhardt dem Sultan ein gutes Gewehr neuester Konstruktion, ein Ehrengeschenk, wie sich das gehört.

Schweigend nimmt der Sultan die Gabe entgegen, er zeigt nicht seine Freude, weil es nicht Brauch ist.

Es ist alles breitflächig an dem Mann, der sich Sultan Achmed von Witu nennt, mächtig und gewölbt das Gesicht mit den feisten Wangen und der Stirn, die ganz glatt ist und ohne Runzeln. Die Lippen sind aufgeworfen, die Augen ruhen klein und fast verschwindend in den Fettpolstern, aber sie haben einen freundlichen, und man könnte sagen, einen sanften Blick. Die Züge des Gesichts sind grobgeschnitten. Um so mehr fällt die Nase auf, die schmal ist und klein und leicht geschwungen. Ein

gewaltiger Kopf thront über einem Körper, der massig und ausladend in seinen Formen ist. Die Arme sind dick, und die Haut ist prall und seltsam glanzlos.

Auffallend sind die Beine. Wie Baumklöße sehen sie aus. Sie sind der große Schmerz in Achmeds Leben, denn die böse Krankheit, die die Europäer Elephantiasis nennen, hat ihn befallen.

Er ist nicht mehr jung, der Sultan. Die Sechzig hat er überschritten, aber er wirkt älter, schon durch die Gelassenheit seiner Bewegungen und die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, die aus seinem Wesen spricht. Doch ist seine Erscheinung imponierend, und wenn er in der großen Halle des Versammlungshauses mit den Häuptlingen seiner Völker spricht, so kann man verstehen, daß er der Herr ist, dem alle untertan sind.

Selten kommt ein hartes oder zorniges Wort aus seinem Mund. Wenn er eine schlimme Nachricht überbracht bekommt, übermannn ihn nicht der Arger. Er schließt dann einen Augenblick die Augen, als wolle er zwischen sich und die Welt einen Vorhang gleiten lassen. Aber dann spricht er wieder ruhig und ohne Hast, und wenn er seine Befehle gibt, so sind sie überlegt und sehr bestimmt.

Die zu ihm kommen und ihm die Ehre antun, die ihm gebührt, gehorchen ihm blindlings, und aus ihren Gesten spricht Verehrung für ihren Sultan, von dem sie wissen, daß er nur das Beste für seine Untertanen will, die er liebt wie seine Kinder.

Die Anspruchslosigkeit in seinen persönlichen Bedürfnissen und der Ernst, mit dem er sein Amt bekleidet, sind für afrikanische Verhältnisse außergewöhnlich. Man könnte eine Ewigkeit durch die Länder des schwarzen Erdteils wandern, um einem Fürsten

zu begegnen, der so wie Simba gerecht und besonnen die Dinge seines Landes leitet und klug und weitsichtig die Gefahren zu bannen versucht, die irgendwo an den Grenzen sich zusammenballen oder im Innern des Landes die Ruhe und den Frieden seiner Bewohner zu stören vermöchten.

Er ist wirklich ein sozialer Fürst, der Sultan Achmed von Witu. Eine gütige Laune der Natur hat ihm einen wachen Sinn für die Würde des Menschen gegeben, und so duldet er, ein Abseitiger in der Reihe der Fürsten Afrikas, keinerlei Vorrechte einzelner; alle Menschen sind gleich vor Allah, und es ist gleichgültig, ob sie arm sind oder reich, ob die Farbe ihrer Haut schwarz ist oder hell wie die der Leute an der Küste.

Mit einer unerbittlichen Strenge und einer Härte, die keine Gnade kennt, hat er den Sklavenhändlern in seinem Lande schon lange das Handwerk gelegt, und es hat nicht moralischer Vorstellungen europäischer Missionare bedurft, um ihm beizubringen, daß ein Mensch niemals willenloses Eigentum eines anderen Menschen sein dürfe.

Die Aufhebung der Sklaverei in Witu hat, wenigstens in ihren Anfängen, wirtschaftliche Krisen mit sich geführt, denn von einem Tag auf den anderen fehlte es an Arbeitskräften, und der Ackerbau, der sich langsam unter der Fürsorge Achmeds zu entwickeln schien, erhielt einen argen Rückschlag. Doch eilte die Kunde von dem neuen Gesetz des Sultans über die Grenzen in andere Länder, und die Sklaven, die dort in harter Fron arbeiten mußten oder als willenlose Handelsware in langen Karawanenzügen durch die Urwälder an die Küste getrieben wurden, hörten die neue Botschaft und ergriffen eine günstige Stunde, um ihren Peinigern zu entfliehen.

In Witu fanden sie freundliche Aufnahme. Ahmed schenkte ihnen Land, er gab ihnen auch die Möglichkeit, es zu bestellen, und er lehrte die Eingefessenen des Landes, bei ehemaligen Sklaven in die Schule zu gehen, die von ihren früheren Arbeitsplätzen her mit Neuerungen vertraut waren, die die Leute in Witu nicht kannten.

So wäre das Land für die Menschen, die es bewohnen, zu einem Garten der Harmonie geworden, wenn nicht wie eine dunkle Wolke am Horizont die unersättliche Raubgier des Arabersultans den Frieden der Witumenschen gestört hätte. Seit Generationen dauert dieser Kampf, und in dem Geschlecht der Nabahanisfürsten hat er sich immer vom Vater auf den Sohn übertragen. Als sie noch auf der Insel Patta an der Mandabucht, ganz nahe am Festland, residierten, kämpften die Söhne Nabahanis in einer dauernden Fehde, von Glück oder Unglück verfolgt, mit dem Recht freier Herrscher aus altem stolzen arabischen Geschlecht gegen die Sansibarfürsten. Manchmal blieben sie siegreich und trieben die Schiffe der Eroberer wieder über die Meere zurück, bis schließlich doch die Stärke Sansibars übermächtig wurde und Sultan Ahmed, des ewigen Kampfes müde, mit seinem ganzen Volk von der Insel wegzog und drüben auf dem Festland, gesichert durch die Unzugänglichkeit der Wildnis, sich ein neues Reich gründete.

Mit Strenge und Milde glückte es ihm, die Ureinwohner des Landes seiner Herrschaft zu unterwerfen. Schließlich lernten sie Simba den Löwen lieben, weil er keinen Unterschied mehr machte zwischen denen, die mit ihm ins Land gekommen waren, und den anderen, denen es einst allein gehört hatte.

Doch ging der Krieg mit Sansibar auch nach dem Rückzug Ahmeds auf das Festland nicht zu Ende. Immer wieder versuchten Heerzüge der alten Gegner in das Land einzudringen. Doch blieb das Glück ihnen versagt. Simba schlug sie wiederholt in entscheidenden Schlachten, und schließlich mußten sich die Araber damit begnügen, einige kleine Ortschaften an der Küste besetzt zu halten, wo sie sich Mühe gaben, mit einigen wenigen Soldaten den Anschein von Regierungshandlungen im Namen ihres Sultans, Said Bargasch, aufrechtzuerhalten. Zuweilen wurden sie wieder von den Kriegern Ahmeds vertrieben, aber dann erschienen sie bald an einer anderen Stelle der Küste. So setzte sich das blutige Spiel über die Jahre hinweg fort.

Der Umstand dieser ewigen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Sansibar hatte Simba schon im Jahre 1867 bewogen, sich mit dem deutschen Afrikareisenden Brenner, der sich damals in Wituland aufhielt, über die Möglichkeit einer Schutzherrschaft Preussens über das Land auszusprechen. Die Engländer, so sagte sich Ahmed, haben sich der Interessen des Sansibarsultans angenommen und sind somit zu Feinden geworden, gegen die sich Witu mit allen Kräften wehren muß. Da liegt der Gedanke nahe, sich ebenso wie die Leute in Sansibar die Freundschaft einer anderen großen europäischen Macht zu sichern, um so den Engländern ein wirksames Gegengewicht entgegenzustellen.

Brenner hatte sich damals sehr lange in Witu umgesehen. In den Berichten, die er nach seiner Rückkehr nach Berlin an die preussischen Regierungsstellen gab, vergaß er nicht, auf den guten Zustand des Landes, den tüchtigen Menschenschlag, der

es bewohnte, und auch auf Ahmed den Fürsten, der es weise und vernünftig regierte, hinzuweisen. Wohl interessierten die Angaben Brenners die zuständigen Stellen in Berlin, aber Preußen war damals noch nicht reif für den kolonialen Gedanken, und so fiel der Wunsch des Witusultans ohne längere Erörterung unter den Tisch.

Dass die Idee einer deutschen Schutzherrschaft kein flüchtiger Gedanke Simbas gewesen war, konnten dann später die Brüder Denhardt bei ihren Reisen nach Witu ohne weiteres feststellen, denn auch ihnen gegenüber sprach sich Ahmed ganz offen über die Möglichkeiten aus, die eine deutsche Schutzherrschaft über die Suaheliländer verwirklichen könnten. Die Denhardts konnten damals ihrem Gastgeber nur geringe Hoffnungen machen, denn sie waren sich im Klaren, daß bei der ausgesprochen kontinentalpolitischen Einstellung des Bismarckschen Kurses und der Teilnahmslosigkeit, die auch einsichtige und berufene Kreise Deutschlands dem kolonialen Gedanken entgegenbrachten, der Gedanke einer Ausdehnung der deutschen Herrschaft nach Übersee wenig Begeisterung finden mußte.

Daß sich inzwischen in Deutschland die Ansichten grundsätzlich geändert haben und ein Bismarck aus seiner bisher ablehnenden Haltung sich zu einem eifrigen Förderer des Kolonialgedankens emporgeschwungen hat, ist ein Glücksfall, der den Wünschen Sultan Ahmeds sehr entgegenkommt.

Die überraschende Ankunft der Denhardts und die wenigen Worte, die der ältere Bruder bei der ersten Begrüßung gesprochen hat, haben Ahmed die Gewissheit gegeben, daß nach langem Warten nunmehr die Stunde gekommen ist, in der sein Wunsch in Erfüllung gehen soll.

Am zweiten Tag nach ihrer Ankunft werden die Deutschen durch einen Boten Ahmeds in das große Versammlungshaus der Stadt gerufen. Viele hundert Häuptlinge, Angehörige der alten Geschlechter, und die Würdenträger des Sultans sind in der großen Halle versammelt.

Als die Denhardts sich vor dem Sultan verneigen, bittet er sie mit einer gespannten Erwartung in den Augen, den Wunsch zu nennen, von dem sie am gestrigen Tage gesprochen hätten.

Clemens Denhardt, der das Kisuaheli gut beherrscht, richtet ganz langsam den Blick auf den Fürsten. Ein leises Zittern liegt in seiner Stimme, als er zu sprechen beginnt, aber dann wird seine Rede freier, und das Gefühl für die Bedeutung dieser Stunde gibt seinen Worten einen Ausdruck, der alle lauschen läßt. Er spricht von Deutschland, von der Macht des Reiches, von den vielen Schiffen, die auf allen Weltmeeren die deutsche Fahne zeigen, und von der Unbesiegbarkeit der deutschen Heere. Er weist auf die Gefährdung des Friedens in Witu hin und auf die Gelüste des Sultans einer fernen Insel, dessen Macht hunger sich das Land Simbas so schwer zu entziehen vermag. Ein großer Schmerz ist ihm die Not Witus, denn er liebt das Land, er schätzt seine Menschen, und er verehrt seinen Sultan von ganzem Herzen. Sein Wunsch ist ehrlich, und es ist ein Geschenk der Gnade des Höchsten, daß er in Erfüllung gehen kann und dem Volk der Suaheli und ihrem Herrscher eine gute und gesicherte Zukunft für alle und ewige Zeiten verheißt.

Lange redet er, dann bittet er mit leiser Stimme Ahmed, sich und sein Land dem Schutze des großen Deutschen Reiches anzuvertrauen.

Die Worte des Deutschen verlieren sich in dem lauten Getöse des Freudenausbruchs. Der Sultan erhebt sich von seinem Sessel, gebietet Ruhe und antwortet bewegt:

„Dein Wunsch ist erfüllt! Nicht weil ein Versprechen mich mahnt, sondern weil er gut ist und ein großer Segen für mein Land, das den Frieden will.“

Die Suahelihäuptlinge sind aufgesprungen und schlagen mit ihren Speeren an die Schilde, sie umringen die Deutschen und umarmen sie. Eine aufrichtige Freude glänzt auf allen Gesichtern. Der Taumel einer großen und echten Begeisterung pflanzt sich weiter aus dem Haus hinaus auf die Straße, wo die Leute Kopf an Kopf stehen und in Jubelrufe ausbrechen, als man ihnen sagt, was geschehen ist.

Als der Lärm sich glättet, setzen sich alle wieder nieder. Clemens Denhardt macht jetzt den Sultan darauf aufmerksam, daß die Gewährung des deutschen Schutzes für Witu an gewisse Bedingungen geknüpft sei. Deutschland könne nur dann schützend die Hand über ein Land halten, wenn damit auch wichtige und lebensnotwendige Interessen eigener Staatsangehöriger vertreten würden. Das sei eine unerläßliche Voraussetzung nach dem Willen Bismarcks, und so müsse der Sultan ihm oder seinem Bruder für einen annehmbaren Preis ein großes Stück Land zur Verfügung stellen.

Land genug habe er, meint der Sultan lächelnd, sein Freund möge ihm nur sagen, welchen Wald und welches Feld, welche Wiesen und welche Flüsse er sein eigen nennen wolle.

So kommen sie schnell zu einer Einigung. Sie setzen sich an einen Tisch und legen ein Protokoll an, eines in deutscher Sprache und eines in der Sprache des Landes, das ein schrift-

kundiger Suaheli schreibt. Wohldurchdacht sind die Schriftstücke, denn Clemens Denhardt hat die lange Zeit nicht ungenutzt gelassen und sich genau den Wortlaut überlegt, den er den Dokumenten geben muß, wenn sie später allen gewissenhaften und sachlichen Prüfungen standhalten wollen. Es lautet das eine:

„Wir tun hierdurch kund und zu wissen für jedermann, daß wir das nachstehend bezeichnete Land mit allem, was sich darauf, darin, darunter und darüber befindet, sowie mit allen Hoheitsrechten an den Deutschen Clemens Denhardt verkauft und abgetreten haben. Die Grenzen des verkauften und abgetretenen Landes werden gebildet durch eine gerade Linie zwischen Witu und Fungasombo, Fungasombo und Mkonumbi, dann durch den Fluß Mkonumbi bis zum Indischen Ozean, vom Meer weiterlaufend zwischen der Mündung des Mkonumbi-Flusses und der Mündung des Flusses Osi, sodann durch den Fluß Osi bis Kau, den Fluß Magagoni und durch eine gerade Linie, die den fernsten dem Inland zu gelegenen Punkt dieses Flusses mit Witu verbindet. Durch die Urkunde entsagen wir allen Ansprüchen an das bezeichnete Land und entäußern uns aller Hoheitsrechte in dem Gebiet, das wir hiermit abgetreten haben.“

Mit fester Hand unterschreibt Ahmed das Schriftstück. Auch das große Staatsiegel des Herrschers wird neben dem Namen aufgedrückt.

Ein zweites Dokument wird entworfen: „Wir ernennen hierdurch den Deutschen Clemens Denhardt zu unserm Bevollmächtigten für alle Verhandlungen, die zwischen den in Ostafrika anwesenden Vertretern fremder Mächte und uns sowie zwischen Said Bargasch in Sansibar und uns zu führen sind.

Wir erklären ausdrücklich, daß dieser unser Bevollmächtigter Clemens Denhardt ermächtigt ist, in unserem Namen Verträge zu schließen und Vereinbarungen zu treffen, und daß wir die Verträge und Vereinbarungen auch für uns rechtsverbindlich anerkennen.“

Auch unter dieses Dokument setzt der Sultan, bedächtig und sorgsam die arabischen Buchstaben malend, seinen Namen.

So ist alles getan, was notwendig ist, und die Formalitäten sind erfüllt. Ein großes Stück Land in einem Umfang von 25 Quadratkilometer ist durch Kauf rechtmäßig in den Besitz eines deutschen Reichsangehörigen gelangt, und es hat auch Zugang zum Meer, eine Voraussetzung, die bei der Frage einer Schuterteilung durch die Kaiserlich deutsche Regierung stets eine bestimmte Rolle zu spielen hat. Vergleicht man den tatsächlichen Wert des Denhardt überantworteten Gebietes mit dem, was dem Sultan als Kaufpreis gegeben wurde, fünfzig Gewehre, Ballen mit Tuch, Kisten mit Glasperlen und einige tausend Maria-Theresia-Taler, so ist es ein recht ungleiches Geschäft.

Aber Land in Afrika ist billig, und ein Sultan, der über viele Stämme regiert und dem alles zu eigen ist, was sich in seinem Reich findet, die Erde und die Flüsse, die Wälder und die Felder, die Häuser und alles, was die Menschen mit ihren Händen bauen und herstellen, ein solcher Herr über Land, Tod und Leben aller seine Untertanen kann es sich erlauben, auch einmal einen schlechten Tausch zu machen.

Zudem wäre Sultan Achmed sicherlich nicht gewillt zuzugeben, daß er übervorteilt wäre. 25 Quadratkilometer Land sind nicht viel, gemessen an dem Umfang seines Reiches, das mit allem,

was dazugehört, tributpflichtig ist und Simba Gehorsam leistet, wohl zwei Drittel der Größe Deutschlands ausmachen dürfte. Sie sind eine Winzigkeit, wenn sie genügen, dem Land Witu den Schutz zu geben, den es braucht, um gegen Saïd Bargasch und die Engländer, die mit ihm gemeinsame Sache machen, gesichert zu sein. Sultan Achmed ist so zufrieden mit dem Geschäft, das er abgeschlossen hat, daß er aus eigenem Herzen und ohne daß einer der Deutschen ihn darum bittet, dem älteren der beiden Brüder noch eine gute Quadratmeile ausgezeichneten Landes als besondere Gabe seiner Huld und ohne jede Gegenleistung überläßt.

Die Spannung der letzten Wochen, die Clemens Denhardt nicht hatte zur Ruhe kommen lassen, ist gewichen. Was er die Monate und die Jahre hindurch sich ausgedacht hatte und was in schönen Bildern immer und immer wieder an seiner Phantasie vorbeigelaufen war, ist Wahrheit geworden. Simba hat feierlich und in Gegenwart seiner Häuptlinge und Würdenträger die Erklärung abgegeben, daß er sein Land mit Einschluß aller Völker, die ihm gehuldigt haben und ihm Steuern zahlen, der Oberhoheit des Reiches unterstellt, und er hat auch nicht gezögert, als sinnfälliges Zeichen dieses Beschlusses seinem deutschen Freund ein Stück seines Landes zu eigen zu überlassen.

In der besten Stimmung verlassen die Deutschen das Versammlungshaus. Die Aufgabe, die sie hierhergeführt hat, haben sie gelöst. Was noch zu tun übrigbleibt, ist die Sache der deutschen Regierung, die nunmehr, so rasch es die Verhältnisse erlauben, über die Ereignisse in Witu unterrichtet werden muß.

Nach der Rückkehr in sein Haus setzt sich Clemens Denhardt an den Tisch und schreibt zwei Briefe. Beide richten sich an den Kaiserlich Deutschen Generalkonsul Gerhard Koblfs in Sansibar. „Seine Hoheit“, so beginnt das erste Schreiben, „der Sultan Ahmed ben Sultan Fumo Lutui ben Scheid Nabahani hat uns die Erklärung abgegeben, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, zu Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser und zur Hohen Deutschen Reichsregierung in ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältnis und unter Allerhöchstdessen mächtigen Schutz zu treten. Da, soweit hier abzusehen ist, keine Gründe für die Nichterfüllung des Wunsches Seiner Hoheit vorliegen, betrachtet sich der Sultan als Schützling Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und der Hohen Deutschen Reichsregierung vom Tage dieser heutigen Erklärung, dem 8. April 1885, ab. Der Sultan beauftragt uns, dem Kaiserlich Deutschen Generalkonsul als dem Vertreter der Hohen Deutschen Reichsregierung in Ostafrika diese Erklärung abzugeben und ihn zu ersuchen, das Weitere in dieser Angelegenheit zu veranlassen.“

Denhardt lächelt ein wenig, als er die wenigen Zeilen seines höchst offiziellen Schreibens durchliest. Er würde etwas darum geben, das Gesicht Gerhard Koblfs' zu sehen, wenn der den Brief in Händen halten wird. In Sansibar hatte er manche Zweifel über die Gutwilligkeit Ahmeds ausgesprochen. Da wird er ein wenig überrascht sein, so schnell eines Besseren belehrt zu werden.

Denhardt nimmt einen neuen Bogen, um das zweite Schreiben zu beginnen: „Der Sultan des Landes Witu beauftragt uns als seine Bevollmächtigten, bei dem Kaiserlich Deutschen Ge-

neralkonsulat in Sansibar einen entschiedenen Protest gegen alle Westbergreifungen und Uebergriffe zu erheben, die in jüngster Zeit an der Küste und auf den Inseln Ostafrikas zwischen Mogadischu und Tangata durch den Sultan von Sansibar Said Bargasch erfolgten und etwa durch europäische Regierungen erfolgen sollten.

Der Sultan Ahmed, dessen Familie seit dem Jahre 599 der Hedjira in Ostafrika regiert, nimmt alle Hoheitsrechte auf der oben bezeichneten Küstenstrecke und den vor ihr liegenden Inseln für sich und seine Nachfolger in Anspruch, und er ist auch bereit, weitere Erklärungen abzugeben.“

Die Briefe müssen auf dem schnellsten Wege zur Küste und von dort übers Meer nach Sansibar. Man könnte, so denkt Clemens Denhardt, einen sicheren Boten aus der Schar der Getreuen Ahmeds auswählen, der die Briefe wenigstens bis Lamu bringen kann, wo Nasser sicherlich eine Möglichkeit finden wird, sie nach Sansibar an den Generalkonsul Koblfs weiterzuleiten. Das wäre zu machen, aber es widerstrebt dem Deutschen irgendwie, die so wertvollen Dokumente einem Dritten anzuvertrauen.

Sie sprechen lange über diese Sache. Schließlich einigen sie sich, Gustav Denhardt trotz aller Mühsale des Weges die Reise machen zu lassen. Es ist gut, wenn einer von ihnen in Sansibar mit dem Generalkonsul mündlich über die Beobachtungen sprechen kann, die sie hier in Witu gemacht haben. Auch dürften die Briefe bei Gustav Denhardt sicherer aufgehoben sein als bei einem Suaheli, mit dem man kein langes Federlesen machen wird, wenn er in die Hände der Araber fallen sollte.

So wäre alles aufs beste getan. Das frohe Gefühl, das jeden braven Mann wohlthun läßt, wenn eine schwere Arbeit gut zu Ende gegangen ist, erfüllt Clemens Denhardt mit einer starken und tiefen Genugthuung. Das Leben bis zu dem heutigen Tage war niemals faul gewesen, man hatte geschuftet und aus dicken Büchern sich allerlei Wissen in das Hirn gefogen.

Man hatte die Strapazen langwieriger und gefährlicher Reisen nicht gescheut und war bis über den Rand der Stiefel hinaus in den febrigen Sümpfen der afrikanischen Flussniederungen herumgewatet, und wenn die brennende Sonne auch die Haut ausdörrete und unheimliche Krankheiten in den Eingeweiden gewütet hatten wie zehrendes Gift, so war man doch treu bei seinen Instrumenten geblieben und hatte gemessen und beobachtet und endlose Zahlen in Tabellen eingeschrieben. Was man an Erkenntnissen sich erarbeitet hatte, war sorgfältig gesichtet worden, und man hatte auch versucht alles auszuwerten, wie sich das gehört, wenn man eine Arbeit wissenschaftlich und exakt zum Ziel führen will.

Das alles war brav getan worden, und Hand aufs Herz: es war Freude dabei gewesen, zu schufteten und sich gerade dort umzutun, wo die andern mit einer leisen bürgerlichen Scheu sich abseits hielten.

Trotzdem, war es nicht so? Blieb nicht irgendeine Stelle des Herzens leer und unausgefüllt? Meldete sich nicht ewig bei aller Zufriedenheit doch irgendwo im untersten Winkel der Seele ein kleines schales Gefühl des Unbefriedigtseins? Bestand man sich nicht in jenen besinnlichen Stunden, die so heilsam sind, ohne jede Beschönigung ein, daß man trotz aller Erfolge im

Leben etwas Nichtiges und wirklich Wertvolles bis jetzt noch nicht geleistet hatte?

War immer ein großer Unterschied gewesen zwischen dem Menschen, der man war, und dem so lähn sich gebenden Draufgänger, den romantische Phantasie und Sehnsucht des Knaben sich ausgemalt hatten? War also doch nicht alles zur Zufriedenheit eines jungen Afrikareisenden ausgelaufen? Wenn man sich fragte, welchen Dingen man eigentlich nachzurennen beabsichtigte und wo das Glück zu suchen war, das einem so kalt-schnäuzig die Schulter zeigte — war die Antwort immer stumm geblieben.

Heute wußte man sie. Die Leistung war es! Die wirklich große abseitige Tat! Sie zu vollbringen, das war es, was einem gefehlt hatte!

Nun, das ist vorbei. Das Glück in der Laune eines Einfalls hat die Hand gereicht, und was man sich zu Hause in den Nächten zerquälter Hoffnungen eronnen und aufgebaut hat, zerfällt einem nicht mehr unter den Fingern, wenn man wach ist und die Vernunft alles abwägt.

Man hat eine Kolonie gegründet! Das spricht sich ganz leicht aus. Im Grunde genommen ist es das einfachste Ding von der Welt. Man fährt in die Welt hinaus, geht ein wenig im Urwald spazieren, setzt sich mit einem Sultan zum Schauri zusammen, und plötzlich ist eine Kolonie präsentfähig, hübsch und sauber zusammengefügt, aus gutem, tragfähigem Boden, aus Früchten, die man von den Bäumen pflücken kann, aus Tieren, die auf der Weide grasen, und aus gutmütigen Menschen, die auch Hand an die Arbeit legen, wenn man ihnen gut zuredet. Keine Leistung, eine Kolonie zu gründen! Nur, daß

sie eines Tages wirklich da ist, das ist das Erschütternde. Die Regierung eines guten Deutschland braucht nur ja und amen zu sagen, dann wird hier irgendwo die Fahne des Reiches hochgehen, und in der Welt werden sie wissen, daß die Deutschen noch lange nicht gesonnen sind, sich bescheiden fortzuschleichen, wenn die Güter der Welt verteilt werden.

Gut ist das alles, und vortrefflich und herrlich ist es, daß man selbst hier hatte mittun dürfen!

Am andern Tag nimmt der jüngere Denhardt Abschied von seinen Kameraden. Einige Krieger Achmeds werden ihn bis Jungasombo begleiten. Von dort aus wird er mit einigen Suaheliträgern nach Lamu zurückkehren.

Gustav Denhardt weiß, daß eine große Verantwortung auf seinen Schultern lastet und er seinen Auftrag nicht nur sicher, sondern auch schnell zu Ende führen muß, wenn nicht im letzten Augenblick unberechenbare Zwischenfälle das ganze Werk gefährden sollen.

So hastet er mit seinen Gefährten in einem Hölletempo über die schmalen Pfade des Urwalds. Er duldet keine Müdigkeit, und wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätten sie sich auf der ganzen Reise nur die Rastpausen gegönnt, die sich die Mächte erzwingen.

In den Nachmittagsstunden des dritten Tages nach ihrer Abreise aus Witu erreichen sie die ersten Häuser von Lamu.

Auf den Gassen erkennt man den Deutschen wieder. Die Leute bleiben stehen und starren ihn verwundert an. Manchmal blickt er in bitterböse Gesichter, aber an der Kleidung dieser Männer sieht er, daß es Araber sind, und da kann er sich einen Vers auf ihre schlechte Laune machen.

Die meisten aber rufen ihm freundliche Worte zu und zeigen ihm deutlich, daß sie eine Ahnung von den Dingen haben, die sich in Witu abspielten, und daß sie mit der Entwicklung, die sich anzuspinnen scheint, recht wohl einverstanden sind. Gustav Denhardt freuen diese Zeichen, denn sie sind ein Beweis, wie weit die Macht Sultan Achmeds reicht, und daß er auch in Lamu der wirkliche Herr ist, wenn die Araber es auch nicht wahrhaben wollen.

Mit großer Herzlichkeit begrüßt ihn Masser in seinem Haus. Er hat dem Deutschen viel zu erzählen, denn in der Zwischenzeit hat sich in der Stadt mancherlei ereignet, was nicht unwichtig ist.

Der Wali soll damals einen mächtigen Lärm geschlagen haben, als das plötzliche Verschwinden der Deutschen ruchbar geworden war. Fast jeden Tag hatten der Statthalter Said Bargaschs und der englische Vizekonsul Haggard die Köpfe zusammengesteckt, und dann war bei den Arabern eine eifrige Geschäftigkeit zu beobachten gewesen. Mit kleinen Daus waren sie entlang der Küste des Festlandes gesegelt und hatten überall, wo nur ein Dorf war, die Fahnen des Sultans von Sansibar gehißt. Es war zu zahlreichen Zusammenstößen gekommen, denn die Bewohner der Dörfer rissen, sobald die Bewaffneten verschwunden waren, die Fahnen wieder herunter und zerlegten sie.

Dann kamen am andern Morgen die Soldaten des Walis wieder und zogen neue Fahnen auf. Sie fanden jetzt oft Widerstand, und wo sie nicht Posten mit Gewehren aufstellen konnten, hatte eine Sansibarfahne sich nicht lange in der Sonne entfalten können.

„Sie sind aufgeschreckt wie ein Bienenschwarm“, erzählt Nasser aufgeregt, „denn der Wali muß eine unangenehme Botschaft aus Sansibar erhalten haben. Ein englisches Kriegsschiff hat zweimal im Hafen Anker geworfen, und immer ist der Wali zugegen gewesen, die dringliche Post seines Sultans in Empfang zu nehmen. Am liebsten hätte er sämtliche Daus, die am Ufer liegen, beschlagnahmt, um sie mit Soldaten und Fahnen auszurüsten. Zu seinem Schmerz aber besteht die Armee in Lamu nur aus zwanzig Mann, und da hat es seine Schwierigkeiten, an der Küste die Fahnen aufzuziehen und Land mit Beschlag zu belegen.“

Sie scheinen in Sansibar also nicht gewillt zu sein, die Ereignisse in Witu so hinzunehmen, wie sie nach Lage der Dinge aufgefaßt werden müßten. Gustav Denhardt kommt diese Erkenntnis nicht überraschend, denn mit der Möglichkeit von Gegenmaßnahmen des Sansibarsultans hatte man ja von vornherein rechnen müssen. Sie wären auch nicht weiter ernst zu werten, wenn nicht angenommen werden müßte, daß die Engländer hinter den Kulissen Hauptakteure des neuen Spiels sein würden. Das macht es gefährlich, und so ist es gut, so schnell wie möglich nach Sansibar zu kommen, um offiziell die Schreiben des Witusultans dem deutschen Generalkonsul zu überreichen.

Das Glück scheint dem jungen Denhardt günstig zu sein. Schon bei seiner Ankunft in Lamu hatte er feststellen können, daß der englische Postdampfer, der alle Monate einmal den Verkehr zwischen den größeren Inseln an der ostafrikanischen Küste herstellt, im Hafen liegt und Waren aufnimmt. Nasser hat auch in Erfahrung gebracht, daß das Schiff morgen früh die Anker lichten wird, um nach Sansibar abjudampfen.

So wird ein Bote zu dem Kapitän geschickt mit dem Bescheid, daß Gustav Denhardt beabsichtige, noch am Abend dieses Tages als Passagier an Bord des englischen Dampfers zu gehen.

Der junge Deutsche ist in seinem Zimmer gerade mit der Sichtung seines Gepäcks beschäftigt, als es an der Tür klopft. Als er öffnet, sieht er in das rote schweißtriefende Gesicht Mister Haggards.

Der tut ganz freundlich, als ob nach ihrer plötzlichen Trennung nicht das geringste vor sich gegangen wäre. Er schlägt dem Deutschen kräftig auf die Schulter, droht ihm ein wenig mit dem Finger und erkundigt sich dann sehr interessiert, wie die Jagdexpedition ausgelaufen wäre, und ob sie gute Beute gemacht hätten, und wie die anderen Herren in Witu empfangen worden seien — dort wären sie doch noch, oder täusche er sich?

Gustav Denhardt ist mit seiner Antwort vorsichtig, er erzählt nur Allgemeinheiten, aber das scheint den Engländer nicht weiter zu verwundern.

Was seine weiteren Ziele in Lamu seien, möchte er wissen, und ob er ihm irgendwie behilflich sein könnte?

Als der Deutsche ihm erzählt, daß er noch heute an Bord des Dampfers gehen werde, um so schnell wie möglich nach Sansibar zu kommen, der Instrumente wegen, die ja leider durch die Schuld englischer Zollbeamter so arg beschädigt worden seien, wird Mr. Haggard ein wenig nachdenklich.

Er geht eine Weile im Zimmer umher, dann meint er, das wäre eine gute Idee, obwohl er bedauere, so schnell der lebenswürdigen Gesellschaft eines deutschen Gentleman wieder beraubt zu werden.

Er verabschiedet sich dann kurz, und Clemens Denhardt kann vom Fenster seines Zimmers aus beobachten, wie die dicke und schwerfällige Gestalt des Engländers in einer Eile, die man sonst nicht an ihm gewohnt ist, die Straße hinunterhastet.

Der Deutsche würde etwas darum geben, wenn er ein wenig Ahnung davon hätte, was seinen Besucher bewegt und was er beabsichtigt, um die Scharte auszuwezen, die er durch seine grenzenlose Harmlosigkeit bei ihrer Abreise nach Witu der Sache seines Vaterlandes zugefügt hat.

Er soll nicht lange im unklaren bleiben. Als er einige Stunden später mit einem Suaheli, der sein Gepäck trägt, zum Hafen kommt, um an Bord zu gehen, stellt er zu seinem Schrecken fest, daß der Dampfer verschwunden ist.

Ganz draußen am Horizont des rötlichen Abendhimmels steht eine lange schwarze Rauchfahne, letztes Zeichen einer Hoffnung, die sich dank der Gerissenheit Mr. Haggards verflüchtigt hat.

So hat er die Rechnung gut beglichen, der englische Vizekonsul, und der Streich, der ihm neulich gespielt wurde, ist in guter Münze zurückgezahlt.

Doch Pech und Glück tauschen sehr oft die Rollen, und so kommt das Erstaunliche und in den kühnsten Hoffnungen nicht Erdachte: Noch bevor die großen Schatten der Nacht die Stadt Lamu in ihren bergenden Mantel hüllen, rasselt im Hafen der Insel der Anker eines deutschen Kriegsschiffes auf Grund.

Da braucht es nur weniger Worte, um den Kommandanten zu überzeugen, daß es notwendig sei, Gustav Denhardt an Bord zu nehmen, um ihn nach Sansibar zu bringen, wo sowieso die Reise des Kreuzers hingehen soll.

In der Geborgenheit eines deutschen Kriegsschiffes, inmitten von Ordnung und Sauberkeit, sitzend an weißgeschuerten Tischen und ruhend in schneeweißen Betten, reist ein junger Passagier entschieden geruhsamer als in einer Dau, die gegen den Wind kreuzen muß.

Aber die Maschinen mögen alle Kraft hergeben, für die Ungeduld Gustav Denhardts gleitet der Bug des Schiffes nicht schnell genug durch die Wogen. Ein Papier brennt ihm auf der Brust, und die Botschaft ist eilig.

Die Wartezeit ist bald überstanden. Als der Kreuzer vor Sansibar anlegt und die Barlasse des Kriegsschiffes den jungen Deutschen an Land bringt, ist sein erster Weg zum deutschen Generalkonsulat.

Als er sich melden läßt, wird er sofort empfangen.

Auf den mündlichen Rapport verzichtet Denhardt zunächst. Er legt Gerhard Rohlf's die Schriftstücke auf den Tisch und wartet ab, was der zu sagen haben wird.

Der bleibt lange stumm. Dann lächelt er und atmet befriedigt auf:

„Gut, wirklich sehr gut! Eine ausgezeichnete Leistung! Die Papiere reden eine überzeugende Sprache, und sie sind Bestätitel, die nicht abzustreiten sind. Was man so braucht, um den Schutz des Reiches als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, ist bis auf den letzten Grundgedanken erfüllt. Man nimmt zur Kenntnis, daß Herr Clemens Denhardt Eigentümer eines großen Stückes Land geworden ist und daß dieses Land an die Küste grenzt. Es stehen also deutsche Interessen auf dem Spiel! Vortrefflich! Da in dem Reich, wo dieser deutsche Untertan Grund und Boden erworben hat, ein unabhängiger Fürst regiert und

dieser Fürst sich vorbehaltlos einer deutschen Oberhoheit unterstellen will, so sehe ich keinen Grund, der diesem Wunsch entgegenstehen könnte."

Freudig erregt streckt Denhardt Kohlfs die Hand entgegen: „So tritt von dieser Stunde an die deutsche Oberhoheit über Witu in Kraft?"

„Leider nein“, antwortet Kohlfs. „Das Gesuch muß erst nach Berlin geschickt werden. Dort wird man lange die Sachlage prüfen. Es werden sich Leute finden, die mit großer Begeisterung die Nachricht aufnehmen. Andere wieder werden skeptisch sein und mit Bedenken aufzuwarten wissen. Man wird die Atlanten hernehmen, um sich ins Bild zu setzen, man wird Sachverständige zusammentreiben, so sie sich finden lassen, und wird sich ihr Urteil anhören. Man wird dann das ganze Projekt von der politischen Seite her betrachten und wird vielleicht auf den Gedanken kommen, daß man wieder einmal sich ein Plätzchen in den Fischgründen der Engländer ausgesucht hat. Dann werden viele die Augenbrauen hochziehen und abraten. Kommt die Sache aber an die große Glocke und wittern die Grüppchen im Reichstag den neuen unbequemen Bissen, dann wird vermutlich ein gewichtiger Redner mit der Würde seiner Unfehlbarkeit eine Meinung von sich geben, und die wird so sein, wie sein politischer Blick weit ist, und der sieht kaum bis zur Spitze des nächsten Kirchturms. Wir werden Geduld haben müssen, bis Ihr schönes Werk aus dem Leerlauf der Berliner Maschinerie wieder herauskommt! Dann werden wir zuschauen, was aus ihm geworden ist.“

„So haben Sie wenig Hoffnung?“ fragt Gustav Denhardt erregt.

„Ich bin kein Pessimist“, knurrt Kohlfs zurück. „Im übrigen vertraue ich auf Bismard! Der sieht über dem Ganzen. Bei ihm ist Ihr Wunsch gut aufgehoben.“

Am gleichen Abend, es ist der 24. April 1885, geht ein Telegramm von Sansibar nach Berlin ab. Es teilt dem Auswärtigen Amt mit, daß nach einer dem Generalkonsulat vorliegenden Erklärung der Brüder Denhardt der Sultan von Witu ein deutsches Protektorat und den Schutz des Reiches gegen den Sultan von Sansibar beantragt hätte und Instruktionen erwünscht wären.

Es ist einer aus der Tür seines ganz privaten Hauses in die Öffentlichkeit herausgetreten.

Da ändert sich manches.

Was man bis jetzt mit sich allein hatte abtun können, wird einem plötzlich aus der Hand gerissen, so daß es einem schon nicht mehr gehört.

Ein Clemens Denhardt gründete eine Kolonie, er tat dies ganz allein, und es ist niemand dagewesen, der ihm einen Auftrag dazu gegeben hätte. Er konnte den Weg beschreiten, der ihm gut dünkte, durfte handeln, wie eine Überlegung es ihm vorschrieb, und mit Rücksichten politischer Art brauchte er sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Bis jetzt.

Das Bild hat sich geändert. In dem Augenblick, in dem das Telegramm eines deutschen Generalkonsulats den Fall Denhardt in die Welt hinauswirbelt und die Tat eines Menschen zum ernstesten und wichtigsten Fall einer deutschen Gemeinschaft machen will, entblättert sich alles Persönliche, das ihm anhaftete.

Das Private an der Sache wird zur Nebensächlichkeit!

Die Mechanik eines alten und gut geölten Apparates kommt ins Laufen, und wie ihr Gang sein wird und der Erfolg ihres Wirkens, das wissen noch nicht einmal die Menschen, die an dieser Maschine sitzen und sie mit geübten Fingern zu handhaben glauben.

In dem großen Zimmer eines langgestreckten Hauses in der Wilhelmstraße zu Berlin sitzt ein Mann an einem Schreibtisch und dechiffriert ein Telegramm. Er tut das mit geübter Sorgfalt, sachlich und ohne Hast. Mit einer sauberen und abgerundeten Handschrift schreibt er den Wortlaut des Telegramms nieder, dann erhält der Bogen eine Nummer und einen Buchstaben, und das erste Blatt einer Akte ist fertig.

Sie kommt in einen neuen blauen Deckel und wandert hinaus aus dem Raum durch die Gänge und Zimmer und begegnet Augen, die sie kritisch prüfen.

Schließlich hält sie der Dezerent in der Hand, der auf Grund seiner Bestallung befugt, beauftragt und berufen ist, sie ordnungsgemäß zu bearbeiten.

Immerhin, der Fall ist wichtig genug, um unverzüglich an maßgebendster Stelle zum Vortrag gebracht zu werden! Mit Unterlagen natürlich und mit allem, was notwendig ist, sich die Auswirkungen des keineswegs außergewöhnlichen Besuches zu vergegenwärtigen.

Witu? Wo ist Witu? Was ist Witu? Wie sind die Grenzen dieses nebelhaft fernen Landes? Wer sind diese Brüder Denhardt? Woher kommen sie? In welchem Auftrag handeln sie? Was hat es auf sich mit einem Sultan, der sein Land als Schutzgebiet anbietet? Ist er ein unabhängiger Souverän oder



Said Bargach, Sultan von Sansibar (Mitte), im Kreise seiner Minister



*Dr. Carl Peters,
der Begründer
Deutsch-Ostafrikas*

*Das englische
Generalkonsulat
in Sansibar*



so etwas Ähnliches? Sind Bindungen vorhanden, die zu diplomatischen Verwicklungen führen können? Wie steht es mit England, das ja immer mit drohendem Zeigefinger danebensteht, wenn Übersee-Erwerbungen akut geworden sind?

Ein Wust von Fragen und Ungeklärtheiten, die zu beantworten und zu sichten sind.

Nun, jede Sache in diesem Haus hat ihren vorgeschriebenen Weg. Das ist gut so und glättet die Verantwortung.

So schafft man sich Material heran und geht zum Vortrag. Ein Fürst Bismarck hat ein gutes Ohr für solche Fälle. Er hört sich die Geschichte mit Ruhe an und wird recht nachdenklich.

Dann weiß man, daß ein Telegramm aus Sansibar für eine lange Zeit die aufmerkenden Köpfe eines Auswärtigen Amtes in Berlin zu beschäftigen haben wird.

In der Behandlung von kolonialen Schutzgesuchen hat man im Deutschland des Jahres 1885, seit einigen Monaten erst, aber dafür auch sehr bestimmend, eine geübte Hand.

Wer dachte noch vor einigen Jahren an die Erwerbung von Kolonien? Die Reichsgründung hatte Deutschland vor eine gewaltige Reihe von Aufgaben gestellt, die zu erfüllen Jahrzehnte erfordern mußte und die zunächst einmal in einer Konsolidierung der europäischen Verhältnisse die wichtigste Voraussetzung für das wirtschaftliche und politische Aufblühen des jungen Reiches herzustellen hatten. Das beanspruchte die gespannteste Aufmerksamkeit der berufenen Persönlichkeiten.

Bismarck selbst war lange Zeit ein entschiedener Gegner kolonialer Erwerbungen gewesen, nicht aus ängstlicher Behutsamkeit oder aus der Befürchtung heraus, durch deutsche Ansprüche ernsthafte Zerwürfnisse mit England auf die noch etwas

schwachen Schultern des jungen Staates zu laden, sondern es traute der Kraft des frisch gezimmerten Reiches noch nicht die Belastung zu, die ein neues gewaltiges Wirkungsgebiet unbedingt der Politik und der Wirtschaft des Landes auferlegen mußte.

Sicherlich war auch er sich des ungeheuren Nutzens bewußt, den eine vor allen Schwankungen bewahrte Rohstoffgrundlage der Gesamtwirtschaft eines Landes zu bringen vermochte. Doch waren das Fragen, die damals noch nicht eine rasche Lösung verlangten. Man konnte mit diesen Dingen warten, man hatte ja Zeit, und es war gut, sie einer Stunde vorzubehalten, da im Innern und in der unmittelbaren Nähe Deutschlands die Rube eingetreten sein würde, in der man mit freiem Kopf an solche Probleme herangehen konnte.

Dieses System einer Kontinentalpolitik hat Bismarck mit sehr wachen Augen behütet. Als er dann frühzeitiger, als er es eigentlich gewollt hatte, in das Lager der deutschen Kolonialfreunde einzog, gab er durch sein plötzliches energisches Eintreten für diese Ideen der Welt ein schönes Beispiel, daß auch ein Staatsmann sich nicht auf einen von ihm anfangs für gut befundenen Kurs festzulegen braucht, wenn er seinen Irrtum erkannt hat oder die Voraussetzungen, die seine alte Anschauung stützten, sich wesentlich verändert haben.

Die Geschäftigkeit Englands gerade in diesen Jahren, in Afrika und überall dort, wo die Besitzverhältnisse noch nicht geklärt waren, festen Fuß zu fassen und seine Interessen wesentlich auszudehnen, mußte einen Staatsmann vom Schlage Bismarcks zu der Überzeugung führen, daß Deutschland unbedingt und für alle Zeiten endgültig von einem kolonialen Gedanken

Abstand zu nehmen hatte, wenn nicht jetzt, vielleicht in letzter Stunde noch, die deutsche Politik gewillt war, aus ihrer bisher geübten Reserve herauszutreten.

In dieser ersten Stunde für die koloniale Bewegung Deutschlands fanden sich nach einem alten Naturgesetz auch sofort die Männer, die Hoffnungen nicht auf Träumereien beschränkten, sondern entschlossen zur Tat schritten. Ein Lüderik, ein Vogel-Long, ein Dr. Karl Peters und noch viele Männer von ähnlichem Geist gingen an die Arbeit, kümmerten sich einen Pfifferling um die Warnungen ängstlicher Leisetreter, riskierten Vermögen, Arbeitskraft, Gesundheit und auch das Leben, um aus der gefahrenumlauerten Wildnis ferner Lande ihrem deutschen Volke große und fruchtbare Reiche als Geschenke mitzubringen.

Sie folgten den Spuren mutiger und entschlossener deutscher Pioniere, die schon lange vorher durch exakte Forschungen und Entdeckungen der Welt überhaupt erst die Möglichkeit gegeben hatten, sich das entschleierte Bild Afrikas zu verdeutlichen: Vogel, Nachtigal, Barth, Beuermann, von der Decken, Brenner, Gerhard Kohlfs, Kersten — eine lange Liste von Namen. Sie ließe sich noch erweitern und redet in ihrer Vollkommenheit eine Sprache, die deutlicher, als die besten Argumente es vermöchten, den im tiefsten berechtigten deutschen Anspruch ankündigt, bei einer Verteilung der Güter der Welt und der praktischen Mitarbeit auf dem von Deutschland mitentdeckten und durch das Herzblut vieler seiner Pioniere geweihten afrikanischen Kontinent nicht vergessen zu werden.

In diese Reihe deutscher Mitstreiter für den Kolonialgedanken wollen sich auch die Brüder Denhardt einfügen. Daß sie hier

mitsprechen können, haben sie durch ihre Expedition in den Vorjahren bewiesen. Man kennt sie also und kann demnach ihr überraschendes Angebot ernster bewerten, als wenn gänzlich unbekannte Männer mit ihrem Plan hervorgetreten wären.

Inzwischen hat man sich über die Grenzen und Abmessungen des Sultanats Witu ein etwas klareres Bild gemacht. Dabei ist man auch zu der Feststellung gekommen, daß dieses Land in einem Gebiet Ostafrikas liegt, das zur Zeit Zielpunkt eines großen Wettlaufs verschiedener Seemächte geworden ist. Bis vor kurzem war es noch England allein, das mit einer klugen, hinter den Kulissen arbeitenden Politik seinen Einfluß, unbemerkt fast von der Öffentlichkeit, aber doch sehr zäh, auf die Verhältnisse dieser Landstriche auszuüben vermochte. Schließlich brauchten sie ja nichts zu überstürzen, denn ein ernster Rivale schien sich in Ostafrika nicht einmischen zu wollen. So konnte man in Ruhe abwarten, bis das Essen gar geworden wäre, um dann behaglich sich an den Tisch zu setzen, auf dem die Speisen reichhaltig genug aufgehäuft waren.

Sehr zur Überraschung der Engländer, die ihre Selbstbeherrschung zwar nicht allzu laut werden ließ, erschienen die Belgier auf dem Plan, dann auch die Italiener, und schließlich griff ein sehr kecker deutscher Herr in das so schön langsam sich rundende Geschäft und verpfuschte mit seiner unbedrückten Tat ein Projekt, das sich vortrefflich angelassen hatte.

Der Dr. Karl Peters ließ sich seine Kolonie nicht mehr nehmen, und so mischte sich plötzlich als sehr unangenehmes Mahnmal einer verpaßten Gelegenheit ein Deutsch-Ostafrika in das Bild einer Landkarte ein, die man sich in London ganz anders gedacht hatte.

Man konnte vielleicht noch retten, was zu retten war. Die Sucht, vor Torreschlusß doch noch einigermaßen mit den Plänen zu Rande zu kommen, bewog die englische Politik und bewegt sie auch heute noch, mit einer verschärften Eindringlichkeit alles das, was in Ostafrika noch frei geblieben ist, möglichst rasch dem britischen Imperium einzuverleiben.

Diese Absichten sind in Berlin wohl bekannt. So ist man auch im Bilde, daß das Telegramm aus Sansibar eine schöne englische Hoffnung wieder zunichte machen will. Ein neues Stück Ostafrika soll aus der England so sicheren Beute herausgeschnitten werden, zwar nur klein an Umfang, heute wenigstens noch, aber immerhin, es greift ähnlich wie das südlich liegende und sich immer mehr ausdehnende Deutsch-Ostafrika mitten in ein Gebiet hinein, das England aus irgendwelchen undurchsichtigen Rechten als seine ureigenste Interessendomäne bezeichnet.

Es ist gut, daß das Auswärtige Amt in der Behandlung kolonialer Dinge eine gewisse freie Hand hat, vorausgesetzt natürlich, daß der dem Ministerium bewilligte Etat keine neuen Belastungen erfährt, was den Reichstag und besonders die Oppositionsparteien der Linken in die übliche Radaustimmung versetzen würde.

Man kann also in den ruhigen und von der Außenwelt sehr streng abgeschlossenen Zimmern in der Wilhelmstraße in aller Sachlichkeit und ohne von dem Gekelke sich aufplusternder Parlamentarier gestört zu werden die Geschichte in Ordnung bringen.

Nun gibt es in allen Amtsstuben Menschen, die den Blick nach vorwärts gerichtet haben und es vorziehen, sich mit neuen Ideen herumzuschlagen, aber auch andere, denen das Gekelke allzu stark

ins Blut gekossen ist und die gern im alten Trott laufen, weil er nun einmal erprobt ist.

So werden die Leute, die auf eigene Kappe in Afrika Kolonien gründen, bei den ersteren Verständnis finden und vielleicht auch ein begeistertes Mitgehen, bei den anderen aber das gewohnte Achselzucken und, wenn es gut geht, ein widerwilliges Nachgeben.

Da ist es schon gut, daß ein Bismarck über alle Nörgeleien und Strömungen hinweg weitsichtig und mit der großen Kunst des genialen Staatsmannes die Dinge klärt und Entscheidungen herbeiführt, die, gefühlsmäßig und politisch gesehen, das allein Richtige treffen.

So ein Telegramm aus Sansibar bleibt in einem blauen Amtsdessel nicht allein liegen. Da kommen Gutachten hinzu, Berechnungen, Hinweise auf Vorgänge, die parallel laufen, Zusammenfassungen von Sachbearbeitern, Äußerungen diplomatischer Vertreter im Ausland, Ergebnisse von Erkundigungen über die an dem Fall beteiligten Persönlichkeiten, Warnungen, Bedenken, Befürwortungen — ein Material, das sich anhäuft und das eine Akte Witu recht fett und ansehnlich anschwellen läßt.

Man nimmt sich Zeit, die letzte entscheidende Antwort zu fällen. Nicht daß man gewillt wäre, die Sache auf die lange Bank zu schieben, aber sie läuft doch nebenher in der langen Reihe vieler Aufgaben, die gerade in dieser Zeit der Kolonialgründungen in Westafrika und Deutsch-Ost sich angesammelt haben.

Es kommt hinzu, daß die beiden Brüder Denhardt in den maßgebenden Kreisen des politischen Berlins nur wenige Freunde haben, und wenn auch die Herren, die hinter dem Komitee zur

Errichtung einer wissenschaftlichen Station im Tanagebiet stehen und den Denhardts Geld vorgestreckt haben, Persönlichkeiten von Rang und Würden sind, so dringt ihr Einfluß doch nicht bis in die Kreise, die wirklich Geschichte zu machen vermögen.

Vielleicht sind die beiden Denhardts sogar ein Hindernis für die schnelle Erledigung des Witugesuches. Man traut nicht recht einer Sache, wenn Privatleute dahinterstecken. Werden schon ihre Interessen dabei gehabt haben! Eine Spekulation das Ganze, wahrscheinlich! Vielleicht ist es gut, beizeiten abzurücken. Was nicht übersichtlich ist, kann faul sein, und mit faulen Angelegenheiten darf sich ein seiner Verantwortung bewußter Beamter im Auswärtigen Amt nicht abgeben!

Es ist nicht die Schuld Bismarcks, daß die Akte Witu immer noch im Hause herumgeistert und ihrer Erledigung harrt. Was nicht spruchreif ist und nicht genügend geglättet und mundgerecht, kann auch nicht vorgelegt werden.

Die Sache eilt nicht! Vielleicht kommen Seine Durchlaucht auf den Fall gelegentlich einmal zurück, vielleicht schlägt auch ein Donnerwetter ein.

Dann wird in Stundenfrist die Antwort an den Sultan von Witu aus dem Hause gehen. Bis dahin aber wird er sich ein wenig gedulden müssen.

Auf der Straße in Sansibar begegnet der junge Denhardt Sir John Kirk. Der Engländer begrüßt ihn freundlich und schüttelt ihm die Hand, und er versäumt auch nicht, sich nach dem Wohlergehen des Bruders zu erkundigen. Es interessiert ihn zu wissen, wie die Jagd in Witu bisher gewesen ist und ob die

Herren mit ihren wissenschaftlichen Forschungen zu einem guten Ergebnis kommen.

Liebenswürdige, muntere Worte sprudeln über den Deutschen hinweg. Sie lassen sich nicht durch die Wortfargheit des anderen beeindrucken. Der Engländer zögert auch nicht, Denhardt ein Stück Wegs zu begleiten. Seine Unbekümmertheit ist so entwaffnend, daß auch der Deutsche ein wenig seine Zurückhaltung aufgibt und von seinen Eindrücken in Witu spricht, ein bißchen zu begeistert, wie der Engländer insgeheim hellhörig feststellt.

Doch ist es dem jungen Deutschen, weiß Gott, nicht leicht ums Herz. Wochen sind vergangen, seit ihn das Kriegsschiff von Lamu nach Sansibar zurückgebracht hat und das Telegramm nach Berlin abging. Jeden Tag in der Frühe war es sein erster Weg gewesen, im deutschen Generalkonsulat vorzusprechen, um stets die gleiche Antwort in Empfang zu nehmen, daß keine Nachricht aus Berlin eingegangen sei.

Ein entnervendes Warten! Fast ist es schlimmer als die Zeit, da man noch das Abenteuer vor sich hatte und Witu hinter der Einsamkeit seiner Wälder als ein ungelöstes Rätsel schlummerte. Kohls hatte stets versucht, den Landsmann zu beschwichtigen, und war nicht müde geworden zu versichern, daß ein solches Besuch eine lange Zeit bis zu seiner Erledigung brauche und es nicht Gewohnheit sei, die Dinge zu überhasten, wenn Eile nicht notwendig erscheine.

Das waren gutgemeinte Worte gewesen, aber die Ungeduld hatten sie doch nicht bannen können. Denhardt denkt an die andern, die jetzt bei Achmed weilen und die Tage zählen, bis einer kommt, der die Botschaft bringt, daß Witu ein deutsches Land geworden ist.

Er denkt auch an die Gefahr, die dem Plan droht und alles wieder zunichte machen kann, was die Hoffnungen langer Jahre, persönliche Opfer, Strapazen, Nerven und ein Optimismus sondergleichen glücklich aufgebaut haben.

Es liegt etwas in der Luft in Sansibar! Was es eigentlich ist, läßt sich nicht sagen, aber man wittert eine Bedrohung. Vielleicht liegt das an den spöttischen Blicken des immer geschmeidigen ewigen Schmeichlers Peera Dewjee oder an der Raßenfreundlichkeit Sir Johns oder an anderen Anzeichen, die man in dieser Ungeduld zu seinen Ungunsten auszumünzen versucht ist.

Weiß Gott, es wäre schon besser, die Antwort wäre da und lautete ungünstig, dann wüßte man wenigstens, woran man ist, und könnte sich abfinden mit seiner Enttäuschung, auch wenn sie noch so schwer wäre.

Der junge Deutsche wird seine Ungeduld zu zügeln haben, denn auch die folgenden Tage ändern nichts an dem Schweigen, das immer drückender wird. Doch weiß der deutsche Generalkonsul von allerlei Gerüchten zu erzählen, die in Sansibar umlaufen und die Händler auf den Straßen und die Dominospieler in den arabischen Kaffeestuben in helle Aufregung versetzen.

Auf dem Kriegsschiff des Sultans sollen sich die Matrosen seltsam fleißig zu schaffen machen, und man hat auch beobachtet, daß in der Nacht die kleinen Boote zu dem großen Dampfer gefahren sind, um allerlei befremdliche Geräte überzuladen.

Auch mit den Soldaten Said Bargaschs hat es seit einiger Zeit eine seltsame Bewandtnis. Die Parade macht noch immer an den Vormittagen mit viel Pulver ihren Lärm, aber die einst so stattliche Garde der Aufmarschirten ist kleiner geworden,

und man hört, daß einige hundert Mann in dem Viertel der Soldaten unter strenger Bewachung gehalten würden.

Düstere Wolken eines Ereignisses ziehen sich zusammen, dunkle Vorboten, die etwas Unheimliches künden und Ahnungen laut werden lassen, die wie ein ewiges Gewisper von Mund zu Mund gehen und das Unwahrscheinlichste als möglich hinstellen wollen.

In einer Abendstunde läßt Gerhard Koblfs durch einen Boten den jungen Denhardt zu sich bitten.

Er ist sehr erregt, als der Besucher in sein Zimmer tritt.

„Die Geheimnistuerei hat sich entlüftet“, ruft er ihm gleich zu. „Als ich an seltsamen Vorbereitungen beim besten Willen nicht mehr vorbeisehen konnte, habe ich versucht, im Palast des Sultans eine Aufklärung zu erhalten. Man gab mir zunächst nur Ausflüchte und Redensarten. Bis heute abend. Da kam der Inder Peera Dewjee zu mir und teilte mir so zwischen zwei Zigaretten mit, daß sein Herr, der Sultan Said Bargasch, sich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe, ein Schiff voll Soldaten, mit Kanonen, Pulver und anderem Kriegsmaterial nach Lamu zu schicken, um gegen seinen alten Gegner Simba vorgehen zu können. Der Sultan ließe mich das wissen, der Form halber und des guten Einvernehmens wegen, das zwischen Deutschland und Sansibar herrsche und das durch diesen Kriegszug nicht beeinträchtigt werden solle. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um dem unverschämt lächelnden Kerl keine Grobheiten an den Kopf zu werfen. Eine verdammt scheußliche Situation! Ich muß das Maul halten und kann nicht auf den Tisch schlagen, nur weil die Herren in Berlin noch nicht Zeit gehabt haben, das Gesuch zu erledigen. Heute

abend dampfen die Soldaten nach Lamu ab, und ich kann nicht protestieren, denn wir haben offiziell mit Witu nichts zu tun, nur weil ein simples Telegramm noch nicht eingelaufen ist.

Eine niederschmetternde Nachricht! So ist alles aus, denkt der junge Denhardt. Jetzt hissen die Sansibarleute überall ihre Fahnen, und wenn die in Berlin zu ihrem Entschluß gekommen sind, ist es zu spät! Das Gebiet eines selbständigen Souveräns kann man nicht zur Kolonie machen, und den Engländern wird es ein leichtes sein, nachzuweisen, daß überall dort, wo Said Bargaschs Fahnen wehten, Sansibargebiet sei.

Als müßten sie sich von einer schweren Enttäuschung auch durch den Augenschein überzeugen, eilen Koblfs und Denhardt zum Hafen, um zu sehen, wie ihre Hoffnungen davonschwimmen.

Am Strand hat sich viel Volk eingefunden. In hellen Haufen umdrängen die Menschen die kleinen Boote, die am Ufer liegen und in denen die Soldaten sitzen. Pechfackeln werfen einen gespenstigen Schein auf die aufgepflanzten Seitengewehre, die über die Köpfe der teilnahmslos hingekauerten Gardisten hinausragen.

Alle sind seltsam still, nur manchmal gestt ein heller Ruf aus den Reihen der Umstehenden. Dann zuckt einer in seinem Boot empor und winkt mit der Hand.

Ohne daß ein Kommando laut wird, stoßen die Boote plötzlich ab. Die Menschen verbleiben in ihrer Stille. Nur die Brandung des Ozeans rauscht durch die Nacht und manchmal auch der Ruderschlag der langsam entweichenden Boote.

Die Deutschen starren den hellen Pünktchen nach, die sich langsam entfernen. Sie sind so niedergeschlagen, daß sie keine Worte finden.

Mit verschlossenen Gesichtern gehen sie durch die Straßen, zum Haus des Generalkonsuls, und es ist ganz selbstverständlich und bedarf keiner Worte, daß Denhardt Kohls in sein Arbeitszimmer folgt.

Dort liegt auf dem Schreibtisch ein Telegramm.

Kohls öffnet es hastig. Es ist aus Berlin und trägt die Unterschrift Bismarcks.

Es lautet: „Das deutsche Generalkonsulat in Sansibar ist beauftragt, im Namen des Reiches das Anerbieten des Sultans von Witu, vorbehaltlich der Rechte Dritter, anzunehmen.“

Es ist der 27. Mai 1885.

Inmitten der Wälder, die sich wie eine festgefügte Mauer um die Stadt legen, lebt Clemens Denhardt in einer Abgeschlossenheit, in die nichts von den Vorgängen in der Welt draußen und auch keine Neuigkeiten von der Küste eindringen.

Die Stille des Landes und die wohlthuende Freundlichkeit seiner Menschen sind Balsam für die Unruhe und Erwartung, die ihn quälen, weil die Wochen dahingehen, ohne die Antwort zu bringen, die das Werk seines Lebens bestätigen soll.

Er ist sehr schweigsam geworden, und der Sultan und seine Leute, die ihn in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Witu mit Tänzen der Krieger und Wettspielen der jungen Häuptlingsöhne zu unterhalten versuchten, lassen ihn jetzt in seiner von ihm selbst gewählten Einsamkeit allein.

Manchmal ist es ihm, als ob sie ihn wie einen Kranken behandelten; sie senken die Stimmen, wenn sie mit ihm sprechen. Zuweilen nähern sie sich dem Deutschen mit einer Scheu, die

ihn wundert, und stellen Fragen, die er zu beantworten versucht.

Wenn er des Morgens von seinem Lager aufsteht und den Vorhang aus Ziegenfellen, der den großen Raum seiner Hütte in zwei Abteile trennt, beiseiteschiebt, sieht er, daß schon in der Frühe und als er noch schlief gute Freunde Geschenke niedergelegt haben, einen kunstvoll geschmiedeten Speer, einen farbenfrohen und hübsch geschnittenen Schild, sehr oft auch Lebensmittel, eine erlegte Antilope, Schüsseln mit aufgehäuften Reis, gebratene Fleischstücke, Obst und Palmwein.

Manchmal kann er durch die Ritzen des Vorhangs beobachten, daß es Frauen sind, die zu ihm kommen. Sie treten auf leisen Sohlen in den Raum und legen rasch, ohne sich umzusehen, ihre Gaben nieder und gehen dann gleich wieder fort.

Ich bin wohl ein großer Mediziner geworden, denkt er. Sie wittern in mir den Zauberer, der das Gute bringen kann und auch das Böse.

Wenn er durch die Gassen der Stadt geht, kommt es vor, daß die Kinder leise vor ihm zurückweichen, doch stehen sie zutraulich Rede, wenn er versucht, mit ihnen zu sprechen, und so merkt er, daß es nicht Furcht ist, die sie so scheu macht. Sie haben wohl zu viel Respekt vor dem weisen Mann, der wie ein seltsamer Gott in ihre Welt getreten ist und zu dem alle in Witu aufblicken, als wäre er ein ganz großer Sultan.

Zuweilen macht er mit Schlunke, der mit fröhlichen und unbeschwerten Augen in das für ihn so neue und fremdartige Leben blickt, weite Ausflüge in das Innere des Landes. Dann sind immer einige Krieger um die beiden, anscheinend eine Ehrenwache, die Achmed ihnen gestellt hat. Sie sind niemals

aufbringlich und bleiben stets einige Schritte zurück. Nur wenn Denhardt eine Auskunft haben möchte und er sie heranwinkt, nahen sie sich ehrerbietigst und antworten.

Eines Tages kommt der Sultan, gestützt auf zwei Krieger, in die Hütte seines Gastes, eine Ehrung, die er nur den Größten seines Landes erweist. Er hat ein leises Lächeln um die Lippen, und seinem Gesicht merkt der Deutsche an, daß er ihm etwas Freundliches sagen will.

„Ich habe dich“, so beginnt Ahmed, „zu meinem Stellvertreter gemacht und zum Ersten Minister meines Landes. Es ist daher meine Pflicht, dir ein Schreiben zu geben, das mir von einem Boten gebracht wurde. Der Brief des Mannes, der mich seinen Freund nennt, hat mir großen Spas bereitet. Es wird dich interessieren, ihn zu lesen!“

Elemens blickt verblüfft in das Schreiben Sir John Kirks. Er liest es aufmerksam durch. Über die Worte des Engländers könnte er mit einem Achselzucken hinweggehen, wenn sie nicht eine Attacke wären, die sich gegen ihn richtet. Eigentlich eine Unverschämtheit, denkt er. Wie kommt der offizielle Vertreter Englands in Sansibar dazu, in versteckten Anspielungen deutsche Staatsbürger in den Augen der Wituleute herabzusetzen? Will er eine Gefahr heraufbeschwören, die ihnen übel mitspielen könnte, wenn der Sultan wirklich ein Freund Sir Johns wäre? Ein unkluges Schreiben, denkt Denhardt. Es ist gut, daß ich es in Händen halte. In Berlin wird man staunen, wie ein englisches Generalkonsulat in Sansibar versucht, deutschen Plänen zu begegnen.

„Ich danke dir für dein Vertrauen“, sagt schließlich Denhardt nachdenklich. „Überlasse mir das Schreiben und, wenn du willst,

auch die Antwort, die ich persönlich im Lande deines Gegners dem Engländer geben werde.“

„Das ist es, was ich dich bitten wollte“, antwortet der Sultan. „Aber da ist noch eine andere Sache, über die ich mit dir sprechen will. Später aus Msanga und Kolumbi haben mir berichtet, daß Soldaten des Said Bargasch Fahnen an der Küste aufgezo-gen haben und daß sie versuchen, in das Innere vorzudringen, aber unsere Krieger haben sie zurückgeschlagen.“

Denhardt runzelt die Stirn: „Man scheint in Sansibar sehr genau über unsere Absichten unterrichtet zu sein! Auch bei der Klagenhissung an der Küste dürfte der Engländer seine Hände im Spiel gehabt haben. Der übliche Schwachzug; man versucht Tatsachen herzustellen, die die Besitzrechte des Sultans von Witu anzweifeln. Es wäre an der Zeit, den allzu frech gewordenen Sansibar-soldaten einmal auf die Finger zu klopfen.“

„In den ewigen Kriegen, die ich mit den Kämpfern der Abu Saidi führte, habe ich sie sehr oft gezüchtigt! Erst vor etwas mehr als zwei Jahren tobte eine große Schlacht in den Wäldern von Witu. Sie endete mit meinem Sieg und dem Verschwinden aller Sansibar-fahnen vom Festland. Die Stunde zwingt zu einer Wiederholung solcher Tage.“

„So willst du von neuem gegen Said Bargasch ins Feld ziehen?“ fragt Denhardt erstaunt.

„Ja!“ antwortet ruhig der Sultan. „Es ist gut, wenn ich mich jetzt rege. Ich habe einen Freundschaftsvertrag mit dem mächtigen Deutschen Reich abgeschlossen, und ich weiß, daß die Kriegsschiffe meiner neuen Freunde mein Recht schützen werden, das auch ihr Recht ist. Mein Land aber muß frei sein von den Kriegern Sansibars. Wie soll ich mit ehrlichen Augen einen

Vertrag erfüllen, wenn die Fahnen an der Küste meine Worte Lügen strafen?"

Der Plan Ahmeds überrascht Denhardt. Gewiß, er könnte, wenn das Glück bei den Waffen Witus ist, die Lage in einer Weise klären, die manche diplomatischen Verwicklungen vermeiden wird. Schließlich, weshalb soll Sultan Ahmed nicht los schlagen? Berlin hat bis jetzt mit seiner Antwort gezögert, also ist ein Schutzverhältnis noch nicht in Kraft getreten, und so können die Leute von Witu tun, was sie wollen.

„Wirst du auch die Kraft haben, Sultan“, meint Denhardt ein wenig zweifelnd, „den neuen Krieg wirklich glücklich zu Ende zu führen? Siegst du nicht und die Soldaten Sansibars schlagen deine Krieger, dann wird es Deutschland schwerfallen, den Vertrag anzuerkennen, dem das Reich bis jetzt seine Billigung noch nicht zugestanden hat.“

„Wir werden siegen! Ich werde einen guten Zeugen für den glücklichen Ausgang des Kampfes sprechen lassen.“

Der Sultan wirft einem Krieger und beauftragt ihn, Dadi-ja-Badada in die Hütte des Deutschen zu führen.

„Der Mann, den du kennenlernen wirst“, erzählt der Sultan, „ist der regierende Moti der Galla. Ihm gehorchen alle Völker in der weiten Runde des Landes. Er ist gekommen, mir nochmals seine Treue zu schwören und dir, meinem Freund, zu sagen, wie stark die Macht ist, mit der ich mein Reich beschützen kann.“

Ein uralter, baumlanger Suaheli tritt in die Hütte und verbeugt sich tief vor Ahmed und dem Deutschen.

„Sage, Dadi-ja-Badada, meinem Freund, was du weißt von dem großen Volk, dem wir alle angehören.“

Ruhig und mit monotoner Stimme berichtet der Mann: „Von den ältesten Zeiten ab bis auf mich haben alle Moti meines Volkes die Sultane der Suaheli aus dem Geschlecht der Nabahani als die rechtmäßigen Herrscher des Landes von Mogadischu bis Kiloa und weithin gegen Westen anerkannt. Als ich mein hohes Amt übernahm, sprach ich dem jetzt regierenden Sultan der Suaheli, dem Sultan Ahmed ben Fumo Lutui ben Scheich Nabahani, meine treue Ergebenheit aus, denn er ist der einzige Herr des großen Landes.“

„Gut“, erwidert Ahmed. „Nun sage uns, was du von den Abu Saidi weißt.“

„Niemals und zu keiner Zeit ist ein Said aus dem Blut der Abu Saidi von einem meiner Vorgänger oder von mir, auch niemals von meinem Volk anerkannt worden. Meine Vorgänger und ich haben mit Wissen der Sultane aus dem Geschlecht der Nabahani die Leute der Abu Saidi in einigen Orten unseres Landes wohnen lassen, und so zahlten uns alljährlich die Herren aus dem Geschlecht der Abu Saidi eine Entschädigung in Geld und Waren, einem alten Abkommen gemäß.“

„Auch das ist richtig, Dadi-ja-Badada. Nun sage uns noch, was du von den fremden Fahnen weißt, die an der Küste unseres Landes aufgezogen wurden.“

„Leute des Sultans von Sansibar haben sich am Tanafusu und einzelnen Orten der Küste niedergelassen, und sie haben auch ihre Fahnen aufgezogen. Aber sie haben nicht die Erlaubnis des Sultans Ahmed und auch nicht mein Einverständnis eingeholt.“

Der Sultan wendet sich an Denhardt.

„Du hast gehört, mein Freund, wie weit meine Macht reicht. Glaubst du nun, daß meine Krieger die Eindringlinge vertreiben werden?“

Der Deutsche nickt schweigend mit dem Kopf. Die Erklärung des regierenden Moti der Galla ist ihm sehr wichtig. Er bittet den Sultan, die Worte Dabi-ja-Badadas aufschreiben zu dürfen; mit der Unterschrift des obersten Gallahäuptlings werden sie einmal eine gute Stütze im Kampf um das Schicksal Witus sein.

In die Stadt des Sultans Ahmed ist die Unruhe eingezogen. Die letzten Tage hindurch und auch bis tief in die Nächte hinein hatten die Somatrommeln gedöhnt. Sie haben eine Botenschaft des Sultans in alle Winde verstreut. Es kommen viele Männer von weit her gezogen, die gut bewaffnet sind und rund um die Stadt ihre Lager aufschlagen.

Zunächst ziehen die Leute aus Sabere, Walifdu, Saree und Melongo in Witu ein. Als sie an dem großen Steinhaus des Sultans vorbeikommen, schlagen sie ihre Speere an die Schilde und schreien ihre Kriegsrufe.

Dann marschieren die Krieger der Wapokomo auf und schließlich die Gallakämpfer aus den Stämmen der Immomatta, Baole, Namata und Kakutta. Ihnen folgen die Weiber und Kinder und die Träger mit großen Lasten, die sie auf den Köpfen tragen.

Es dauert nicht lange, da gleicht die Stadt einem riesigen Heerlager. Die Ruhe der Wälder ist verschwunden. Um die Plätze, die von den schnell errichteten Hütten umsäumt sind, tanzen die Krieger und schlagen die Trommeln ihren rhythmischen Takt. Durch die Gassen der Stadt traben auf stolzen

Pferden die Adligen des Landes, die einst mit Ahmed von der Küste und den Inseln in das Land gekommen sind, schlanke Gestalten mit vornehm geschnittenen Gesichtern, Abkömmlinge der ersten persisch-arabischen Ansiedler in Ostafrika.

Wald ist der Raum um Witu zu klein für die vielen, die aus allen Richtungen des Landes gekommen sind, um Ahmed, dem Sultan der Suaheli, beizustehen und die Eindringlinge zu verfolgen. So ziehen die Neuankömmlinge gleich weiter den Dörfern zu, die an der Küste liegen.

Ahmed versucht eine Zählung der Krieger durchzuführen, aber es läßt sich nur ungefähr ihre Zahl ermitteln. Weit über vier-tausend tapfere Krieger wollen sich dem Kampf stellen! Eine gewaltige Zahl, die um ein Vielfaches stärker ist als die der Leute des Sansibarherrschers.

Nur ihre Bewaffnung erfüllt die Deutschen mit einiger Sorge, denn es sind kaum zweihundert Gewehre, die ins Feld geführt werden. Das gibt dem Feind einen Vorteil, der aber wieder ausgeglichen wird durch die zahlenmäßige Überlegenheit der Witusoldaten und auch durch ihre Tapferkeit. Sie wissen, daß sie ihre Heimat verteidigen, und ihre Erbitterung gegen den ewigen Mubestörer aus Sansibar ist gewaltig. Sie werden, wenn die Zeit gekommen sein wird, eine erbitterte Streitmacht sein.

Als der Zug der Hilfstruppen spärlicher wird, setzt Sultan Ahmed den Tag des großen Aufmarsches fest. Er will selbst an der Spitze seiner Krieger den Kampf miterleben, aber da seine Füße, die von der bösen Krankheit geplagt sind, ihn nicht mehr tragen wollen, so läßt er sich aus festen Stangen und gestochenen Matten eine Hängematte bauen. So wird er bei seinen Soldaten bleiben können.

Sie marschieren dann in einem endlosen Zug durch den Wald, denn das Gestrüpp ist so dicht, daß immer nur ein Mann auf dem schmalen Pfad gehen kann, der sich durch das Dickicht der Schlingpflanzen und Bäume windet.

Sie brauchen zwei Tage, bis sie zu der Stelle gelangen, die Simba als Sammelfeld für alle bezeichnet hat. Die grobe Richtung, auf der sie sich einfinden, ist geschützt von dem weiten Rund der Urwaldbäume. Das Versteck ist so gut gewählt, daß es schwer sein wird, das Heer der Tausende zu entdecken, und gegen neugierige Späher ist man durch Wachtposten gesichert.

Im Schatten eines weitästigen Tamarindenbaumes halten sie Kriegsrat.

In einem weiten Kreis haben sich die Häuptlinge auf die Erde gelagert. Schweigend lauschen sie den Worten, die der Sultan spricht. Nur manchmal erheben sie die Stimmen, um Beifall zu spenden.

Ahmed will mit dem Angriff warten, bis die Kundschafter genaue Nachrichten über die Stärke der Sansibarsoldaten und die Stellungen bringen, die sie besetzt halten. Bis dahin sollen sich alle im Lager ruhig verhalten. Es dürfen des Nachts auch keine Feuer angezündet werden, damit der Schein der Flammen nicht ihre Anwesenheit verrät. Tagsüber sollen die Krieger nicht in der Umgebung umherschweifen, und jeder, der sich dem Lager nähert, sei es Mann oder Frau, Freund oder Feind, soll gefangenommen werden, auf daß keine Kunde von dem Vorhandensein so vieler Kämpfer nach der Küste dringt.

Ihr Warten wird auf eine lange Probe gestellt. Die Tage gehen hin, und immer noch zögert der Sultan, den Befehl zum letzten Vormarsch zu geben.

Endlich, es ist mitten in der Nacht, läßt Simba die Häuptlinge wecken und zu sich rufen.

Er hat ihnen eine Neuigkeit zu sagen. Zuverlässige Leute haben berichtet, daß ein großes Schiff des Sultans von Sansibar in Lamu vor Anker gegangen ist. Es hat viele Soldaten an Land gebracht, wohl an die sechshundert, und auch einige Geschütze. Die Truppen sind noch am gleichen Tage auf das Festland übergesetzt worden, dann sind sie geschlossen vormarschirt bis in die Nähe des Dorfes Kolombi. Dort haben sie ein Lager bezogen.

„Sie sind unvorsichtig, die Leute Said Bargasch“, ruft Simba aus. „Sie haben keine Wache ausgestellt, und sie ahnen nicht die Nähe der Gefahr. So können wir sie überraschen! Ehe sie wissen, was ihnen droht, und bevor sie ihre Gewehre in Anschlag bringen, werden wir über sie her sein, mit mehr denn viertausend Mann! Wir werden sie niedermegeln, bis keiner von ihnen übriggeblieben ist, und dann wird das Land unser sein und unser auch ein ewiger Friede! Wir werden klug sein und vorsichtig, und so befehle ich denn, daß wir uns trennen, noch heute! Einen Teil der Krieger, an tausend Mann, wird mein Nefte Fumo Bakari auf Schleichwegen in den Rücken der Feinde führen. Die Stämme der Wapokomo werden versuchen, von der Richtung der Morgenröte sich dem Sansibarlager zu nähern. Dort, wo am Abend die Sonne sich zur Neige rüstet, werden die Galla Stämme aus Kofingo und Koll zu stehen kommen. Wir, die wir übrigbleiben, sperren die Falle zu.“

„Wer wird das Zeichen zur Schlacht geben, und wie werden wir es sehen?“ fragt Fumo Bakari.

Der Sultan lächelt: „Ein großer Zauber wird uns helfen! Wenn ihr des Nachts — denn nur wenn die Dunkelheit über dem

Land liegt, werden wir angreifen — eine große silberne Schlange in den Himmel fahren sieht, und dann noch eine, und dann wiederum eine, dann wisst ihr, daß ihr vorzubringen habt. Vergißt das Zeichen nicht: Drei leuchtende feurige Schlangen!“ So werden die Kasketen, die die Deutschen dem Sultan zum Geschenk gemacht haben, eine große strategische Aufgabe erhalten.

Clemens Denhardt bewundert die Umsicht Achmeds und die Ruhe, mit der er die Schlacht vorbereitet, deren Ausgang sein eigenes Schicksal besiegelt. Doch hat er keine Sorge um die Entscheidung. Auch die sechshundert Soldaten aus Sansibar, und mögen sie viele Gewehre mit sich führen und einige Geschütze, werden nichts gegen die so geschickt angelegte Fange ausrichten können, wenn die Überraschung des Gegners gelingt. Aber er ist überzeugt, daß die Anordnungen des Sultans Achmed so vortrefflich durchgeführt werden, wie sie gemeint sind, und daß Simba den Sieg erringen wird, wenn nicht ein Zufall alles verdirbt.

In Sansibar hat er sich ja ein Bild von dem Zustand der Sultanstruppe machen können. Imponierend war es nicht.

So könnte man mit einem guten Optimismus dem Kampf entgegensehen, wenn nicht die leise Sorge bliebe, ob das Blutvergießen auch nötig sei und es nicht doch klüger und menschlicher wäre, den Kampf im Interesse einer besseren und anderen Klärung der Verhältnisse zu vermeiden. Man könnte, so überlegt Denhardt, durch diesen Zusammenstoß die Lage auch wieder komplizieren, und so bleibt die Frage, ob es im Sinne einer deutschen Politik liegt, sicherlich gutgemeinte Tatsachen nach der Angriffshandlung Achmeds herzustellen. Doch ist es müßig, sich

den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die nicht mehr aufzuhalten sind.

Noch in der gleichen Nacht trennen sich die Krieger des Sultans. Bei ihrem Abmarsch vermeiden sie jedes Geräusch. Wie eine Kette gespenstiger Schatten verschwinden die einzelnen Gruppen in dem Dunkel des Urwaldes.

Am andern Tag bleibt alles ruhig. Mit Spannung erwartet Simba die Nachricht, daß die Krieger, wie er es befohlen, ihre Stellungen bezogen haben. Gegen Abend treffen die Boten ein, die erzählen, daß alles in Ordnung sei und man aus dem Versteck der Kämpfer das Lager der Feinde gut beobachten könne. Es herrsche dort Sorglosigkeit, und es scheine nicht so, als ob sie etwas von der Nähe der Gegner bemerkt hätten.

Als die Nacht niedersinkt, wird zum Aufbruch gerüstet. Die schwerfällige Gestalt des Sultans legt sich in die Tragbahre, und vier Männer müssen sie an der Spitze des Zuges tragen.

Sie kommen rasch vorwärts, denn der Weg ist breiter geworden, und die Schlingpflanzen sperren nicht mehr den Zugang.

Als der Mond am höchsten steht, machen sie halt, denn die Kundschafter, die vorausgezogen waren, sind jetzt wieder zu ihnen gestoßen. Sie melden, daß nur noch wenige hundert Speerwürfe weit das Lager der Feinde wäre.

Die Krieger, die den Vortrupp des Zuges bilden, marschieren weiter; sie suchen den Schatten der Mimosenbäume auf, und wenn sie über eine freie Strecke müssen, so sichern sie vorher den Weg.

Am Rande eines weit sich ausdehnenden Buschdickichts werfen sie sich plötzlich nieder. Deutlich erkennt man aus nächster Nähe die kleinen Feuerstätten, vor denen, scharf in das Licht hinein-

geschnitten, zuweilen die dunkle Silhouette eines lauerten Menschen zu sehen ist.

Eine Weile später hat sich auch Ahmed, gestützt auf zwei seiner Leute, bis zum Rande der Büsche vorgetastet. Ruhig und gelassen läßt er seine Augen über das feindliche Lager schweifen, dann schüttelt er langsam den Kopf. Das silbrige Licht des Mondes ist ihm zu hell. Es ist so leuchtend und klar in seiner schimmernden Bläue, daß es die Schatten der feinästigen Mangobäume wie schwarze Ornamente auf die kalkig weißen Flächen des ausgedörrten Bodens wirft.

„Wir werden noch eine Weile Geduld haben müssen“, meint Ahmed nachdenklich.

Er winkt dem Deutschen zu, und dann eilen sie wieder zu der Stelle zurück, wo die Hauptmacht der Krieger sich niedergelassen hat.

Das Warten ist peinigend, und die Stille der Nacht ist von einer lastenden Schwere. Sie unterhalten sich nur flüsternd, aber bald schweigen sie ganz, denn die Spannung der kommenden Ereignisse hält sie in Atem.

„Siehst du die Wolke dort?“ Die Hand des Sultans deutet zum Himmel. „Wenn sie den Mond erreicht, werde ich das Zeichen geben!“

Mit brennenden Augen blicken sie in den Himmel, der sternensüß die Welt in seinem Dom birgt.

Die Wolke zieht näher, es wird nicht lange mehr dauern, bis ihr äußerster, schon licht gewordener Kranz den Mond verhüllen wird.

Eine plötzliche Unruhe hinter ihnen läßt sie aufmerksam werden. Ein Krieger ist herangetreten und flüstert dem Sultan einige

Worte zu. Der hebt erstaunt den Kopf. Dann faßt er die Hand Denhardts:

„Dein Bruder ist zurückgekommen, er verlangt nach dir. Er hat dir Wichtiges zu sagen.“

Überrascht fährt der Deutsche auf. Er kann es nicht fassen, daß die Nachricht, auf die er Wochen hindurch mit febernder Ungeduld gewartet hat, ihn ausgerechnet in dem Augenblick einer folgenschweren Entscheidung erreichen soll.

Er winkt Ahmed hastig zu, ihm zu folgen. Sie müssen eine Weile gehen, bis sie auf Gustav Denhardt treffen. Er ist in Begleitung des jungen Schlunke, den man in Witu zurückgelassen hatte.

Aufgeregt tritt Clemens auf ihn zu. Er macht es kurz mit der Begrüßung, denn die Ungeduld übermann ihn. Sein Bruder läßt die sprudelnden Worte über sich ergehen und lacht.

„Witu ist deutsch!“ Er sagt das mit einer seltsam spitzen Stimme. Dann atmet er tief auf und legte seine Arme auf die Schultern des Bruders.

Clemens schweigt. Die Worte sind an sein Ohr gedrungen, aber es dauert eine Weile, bis er ihre Bedeutung erfaßt.

„Witu ist deutsch!“ flüstern sein Lippen mechanisch. „Das ist gut — nein, das ist herrlich!“

Er richtet sich straff auf, als ob eine große Last von ihm genommen wäre:

„Erzähle!“

„Am siebenundzwanzigsten Mai ist das Telegramm aus Berlin in Sansibar eingetroffen. Ein deutsches Kriegsschiff brachte mich wieder nach Lamu zurück, ich hoffte, dich in Witu zu finden. Dort erzählte mir Schlunke von euren Absichten. Da habe ich

nich nicht lange aufgehalten und bin dir und den Kriegern nachgeeilt. Ich freue mich, daß ich noch rechtzeitig gekommen bin und euch warnen kann.“

„Warnen? Wovor?“ fragt Clemens Denhardt erstaunt.

„Was ihr vorhabt, ist gegen die deutsche Politik! Deutschland hat offiziell die Schutzherrschaft über Witu angenommen. Da können nicht die Menschen, denen dieser Schutz zuteil wird, ohne Anordnung durch deutsche Behörden oder ohne deren Einverständnis über die Soldaten des Sultans von Sansibar herfallen, mit dem das Reich einen Handelsvertrag abgeschlossen hat, mit dem es also wünscht in Frieden zu leben.“

Clemens Denhardt schüttelt heftig den Kopf: „Du siehst die Sachlage aus einem falschen Gesichtswinkel an. Der Sultan von Witu ist nicht der Angreifer. Sein Land ist widerrechtlich besetzt worden, als souveränem Herrn ist es ihm gestattet, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, den Versuch einer Vergewaltigung zu vereiteln.“

„Ein Irrtum! Der Sultan von Witu ist nicht souverän, wenigstens nicht mehr seit der Stunde, in der das Telegramm aus Berlin in Sansibar eingetroffen und die deutsche Schutzherrschaft in Kraft getreten ist.“

„Das sind Wortklaubereien“, begehrt Clemens Denhardt auf, „Paragrafenweisheit, mit der wir in diesem Augenblick wirklich nichts anzufangen wissen! Es hat sich Achmed von Witu in einer ganz wunderbaren Weise und wahrscheinlich ganz einmalig die unverhoffte Möglichkeit gegeben, mit einem einzigen Schlage, dessen Ausgang ganz unzweifelhaft günstig ist, sich endgültig seiner Feinde an der Küste des Sultanats zu entledigen. Was die Diplomatie der Federfuchser auch mit dem größten Aufwand

von Worten vielleicht erst in Monaten und dann auch noch unvollkommen zustande bringen kann, wird in einer einzigen Nacht zu einer Tatsache, mit der sich die Welt abfinden muß! Wir helfen der neuen deutschen Kolonie und unseren Freunden in Witu am besten, wenn wir alle Unklarheiten beseitigen, die nur vorhanden zu sein scheinen, um ein an und für sich klares Bild zu verzerren.“

„Mag sein! Aber Deutschland will eine Klärung, wie ihr sie vorhabt, nicht dulden, und zwar aus politischen Gründen, die wir hier nicht übersehen können.“

„Ich bin nicht als Politiker nach Witu gekommen! Ich wollte nur eine Kolonie gründen, die ich Deutschland zum Geschenk mache. Da muß man es mir schon überlassen, in einer kritischen Stunde das zu tun, was mir richtig erscheint. Mein, ich bleibe dabei, der von Achmed beschlossene Angriff trifft das richtige Ziel! Er ist gut vorbereitet, die zahlenmäßige und taktische Überlegenheit der Unseren ist ohne weiteres ersichtlich. Gelingt der Schlag und Witu wird wirklich frei von den Agenten und Soldaten des Sansibarsultans, dann wird es England, vertreten durch den sehr ehrenwerten Sir John Kirk, endgültig verwehrt sein, mit angeblichen Besitzrechten seines Schüglings zu operieren. Man muß hier eine andere Politik treiben, als sie die Herren am grünen Tisch für klug und vorsichtig halten. Zum Teufel mit der ewigen diplomatischen Feinsüßigkeit! Hier muß zugeschlagen werden! Kolonialreiche fallen einem nicht ohne Kühnheit und Mut zum Wagnis in den Schoß! Ich bleibe dabei — es wird aufgeräumt!“

Gustav Denhardt schweigt. In seinem Herzen gibt er seinem Bruder recht. Aber die Wochen, die er in Sansibar zugebracht

hat, haben ihn doch gelehrt, daß mit Rücksichtslosigkeit allein ihren Plänen wenig gebient ist, und er weiß auch, daß bei der weltpolitischen Lage dieser Tage das Schicksal von Witu nicht in Afrika, sondern in Berlin oder London entschieden wird. Er wundert sich auch ein wenig, daß sein Bruder, der sonst immer ein so besonnener Kopf ist, sich zu Eigenmächtigkeiten hinreißen lassen will, die er bei einer ruhigeren Überlegung als bedenklich ablehnen würde. Doch will er sich nicht kurzerhand abweisen lassen. Aber es ist schwer, die richtigen Worte zu finden, die den Bruder überzeugen könnten.

„Gewiß“, so beginnt er von neuem, „es ist richtig, daß man hier mit anderen Mitteln kämpfen muß, als sie vielleicht in Berlin üblich sind. Aber leider sind wir in diesem Augenblick keine Privatleute mehr, sondern deutsche Staatsbürger, die sich als Ratgeber des Sultans von Witu bereits der Öffentlichkeit präsentiert haben. So wird man auch die blutige Tat, die ihr plant, als eine deutsche Tat bezeichnen, was auch keine falsche Auslegung wäre. Aber wir sind nicht Deutschland! Da bewundere ich deinen Mut, die Regierung deines Vaterlandes in eine Affäre zu verwickeln, die unabsehbare Folgen nach sich ziehen kann.“

Clemens Denhardt wird heftig: „Man muß manchmal die guten Leute in der Wilhelmstraße zu ihrem Glück zwingen! Ich bin im Falle Witu nicht für Leisetreterei, und schließlich habe ich Sultan Achmed mein Wort verpfändet, sein Land von seinen Feinden frei zu machen! Das ist ja auch unbestreitbar der Sinn der deutschen Schutzherrschaft und die Voraussetzung, unter der Achmed überhaupt zu dem Gedanken kam, sich und sein Sultanat Deutschland zu unterstellen. Im übrigen kämpfen

wir nicht gegen Sansibar, sondern gegen England! Dieser Kampf ist unausbleiblich, wenn es einmal wirklich deutsche Kolonien von großem Wert und gesichert für alle Zeiten geben soll. Wer schmeißt uns denn ewig den Knüttel zwischen die Füße? Die Engländer! Wer versucht durch allerlei Winkelzüge, die ebenso undurchsichtig wie geschickt sind, jede deutsche Landerwerbung in Übersee zu verhindern? Wieder die Engländer! Und wo ist in diesem ewigen Afrika ein weißes Fleckchen übriggeblieben, auf das nicht eben wieder diese Engländer mit Begründungen, die ebenso weit hergeholt wie auch falsch sind, ihre Ansprüche geltend machen? Mit Vorsicht und Angstlichkeit haben sich unsere verehrten Vetter bestimmt nicht ihr Weltreich zusammengezimmert! Wer mit ihnen fertig werden will, muß bei ihnen in die Schule gehen!“

„Es ist gut, daß du auf England zu sprechen kommst“, meint bedächtig Gustav Denhardt. „Dann bist du nicht weit von der Gefahr, die du herausbeschwören willst. Die deutsche Politik will in diesem Augenblick keine Händel mit England, und in Berlin werden sie ihre Gründe dafür haben.“

„Diese Gründe interessieren mich nicht.“

„Aber vielleicht interessiert es dich, daß ein Bismarck immerhin weiß, was er will, und daß es nicht deine Aufgabe ist, ihm in seine Politik hineinzuspucken!“

Bismarck! Das ist ein Wort, das seinen Eindruck nicht verfehlt. Clemens Denhardt wird sehr nachdenklich. Eigentlich, so denkt er, wehre ich mich gegen meine eigenen Gedanken. Sind die Argumente, die der Bruder anführt, ihm nicht schon selber grüblerisch durch den Kopf gegangen? Sind die Bedenken so schnell gegenstandslos geworden, die ihm noch vor kurzer Weile

den Kriegsplan Achmeds so wenig schmachhaft gemacht haben? Wenn er ehrlich sein will, muß er zugeben, daß das Bestechende dieser Selbsthilfe Witus ihm ein wenig den Kopf verwirrt hat. Schließlich hat man eine Verantwortung, und ob man eine Eigenmächtigkeit verantworten kann, die sich gegen die Einsicht eines Bismarck stellt, wer wagt da ja zu sagen? Fast muß man dem Bruder dankbar sein, der einem noch in letzter Minute Vernunft und Gewissen wieder zurückgerufen hat. Wenn man es sich richtig bedenkt, so hat er die Wahrheit gesagt. Nein, man ist kein Privatmann mehr, wenn man eine Kolonie gegründet hat! So haben auch private Handlungen aufzuhören, mögen sie noch so gut gemeint sein und vielleicht auch das Richtige treffen. Die Pflicht ist manchmal ein grausames und hartes Muß. Aber es hilft nichts, sich an ihr vorbeizuschlängeln. Die Außenpolitik eines so großen Reiches wie Deutschland ist letzten Endes auch Strategie, und wenn der Schlachtenlenker auf dem Parkett der Diplomatie Bismarck Order gibt, dann hat man zu parieren! Die Disziplin ist alles! Man ist kein Deutscher, wenn man sich nicht blindlings ins Glied schert, sobald das Kommando gegeben ist!

„Du hast recht“, sagt Clemens Denhardt nach dem langen Schweigen, das zwischen ihnen gelegen hat. „Nichtsdestoweniger ist die Situation vertheufelt peinlich! Es muß sich erweisen, ob sich der Sultan Achmed seinen persönlichen Sieg von mir so ohne weiteres aus der Hand nehmen lassen wird. Wir wollen es versuchen.“

Clemens Denhardt eilt zu der Stelle, wo sich der Sultan mit seinen Ratgebern gelagert hat. Aus dem gespannt fragenden Gesicht des Witusfürsten kann er lesen, daß er etwas Ungewöhn-

liches vermutet. Mit ruhigen Worten versucht Denhardt ihm nahezubringen, daß der so schön ausgespinnene Plan des Überfalls nicht durchgeführt werden kann, weil von deutscher Seite ein Blutvergießen nicht geduldet wird und die Tatsache der nunmehr vollzogenen Hoheitsübernahme den Gehorsam des zum Untertanen Deutschlands gewordenen Sultans gebietet.

Simba schüttelt heftig verneinend den Kopf. Das Verlangen seines Freundes ist ihm völlig unverständlich. Welch seltsame Annutung! Er soll plötzlich die Krieger, die sieberhaft auf das Zeichen des Angriffs warten, zurückrufen und die wunderbare, so lange ersehnte Gelegenheit einer Abrechnung mit seinem alten Gegner vorübergehen lassen, und dies ohne zwingenden Grund!

Niemals!

Als Denhardt weiter in ihn dringt, wird er heftig, und das Gespräch der beiden Männer wird so erregt und laut, daß zwei Hauptlinge heraneilen und zur Vorsicht mahnen, der Feind könnte sonst aufmerksam werden.

Da schweigen sie. An dem ernststen und entschlossenen Gesicht Denhardts sieht der Sultan, daß es nicht eine Laune ist, die den Deutschen zu seinem Verlangen führt.

„Du hast dich“, so beginnt der Deutsche von neuem, „durch die Übernahme der Schutzhoheit zum Gehorsam allen deutschen Anordnungen gegenüber verpflichtet, und so mußt du auch jetzt zu meinen Worten halten. Es steht dir auch nicht an, über das Gute oder Verfehlte eines deutschen Befehls zu richten. Ich bin dein Freund, und Deutschland hat dir Freundschaft zugesagt! Wir verlangen Vertrauen von dir – beweise uns, daß wir uns nicht geirrt haben!“

Der Sultan versinkt in ein brütendes Schweigen, sein Gesicht ist ärgerlich verzogen, und man sieht es ihm an, wie ernst er mit sich kämpft.

„Du stellst“, sagt er schließlich leise, „meinen Glauben an dich und dein Land auf eine harte Prüfung! Du verlangst sehr viel von mir, so Gewaltiges, daß ich annehmen müßte, ein Feind stünde vor mir, wenn ich nicht wüßte, daß du es bist.“

„Du mußt gehorchen!“ bittet Denhardt.

Der Sultan wendet sich stumm ab und humpelt mit seinen kranken Füße einige Schritte zur Seite. Lange starrt er vor sich hin, durch keine Bewegung gibt er zu erkennen, was er denkt.

Schließlich wendet er sich wieder Denhardt zu und sagt ruhig:

„Ich werde tun, was Deutschland befiehlt, denn ich vertraue.“

Er gibt den Häuptlingen, die ihn umstehen, einige Befehle. Als sie zögern, herrscht er sie grob an. Da schleichen sie sich eilends davon.

Nach wenigen Minuten brechen sie auf. Ein endloser Zug von Menschen bewegt sich wieder in den Urwald zurück.

Hinter ihnen bleibt alles ruhig. Die Soldaten Said Bargasch schlafen, und die wenigen Wachen, die ausgestellt sind, blicken teilnahmslos in die Ferne.

Niemals haben die Leute aus Sansibar in Erfahrung gebracht, wie nahe ihr Ende war, das ihnen nur durch das Wunder eines deutschen Befehls erspart blieb.

In das Haus des deutschen Generalkonsuls Koblfs haben die Ereignisse um Witu ein bemerkenswertes Leben getragen. Depeschen gehen und Depeschen kommen.

„Soll ich“, so telegraphiert Koblfs an den Fürsten Bismarck, „dem Sultan von Sansibar die Mitteilung machen, daß Deutschland die Oberhoheit über Witu übernommen hat?“

Die Antwort kommt ohne Verzug: „Nein“, bestimmt Bismarck.

„Sechshundert Sansibarsoldaten marschieren auf Witu!“ berichtet Koblfs nach Berlin.

„Protestieren Sie gegen die Vergewaltigung des Sultans Ahmed!“ antwortet die Wilhelmstraße.

So setzt sich der deutsche Generalkonsul hin und verfaßt ein Schreiben an Seine Hoheit den Sultan Said Bargasch aus dem Geschlecht der Abu Saïdi und ermahnt ihn, den Schutling des Deutschen Reiches, Ahmed, und sein Land Witu in Zukunft in Frieden zu lassen.

Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten, sie ist kraus im Stil wie in ihrem Sinn, aber sie zeigt, daß der Araber im Augenblick nicht allzu großen Respekt vor der Macht Deutschlands äußern zu müssen glaubt. Mühsam entziffert Koblfs die geschräubten Sätze der arabischen Schrift:

„Im Namen des Allbarmherzigen und des allverzeihenden Gottes! Seiner Hochwohlgeboren, meinem lieben Freund Gerhard Koblfs, Generalkonsul des Deutschen Reiches! Möge das Schicksal es gut mit ihm meinen! Deinen Brief vom 3. Juni haben Wir gelesen, und Wir haben alles verstanden, was Du Uns über einen Vertrag zwischen Simba und dem Deutschen Kaiser erzählt hast. Unser Herz war voll Staunen, als Wir hörten, daß dieses Freundschaftsverhältnis schon seit dem Jahre 1867 durch Vermittlung des deutschen Reisenden Brenner bestehen soll. In all diesen Jahren sind unzählige Male die Felder Unserer Untertanen von den Leuten Ahmeds verbrannt

worden. Araber, Männer, Frauen und Kinder, sind von ihm gefangenengenommen worden, und sie wurden den Somalis als Sklaven verkauft. Auch sollst Du wissen, daß Wir bereits einmal den Rebell Simba durch Unsere Soldaten in Gewahrsam nehmen ließen, weil er ein schlechter Mann ist. Doch bat er damals um Gnade, und so ließen Wir ihn in Witu leben. Doch ist es ein Wunder, daß in all dieser Zeit und nach diesen Vorkommnissen niemals etwas von dem Freundschaftsverhältnis bekannt wurde, von dem Du in Deinem Brief schreibst. Auch Unsere deutschen Freunde, die in Sansibar ansässig sind, haben Uns nichts von einem Vertrag mit Ahmed berichtet. So muß es ein ganz geheimer Vertrag sein. Im übrigen wisse, daß Wir unsere Händel im Lande selbst zu schlichten gewillt sind, und da dieser Simba Unser Untertan ist und Wir ihn auch als solchen behandeln, so erlauben Wir den Deutschen nicht, auch wenn sie Unsere Freunde sind, sich in Unsere Angelegenheiten einzumischen! Wer in Unserem Lande Böses tut, wird bestraft! An diesem Unserem Willen ist nichts zu ändern, auch von Dir nicht, unserem Freund! Wir wollen keine Streitigkeiten mit Deutschland, aber Wir wehren uns, wenn einer daherkommt und ein Land, das Uns gehört, für sich beansprucht. Witu ist Unser Besitz, wie auch Usagara. Wir haben niemals gezögert, das zu betonen. Unser ist das Recht, und das Recht ist bei Gott!

Sei gegrüßt von Deinem Freund Bargasch ben Said.“

Da muß ihm einer viel Mut eingeblasen haben, denkt Koblfs, als er das Schreiben des Sansibarsultans gelesen hat. Wahrscheinlich wird Sir John nicht weitab gewesen sein, als der Sultan das Schreiben diktierte. So ist es eine Korrespon-

denz zwischen Deutschen und Engländern, die sich da entwickelt, der Dritte spielt hier nur den Prellbock.

Beußend begibt sich Koblfs an seinen Schreibtisch und entwirft einen neuen Brief an den Sultan:

„Großmächtigster Fürst! Den von Eurer Hoheit an mich gerichteten Brief vom 5. Juni 1885 habe ich erhalten. Ich will ihn sogleich beantworten. Seine Hoheit, der Sultan Rumo Lutui, hat nicht nur im Jahre 1867 mit Deutschland ein Freundschaftsverhältnis hergestellt, er hat sich auch am 19. April d. J. ausdrücklich unter den Schutz des Deutschen Kaisers gestellt. Dieser Schutz ist ihm auch gewährt worden. Die Behauptung, daß Seine Hoheit der Sultan Ahmed von Witu sich in Gefangenschaft Eurer Hoheit oder der Eures erhabenen Vorgängers befunden habe, dürfte ein Irrtum sein. Nur ein Neffe Simbas ist einmal eine kurze Zeit in Sansibar widerrechtlich zurückgehalten worden . . .“

Koblfs überlegt einen Augenblick. Dann formuliert er gewissenhaft alle Punkte, die für die Souveränität des Sultans Ahmed sprechen. Es sind gute Gründe, die er anzuführen weiß. Der englische Ratgeber Said Bargaschs wird sich Mühe geben müssen, wenn die Widerlegung ebenfogat ausfallen soll. Die Schlusssätze des Briefes werden ein bißchen scharf, aber Deutlichkeit kann hier nichts schaden:

„Ich halte es für meine Pflicht, noch einmal Eure Hoheit ganz ergebenst zu warnen, den Bundesgenossen und Schützling Seiner Majestät des Kaisers mit Krieg zu überziehen oder schlechten Ratgebern Gehör zu geben, die sich bemühen, das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Sansibar zu stören.“

Das mit den schlechten Ratgebern wird der Sultan verstehen. Ob er das Schreiben dem Engländer vorlegen wird? Vermutlich. Doch wird sich Sir John bestimmt nichts anmerken lassen.

Obgleich neue Ereignisse die Ruhe in Sansibar nicht stören, wächst in diesen Tagen die Nervosität in der Stadt merklich. Nicht allein die Angelegenheit mit Witu legt sich lastend auf den Frieden der Menschen, auch die Vorkommnisse in der benachbarten Kolonie Deutsch-Ostafrika tragen ihr Teil dazu bei, die Atmosphäre mit Spannung zu laden.

Die Haltung des Sultans ist sehr steifnackig geworden, und für die Deutschen ist es nicht schwer, festzustellen, daß die Einflüsterungen aus dem englischen Generalkonsulat an Eindringlichkeit zunehmen. Said Bargaah wird starkköpfig, die deutschen Schutzgebiete in Ostafrika sind für ihn nicht vorhanden, er verstärkt seine Stationen auf dem Festlande, und er läßt sogar in Ortschaften des Inneren Fahnen hissen. Auch Witu sei Sansibar, läßt er verkünden, und die Schutzklärung des Deutschen Reiches habe keine Geltung.

Telegramme eilen nach Berlin und schildern die Lage.

In der Wilhelmstraße wird die Entwicklung mit besorgten Mienen verfolgt. Man ist im Augenblick auf die deutschen Pioniere, die solche Unannehmlichkeiten heraufbeschwören, nicht gut zu sprechen. Hat man nicht recht gehabt, als man vor Extratouren des Peters und Genossen warnte und mit ihrer Abenteuerpolitik nichts zu tun haben wollte? Und dazu noch dieser bemerkenswert weite Seitensprung des Herrn Denhardt! Was ist schon Witu? Und was kann es Gutes bringen? Doch nur Ärger und Streitigkeiten, die in dieser Zeit, weiß Gott,

nicht vonnöten sind und eine sorgsam überlegte und brave Politik nur über den Haufen werfen. Wirklich, die Geheimräte im Auswärtigen Amt sind nicht in der besten Laune.

Auch der Staatssekretär Graf Hatzfeld kann seinen Ärger nicht verbergen. So findet ein Referent ein williges Ohr, als er nachweist, daß im Grunde genommen der Generalkonsul Gerhard Kohls in Sansibar eine sehr ungeschickte Hand in dem üblen Spiel bewiesen habe. Und dann die Kosten, die durch die vielen Telegramme entstanden seien! Die beiden letzten Depeschen aus Sansibar hätten eine Summe verschlungen. Man denke: 570 Mark! Wo solle das hinführen?

Ein Brief Hatzfelds jagt nach Kissingen zum Grafen Wilhelm von Bismarck, dem jüngsten Sohn des Kanzlers: „Mit Rücksicht auf die aus den heutigen Telegrammen abermals hervorgehende Unfähigkeit des Generalkonsuls Kohls und um weitere Komplikationen zu vermeiden, wäre es wünschenswert, seine Abberufung von dort zu beschleunigen. Ew. pp. ersuche ich daher beim Vortrage die Anordnung Seiner Durchlaucht auch darüber einzuholen, ob sein Nachfolger angewiesen werden soll, sich auf dem kürzesten Wege, eventuell von Aden aus, nach Sansibar zu begeben, um dort sofort die Geschäfte des Generalkonsuls zu übernehmen.“

Ein Sündenbock ist gefunden! Der Gerhard Kohls ist auch einer aus der Reihe dieser abenteuerlichen Pioniere! Nimmt es da wunder, daß ein solcher Mann in den geregelten und wohlhabgeschliffenen Gang dieses Auswärtigen Amtes sich nicht einzuordnen weiß?

Fürst Bismarck kümmert sich nicht um die Aufregung der Herren Geheimräte. Aber die Idee, Kohls zurückzurufen,

findet er nicht schlecht. Nicht weil er den Mann für unfähig hält, seine Meriten kennt er zur Genüge, aber er könnte ihn jetzt gut in der Nähe brauchen; denn ein Ratgeber von seiner Sachkenntnis tut not.

So möge sich denn Gerhard Kohns möglichst schnell in Berlin einfänden, meint er lächelnd.

Ein anderer Wunsch des Grafen Hatzfeld findet weniger seinen Beifall. Da hat Kohns angefragt, ob dieser Denhardt als Bevollmächtigter des Sultans von Witu in Berlin empfangen werden könne.

„Ein seltsames Verlangen“, meint der Staatssekretär. „Wir interessieren uns allerdings für die Dokumente, die den Schutzantrag begründen, für den Mann namens Denhardt jedoch keinesfalls.“

Da ist nun Bismarck anderer Ansicht. Er läßt das Generalkonsulat in Sansibar wissen, daß Herr Denhardt persönlich mit allen Unterlagen nach Berlin reisen möge. Auch der Mann interessiert! Selbstverständlich! Eine Kolonialpolitik hätte ihren Sinn verloren, wenn über die Männer zur Tagesordnung geschritten würde, die die Voraussetzungen dafür geschaffen haben, daß man überhaupt von einer solchen Politik sprechen kann.

Es ist nicht mehr der Bismarck des vorsichtigen Sondierens, der sich nun plötzlich mit der ihm eigenen Zähigkeit der leidigen Sansibaranangelegenheit annimmt. Die kolonialen Fragen sind reif geworden! Da empfiehlt es sich, mit etwas härteren Händen anzufassen.

Dem deutschen Geschäftsträger in London geht eine Anordnung zu, das britische Kolonialamt wissen zu lassen, daß

Deutschland sich freuen werde, „wenn die Mitwirkung Englands uns der Notwendigkeit überhebt, gegen Sansibar und seinen Sultan Gewalt zu brauchen. Es liegt aber die Veranlassung vor, uns der für das Deutsche Reich auf längere Zeit unannehmbaren Situation binnen kurzer Frist zu entziehen.“

Man kann England gegenüber jetzt andere Töne anschlagen; denn Frankreichs Zustimmung zu den deutschen Kolonialerwerbungen hat man sich vorsichtig beizeiten zu sichern gewußt. Auch ein Besuch des Dr. Peters im Auswärtigen Amt bestärkt den Fürsten in seinem Entschluß, andere Saiten anzuziehen.

Im Indischen Ozean wird in aller Eile ein deutsches Geschwader zusammengezogen. Die geplante Aktion wird gut vorbereitet. Bismarck selbst entwirft die Instruktionen, die sogleich mit Eilpost dem Kommandanten des Geschwaders, Admiral Knorr, zugeleitet werden sollen:

„In meiner politischen Instruktion an Euer Hochwohlgeboren vom 18. Mai über Sansibar, deren Duplikat und Triplikat Ihnen von dem Herrn Chef der Admiralität übersandt wird, habe ich einen Schutzantrag in Zusammenhang mit Landwerbungen erwähnt, die die Gebrüder Denhardt im Auftrage einer hiesigen Gesellschaft im Tanagebiet kürzlich gemacht haben.“

Einer der Herren Denhardt ist vor einigen Tagen mit einem Vertrag, den Herr Kohns als vollkommen ordnungsmäßig bezeichnet, aus Witu in Sansibar angekommen. Durch diesen Vertrag scheint sich der Sultan von Witu in aller Form unter den Schutz S. M. des Kaisers gestellt zu haben. Der Sultan

von Sansibar hat unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Denhardt'schen Abmachung einen Dampfer mit sechshundert Mann und vier Kanonen nach Lamu gesandt. Die etwas knappen und unklaren Mittheilungen des Dr. Koblfs lassen vermuten, daß die Spitze dieser Maßregel gegen den Sultan von Witu und unsere dortigen Erwerbungen gerichtet ist.

Ich habe Dr. Koblfs telegraphisch angewiesen, das Anerbieten des Sultans von Witu, vorbehaltlich etwaiger Rechte Dritter, anzunehmen und beim Sultan von Sansibar gegen eine Vergewaltigung des Sultans von Witu, mit dem wir seit dem Jahre 1867 in freundschaftlichen Beziehungen ständen, zu protestieren.

Zur Erläuterung der letzten Bemerkung verweise ich auf den Auszug aus dem Werk von der Deckens, wonach der Sultan Ahmed von Witu, mit dem Beinamen Simba der Löwe, sich schon früher durch Vermittlung des Reisenden Richard Brenner um den Schutz der Königlich Preussischen Regierung beworben hat.

Den betreffenden Bericht Brenners vom 1. August 1867 erhalten Euer Hochwohlgeboren zu Ihrer Information anbei in Abschrift.

Bei dieser Sachlage wird es sich empfehlen, daß Euer Hochwohlgeboren bei Ihrer Ankunft in Sansibar sogleich von dem Vertrag zwischen Herrn Denhardt und dem Sultan von Witu Kenntnis nehmen. Sie wollen alsdann dem Sultan von Sansibar, eventuell unter Mittheilung des Vertrages, falls der sich hierzu eignet, erklären, daß der Sultan von Witu und die in seinem Gebiet von Reichsangehörigen gemachten Erwerbungen unter dem Schutz M. M. des Deutschen Kaisers stehen.

Hinsichtlich der von Euer Hochwohlgeboren gegenüber dem Sultan von Sansibar erforderlichenfalls zu ergreifenden Maßnahmen verweise ich auf die in meiner Instruktion vom 18. d. Mts. enthaltenen Gesichtspunkte.

Ich bemerke nochmals, daß es zunächst nicht in der Absicht S. M. des Kaisers liegt, Krieg unmittelbar gegen Sansibar zu führen, und wir vielmehr wünschen, einen Angriff auf die Insel Sansibar, auf der große Beträge neutralen Eigentums lagern, zu vermeiden.

Es liegt in der Absicht S. M. des Kaisers, den Sultan entweder durch Einschüchterung zum Nachgeben zu veranlassen oder, wenn das nicht gelingt, solche Küstenpunkte, die uns Verbindung mit den deutschen Schutzgebieten im Innern gewähren, zu besetzen und abzuwarten, ob der Sultan uns dort angreift.

Diese Punkte würden wir, wenn sie unzweifelhaft dem Gebiet des Sultans angehören, nur pfandweise in Besitz nehmen, bis der Sultan die deutschen Protektorate im Innern und in Witu vertragsmäßig anerkennt.

Wenn die Verhältnisse in Witu noch annähernd ähnlich sind wie die von Brenner in dem anliegenden Bericht vom 1. August 1867 geschilderten, so läßt sich Witu und unsere Verbindung mit dem Sultan als Anknüpfung benutzen, um die Küsten des Landes der Herrschaft von Sansibar zu entziehen und die Sansibararaber mit Hilfe der Gallas zu vertreiben. Es eignen sich dazu vorzugsweise Bagamoyo und die Tanamündung beziehungsweise die Lamu-Bai.

Durch Sperrung des Verkehrs zwischen der Insel Sansibar und dem Festlande und eventuell durch Beschlagnahme schwim-

menden Eigentums des Sultans wird der Druck auf dessen Entschliessungen sich verstärken lassen.

Die Unabhängigkeit des Sultans dauernd zu beeinträchtigen oder von ihm Abtretung von Gebieten zu verlangen, die ihm zweifellos gehören, liegt nicht in unserer Absicht. Wir fordern vom Sultan nur die Respektierung der deutschen Schutzgebiete und wünschen einen Handelsvertrag, ohne ihn erzwingen zu wollen.

Sollte sich dieser Zweck mit den Euer Hochwohlgeboren zu Gebote stehenden Mitteln nicht erreichen lassen, so würde später eine eigentliche kriegerische Aktion gegen Sansibar für uns in Frage kommen. Ob wir uns hierzu entschließen, wird sich erst nach Eingang Ihrer Berichte und nach militärischen Erwägungen über die hierzu erforderlichen Machtmittel entscheiden lassen. Bis dahin werden wir auch ermessen können, welche Stellung andere Seemächte zu unserem Vorgehen einnehmen. Ich vermute, daß England, um eine eigentliche kriegerische Eventualität zu verhindern, mit uns bemüht sein wird, den Sultan zum Nachgeben zu veranlassen.

Zu einer kriegerischen Aktion gegen die Insel Sansibar selbst bietet somit die gegenwärtige Situation einen Anlaß noch nicht, eine solche liegt noch außerhalb dieser politischen Instruktion. Ob ein Vorgehen durch Bedrohung oder Beleidigung der Flagge militärisch notwendig werden kann, läßt sich durch eine Instruktion vom politischen Standpunkt aus nicht vorhersehen.

Zu Ihrer Information übersende ich Euer Hochwohlgeboren anbei in Abschrift einen am 18. d. Mts. an Generalkonsul Koblfs gerichteten Erlaß nebst dem Entwurf zu einem schrift-

lichen Protest gegen die Usurpation des Sultans von Sansibar in unseren Schutzgebieten. Die betreffenden Noten wird Koblfs jedenfalls vor dem Eintreffen des Geschwaders überreicht haben. Euer Hochwohlgeboren lasse ich für alle Fälle auch die Ihnen am 26. Mai nach Kapstadt gesandte Allerhöchste Vollmacht anbei in Abschrift zugehen.

von Bismark."

So ist nun alles vorbereitet, um die kolonialen Bestrebungen Deutschlands mit einem neuen und von der Welt bestimmt nicht erwarteten Vorstoß einzuleiten, der auch einer Überheblichkeit, die sich zuweilen in England breitzumachen scheint, sehr augenscheinlich nachweisen kann, daß dieses junge aufstrebende Deutsche Reich nicht mehr länger gesonnen ist, sich ganz hinten in die letzte Reihe der Habenichtse einzuordnen.

Die Wirkung der Bismarckschen Energie läßt nicht lange auf sich warten. Der englische Botschafter in Berlin erklärt im Auftrage seiner vorgesetzten Behörde, daß man in England selbstverständlich gern bereit wäre, in dem Streitfall zwischen Deutschland und dem Sultan von Sansibar zu vermitteln. Man habe deshalb nicht gezögert, Sir John Kirk in Sansibar zu ersuchen, seinen ganzen Einfluß auf eine friedliche Beilegung des Konflikts einzusetzen.

Nicht zu überwindenden Anschauungen des Auswärtigen Amtes entsprechend wird aber dafür Sorge getragen, daß ein simpler Privatmann in Zukunft nicht mehr ohne weiteres hohe Politik zu treiben hat. So wird der Generalkonsul Gerhard Koblfs benachrichtigt, daß der Clemens Denhardt, dessen Erscheinen man in Berlin entgegen sehe, auch auf Grund der ihm vom

Sultan von Witu ausgestellten Dokumente nicht für legitimiert erachtet werden könne, „in Angelegenheiten des Sultans Ahmed namens desselben unmittelbar mit der Regierung Seiner Majestät zu verhandeln. Es werden vielmehr etwaige Verhandlungen von unserer Seite mit dem genannten Herrscher lediglich durch Vermittlung des Kaiserlichen Generalkonsulats in Sansibar zu führen sein.“

Eine seltsame Erleichterung unserer Aufgaben, denkt Koblfs, als er in Sansibar diese letzte Verfügung aus Berlin durchliest. Warum eine Sache einfach und schlicht lassen, wenn sie auch umständlich zu erledigen ist! Mit Denhardt darf man also nicht mehr persönlich verhandeln — schön und gut! Aber wie denken sich eigentlich die Herren in Berlin den Gang der Dinge? Ein Sultan lebt abgeschieden von der Welt, im Innern seiner Urwälder, und an den Grenzen seines Landes treiben sich Deutschland feindlich gesinnte Sansibaroldaten herum. Hier aber, am Sitz des deutschen Generalkonsulats, taucht ein Herr Denhardt auf, ordnungsgemäß bevollmächtigt, über alle Fragen, die Witu betreffen, zu verhandeln und auch Anordnungen entgegenzunehmen, denen er seine Zustimmung im Namen seines Herrn geben kann. Wie einfach ist also das Verfahren! Nun, es wird nicht gewünscht. Recht sonderbar müssen sich die Verhältnisse dieses ostafrikanischen Wetterwinkels in manchen Berliner Hirnen spiegeln.

Den Unmut kann man beiseitelegen; denn die Tage in Sansibar sind ja gezählt, und die Bürde und Würde des Junstdiplomaten darf bald wieder abgestreift werden.

Ein wenig neugierig bleibt man aber doch, wie sich die Berliner Wilhelmstraße zu dem köstlichen Brief Sir John Kirks an den Sultan von Witu stellen wird. Der zu Verhandlungen nicht ermächtigte Herr Clemens Denhardt hat geruht, dieses immerhin wichtige und die Situation in Sansibar so überaus kennzeichnend erhellende Schreiben dem deutschen Generalkonsulat zu übergeben.

Ob es nach dem Schreiben des Herrn Staatssekretärs als eine amtliche Pflichtverletzung aufzufassen sein wird, diesen Brief von Denhardt entgegengenommen zu haben, möge dahingestellt sein. Gute Pflicht eines Deutschen ist es jedenfalls, diese nicht uninteressante Geschichte ein wenig zu unterstreichen. Deshalb setzt man sich hin und schreibt einen Brief an Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck:

„Eure Durchlaucht verfehle ich nicht, auf das Schreiben des britischen Generalkonsuls an den Sultan von Witu ganz gehorsamst aufmerksam zu machen. Das Schreiben ist in Denhardts Besitz gekommen und befindet sich jetzt im Konsulararchiv. Aus dem Brief geht klar hervor, daß der Sultan von Sansibar und der britische Generalkonsul im engsten Einvernehmen handeln. Said Bargasch legt in der That jede Schrift von mir Sir John Kirk vor, oft erledigt der sie persönlich, die wichtigsten werden wohl zur weiteren Veranlassung nach London geschickt.

In seiner letzten Besprechung mit mir und schon einmal vorher betonte der britische Generalkonsul ganz von selbst:

„Wie schade, daß Deutschland sich nicht vorher mit England über die Sansibaranangelegenheit verständigt hat!“

Ich erwiderte: „Das entscheidende Wort wird zweifellos in Europa und nicht hier in Sansibar gesprochen werden.“

In seinen Gesprächen tut der englische Generalkonsul jetzt so, als ob das erworbene Gebiet selbstverständlich deutsch sei, aber den Protest erhalten er und der Sultan noch immer aufrecht! Das deutsche Konsulat überrascht der britische Generalkonsul fast täglich mit Aufmerksamkeiten, wozu ein schöner Garten das Blumenmaterial liefert. Überhaupt ist Sir John Kirk ein sympathischer Mann. Aber trotz seiner schönen Worte und Taten ist er doch zu sehr Engländer, um Deutschland auch nur einen Fußbreit Land zu gönnen, und im Lügen sucht er seinesgleichen —“

Die Feder des Deutschen stockt. Die Herren in Berlin haben eine gute Nase, denkt er, ich bin in der That kein Mann einer diplomatischen Feder. Aber was steht, soll stehenbleiben.

Ein Nachsatz mag das rechtfertigen:

„Ich bitte Eure Durchlaucht untertänigst wegen der von mir gebrauchten starken Ausdrücke um Verzeihung, aber eine andere Bezeichnung würde die Tatsachen nicht richtig wiedergeben.“

Bismarck soll das Schreiben seines Generalkonsuls und späteren Ratgebers mit einem herzhaften Lachen quittiert haben.

Der in dem Brief Gerhard Koblfs' so wenig schmeichelhaft apostrophierte Sir John hat eine Laune, die der des verehrten Kollegen im gegnerischen Lager nicht unähnlich ist. Auch in London wissen die Herren nicht allzu liebenswürdige Briefe nach Sansibar zu schreiben. Man könnte sogar sagen, daß Englands Geschäftsträger in Sansibar ein wenig in Ungnade gefallen ist. Wenn Sir John ehrlich sein will, und das ist er ja immer, wenn er allein ist, wird er bereitwillig zugeben, daß

eine Eselei wie der Brief nach Witu einem geschickten Diplomaten nicht hätte durch die Finger laufen dürfen. Man hatte die Verhältnisse falsch gesehen und sich mit Voraussetzungen abgegeben, die nicht vorhanden waren. Eine jahrzehntelange Tätigkeit in Afrika wäre eigentlich Schule genug, um solche Ungeschicklichkeiten zu vermeiden.

Ein Verhängnis ist es mit diesem letzten Halbjahr. Die Nackenschläge sind ein wenig zu häufig gewesen, und sie haben, wenn man sich die Entwicklung der letzten Monate ein bißchen vornimmt, der englischen Sache arge Nasenstüßer gegeben.

Doch wäre es eine übertriebene Selbstkritik, sie alle auf ein eigenes Versagen zurückzuführen! Schließlich konnte auch der geriebenste Kenner aller Strömungen zwischen Somaliland und Sansibar nicht auf den Gedanken kommen, daß die Deutschen so rebellische Saiten aufziehen würden. Noch weniger war es vorauszusehen, daß die Regierung Seiner Großbritannischen Majestät so bereitwillig Berlin den so schwer umwordenen Platz einräumen würde.

Da plagt man sich die Jahre mit der Idee eines englischen Ostafrika herum, und wenn man glaubt, endlich die Ernte in die Scheunentore einfahren zu können, wird der Karren wieder zurückgefahren.

Einen Sultan von Sansibar hat man zum Freund gewonnen, und niemand wird abstreiten wollen, daß diese Freundschaft sich wunderbar in das Spiel einfügen ließ, das so gut auszugehen schien.

Ohne Zweifel, man hat sich nicht festgelegt! Die Türen sind stets offengelassen worden, und man kann sich zurückziehen, wenn die Atmosphäre unangenehm wird.

Aber es wird schwer sein, heute einem Said Bargasch das Gegenteil von dem als gut und notwendig anzupreisen, was man vor kurzer Zeit noch als ein großes Unglück ausgemalt hatte. Schließlich ist er ja nicht nur eine Marionettenfigur, die man nach Belieben drehen kann, sondern auch ein Mensch, der um das Schicksal seines Landes bangt und geglaubt hat, Vertrauen für Vertrauen gegeben zu haben.

Der Gang zum Sultan von Sansibar ist peinlich, und es ist zu verstehen, daß der ehrenwerte Sir John Kirk nicht allzu hastig den kurzen Weg zurücklegt, der sein Haus vom Palast trennt.

Ebenso begreiflich sind die langen Umschweife, mit denen im Zimmer des Sultans der Engländer auf den Kernpunkt zu sprechen kommt. Erstaunlich ist es auch nicht, daß dem sonst so friedlichen Araberfürst die Hornesröte ins Gesicht steigt und er harte Worte findet, um die neue Zumutung, die schließlich doch klipp und klar ausgesprochen werden muß, zurückzuweisen.

Wie, er soll sich mit der Besetzung seines Landes durch die Deutschen abfinden? Ja sagen, wo er gestern nein sprechen mußte, und widerspruchlos das verurteilen, was er auf Geheiß Englands einst als die lautere Wahrheit verkündet hat?

„Ich habe“, so meint er schließlich zornig, „Soldaten nach dem Lande Witu marschieren lassen, weil es mein Recht ist, einen Besitz, auf den ich Anspruch habe, mir nicht nehmen zu lassen. Ich entschloß mich zu diesem Krieg, denn ein Krieg ist es immer, wenn Soldaten marschieren, auch weil ich hoffte, daß England, mit dem ich einen Freundschaftsvertrag geschlossen habe, mit seiner großen Macht mich nicht im Stich lassen würde. Ich glaube noch heute an diese Hilfe; denn der britische



Sayid Ali bin Said,
der Bruder
und Nachfolger
des Sultans
Said Bargasch



Oben Eingeborene mit Tanztrommeln
Unten Eingeborenendorf auf Sansibar

Geschäftsträger, der ja mein Freund ist, hat nicht gezögert, mir zu versichern, daß das Recht bei meinen Fahnen sei und daß England immer dort zu finden wäre, wo das Recht und das Gute und — wie ihr immer sagt — auch die Moral zu suchen ist. So wundere ich mich, und ich kann sagen, ich empöre mich über das Verlangen, einen Frieden zu schließen, der mich schädigt und das Unrecht zum Gesetz machen will! Ich kann diese Bitte Englands nicht erfüllen, und ich werde auch nicht meine Truppen zurückrufen, wie ich auch nicht in die Wegnahme meiner Besitzungen auf dem Festlande einzuwilligen beabsichtige!“

Sir John Kirk weiß, daß es schwer sein wird, triftige Gründe vorzubringen, die den Sultan von der Notwendigkeit einer Wandlung der englischen Politik überzeugen könnten.

So bleibt ihm nichts anderes übrig, als Said Bargasch zu erklären, daß es der Wille der großbritannischen Regierung sei, den Sultan von Sansibar zu zwingen, nachzugeben und sich mit den Deutschen zu einigen, mit denen auch England in Freundschaft lebe.

„Die Diplomatie“, so versucht er sich zu rechtfertigen, „hat ein Gesicht, das heute freundlich sein kann und morgen hart und ohne Entgegenkommen. Es sind immer die Verhältnisse, die diesem Gesicht ihre Züge einprägen, und Verhältnisse wandeln sich. Es liegt im Interesse des Friedens und einer Beruhigung der kritischen Situation, also durchaus im Sinne einer Moral, wenn der Sultan von Sansibar seinem Unwillen nicht die Zügel schießen läßt und durch ein zweckloses Blutvergießen eine Lage herbeiführt, die wir ihm dann nicht mehr erleichtern könnten. Deutschland ist eine Großmacht, und seine militärische

Stärke ist sehr beachtlich. England muß es zurückweisen, durch eine unkluge Eigenmächtigkeit Sansibars in eine Katastrophe hineingezogen zu werden, deren Folgen nicht abzusehen sind.“

„So werden die britischen Kriegsschiffe mir keinen Beistand leisten, wenn die Deutschen das Land meiner Väter sich aneignen?“

„Es wird so sein, schon weiß die Besitzverhältnisse nicht deine Worte zu stützen vermögen, Sultan!“

Said Bargasch schweigt.

Der Zorn, der seine Stimme hatte anschwellen lassen, ist von ihm gewichen. Es liegt etwas Hilfloses in der Geste, mit der er sich über die Stirn streicht.

„Es ist nicht gut“, so meint er mit leiser Stimme, „daß wir geboren wurden, um zu leben und das Erbe, das Allah uns gegeben hat, zu verwalten. Das Schicksal ist gegen uns, und es hat den Arm lahm gemacht, der sich gegen die Männer wehren könnte, die sich Christen nennen. Es hat auch unsere Ohren verzaubert, und so wandeln sich die Worte, die Gutes sagen, zu falschen Versprechungen, und so müssen wir still und geduldig abwarten, wie es das Schicksal will.“

Sir John zuckt die Achseln: „Die Welt ist so, wie sie geschaffen ist, und es ist nicht üblich, daß die Schwachen die Starken regieren! Ich will auch nicht über das Schicksal streiten, nur über Klugheit und Torheit. Es wäre eine Torheit, wenn du nicht in der Stunde einer Gefahr die Vernunft sprechen ließeß und einen guten Rat annähmst, der dich vor Schlimmerem bewahren kann. Auch England ist nicht gesonnen, dein Land den Deutschen auszuliefern. Gewisse Zugeständnisse lassen sich aber nicht vermeiden, du wirst sie verschmerzen können; denn bei

den endgültigen Verhandlungen werden auch wir zur Stelle sein.“

Der Sultan lacht spöttisch auf:

„Schon wieder ein lockendes Versprechen! Ich habe keine Kraft mehr, zu glauben. Ich sehe nur die Kanonen deiner Schiffe und dein Gesicht, das heute verschlossener ist und ehrlicher als sonst.“

„So wirst du meine Vorschläge annehmen?“

Der Sultan hat sich von seinem Polster erhoben:

„Meine Soldaten in Witu werden ihre Gewehre nicht abfeuern, sie sollen auch nicht weitermarschieren! Eine Botenschaft wird ihnen zugehen, daß es mein Wille sei, ein Blutvergießen zu verhindern.“

„Ist das so zu verstehen, daß du deine Ansprüche auf das von den Deutschen besetzte Gebiet zurückziehst?“

„Ansprüche sind gerechtfertigt oder sie sind es nicht! Die Wahrheit ist manchmal verschleiert, aber sie läßt sich nicht aus der Welt schaffen.“

„Eine diplomatische Antwort, Said Bargasch; denn sie sagt mir nichts!“

„Das eben soll sie. Ich habe meinen Worten nichts hinzuzufügen.“

Der Engländer überlegt einen Augenblick. Er spürt die Doppeltüchtigkeit des Arabers; aber er weiß, daß es im Augenblick schwer sein wird, ihr zu begegnen. Etwas Wesentliches hat er ja immerhin erreicht, und er wird nach London melden können, daß, dank seiner Vermittlung, Zusammenstöße in Witu unterbleiben werden. Die Herren an der Themse werden sich eine Ehre daraus machen, dem erzürnten Bismarck mitzuteilen, daß

ein englischer Einspruch den Wünschen Berlins dienlich gewesen sei.

Am Abend des gleichen Tages ist Sir John Gast des deutschen Generalkonsuls.

Er trifft dort auch mit Clemens Denhardt zusammen, der aus Witu eingetroffen ist. Sie sprechen freundlich und angeregt miteinander, und es ist in ihrer Unterhaltung nichts von dem stillen und zähen Kampf zu merken, der zwischen ihnen ausgefochten wird.

Doch interessiert es den Engländer, zu hören, daß Denhardt sich schon am folgenden Morgen auf einem Dampfer nach Deutschland einschiffen wird.

„Sie werden in Berlin ein freundliches Willkommen finden“, meint er lebenswürdig.

Denhardt lacht: „Nach Lage der Dinge wäre es schon anzunehmen.“

Sir John meint gewinnend: „Ihre Erfolge sprechen dafür! Da die Diplomatie unserer beider Regierungen sich in einer ungeahnten Weise gefunden hat und ich Ihrer Sache heute bei Said Bargasch einen kleinen Dienst leisten konnte, so dürfen wir einen freundschaftlichen Abschied nehmen.“

„Die Diplomatie“, meint Denhardt etwas hintergründig, „macht Unmögliches manchmal möglich, wenigstens scheinbar, sonst wäre es ja keine Diplomatie. Ich habe es mit ihr, offen gestanden, nicht gern zu tun; denn sie erschwert uns Leuten der Praxis zuweilen das Handwerk. Ist es nicht so?“

Sir John lacht auf: „Gewiß, Praxis ist Wirklichkeit, und die ist handfester — bleiben wir dabei.“

Eine andere Neuigkeit macht Sir John sehr zu schaffen.

Der wendige und immer gut unterrichtete Jnder Peera Dewjee hat durch Kanäle, die weiß Gott niemals verstopft sind, zu erfahren bekommen, daß Gerhard Kohls von seiner Regierung abberufen worden ist und daß als sein Nachfolger ein neuer und unbekannter Herr das Generalkonsulat in Sansibar übernehmen wird.

Die Nachricht macht den Engländer ein wenig nachdenklich. Kohls hat er zu schätzen gewußt, als Menschen und als alten Afrikaner, dem die Welt viel zu verdanken hat. Doch war er aus seinem tiefverwurzelten Mißtrauen gegen alles Englische ein Gegner gewesen, mit dem nicht leicht umzugehen war. Manche Fäden wären weniger schlimm verwirrt worden, wenn dieser Kohls nicht mit einer nachtwandlerischen Sicherheit auf Tatsachen gestossen wäre, die man gut verschleiert geglaubt hatte. Geht ein solcher Mann von Sansibar fort, dann verschwindet auch eine Schwierigkeit, und das Spiel wird wieder leichter. Den Nachfolger kennt man nicht, aber da die Verhältnisse im Lande ihm fremd sein müssen, so wird es seine Zeit brauchen, bis er den Dingen nahekommt, die unter der Oberfläche herumgeistern. Es gibt auch Deutsche — man hat sie kennengelernt —, die England eine für sie eigentlich felt-same Sympathie entgegnetragen und mit denen sich gut auskommen läßt. Man soll den Optimismus niemals vor die Tür stellen. Es ist jetzt durchaus möglich, daß das kleine Revirement auf dem deutschen Konsulatsposten eine winzige Morgenröte zeigt. Ostafrika ist noch lange nicht verloren, und eine deutsche Annexion in Wituland braucht nicht für die Ewigkeit zu sein. Man muß es nur geschickt anfangen und zäh sein im Abwarten. Hier soll es einmal einer einem Sir John Kirl gleichtun!

Ein deutsches Geschwader ist in Sansibar eingelaufen.

Es ist nichts Besonderes, wenn Kriegsschiffe großer Seemächte vor der Reede der weißen Stadt Anker werfen. Sie kommen und lassen ihre Matrosen in den Hafengassen spazierengehen, und dann dampfen sie wieder, eine lange silberne Kiellinie hinter sich lassend, in den Horizont hinein.

Sie sind willkommene Freunde, die fremden Gäste; denn sie sind lustig und halten das Geld locker in den Taschen, und die Kaufleute in den Basarstraßen freuen sich, wenn sich die Wasungu vor ihren Buden drängen, um zu feilschen und dann doch übers Ohr gehauen zu werden.

Doch hat es mit den deutschen Schiffen eine andere Bewandnis.

Die am Ufer stehen, sehen zunächst nichts Auffälliges. Vielleicht dauert es ein wenig länger, bis die grauen Ungetüme ihren Liegeplatz gefunden haben. Auch ist es seltsam, daß die Kette ihrer Schiffe so weit auseinandergezogen ist. Die Neugierigen wundern sich auch nicht, daß die deutschen Kapitäne darauf bedacht sind, den Raum zwischen ihren Schiffen und dem Strand frei von Hindernissen zu lassen.

Das alles wäre nicht so befremdlich, wenn nicht — es geht ein Schrei des Erstaunens durch die Zusammengelassenen — wenn nicht plötzlich die langen Rohre der großen Geschütze sich ganz langsam, aber doch deutlich erkennbar nach der Seite der Stadt gedreht hätten.

Das ist auffällig, nein, das ist erschreckend bedrohlich! Das Gerücht von bevorstehenden ernstern Ereignissen geht durch die Gassen, und es strömen immer mehr Menschen hinunter zum Ufer.

Die Händler schließen ihre Buden auf dem großen Platz vor dem Sultanspalast, und schon sind einige Englische dabei, ihre geringe Habe auf die Schulter zu nehmen und sich irgendwo im Innern der Insel vor der Gefahr zu verstecken, die sich unerwartet und für alle, die mit den Dingen der großen Politik nichts zu tun haben, so unverständlich aufgetan hat.

Doch bleibt es auf den Schiffen der Deutschen ruhig.

Es sieht auch nicht so aus, als ob, wie das üblich ist, die kleinen weißen Boote von den Schiffsrümpfen abstoßen würden, um eine fröhliche landhungrige Fracht erlebnisgespannter Matrosen in die Stadt zu entlassen.

Die Gaffer haben Zeit, und so sehen sie auch, wie nach Stunden einer geheimnisumdüsterten Ruhe ein einziges Boot von der Flotte der Deutschen eiligst dem Landeplatz zustrebt.

Nur einige Offiziere steigen aus. Die Besatzung bleibt auf ihren Plätzen sitzen.

Ohne sich weiter umzusehen, bahnen sich die Herren ihren Weg durch die Menge und eilen die Straße hinauf, wo sie im Tor des Sultanspalastes verschwinden.

Said Bargasch erwartet den Kommodore des deutschen Geschwaders, Paschen, stehend.

Die Offiziere werden ihm vorgestellt, dann sieht er den Kommandanten fragend an.

Der räuspert sich und teilt dem Sultan in kurzen Worten mit, daß er von der Kaiserlich Deutschen Regierung den Auftrag erhalten habe, Seine Hoheit den Sultan von Sansibar dringendst zu ersuchen, den Protest gegen die Erwerbungen gewisser Gebiete auf dem ostafrikanischen Festland durch Seine Majestät den Deutschen Kaiser sofort zurückzuziehen; denn das

Land, das sich nunmehr unter deutscher Oberhoheit befinde, sei rechtmäßig und mit Einwilligung des dort regierenden souveränen Herrschers erworben worden.

Als Bekräftigung seiner Rede überreicht der Kommodore Paschen eine Note, die alle Punkte der deutschen Forderungen aufzählt, und erklärt, daß eine Antwort innerhalb einer befristeten Zeit ihm übermittelt werden müßte, er sehe sich sonst gezwungen, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Admiral Knorr, die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen zu berichten. Es wäre dann Sache der deutschen Seestreitkräfte, mit allen Mitteln, die zur Verfügung ständen, und nachdrücklichst die restlose Beilegung der so peinlichen Meinungsverschiedenheiten herbeizuführen.

Said Bargasch mangelt es nicht an Würde, und er ist auch nicht der Mann, der hilflos die Haltung verliert. Im übrigen kommt ihm die Aktion der Deutschen nicht unerwartet. Er weiß auch, daß er im Augenblick allein steht und daß es die Absicht der Engländer ist, ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen, weil sie sich in der Zwischenzeit und bis zu einem gewissen Grade mit den Deutschen über deren Erwerbungen geeinigt haben, allerdings über seinen Kopf hinweg, der ja anscheinend nicht mitzählt.

Das alles wiegt schwer. Aber eine Möglichkeit hat er noch nicht erschöpft.

Er will, so erklärt er mit leiser und ruhiger Stimme, sich erst noch einmal unmittelbar telegraphisch an den deutschen Kaiser wenden, als Souverän zu Souverän, wie er sagt. Er bitte daher den Herrn Kommodore, sich bis zum Einlaufen der Antwort aus Berlin zu gedulden.

Der Offizier überlegt. Seine Aufgabe verlangt zwar ein energisches Auftreten, aber man hat ihm auch eingeschärft, diplomatische Rücksichten nicht außer acht zu lassen und, wenn es irgendwie gehe, durch vorsichtiges Unterhandeln eine Verschärfung der Krise zu vermeiden.

So ist er denn bereit, sich noch eine kurze Zeit in Geduld zu fassen.

Die Herren verbeugen sich höflich vor dem Sultan und kehren wieder auf ihre Schiffe zurück.

Die Vorstellungen Said Bargaschs in Berlin führen anscheinend zu keinem Ergebnis; denn eine Antwort bleibt aus. Als Paschen im Sultanspalast auf Beschleunigung des endgültigen Entscheides dringt, läßt man ihn bitten, in eine kurze Aufschubung der Verhandlungen einzuwilligen. Man habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, in Berlin ein Entgegenkommen zu finden.

Zwischen dem deutschen Geschwader und der Admiralität in Kiel gehen die Depeschen hin und her. Schließlich läßt man Paschen wissen, daß seine Vollmacht als Antwort aufzufassen sei. Das genügt!

Als der Offizier wieder im Zimmer des Sultans steht und ein Ja oder Nein jetzt ausgesprochen werden muß, kapituliert Said Bargasch.

Im Auswärtigen Amt atmet man auf. Graf Haßfeld beeilt sich, den Erfolg dem Kaiser mitzuteilen: „Nachdem das infolge der Einsprache des Sultans von Sansibar gegen die deutschen Erwerbungen in Ostafrika zusammengezogene Geschwader von Eurer Majestät Schiffen vor wenigen Tagen in den dortigen Gewässern eingetroffen war, ist gestern nacht von dem

Geschwaderchef Kommodore Paschen die telegraphische Meldung eingelaufen, daß der Sultan die Schutzherrschaft Eurer Majestät über alle deutschen Gebiete anerkannt hat. Die in den Schutzgebieten bisher stationierten Soldaten und Beamten des Sultans sind zurückgezogen worden. Den Behörden wurde der Befehl erteilt, sich aller Feindseligkeiten gegen die unter den Schutz Eurer Majestät gestellten Gebiete zu enthalten. Da der Sultan hier nach die deutschen Forderungen erfüllt hat, werden auf Grund der von Eurer Majestät erteilten Vollmachten weitere Verhandlungen über den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Sansibar nunmehr stattfinden. Eure Majestät verfehle ich nicht, Vorstehendes alleruntertänigst anzuzeigen."

Ein Sieg ist errungen! Eine Flottendemonstration hat der Welt gezeigt, daß es Deutschland ernst damit ist, eine Kolonialmacht zu werden.

In England nimmt man die deutsche Energie mit Unbehagen und auch mit einem leisen Staunen zur Kenntnis, doch macht man gute Miene zum verfahrenen Spiel, und so sind von einem zum anderen Tag alle künstlichen Schwierigkeiten wie vom Winde verweht, auch die Hoffnungen eines Said Bargasch, die zu einer Katastrophe hätten werden können, wenn England es gewollt hätte.

In der Berliner Wilhelmstraße, im Hause des Auswärtigen Amtes, macht Clemens Denhardt nach seiner Ankunft in Deutschland den ersten Besuch. Der Geheimrat, der ihn empfängt, ist sehr höflich, aber seine Zurückhaltung, von Amts wegen korrekt und durchaus nicht verlegend, gibt dem Gespräch

die Sachlichkeit, die eine unsichtbare Schranke vor dem Mann aufbaut, der eine Kolonie mit heimgebracht hat. Fast wirkt die Unterhaltung wie ein Verhör.

"Sie haben", meint der Geheimrat, "im Lande des Sultans von Witu ein großes Gebiet, wie Sie sagen, im Umfange von fünfundzwanzig Quadratkilometer, käuflich erworben. Sie haben demnach die Absicht, Ihre Erwerbungen auszubauen und sie kaufmännischen Zwecken nutzbar zu machen?"

Denhardt ist etwas erstaunt: "Das ist doch selbstverständlich! Was würde das Land uns nutzen, wenn es unbebaut bliebe und die guten Ernteerträge Deutschland nicht zugute kommen könnten?"

"Sie meinen, daß sie Ihnen zugute kommen sollen, denn Sie sind ja der Eigentümer, und auf einen Gewinn werden Sie wohl nicht verzichten wollen?"

"Ich habe alles, was ich einst befaß, für den Kauf des Landes ausgegeben, aber ich bin nicht der Alleineigentümer. Es haben sich noch einige andere Herren gefunden, die Geld vorgestreckt haben und demnach als Mitbesitzer gelten."

"Das ist uns bekannt. Es interessiert uns aber zu wissen, ob die finanzielle Fundierung Ihres Unternehmens den wirtschaftlichen Ausbau garantiert. Mit anderen Worten: wir möchten wissen, ob Sie genügend Kapitalien zur Verfügung haben, um auch wirklich etwas Fruchtbares und für die Zukunft Ertragreiches herauszuarbeiten."

Denhardt lächelt dünn: "Auf diese Frage kann ich noch keine Antwort geben. Wie ich schon sagte: ich selbst habe nichts mehr! Da werde ich Umschau halten müssen, um einen Kreis von Menschen zusammenzufinden, die ein wenig Opfermut haben,

ein bißchen Phantasie und einen gesunden Optimismus, ohne den ja nie etwas zu machen ist."

"Das ist recht wenig", bedauert der Geheimrat. „Wir schätzen Ihre Unterlagen etwas handgreiflicher ein. Mit einem Wechsel auf die Zukunft ist im Augenblick nicht viel zu machen."

"Ich habe mir", so meint Denhardt bedächtig, „manchmal gedacht, daß das Reich, da es ja gewillt ist, eine Kolonialmacht zu werden, nicht zögern würde, von sich aus Kapitalien zur Verfügung zu stellen, mit denen man tüchtige Kolonisten arbeiten läßt. Das wäre ein gut angelegtes Kapital, das auch Zinsen zu bringen vermöchte. Im übrigen verweise ich auf das Beispiel Englands."

Der Geheimrat lacht auf: „Sie sind wirklich ein Optimist! Nennen Sie mir den Etat, aus dem wir schöpfen könnten, und zeigen Sie mir einen Reichstag, der freudig und mit der notwendigen Majorität bereit wäre, die Mittel zu bewilligen, die notwendig wären, um eine wirklich großzügige Aufbauarbeit durchzuführen. Man lästert manchmal über die Knauserigkeit des Auswärtigen Amtes, aber bedenken Sie bitte, wie beschränkt die Möglichkeiten sind, mit denen wir uns abzufinden haben! Unsere Vorlagen im Reichstag sind willkommene Anlässe zu einem Schwabhubenrummel, der auch nicht ein gutes Härchen an unserer Arbeit läßt. Nicht einmal das Gehalt der wenigen Beamten, die man nötig hat, um in den Kolonien auf Ordnung zu sehen, wird bewilligt! So sieht es heute in Deutschland aus! Vielleicht wird es einmal besser werden, hoffen wir es, aber das ist Zukunftsmusik. Sie verstehen vielleicht jetzt, daß Ihre Hoffnung auf Reichshilfe für Ihr Unternehmen eben eine Hoffnung bleiben muß — ich gebe zu: leider."

„Es scheint so“, meint Denhardt bitter, „als ob die koloniale Arbeit in Deutschland nur von Kaufleuten oder simplen Ingenieuren geleistet werden dürfe, jedenfalls von Privatleuten, die sich nicht scheuen, ein heißes Eisen anzufassen — doch Gnade ihnen, wenn sie sich die Finger dabei verbrennen!“

Der Geheimrat schweigt einen Augenblick. Er fühlt, daß der Mann vor ihm recht hat, aber er weiß auch, daß die Verhältnisse in Deutschland diesen Eisenköpfen und eigenwilligen Ausenseitern nicht freundlich gesinnt sind.

„Ich habe Ihnen noch mitzuteilen, daß das Schreiben Ihres Witufürsten an den ‚Sultan Wilhelm‘ uns sehr interessiert hat, daß aber die Vorschriften des Auswärtigen Amtes und Erwägungen, die hier nicht erörtert werden sollen, den Privatmann Clemens Denhardt auch jetzt nicht als Bevollmächtigten des Sultans von Witu anzuerkennen vermögen und daß wir nach wie vor gesonnen sind, Verhandlungen mit dem Witufürsten nur über das Kaiserliche Generalkonsulat in Sansibar zu führen.“

„Ich soll also ausgeschaltet werden?“ fragt Denhardt empört.

„Sie fassen meine Mitteilung falsch auf! Ihre Verdienste um die Gründung einer Kolonie werden durchaus nicht abgeleugnet, aber die geltenden Anordnungen passen sich nun einmal Ihrem, ich gebe zu, ganz außergewöhnlich gelagerten Fall nicht an.“

Denhardt braust auf: „Dann müssen sie geändert werden! Da das Auswärtige Amt sich daran gewöhnt hat, von Privatleuten Kolonien entgegenzunehmen, so wird es sich auch damit abfinden müssen, mit diesen Herren als zumindest gleichgearteten Faktoren zu verhandeln.“

„Bleiben wir bei Ihrem Fall“, versucht der Geheimrat das Gespräch abzulenken. „Wir haben zwar Ihrer Kolonie, wenn Sie Witu so zu benennen belieben, Reichsschutz versprochen. Aber unter Vorbehalt! Vor einer endgültigen Regelung dieser Angelegenheit wäre noch eine Reihe von Fragen zu klären, so die über die Persönlichkeit und Stellung des Sultans von Witu. Auch über den wirklichen Umfang seines Gebietes muß noch Klarheit geschaffen werden. Die Ansichten, die uns vortragen werden, überschneiden sich in diesen Punkten zuweilen recht wesentlich. Sie, Herr Denhardt, erklären, daß die Souveränität des Witusfürsten in den Küstenlandschaften und im Innern Ostafrikas bestimmender sei als die des Sultans von Sansibar. Andere Leute wieder sagen, daß er ein wenig bedeutender, räuberischer und den Sklavenhandel begünstigender Herrscher wäre. Das sind nicht nur Aussagen englischer Sachverständiger, die das Land kennen, sondern auch Behauptungen deutscher Kaufleute, die sich in Sansibar niedergelassen haben. Beide Sultane stehen jedenfalls seit vielen Jahren in Fehde miteinander, und es wird für uns schwer sein, sie zu versöhnen oder mit beiden zugleich in Freundschaft zu leben.“

„Die englischen Feststellungen sind gefärbt, denn es liegt im Interesse Londons, daß Deutschland seine Besitzungen in Afrika nicht erweitert. Auch die Erzählungen der deutschen Herren in Sansibar lassen sich ohne weiteres aus ihrem durchaus begreiflichen Wunsch erklären, die deutschen Beziehungen zu Said Bargasch möglichst freundschaftlich und eng zu sehen, denn das nützt ihrem Handel!“

„Mag sein, aber es wird im Interesse einer Beilegung des Konfliktes liegen, wenn Deutschland und England sich zunächst

einmal über den rechtmäßigen Besitzstand des Sultans von Sansibar einigen und wir uns durch die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes an die Küste Witus einen völlig objektiven Bericht über die Verhältnisse in diesem Lande verschaffen.“

„Die letztere Absicht begrüße ich, denn sie wird meine Aussage bestätigen. Wie aber eine deutsch-englische Einigung über die Forderung Said Bargaschs zustande kommen soll, ist mir rätselhaft. Die Ansprüche des Sultans von Sansibar sind in Wirklichkeit englische Forderungen. Sie sind Mittel zu einem Zweck, der recht durchsichtig ist.“

„Ich denke mir, daß eine Untersuchungskommission mit einem neutralen Schiedsrichter eine recht fruchtbare Arbeit leisten könnte.“

Denhardt lacht spöttisch auf: „Eine Untersuchungskommission? Das riecht schon nach einem faulen Kompromiß! Es könnte sein, daß würdige Herren am grünen Tisch uns das wegdisputieren, was wir deutschen Afrikaner mit Einsatz eines persönlichen Risikos für Deutschland ausgehandelt haben!“

„Bleiben Sie auch hier ein Optimist, Herr Denhardt! Die Politik Bismarcks wird sich schon durchzusetzen wissen.“

Als Denhardt das graue Haus in der Wilhelmstraße verläßt, ist seine Stimmung gedrückt. Er fühlt Widerstände, die sich ihm entgegenstellen und mit denen er nicht fertig werden kann, weil sie zu geschmeidig sind für die harten Fäuste eines Ingenieurs. Das Schicksal des Dr. Karl Peters scheint sich zu wiederholen. Dem ist sein Weg auch nicht leicht gemacht worden. Was dieser Mann in den letzten Jahren an Verdächtigungen und Verleumdungen zu hören bekam, geht wahrlich nicht auf eine Kuhhaut! Aber er hat um sich geschlagen, der Peters, und

die Grüppchen im Reichstag und die Federfuchser, die ihm das Leben sauer machten, haben seine Grobheiten wohl oder übel einstecken müssen. Schließlich hat er doch recht gehabt, und er wird auch weiterhin recht behalten. Es ist ratsam, wenn man sich daran erinnert.

Denhardt erweist sich leider als ein guter Prophet. Die Verhandlungen zwischen Berlin und London laufen sich sehr schnell auf einem toten Punkt fest. In England macht man es sich mit der Formulierung des britischen Standpunktes zunächst sehr leicht. Man läßt klipp und klar erkennen, daß die britische Regierung geneigt sei, dem Sultan Said Bargasch den ununterbrochenen Küstenbesitz von Kap Delgado an der Grenze der portugiesischen Besitzungen bis Warschich im Somaliland, und zwar in einer durchschnittlichen Ausdehnung von sechzig Seemeilen landeinwärts, einzuräumen.

Sehr klug, der Gedanke, doch eigentlich ein bißchen unverschämt, denn sollte er Wirklichkeit werden, wäre nicht nur Deutsch-Ostafrika, sondern auch Witu restlos von der Küste abgeschnitten.

Bismarck ist wütend und geht auf die englische Erklärung überhaupt nicht ein. Die deutsche Auffassung wird in einer Note London überreicht. Dann tritt in Sansibar eine gemischte Untersuchungskommission zusammen, in der ein Franzose den Vorsitzenden spielt. Sir John Kirk, dessen üble Briefgeschichte inzwischen auch in Berlin als beigelegt gilt, vertritt die Rechte Englands. Der neue deutsche Generalkonsul in Sansibar ist der Sachwalter des Reiches.

Der Kommission ist eine lange Lebensdauer beschieden. Entscheidungen bleiben ihr versagt. Die Küstenfrage wird erst viel später und auf einem anderen Wege gelöst.

S.M. Fregatte „Eneisenau“ hat vor Lamu Anker geworfen.

Aus allen Straßen und Gäßchen des Häuserlabrynth kommen die Neugierigen ans Ufer gelaufen, um das schöne Schiff mit der deutschen Kriegsflagge anzustarren. Es hat sich bald herumgesprochen, daß das große Schiff mit seinen vielen Kanonen recht lange Zeit in Lamu bleiben wird.

Der Kommandant des Schiffes ist Kapitän Valois. Seine Orber ist wichtig und nicht uninteressant: Er, der Kapitän, zwei Leutnante, der Schiffsarzt und dreißig Mann haben sich noch heute in Marsch nach Witu zu setzen! Dort ist dem Sultan ein Besuch abzustatten, und dann, so will es der Auftrag, soll sich das deutsche Detachement im Lande gründlich umsehen, um Eindrücke an Ort und Stelle zu sammeln, die in einem Bericht an das Auswärtige Amt in Berlin zusammenzufassen sind.

Sie sind alle in prächtiger Stimmung, als sie den Marsch antreten. Einige Suaheli dienen als Führer. Die Träger haben sich die großen Lasten an Nahrungsmitteln, Munition und Geschenken für den Sultan aufgebürdet und gehen wohlgemut hintereinander auf dem schmalen Waldpfad den Soldaten voran. Auch eine große Fahne führen sie mit sich, aber die ist jetzt eingerollt.

Die Tage sind heiß, die Strapazen ungewohnt. So schwitzen die Matrosen bald unter dem Gewicht der schweren Gewehre. Aber der Kapitän ist ein scharfer Herr, und wenn einer schlapp zu machen droht, hagelt es ein Donnerwetter. Nun, sie schaffen es. Die dreißig Mann sind ja ausgesuchte und prächtige Kerle, und den Humor haben sie aus ihrer pommerschen Heimat mitgebracht.

So geht die Reise den üblichen Weg an Jungafombo vorbei und über die Pfade, die von den Karawanen ausgetreten sind. Solange sie noch in der Nähe der Küste sind, treffen die Deutschen auf Trupps von Sansibarsoldaten, aber die treten zur Seite, wenn sie die Deutschen sehen, und lassen sie schweigend passieren.

Später halten Krieger des Sultans von Witu den Weg besetzt. Die sind vorsichtig und misstrauisch und machen grimme Gesichter. Aber sie lachen freundlich und schwingen ihre Speere, als sie hören, daß die Fremden keine Engländer sind, sondern deutsche Soldaten, die ins Land kommen, um ihnen gegen den Feind zu helfen, dem sie ewigen Haß geschworen haben.

Den Kapitän Valois begleiten seine Gedanken wie eine dauernde Mahnung. Man hat ihm in Sansibar recht vieles und auch sich Widersprechendes von diesem seltsamen Witu erzählt, und aus den Worten hat er sehr wohl die Skepsis herausgehört, die man dem Unternehmen der Herren Denhardt entgegenbringt.

Fast scheint es, als ob manchen Leuten in Sansibar die Erwerbung des neuen Gebietes nicht gerade willkommen sei. Doch glaubt der Offizier, der ein waches Ohr für solche Dinge hat, die Gründe dieser Mißstimmung zu kennen. Ein altes Lied: Mit den Engländern darf man es nicht verderben! Das Heft haben sie nun einmal in der Hand, und man hat sich nachgerade daran gewöhnt, ihnen nicht auf die empfindlichen Füße zu treten.

Na, der Kapitän Valois ist anderer Ansicht. Als Seemann hat er die Nase in allen Weltgegenden spazierengetragen, und der frische Wind des Meeres stärkt die Lungen und macht die

Augen klar. Ihm wird man nichts vormachen! Die Herren können sich darauf verlassen, daß der kleine Spaziergang nach Witu recht korrekt und mit deutscher Gründlichkeit zu Ende geführt wird! Der Teufel soll einen holen, wenn man in den paar Tagen, die ein ganz sympathischer Auftrag als willkommenes Geschenk gebracht hat, nicht die erwünschte und notwendige Klärung findet! Dem Sultan wird man auf den Zahn zu fühlen wissen, und die Matrosen, die so brav marschieren, haben auch einen Blick dafür, ob ein Boden gut ist und fruchtbar und ob kräftige, zupackende Hände aus einem Land etwas herauszuwirtschaften vermögen.

Man muß nur seinen nüchternen Sinn behalten und vorurteilsfrei an die Sache herangehen. Sollte ihn freuen, wenn der Denhardt recht behält und seine Kolonie ein brauchbares Stückchen Deutschland wird! Bei aller Sachlichkeit bleibt die Sympathie für solche Kerle mit seltenem Wagemut bestimmt keine Belastung.

Am dritten Tage kommen sie in Witu an.

Ihr Besuch ist dem Sultan schon lange Zeit vorher angezeigt worden. So hat er in Ruhe Vorbereitungen treffen können, um die deutschen Gäste würdig zu empfangen. Seine Leibgarde mußte neu ausstaffiert werden. In ihren langwallenden hemdartigen Gewändern und den buntgestickten Jacken sehen die Krieger recht stattlich aus.

Auch die Männer der Stämme, die weit aus dem Land zusammengeströmt sind, haben ihr schönstes Kriegskleid angelegt. Die kleinen und sauberen Hütten der Stadt tragen Schmutz aus Laub und Palmblättern, und auch einige Fahnen sind auf den Plätzen angebracht worden.

So ist das Bild recht bunt und farbenbewegt. Aus den lachenden Gesichtern der Menge und dem lustigen Geschnatter der Herbeiströmenden spricht deutlich und sehr augenscheinlich die echte Freude der Einwohner Witus über den so lange erwarteten und herbeigesehnten Einmarsch deutscher Soldaten.

Als Gewehrschüsse noch weit draußen vor der Stadt das Herannahen des kleinen Zuges künden, läßt der Sultan den großen Holzstempel vor sein Haus stellen und nimmt dort Platz, umringt von den Würdenträgern, den Ministern seiner Regierung und den Häuptlingen der Stämme. Auch die beiden Deutschen Gustav Denhardt und Schlunke haben sich auf dem großen Platz eingefunden. Sie sind froher Stimmung, denn das Eintreffen des deutschen Marinedetachements ist immerhin ein Markstein in der noch so jungen Geschichte des deutschen Sultanats Witu.

Als die Matrosen die ersten Häuser der Stadt erreichen und in die breite Straße einbiegen, die zum Palast des Sultans führt, ertönt das Kommando des Kapitäns. Die Leute formieren sich in Gruppenkolonnen und nehmen die Gewehre, wie es deutscher Drill verlangt, vorschriftsmäßig auf die Schulter. Dann geht es im Gleichschritt vorwärts, und Witu erlebt zum ersten Male einen Parademarsch echt preussischer Tradition.

Mit der entrollten großen Fahne ziehen die Deutschen an dem Sultan vorbei, sie schwenken ein, nehmen Front zum Palast. Dann läßt ein Befehl die Gewehre klirrend zur Erde stampfen, und dann steht die Truppe unbeweglich still.

Gustav Denhardt begrüßt den Kapitän und stellt ihn dem Sultan als den Vertreter der gewaltigen Wehrmacht des Deutschen Reiches vor.

Ahmed erhebt sich und spricht einige freundliche Worte, die Denhardt aus der Kiswahelisprache überseht. Die Krieger lassen ihre Streittrufe erschallen, und laut und wild braust das Schreien der Menge über den Platz.

Der Empfang ist nur kurz, denn die Deutschen sind nach dem langen Marsch des heutigen Tages ermüdet. So weist man ihnen ihre Quartiere an, hübsche geräumige Hütten, die allen bequem Unterkunft geben.

Kapitän Valois macht sich seine Aufgabe nicht leicht.

Sobald er sich ein wenig vom Staub der Reise gesäubert hat, unternimmt er in Begleitung Denhardts einen Rundgang durch die Stadt.

Mit kritischen und aufmerksamen Blicken prüft er die Gesichter der Menschen. Er tritt auch manchmal in eine Hütte und läßt Denhardt Fragen stellen.

Er geht dann hinaus vor die Stadt, wo sich die Felder ausbreiten, und läßt die Erde durch seine Finger gleiten, und es entgeht ihm nichts.

„Primitiv alles“, brummt er vor sich hin, „aber es wird gearbeitet!“

Sinnend blickt er über das Feld und auf die gebückten Rücken der Leute, die ihren Boden bestellen:

„Fast ist das Bild wie bei uns, wenn die Landschaft anders wäre.“

Er nickt befriedigt. „Kein schlechtes Land, dieses Witu, und auch mit einem Sultan, der hier regiert, kann es nicht schlecht bestellt sein. Ein anderer Menschenschlag, das Volk hier, und unähnlich den Arabern, die wir in Sansibar auf den Gassen haben herumlungern sehen.“

Denhardt lächelt. „Sie würden diese Menschen lieb gewinnen, wenn Sie längere Zeit mit ihnen leben könnten. Sie sind arbeitsam und wissensdurstig, sie sind auch wie die Kinder, die nur harmlose Freuden kennen, und sie sind den Deutschen unendlich dankbar, weil sie an ihre Hilfe glauben und an die Befreiung dieses ewigen Druckes von der Küste her, der sie nicht froh werden läßt.“

Sie kehren in guter Stimmung zurück.

Noch am gleichen Tage läßt der deutsche Kapitän die Würdenträger des Landes zu sich rufen, den Thronfolger Fumo Bakari, den Bana M'ku ben Fumo Omari, den Scherif Abdallah ben Mohammed und den Bana Hamadie ben Juma. Sie sollen ihm bezeugen mit heiligen Eiden, daß vor nicht allzulanger Zeit Said Bargasch von Sansibar den Sultan Achmed von Witu durch Unterhändler gebeten hat, im Tanagebiet Handelsniederlassungen gründen zu dürfen. Sie schwören, daß es wahr sei, doch habe der Sultan Achmed in ihrer Gegenwart die Bitte Said Bargaschs abgelehnt.

Der Kapitän fragt weiter, ob es sich bestätige, daß der Krieg zwischen dem Suahelisultan und Said Bargasch noch andauere und ein Friede niemals geschlossen worden sei.

Die Würdenträger schütteln die Köpfe. Nein, es gäbe keinen Frieden! Das letzte Treffen mit den Truppen des Sultans von Sansibar sei vor zweieinhalb Jahren geschlagen worden. Neunhundertsechzig Soldaten mit zwei Kanonen wären damals unter der Führung des Wali Szudi ben Hamed gegen die Suaheliländer marschiert, aber die Krieger des Sultans von Witu hätten eine größere Tapferkeit gezeigt, und so sei das Land von den Eindringlingen wieder gesäubert worden. Auch heute, so

bekunden sie, ständen die Männer Witus und der Suaheliländer wieder bereit, gegen die Sansibarsoldaten zu kämpfen. Eine Schlacht sei aber auf Wunsch der deutschen Freunde unterblieben, auch deshalb, weil man darauf vertraue, daß es jetzt nach dem deutschen Schutzversprechen nicht mehr notwendig sei, die Waffen gegen Menschen zu erheben.

Der Kapitän ist befriedigt. Er läßt die Aussagen der Leute protokollieren, und sie unterschreiben alles mit ihren Handzeichen und bringen ihre Siegel an.

Am anderen Tage machen die Offiziere dem Sultan Achmed ihren Besuch. Der Fürst empfängt sie diesmal allein. Lange betrachtet er das kleine Bild des deutschen Kaisers, das ihm der Kapitän zum Geschenk macht.

„Ich will“, so sagt er nach einem kleinen Schweigen mit leiser Stimme, „eurem Lande treu dienen. Seine Befehle sollen meine Wünsche sein, und mein Volk ist ihm zugehörig. In meinem Herzen ist eine große Liebe für Deutschland, und ich weiß, daß ich einen guten Freund gewonnen habe. Ich sehne mich nach dem Frieden, denn nur der Frieden bringt meinem Volk Wohlstand. Ich hasse nicht den Sultan Said Bargasch, denn sein Land ist weit und seine Menschen gehen mich nichts an. Nur Frieden soll werden und Gerechtigkeit und Schutz den Stämmen, die hier wohnen und denen die Heimat hier gehört.“

Der Kapitän nickt: „Ich hoffe, daß es so werden wird.“

„So werdet ihr heute in Witu die Fahne Deutschlands aufziehen?“ fragt der Sultan.

Der Kapitän verneint: „Es ist nicht mein Auftrag, die Flagge des Reiches zu hissen. Meine Regierung wird den Zeitpunkt bestimmen. Er wird nicht mehr fern sein, hoffe ich.“

Der Sultan erwidert nichts. Er versteht die Deutschen nicht. Seltsame Menschen sind sie, denkt er, ein großes Reich wird ihnen geschenkt, und sie zögern zuzugreifen. Das, was ein Saib Bargasch sich mit Waffengewalt erzwingen möchte und englische Agenten mit lockenden Versprechungen verlangen, ist ihnen nicht viel wert.

„Ich habe“, so meint er schließlich, „eine Nachricht erhalten, daß die deutsche Regierung meine Bitte erfüllt hat und mir auch den Schutz gewährt, um den ich ersuche. Ich glaube an diese Nachricht. Sage mir, daß ich mich nicht getäuscht habe.“

Der Kapitän hat ein peinliches Gefühl. Er möchte dem Sultan, der ihm in seiner stillen Würde imponiert, gern eine gute Antwort geben, aber man hat ihm eingeschärft, sich nicht zu weit vorzuwagen. Versuchte Diplomatie! denkt der Offizier. Auch er kann sich keinen Vers auf die Haltung machen, die man in Berlin einzunehmen beliebt.

„Was Deutschland verspricht“, so sagt er endlich, „wird es auch halten. Das Reich hat die Oberhoheit über Witu angenommen; somit ist Witu deutsch! Die Flaggenhissung ist nur eine Formalität – daß sie heute unterbleibt, ändert nichts an den Tatsachen.“

Die Deutschen überreichen die Gastgeschenke, bunte kostbare Kleider, Rollen blauen Tuches und ein Mauser-Repetiergewehr. Der Sultan schenkt Valois ein kostbares Schwert. Ein Ochse, einige Schafe, Ziegen und Hühner werden den Matrosen als Spende des Witufürsten zugeführt.

Am Abend ist der große Platz mit Fackeln beleuchtet.

Die Deutschen sind zu einem Wettkampf geladen, den man ihnen zu Ehren veranstaltet. Die Suaheli sind ausgezeichnete Schwert-

kämpfer, und es macht ihnen sichtlich Vergnügen, den Gästen ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Kokosnüsse, die an einem dünnen Faden hängen, werden mit einem Streich des Schwertes gespalten. Sie werfen Nüsse in die Luft und schlagen sie mit der scharfen Klinge in zwei Hälften.

Ein Mann beugt sich nieder, und sie legen ein großes Stück Holz auf seinen nackten Rücken, das ein anderer, ohne die Haut des Mannes zu rizen, mit dem Schwert auseinanderschlägt, so daß beide Teile zu Boden fallen.

Die Deutschen staunen und klatschen Beifall. Aber auch sie können etwas zum besten geben. Der geschickteste Schütze der Schiffsbesatzung ist unter ihnen. Er zeigt sein wirkungsvollstes Kunststück. Drei kleine Kerzen werden angezündet, und der Mann stellt sich mit dem Rücken zum Ziel. Das Gewehr legt er auf die Schulter, und er visiert mit einem Handspiegel. Als die drei Lichter, von den Geschossen getroffen, ausgelöscht, können sich die Suahelilente vor Begeisterung nicht halten und schreien ihre Freude laut in den Abend hinein.

Schließlich fassen sie sich an den Händen und tanzen den Kriegstanz.

Die Trommeln schlagen den Rhythmus, und der Diskant der kleinen Flöten mischt sich in den monotonen Sang, der bis tief in die Nacht die Feiernden in Atem hält.

Drei Tage bleiben die Deutschen in Witu.

Sie streifen in kleinen Trupps durch die Gegend, sie nehmen an einer Jagdexpedition des Sultans teil, sie besuchen auch kleinere Ortschaften, jedenfalls sehen sie sich überall recht aufmerksam um, bewußt des Auftrages, der ihnen gegeben ist.

Es entgeht ihnen nichts. Hauptlinge werden zum Verhör geladen, und sie müssen ihre Aussagen zu Protokoll geben. Mit einer leisen Freude stellt der Kapitän fest, daß sich seine Beobachtungen genau mit den Angaben decken, die Elemens Denhardt in seinen Schreiben an das Auswärtige Amt gemacht hat, und daß hier in Witu und in den Suaheliländern, die Achmed als ihren Oberherrn anerkennen, wirklich ein Menschenschlag wohnt, der arbeitswillig ist, sicherlich auch kriegerisch, aber bestimmt gewillt, mit den Deutschen, die ihnen den Frieden bringen, gute Freundschaft zu halten.

Die vielen Gespräche, die Valois mit dem Sultan im Laufe des Tages führt, überzeugen ihn von der Bereitschaft des Fürsten, alles zu tun, was später einmal deutschen Kolonisten, die ins Land kommen werden, von Nutzen sein kann. Mit Staunen lernt er in diesem seltsamen afrikanischen Herrscher einen Mann kennen, der mit Weisheit und einer natürlichen menschlichen Güte sein Reich regiert, stets darauf bedacht, den Wohlstand seines Volkes zu fördern, die verschiedenen Stämme und Kasten miteinander zu versöhnen und dafür zu sorgen, daß die Reichen die Armen nicht bedrücken und auch den Kranken und Mitleidsbedürftigen ihr Recht wird.

So blicken die Deutschen der Stunde, die für den Abschied angefeßt ist, mit einer kleinen Wehmut entgegen.

Was der junge Denhardt dem Kapitän zugesichert hat, ist wahr geworden: man hat dieses Land und die Menschen, die ihm sein Gepräge geben, liebgewonnen. Die zutrauliche Freundlichkeit der Leute, ihr gutartiges Benehmen und die Gastfreundschaft, die sie den Fremden entgegenbringen, beeindrucken die Offiziere und Mannschaften des kleinen Detachements, und sie hätten

gern ihren Aufenthalt noch länger ausgedehnt, wenn die Order nicht anders gelaute hätte.

Auch die Leute von Witu haben ihre anfängliche Scheu verloren. Mit ihren großen nachtdunklen Augen, die denen der Tiere des geheimnisvollen Urwaldes gleichen, starren sie erstaunt und erwartungsvoll die weißen Männer an, die ihnen zu Sendboten eines guten Geschickes und eines weisen allmächtigen Gottes geworden sind.

Die Kinder und Frauen bringen Blumen und kleine kunstvolle Schnitzwerke in die Hütten der Soldaten, und stets sind die Männer bereit, den Deutschen etwas Besonderes zu zeigen, von dem sie annehmen, daß es den Gästen eine Freude machen wird.

In der Frühe des dritten Tages rüstet die kleine Truppe zum Abmarsch.

Wieder steht der Sultan vor dem Thor seines Palastes, umringt von seinen Würdenträgern. Als die Soldaten in Reih und Glied und im Gleichschritt des Parademarsches zum letzten Male an ihm vorbeideffieren, winkt er ihnen mit einem glücklichen und auch ein wenig dankbaren Lächeln nach.

Der Rückmarsch durch die Unwegsamkeit des Landes verläuft ohne Zwischenfall. Als sie in Lamu ankommen, gehen sie sogleich an Bord der Fregatte.

Dann dampft die „Eisenau“ wieder hinaus in die Unendlichkeit der See.

Der Kapitän Valois schreibt einen langen Bericht an die vorgefetzte Admiralität. Das Schreiben ist sehr günstig gehalten, und es bestätigt die Angaben Denhardts, daß der Sultan von Witu ein souveräner Herrscher über ein Land sei, das ihm

rechtmäßig gehöre und das bis jetzt von niemand, auch nicht von Said Bargasch, durch kriegerische Erfolge der Oberhoheit Simbas entrisfen worden wäre.

Der Bericht des Kapitäns macht in Berlin Eindruck. Man beschleunigt die Verhandlungen der sogenannten Untersuchungskommission in Sansibar. Da aber die Herren mit einem Ergebnis nicht recht zu Stuhle kommen können, einigt man sich mit England auf diplomatischem Wege mit dem Erfolg, daß ein Teil der Küste dem Suahelisultanat zugesprochen wird.

Dann hissen die Matrosen deutscher Kriegsschiffe in mehreren Ortschaften des Küstenlandes die Kriegslagge des Reichs.

Das Sultanat Witu ist deutsches Schutzgebiet geworden.

Die Welt gewöhnt sich daran! Das Werk der Brüder Denhardt findet seine Krönung, und sie gehen nun daran, die Ernte ihres Wagemuts und ihrer Arbeit einzufahren.

Clemens Denhardt hat große Sorgen. Das Land, das er, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, nur auf Grund von Verträgen und Verhandlungen Deutschland als Kolonialgebiet aufgeschlossen hat, ist zwar Reichsgebiet geworden, aber es fehlt das Geld, um das Geschenk eines guten Gedankens auch wirklich wertvoll zu machen.

Sinn einer Bismarckschen Kolonialpolitik ist es bisher gewesen, die deutschen Erwerbungen in Übersee der Arbeitskraft und wirtschaftlichen Tüchtigkeit deutscher Pioniere und Kolonisten, die ihnen nachfolgten, zu überlassen. Die Kolonialbegeisterung im deutschen Volk ist zwar gewaltig, doch findet sie keinen Niederschlag in der Mitarbeit großer Teile des Reichstages. Hier bleibt das Geschrei über die Unsinnigkeit der deutschen Erwerbungen nach wie vor an der Tagesordnung. Auch mit Ver-

büchtigungen ist man schnell bei der Hand, und es gibt sogar Grüppchen, die in ihrer Begeisterung der Bismarckschen Politik vor Verleumdungen nicht zurückschrecken und weiblich das Gerücht nähren, der Kanzler siehe geschäftlichen Transaktionen in den Kolonien nicht fern, und dies sei auch der Grund, weshalb er sich so plötzlich zum Förderer der deutschen Kolonialbestrebungen entwickelt habe!

Die Empörung Bismarcks ist grenzenlos. Die Lächerlichkeit der Gerüchte kann er zwar ohne weiteres nachweisen, aber er verzichtet in Zukunft darauf, wenigstens in den ersten Jahren nach den deutschen Kolonialerwerbungen, den Reichstag um Gewährung von Mitteln für den Aufbau anzugehen.

Privatgesellschaften treten in die Bresche, und sie tun auch ihr Bestes, soweit ihre Kapitalien ausreichen. Erst viel später und nachdem selbst im Parlament eine vernünftigerere Einstellung zu den kolonialen Dingen sich durchgesetzt hat, findet sich das Reich zu seiner eigentlichen Aufgabe, durch Schaffung von Verwaltungsorganen geregelte Verhältnisse und Schutz für die Kolonisten und ihre Arbeit zu gewährleisten.

Das geringe Kapital, das Clemens Denhardt und sein Bruder durch die Mithilfe einiger weniger Opferwilliger hatten aufbringen können, ist durch den Ankauf des Landes in Witu, die Ausgaben für Angestellte und die Kosten der zahlreichen Expeditionen restlos erschöpft worden.

Da sich weitere Gelder schwer beschaffen lassen, entschließt sich Denhardt dazu, den weitaus größten Teil des ihm vom Sultan Achmed verkauften Landes in Witu dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, der gleichzeitig Vorsitzender des Deutschen Kolonialvereins ist, zu verkaufen. 50 000 Mark in bar werden

ihm ausgehändigt, ferner fünfzig Anteilscheine der neu zu gründenden Witugefellschaft in der gleichen Höhe.

Die Gebrüder Denhardt können jetzt an die Arbeit gehen. Sie erwerben vom Sultan Ahmed neuen Landbesitz, sie ziehen Kolonisten ins Sultanat und stellen ihnen, zum Teil unentgeltlich, guten Boden zur Verfügung, sie gründen landwirtschaftliche Anlagen bei Witu, Hamasi, Wange und auf der Insel Manda, sie führen moderne Maschinen ins Land ein und organisieren mit Geschick neue Handelsverbindungen zwischen Deutschland und dem Lande Simbas.

Der Aufbau ist schwer. Zu gering sind die Mittel, die sie zur Verfügung stellen können, wenn auch gute Freunde manchmal hilfreich einspringen. Sie nehmen Entbehrungen auf sich und verlieren nicht die Geduld.

Sehr langsam wachsen die Häuser der neuen Farmen aus dem Erdboden, und es dauert seine Zeit, bis in harter Arbeit die Rodungen durchgeführt sind und die Felder zum Anbau von Tabak, Baumwolle, Sesam, Kokospalmen, Bananenstauden, Gewürznelken, Apfelsinen, Zitronen, Kaffee und anderen Nutzpflanzen bestellt werden können.

Aber Witu ist deutsch geworden! Das befestigt den Mut und den Willen zur Arbeit und auch die Zuversicht auf eine frohe und gesicherte Zukunft.

Da die Verwaltung des Landes durch das Reich auf absehbare Zeit in Frage gestellt ist, müssen die Denhardts selbst diese Aufgabe übernehmen. Mit dem Sultan läßt sich gut auskommen. Seine Sympathie für die Deutschen, die ihm den Schutz ihres Reiches gebracht haben, hat sich zu einer festen und ehrlichen Freundschaft und einem grenzenlosen Vertrauen erweitert.

Er ernennt Clemens Denhardt zu seinem Ersten Minister und zu seinem Bevollmächtigten für alle inneren und auswärtigen Angelegenheiten.

Dem jüngeren Denhardt wird die Organisierung eines neuen Zoll- und Postwesens übertragen. So werden die beiden die unumschränkten Herren des Landes. Mit der Fähigkeit, die ihnen gegeben ist, schaffen sie eine Ordnung, die den ins Land gekommenen Kolonisten ein Gefühl der Sicherheit für ihr Leben und ihren Besitz gibt.

Aber das Land ist groß, und seine Schätze sind unermesslich, und da ist es fast eine Unmöglichkeit, aus dem Nichts heraus und ohne Unterstützung des Reiches das Werk zu Ende zu führen.

Auch mehren sich die Schwierigkeiten an den Grenzen des Sultanats. Die Engländer sind sehr lebendig geworden, und die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft, die, mit einem großen Kapital ausgestattet, in den noch freigebliebenen Gebieten festen Fuß zu fassen sucht, legt sich wie eine Mauer um das Land, das den Deutschen für ihre Arbeit vorbehalten ist.

Sie sind scharfe Konkurrenten, die Engländer, und sie verstehen es vorzüglich, ihren Nachbarn das Leben schwerzumachen. Auch ein wirksames Druckmittel haben sie in der Hand. Die einzige Dampferlinie, die den Verkehr an der ostafrikanischen Küste aufrechterhält, ist britisch, und so brauchen die Engländer nur die Frachtsätze zu erhöhen, um die Rentabilität der Ausfuhr ernstlich zu gefährden.

Leider ist für die Gründung einer deutschen Dampferlinie im Deutschen Reichstag zu dieser Zeit noch wenig Verständnis zu finden.

Sir John Kirk in seinem schönen Haus in Sansibar ist nicht der Mann, der sich in Dinge zu schicken weiß, die ihm so wenig sympathisch sind wie diese deutschen Unternehmungen. Schieben sie sich doch recht peinlich in die Interessengebiete, die nun einmal nach seiner Anschauung unbeschränkte Tummelplätze britischen Profits zu sein haben.

Mit Deutsch-Ostafrika hat er sich abgefunden. Er sieht, daß die Kolonie aufblüht und dort mit Gründlichkeit und Fleiß und auch mit Kapital, das einigermaßen den Bedürfnissen entspricht, gute deutsche Arbeit geleistet wird.

Doch sind ihm die Schwierigkeiten im Sultanat Witu selbstverständlich nicht verborgen geblieben. Es will im Lande Ahmeds nicht recht vorwärtsgehen. Er ist gerecht, und er weiß, daß das nicht die Schuld der im Sultanat lebenden Deutschen ist, sondern in erster Linie das für ihn so befriedigende Ergebnis einer Konkurrenz, an der er selbst sehr kräftig tätig ist und die mit Mitteln arbeitet, die eben gut sein müssen, weil sie wirksam sind. Mit Deutschland hat man zwar einen diplomatischen Frieden geschlossen, aber die Fragen, die sich um Ostafrika aufwerfen, sind noch zahlreich und kritisch genug, um die Zeit mit Verhandlungen auszufüllen, die teils verzögert werden, teils mit Ergebnissen endigen, die keinem der beiden Länder das versprechen, was nun einmal notwendig ist, um wirklich und für eine lange Dauer Ruhe und Zufriedenheit zu schaffen. Das ist auch für England ärgerlich.

Es ist sonderbar mit den Deutschen, so denkt Sir John Kirk; mit Problemen politischer Art können sie niemals recht fertig werden. Sie haben zu viel Bedenken und zu viel Objektivität. Darüber vergessen sie zuweilen das eigene gute Geschäft.

Da ist zum Beispiel der neue Generalkonsul, der nach der Abberufung Kohls' in Sansibar die Interessen des Reiches wahren soll. Ein sympathischer Mann, mit dem sich ganz gut auskommen läßt. Die Verhältnisse in Ostafrika sind ihm noch etwas fremd, und so hört er mit einem willigen Ohr immer gern den Erzählungen zu, die sein englischer Kollege, ein wohlerefahrener und biederer Mann, nicht müde wird gehörig auszuspinnen.

Da kann man auch über Witu sprechen und so manches Wort einflechten, das diesem Land wenig Ehre antut, so als wäre es nicht viel wert, und daß es schade um die gute Arbeit sei, die dort sicherlich einmal verpuffen müßte.

Solche Worte, wenn man sie öfter hört, bleiben ein wenig haften, und wenn dazu noch Deutsche in Sansibar wohnen, die von Witu nicht viel wissen wollen, weil sie nun einmal mit dem Sultan von Sansibar ganz gute Geschäfte machen, dann wird es auf die Dauer vielleicht doch möglich sein, das Sultanat seinen augenblicklichen Besitzern ein bißchen weniger schmackhaft zu machen.

Auch Said Bargasch ist brav und tüchtig am Werk, seine Verärgerung über die erzwungene Kapitulation fühlbar zu machen, und so wollen die Streitigkeiten zwischen den Witukriegern und den Sansibaroldaten, die noch immer in Lamu stationiert sind und die kleine Stadt Kau am Ostfluß besetzt halten, nicht zu Ende kommen.

Man muß Zeit haben abzuwarten. Über Witu ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Mackinnon, der Vorsitzende der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, läßt seine Agenten wacker marschieren, und der Zeitpunkt ist zu berechnen, an dem

Witu von einem Netz englischer Unternehmungen umspannt sein wird und Simba der Weg zu den Ländern, die angeblich seiner Oberhoheit unterstehen sollen, versperrt ist.

Vorzüglich die Idee der englischen Gesellschaft, sich von Said Bargasch den Erwerb der Insel Lamu, gegen gutes klingendes Gold natürlich, zu sichern. Es wird kaum anzunehmen sein, daß sich die Gemischte Untersuchungskommission unter dem Vorsitz des französischen Barons Lambertont der Rechtmäßigkeit dieser englischen Erwerbung widersetzen wird, zumal ja in der letzten Zeit die Franzosen eine erkennbare Annäherung an die britischen Wünsche erkennen lassen.

Wenn aber Lamu englisch wird, ist dem Lande Witu sein bester Hafen gesperrt. Das wird in Berlin sicherlich die Neigung schwächen, sich allzusehr mit Kapitalien und Risiken für ein Sultanat einzusetzen, dessen geschäftliche Ausbeute bisher so wenig erfreuliche Zahlen aufweist.

Seltzam ist es um diese Gedanken Sir John Kirks. Sie haben eine magische Kraft, und man könnte sie wieder mit den dünnen Fäden einer Spinne vergleichen, die sich ein Netz baut, genau so, wie sie es haben will und wie es nötig erscheint.

Da ist es vielleicht nicht mehr verwunderlich, wenn der neue deutsche Generalkonsul in Sansibar fast zur gleichen Stunde an seinem Schreibtisch sitzt und einen Brief aus seiner Feder fließen läßt, der an das Auswärtige Amt in Berlin gerichtet ist und so endigt: „Ich bin, wie gesagt, noch nicht in der Lage, ein abschließendes Urteil über die Wituangelegenheit abzugeben, aber es will mir doch schon jetzt scheinen, als ob die Freundschaft mit dem Sultan von Sansibar einen reelleren Vorteil böte als die Schutzherrschaft über ein Gebiet, das zu klein

und zu ungünstig ist, um kolonialen Unternehmungen Luft und Raum zu gewähren, das jedoch auszudehnen und zu erweitern der Herrscher allein und ohne fremde Hilfe nicht in der Lage ist. Nachdem Said Bargasch unsere Schutzherrschaft über Witu nun einmal anerkannt hat, empfiehlt es sich, an ihr vorerst festzuhalten, wäre es auch nur, um ein Recht zu haben, dessen Aufgabe eintretendenfalls wir zugunsten anderweitiger Zugeständnisse des Sultans von Sansibar verwerten können.“

Gedanken eines Sir John Kirk reichen aber noch weiter als über eine kleine Insel. Schon sind sie ganz oben im Norden der ostafrikanischen Küste heimisch geworden. Dort sitzen sich in der Stadt Kismaju im Somaliland zwei Männer in einem Gespräch gegenüber, das sich gleichfalls mit Witu und seinem Sultan Achmed beschäftigt.

Der eine Mann ist der Scheich Isä ben Ismael, und sein Besucher nennt sich Mohammed Fraid und ist ein Beamter Said Bargaschs. Er hat die weite Reise nach dem Norden nicht gescheut, um dem einflußreichen Scheich der Somali eine geheime und sehr ernste Mitteilung zu machen.

„Ich bringe dir“, so beginnt der Gast, „die Grüße meines erhabenen Herrschers. Möge die Güte des Allbarmherzigen dir beistehen und den Reichtum deines Hauses mehren!“

Der Scheich verbeugt sich: „Allah segne deinen großen und mächtigen Herrn! Er möge mir auch den Verstand geben, die tiefe Weisheit seiner Botschaft zu begreifen. Ich bin dein Freund, und die ihm Böses antun, sind auch meine Feinde.“

Der Bote des Sultans senkt dankend den Kopf. „Ich habe dir nur wenige Worte meines Sultans zu sagen, höre sie: Ich,

Said Bargasch, Herr von Sansibar, theile den Scheichs und Ältesten der mir befreundeten Somalistämmen mit, daß ich aller Ansprüche und Befugnisse über das von den Deutschen in Besitz genommene Wituland entsagt habe. Ich habe von nun an in diesem Lande weder über Krieg noch Frieden zu bestimmen! Das ist die Botschaft meines Herrn. Mögest du sie so verstehen, wie sie gemeint ist, Ja ben Ismael!"

Der Scheich schweigt lange, dann sagt er langsam: „Die Worte deines erhabenen Herrschers haben mein Herz gefunden, und der Wunsch deines Herrn ist mir nicht fremd geblieben. Wisse, daß zur Zeit meines Vaters und der Väter, die vor ihm waren, niemals ein Krieg zwischen den Stämmen der Somali und den Völkern der Galla gewesen ist. Auch meine Gedanken haben niemals zum Kampf gegen diese Länder aufgerufen, weil ich wußte, daß sie dem erhabenen Sultan Said Bargasch, der mein Freund ist, zugehörig sind.“

„So war es! Aber das Schicksal ist hart, und es hat meinem Herrn einen großen Schmerz zugefügt.“

„Sein Schmerz soll auch der meine sein“, erwidert der Scheich höflich.

„Ich weiß“, so fährt der Bote des Sultans fort, „daß in dem Lande Simbas sich keine Soldaten der Deutschen aufhalten, und gute Freunde haben mir erzählt, daß die Krieger Achmeds schlecht bewaffnet sind. Sie haben mir auch gesagt, daß auf den Weideplätzen der Galla große Viehherden sich drängen und in den Häusern der Ungläubigen ein großer Reichtum angehäuft ist. Das Land ist schutzlos, und es ist eine gute Beute.“

„Das Land ist den Deutschen untertan, und die haben viele Eisenschiffe und Kanonen. Sie werden ins Land kommen, und

unsere Krieger werden ihren Feuerwaffen weichen müssen. Dann wird ihre Rache groß sein.“

„Die Schiffe der Deutschen können nicht über Land schwimmen, und wenn die Gefahr naht, werden sich deine Männer rasch in Sicherheit bringen.“

„Aber unsere Städte sind schutzlos, und viele liegen in der Nähe des Meeres.“

Der Mann aus Sansibar lächelt vielsagend: „Es werden dann andere Kriegsschiffe kommen, die euch beschützen.“

„Deine Worte sind zuversichtlich, aber das Schicksal ist blind, und wir können nicht sehen, wie die Zukunft sein wird.“

Der Bote Said Bargaschs lächelt spöttisch: „Ich wundere mich über deine Angstlichkeit. Der Magan Jussuf, mit dem ich sprach, zeigte ein kühneres Herz.“

„Ich will nicht sagen“, meint beschwichtigend der Scheich, „daß dein Ratschlag mir nicht gefiele, aber ich bin ein alter Mann geworden, und meine Augen haben viel Unglück gesehen. Es ist möglich, daß ich träger geworden bin. Doch werde ich mit den Ältesten der Stämme sprechen. Ihre Entscheidung soll auch die meine sein.“

„Vergeß nicht, daß Achmed euer Feind ist! Die Sklaven, die aus euren Häusern gegen Recht und Sitte fortgelaufen sind, eilen in sein Land, und er schützt sie, bald werden keine Leute mehr vorhanden sein, die eure Arbeit tun.“

„Allah verderbe den schlechten Sohn eines verfluchten Hauses! Wir haben die bösen Taten Simbas nicht vergessen!“

Die beiden Männer versinken in Schweigen. Was zu sagen war, ist ausgesprochen worden, und der Bote aus Sansibar weiß, daß seine Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind.

So wird Ahmed bald den Zorn Said Bargaschs zu spüren bekommen. Die Somali sind ein starkes Volk, und sie sind unabhängig, und wenn ihre Stämme über die Galla- und Witu-leute herfallen, wird keiner aufstehen können, der sagt, daß der Sultan von Sansibar sein Wort gebrochen hätte, denn für die Leute des Scheichs Isa ben Ismael trägt er keine Verantwortung. Sein Feind aber wird gerichtet, und auch die Deutschen werden ihn vor seiner Strafe nicht retten können.

Sendboten laufen durch das Somaliland und schüren den Krieg!

Die Trommeln tragen die Meldung von Ort zu Ort, und die Krieger strömen zusammen. Dann überschreiten sie, zweieinhalbtausend an der Zahl, die Grenze des Witulandes und fallen über die Dörfer her.

Sie sind mordlustig, die Somali, und sie schonen kein Leben. Die Männer, die ihnen in die Hände fallen, werden niedergemetzelt, und die Frauen und Kinder führen sie als Sklaven mit sich.

Immer weiter dringen sie in das Gebiet Ahmeds ein. Auch von den anderen Grenzen erhalten sie Zuzug durch Stammesgenossen. Manchmal stellen die Galla sich ihnen zum Kampf, aber die Eindringlinge sind in der Überzahl, und so müssen die Leute Ahmeds nach blutigen Gefechten fliehen.

Eines Tages kommen sie auch in die Nähe einer Farm, die im Aufbau begriffen ist. Hier beaufsichtigt seit einigen Wochen der jüngere Denhardt die Arbeiten. Er ist der einzige Europäer im weiten Rund des unwegsamen Landes.

Als es Abend wird, berennen große Scharen der Somali das Haus.

Der Kampf ist kurz, denn die Männer, die hier arbeiten, haben keine Waffen, und auch das Gewehr des Deutschen kann gegen die Menge der Feinde nichts ausrichten.

Als das Haus brennt, fliehen die Angegriffenen und zerstreuen sich in alle Richtungen.

Gustav Denhardt ist allein. Seine Waffe hat er retten können und einige Patronen dazu.

Der Weg bis zur nächsten Ansiedlung ist wie eine Ewigkeit, aber sie muß bezwungen werden.

Der Deutsche marschirt die Nacht hindurch bis zum Grauen des Tages, dann rastet er ein wenig unter dem Schatten eines Busches. Der Hunger quält ihn, auch der Durst dörret die Kehle aus, aber kein Tier belebt die weite Ebene, und Wasser läßt sich nirgends erspähen. So geht Denhardt weiter. Immer nach Süden. Die Sonne dient ihm als Kompaß.

Als der Schatten zu seinen Füßen zusammenschrumpft und die Hitze am brennendsten glüht, erreicht er einen kleinen Bach. So kann er seinen Durst löschen. Gegen Abend gelingt es ihm, eine Antilope zu schießen. Er ruht im flackernden Schein eines kleinen Feuers und ist. Die Nacht ist kühl, und der herbe Duft der Erde umfängt ihn.

Aus einem unruhigen Schlaf weckt ihn das Geschrei der Affen. Seine Glieder sind wie zerschlagen, aber er rafft sich auf und marschirt weiter. Nach einigen Stunden breiten sich Kühle spendende Äste gewaltiger Urwaldbäume über seinen Kopf.

Es ist nicht mehr viel Kraft in dem Mann. Er läßt sich müde auf den Boden fallen und wartet den Abend ab. So ruht er den halben Tag und die ganze Nacht. Am andern Morgen fühlt er sich etwas frischer, aber die Beine schmerzen ihn. Mühsam

humpelt er weiter. Die Früchte des Waldes stillen ein wenig den Hunger und löschen den Durst, aber seine Kräfte werden schwächer.

Ich hungere, denkt er, meine Eingeweide brennen, meine Hände sind von den Dornen zerrissen und die Füße sind mit Wunden bedeckt, ich fiebere, und in meiner Tasche ist kein Gramm Chinin.

Es ist nicht leicht, eine Kolonie zu erobern! Es ist schöner, zu Hause in Deutschland zu sein und keine Ideen zu haben, die einen hinaustreiben, um vielleicht hier zugrunde zu gehen. Die Spötter haben recht behalten, und die Bequemen in ihren Sesseln sind doch die Klugen. Ist das die Lösung aller Weisheit? Nein, denkt er, bestimmt nicht. Das Trotzdem ist stärker. Man muß es nur wollen.

Er rafft sich wieder auf und geht mühsam weiter, aber er geht.

Ein Leben ist zäh, und eine Idee, die groß ist, überwindet zuweilen menschliche Schwäche. Ein Mann kämpft sich durch den Urwald, er weiß nicht, daß die Sonne gleichgültig über einem grünen Blätterdach ihre Bahn zieht, und er achtet auch nicht darauf, wenn die Dunkelheit niedertropft und der Schleier der Nacht das Licht auslöscht.

Beine gehen mechanisch ihren Weg. Wenn die Lunge ausgepumpt ist und ihren Dienst versagt und das Fieber ein Herz wild in der Brust schlagen läßt, rastet ein Mensch einen kurzen Augenblick, um dann wieder vorwärts zu gehen. Weit ist er von dieser Welt entfernt, der Mensch, seine Gedanken haben sich von ihr losgelöst, nur ein unerbittlicher Zwang ist übriggeblieben, der den Körper zu einer Arbeit treibt, die fast sinnlos geworden ist, als wäre er eine Maschine, die nicht zum Stillstand kommen will.

Als zwei Männer vom Stamme der Wabuni ihn finden, liegt Denhardt auf dem Teppich des dürren Grases in einer tiefen Ohnmacht ausgestreckt.

Sie heben den Bewußtlosen auf ihre Schultern und tragen ihn fort zu ihrer Hütte, wo sie seine Wunden auswaschen und ihn pflegen.

Als die Sinne ihm wiederkommen, erzählen sie dem Deutschen, daß Sultan Ahmed seine Soldaten habe marschieren lassen und daß viele Krieger der befreundeten Stämme zu ihm gestoßen seien und die Verteidiger der Heimat jetzt auch Gewehre erhalten hätten.

Die Wochen gehen dahin, sie sind ausgefüllt von dem Lärm der Kämpfe, und sie endigen mit einem großen Sieg des Sultans von Witu über die Eindringlinge. Als die Krieger Ahmeds das von den Somali geräumte Lager auffinden, bietet sich ihnen ein furchtbares Bild. Auf der Erde liegen die Leichen der gräßlich verstümmelten Gallafrauen, und aus den Hütten dringt das Jammern der Kinder, die böse Wunden an ihrem Körper haben.

Von Rache und Haß erfüllt, eilen die Soldaten Simbas dem Feinde nach, aber sie können nicht ihrer aller habhaft werden.

Große und gutbewaffnete Banden der Somali haben sich im Lande zerstreut, und wenn sie auf ihren Streifzügen auf Dörfer stießen, dann brennen sie die Häuser nieder und schneiden den Frauen und Kindern die Hälse durch.

Es dauert seine Zeit, bis es Simba endlich gelingt, die Räuber wieder aus seinem Lande zu vertreiben. In manchen Ortschaften aber, wo Araber wohnen, oder in der Nähe von Stationen, die von Soldaten Said Bargaschs noch immer besetzt sind, können

sich die Somali verschanzen und den Angriffen der Witu-Krieger Widerstand leisten.

Die Hilferufe der Brüder Denhardt sind auf Umwegen auch nach Sansibar gedrungen. Der deutsche Generalkonsul zögert keinen Augenblick und läßt sofort den Kleinen Kreuzer „Möwe“ ausfahren. Das Kriegsschiff streift an der Küste von Witu entlang. Seinem Eingreifen glückt es, verschiedene Nester der Somalikrieger aufzustöbern. Aber das Land Sultan Achmeds ist groß und die Besatzung der „Möwe“ nicht stark genug, um genügend ausgerüstete Landungstruppen ins Innere zu entsenden. So müssen die Leute von Witu selbst sehen, wie sie mit ihren Feinden fertig werden.

Als ein langer Bericht aus Sansibar in Berlin eintrifft und Bismarck ihn zu lesen bekommt, schlägt der mit der Faust auf den Tisch.

Deutsche Truppen müssen nach Witu, das weiß er, aber leider gibt es einen Reichstag mit einer kompakten Majorität von Angstlichen, Leisetretern und Kolonialgegnern, und die werden pharisäerhaft abwinken, wenn er ein bewaffnetes Vorgehen in den Kolonien fordern sollte. So muß er dem Schicksal seinen Weg lassen und darauf vertrauen, daß die wenigen Deutschen, die dort auf Vorposten deutscher Weltgeltung einen verzweifelten Kampf durchfechten, sich durchsetzen werden.

Mit seiner wuchtigen Schrift schreibt Bismarck eine Bemerkung an den Rand des Berichtes: „Die Gesellschaft muß Witu wehrhaft machen und sich vor einer Verührung mit den Somali hüten. Das Reich kann dort nicht Kriege führen. Was die Gesellschaft mit ihren eigenen Kräften nicht halten kann, muß sie nicht in Besitz nehmen!“

Die deutschen Pioniere in Witu enttäuschen die Erwartungen des Kanzlers nicht. Mit ihrer Hilfe und mit den Gewehren, die Clemens Denhardt noch rechtzeitig in das Land Sultan Achmeds einführen kann, werden schließlich die letzten Nester der Somalibanden gezwungen, sich über die Grenze wieder zurückzuziehen.

Doch haben die Unruhen dem wirtschaftlichen Aufbau des Sultanats einen schweren Abbruch getan. Die Schwierigkeiten wären zu überwinden, wenn genügend Geld vorhanden wäre, aber auch die Finanzmittel der Kreise, die hinter der Witu-Gesellschaft stehen, haben sich erschöpft, und Missernten und Fehlschläge beim Anbau der Plantagen erschweren die Lage aufs äußerste.

Doch verlieren die führenden Persönlichkeiten der Gesellschaft nicht den Mut, und die Arbeit kommt nicht ins Stocken. An ein Aufgeben des übernommenen Werkes will niemand denken. Auch die Denhardts schlagen sich mit allerlei Hemmnissen herum, aber sie haben mit ihnen gerechnet, und sie wissen, daß vor jeden Erfolg ein gerüttelt Maß von Enttäuschungen und Rückschlägen gestellt ist.

Hätten sie die Jahre überspringen können, die auch einen Reichstag reif für bessere und weitsichtige Erkenntnisse zu machen vermochten, wäre die Tragödie so manchen Einzelschicksals vermieden worden. Aber die Zeit hat ihre Gesetze, und sie will nun einmal, daß erst viel später im deutschen Parlament sich das Gewissen regt, das Kolonialreich Bismarcks nicht untergehen zu lassen.

Das weitere Vordringen der mit Kapitalien so reich ausgestatteten englischen Konkurrenzgesellschaft in Ostafrika stärkt immer

mehr das britische Interesse für Witu, das wie ein uneinnehmbares Bollwerk jeder großzügigen Ausbreitung der englischen Machtsphäre einen Niegel vorschiebt. Zwar hat sich die internationale Untersuchungskommission unter ihrem französischen Vorsitzenden nach langwierigen Debatten doch noch für die Einweisung der Insel Lamu in das Hoheitsgebiet des Sultans von Sansibar ausgesprochen, aber das Unerwartete geschieht doch: Die deutschen Kolonisten bleiben halsstarrig und denken nicht daran, ihr Sultanat, das ihnen soviel Kopfzerbrechen macht, aufzugeben.

Schließlich läßt MacKinnon in Berlin vorsichtig und beiläufig anfragen, ob man nicht bereit wäre, unter gewissen Bedingungen auf die deutsche Schutzherrschaft über Witu zu verzichten.

Bismarck ist nicht abgeneigt, aber er stellt Forderungen. Das sind Grenzregulierungen in Togo und Kamerun, Einverleibung der Balfischbucht in das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika, Erweiterung des Küstengebietes in Deutsch-Ostafrika. England dagegen will sich lediglich zu einer Rückerstattung der von der deutschen Witugesellschaft im Lande nachweislich gemachten Ausgaben verstehen.

So verläuft das Projekt rasch wieder im Sande, genau so schnell wie ein anderer Plan, der schon seit Jahren die Politik des Reiches bewegt. Das Anwachsen der deutschen Seemacht stärkt naturgemäß in Kreisen der Marine und auch im ganzen Volk das Verlangen nach einer Wiedereinverleibung der Insel Helgoland in das Reichsgebiet.

London, das zu dieser Zeit für seine Ägyptenpläne eine deutsche Rückendeckung begrüßen würde, ist zu Verhandlungen bereit,

da aber die britische Regierung sehr kühl als Gegenleistung für die Hergabe Helgolands den deutschen Verzicht auf ganz Deutsch-Südwestafrika verlangt und Bismarck dies aus begreiflichen Gründen mit Entschiedenheit zurückweist, so werden auch diese Verhandlungen abgebrochen.

In Witu bricht ein Tag an, der mit viel Trauer und lautem Klagegeschrei der Frauen erfüllt ist.

Sultan Achmed ist müde geworden. Die Kräfte seines Körpers sind erloschen, und sie vermögen nicht mehr die schlimme Krankheit zu bannen, die seit vielen Jahren sein Leben undüstert.

In der großen Halle seines steinernen Hauses liegt Simba auf dem Sterbebett. Die beiden Denhardts sind bei ihm, und auch der Thronfolger Fumo Bakari weicht nicht von dem Lager des Todkranken. Doch ist Achmed noch wach an Geist, und wenn die Glieder, die unförmig unter der Decke liegen, sich auch nicht mehr regen können, seine Augen blicken immer noch lebhaft und freundlich auf die Männer, die bei ihm sind.

Er fühlt den Tod in seiner Brust, und er weiß, daß er den Abend, der bald niedersinkt, nicht mehr erleben wird. Sein Gesicht ist ruhig und ohne Schmerz, und seine Lippen lächeln. Sein Blick wendet sich Clemens Denhardt zu:

„Ich habe dir viel zu danken, mein Freund“, flüstert der Sterbende leise. „Ich gehe zu meinen Vätern, so wie ich gelebt habe, als ein freier Mann und unbesezt von dem Feind, der mein Haus bekämpft hat. Daß es so ist, ist dein Werk! Ich segne die Stunde, die mir den Gedanken gab, dein großes

Waterland um Hilfe zu bitten! Die Fahne deines Volkes weht über meinem Land. Wir haben sie lieben gelernt. Es ist schön, in ihrem Schutze zu sterben!“

Denhardt ist erschüttert, der Mensch, der vor ihm liegt, ist ihm irgendwie seltsam nahe: „Wir sind ein Stück Wegs zusammen gegangen, Simba. Es ist mir ein Trost, daß du mit Freude auf das Vergangene zurückblickst und dir sagen kannst, es sei kein Irrtum gewesen.“

Der Sultan lächelt: „Nein, es war kein Irrtum! Wort gab ich für Wort, und beide haben sich gefunden. Wenn ich jetzt gehe, so weiß ich, daß du bleiben wirst, und so wird mein Volk einen guten Ratgeber behalten.“

Denhardt atmet tief auf: „Ich werde deinem Lande dienen, solange das Schicksal mir die Möglichkeit gibt, hier zu arbeiten und dafür zu sorgen, daß dein Land einer glücklichen Zukunft entgegengeht. Das verspreche ich dir.“

Ahmed läßt müde den Kopf auf das Polster zurücksinken.

Die Stunde, die ihn aus seinem Leben abberufen will, ist ihm leicht. Seine Gedanken sind beschwingt, und sie verlieren sich in Bilder, die schon nicht mehr auf dieser Erde sind. Manchmal bewegt er noch leise die Lippen, und es ist, als ob sie lächeln wollten.

Aber dann breitet sich eine große Ruhe über sein Gesicht. Noch lange blicken die Augen starr und weit aufgerissen zur Decke, dann löschen sie ganz langsam aus.

Sein Tod ist ein großes Unglück für das Land. Alle Häuptlinge, die sich ihm einst verpflichtet hatten und die er so oft für die Freiheit ihrer Heimat in den Kampf geführt hatte, kommen in die Stadt, die wie ein Heerlager des Todes ist.

Als sie ihn beerdigen, ist ein großes Klagen in der Menge, denn sie alle wissen, daß einer von ihnen gegangen ist, der es ehrlich und gut mit seinem Volke gemeint hat und dem auch ein Herz für die Armen gegeben war, deren Los er menschlich zu gestalten wußte.

Jumo Bakari ist der Sultan! Ein neuer Herr, aber er verspricht den Edlen des Landes, die sich um ihn versammelt haben, nicht anders zu sein als der große Simba, und alle wissen, daß er sein Wort halten wird.

Clemens Denhardt trauert ehrlich um den Verstorbenen. Eine leise Ahnung, die ihn in den letzten Wochen nicht zur Ruhe hat kommen lassen, will das Ende des Freundes irgendwie mit dunklen Erwartungen eines Unheils verknüpfen. Die politischen Verhältnisse sind verworrener denn je, und die Tatenlosigkeit, die Berlin als ewige Antwort äußert, läßt die Hoffnungen immer mehr schwinden.

Manchmal großt er mit der Politik Bismarcks, die all das Schwere und fast Untragbare auf die Schultern von Männern legt, die nur ihre Begeisterung für einen Gedanken, ihre robuste Natur und ihren unzerbrechlichen Optimismus ins Feld führen können, sonst nichts, keine geldliche Zuwendung und keine Unterstützung durch das Reich, dem das Opfer dieser Männer doch schließlich zugute kommt.

Dann versucht er doch wieder den unwägbareren Dingen, die die Politik eines großen Landes ausmachen, gerecht zu werden. Es geht schließlich nicht um Witu oder um ein anderes Gebiet in diesem ewigen Afrika! Es geht um Deutschland, und ein Bismarck ist dort der Wächter, und der weiß, was er will! Aber es ist schwer, sich mit Überlegungen herumzuschlagen, die einem

zukulstern, daß man vielleicht umsonst eine schöne und große Idee gehabt hat und niemand zu Nutzen eine Arbeit leistet, die unendlich schwer ist und doch undankbar bleiben soll.

Aus der Kolonie Deutsch-Ostafrika, die so gar nicht weit von den Grenzen Witus entfernt liegt, dringen alarmierende Nachrichten herüber. Said Bargasch ist wieder am Werk. Seine Agenten haben die arabischen Sklavenhändler rebellisch gemacht, und Buschiri, einer ihrer grimmigsten Führer, sammelt die Unzufriedenen und überzieht die Kolonie mit den Schrecken eines Kriegszuges.

In der Wilhelmstraße wird man jetzt hellhörig. Bismarck erkennt, daß die Teilnahmslosigkeit des Parlaments allmählich zu einer untragbaren Belastung seiner kolonialen Pläne werden muß, und so verfügt er über die Köpfe der Schwäger hinweg die Entsendung des Hauptmanns Wissmann nach Deutsch-Ostafrika mit dem Auftrag, gewissermaßen aus dem Nichts heraus eine kampfstüchtige Schutztruppe auf die Beine zu stellen.

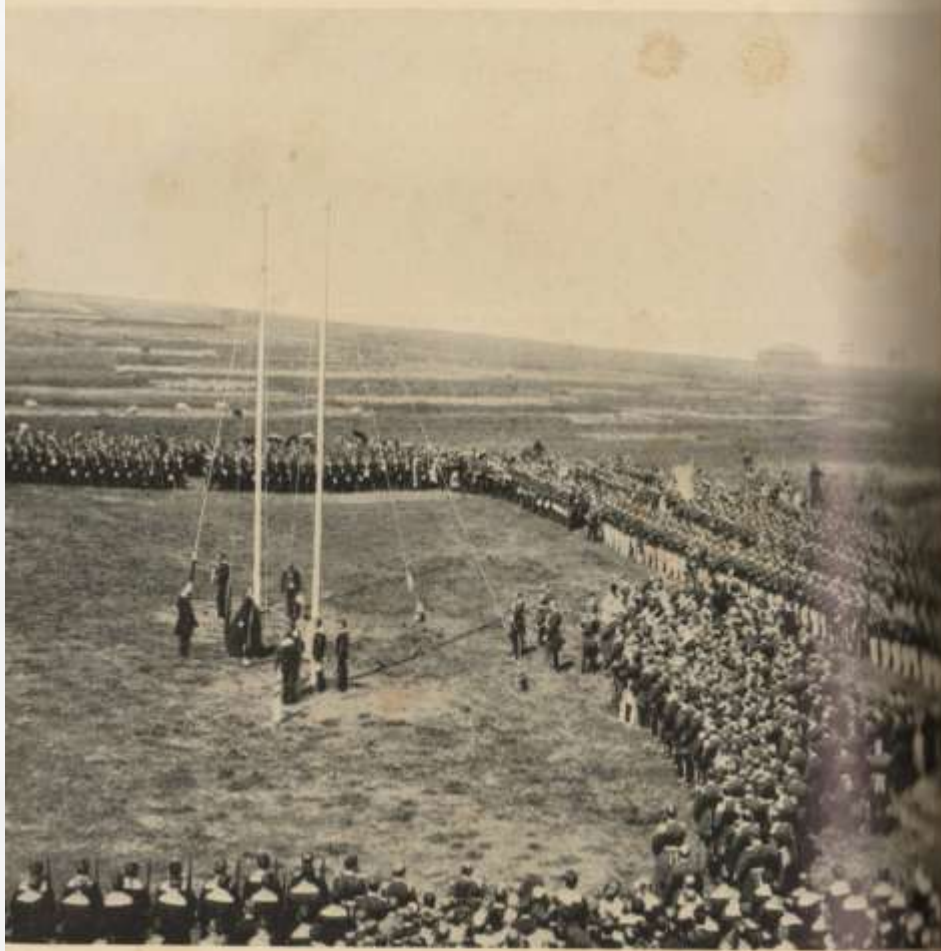
Wissmann führt den Befehl aus, wie es seine Art ist. In kurzer Zeit hat er eine Truppe beisammen, die er gegen die Aufständischen führt, und die Hiebe, die sie auszuteilen weiß, sind so derb und handfest, daß schon nach wenigen Monaten die Rebellion erstickt ist und ihr Häufelsführer Buschiri, aus seinem Schlupfwinkel aufgestöbert, seiner verdienten Strafe zugeführt werden kann. Der Sieger Wissmann aber wird Reichskommissar, und die Kolonie kommt unter Staatsverwaltung.

So ein Wissmann fehlt auch in Witu, denkt Clemens Denhardt, als er von den Ereignissen im Süden hört. Eine Schutztruppe würde hier Wunder wirken, und wie sehr könnte es die ewigen Verhandlungen mit Said Bargasch beschleunigen, wenn



Oben Die Fahne des Deutschen Reiches über Wituland

Unten Soldaten der Wissmann-Truppe bei der Ehrenbezeugung vor dem Sultanspalast in Witu



*Hissung der Flagge des Deutschen Reiches auf Helgoland
am 10. August 1890 im Beisein des Kaisers*

deutsche Soldaten das Land von den immer noch nicht bereinigten Lagern des Sansibarsultans befreien würden!

Aber die Frage Witu bleibt offen. In Berlin ruht sie wohlverwahrt und begraben unter blauen Aktendeckeln und träumt dort wohl als Kompensationsobjekt einer noch unklaren Bestimmung entgegen.

Die Geschäfte der Witugesellschaft ersticken in der Unmöglichkeit, weitere Gelder für den wirtschaftlichen Aufbau aufzubringen. Schon werden Stimmen laut, die sich für eine Aufgabe des Unternehmens aussprechen, aber dann hört man, daß die Gesellschaft den Entschluß gefaßt hat, in die kapitalkräftigere und vom Reich auch besser bedachte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft aufzugehen.

Clemens Denhardt liegt von Fieber zerrüttet im Krankenhaus zu Sansibar, als ihm die Nachricht von dem Rücktritt Bismarcks vom Kanzlerposten erzählt wird. Die Kunde erregt ihn sehr. Da tritt nicht der Chef eines Ministeriums zurück, um einem anderen Platz zu machen — das ist der Wechsel eines Systems und eine grundsätzliche Erschütterung des ganzen Baues, auf den das junge Reich sich stützt! Neue Anschauungen werden aufkommen, und wie sie das Kolonialproblem anpacken werden, das weiß man noch nicht. Vielleicht, so glaubt er, wird man mit dem ganzen Fragenkomplex jetzt Schluß machen und sich mit dem begnügen, was man hat, und endgültig darauf verzichten, weiter dabeizusein, wenn die anderen die noch frei gebliebenen Güter der Welt verteilen.

Denhardt kennt die Pläne der anderen Afrikaner, insbesondere die Karl Peters', der nicht daran denkt, sich mit dem Erreichten zufrieden zu geben, und dessen Ideen auf die Schaffung eines

großen Ostafrikanischen Reiches unter deutscher Flagge hinausgehen. Man wird in Berlin jetzt viel Wasser in seinen Wein schütten, und den Engländern wird das Verhandeln leichter fallen! Mit einem Bismarck brauchen sie jetzt nicht mehr zu rechnen, und mit ihrer Gewißheit werden sie den Nachfolger schon zu nehmen wissen.

Denhardt liegt schon eine Woche zu Bett, als ein unerwarteter Besucher in sein Krankenzimmer tritt. Es ist nicht das Gefühl einer Sentimentalität oder die Erfüllung einer selbstverständlichen Höflichkeit, was Sir John Kirk veranlaßt, den Deutschen aufzusuchen. Auch mit dem Triumph, den er seit einigen Tagen wie eine Flamme in seinem Herzen trägt, hat sein Besuch nichts zu tun. Wenn man ihn fragen würde, wäre er verlegen, von dem Zwang sprechen zu müssen, der ihn nicht ruhen läßt und ihn treibt, mit dem erkrankten Gegner einige Worte zu wechseln, die ein wenig Anteilnahme geben sollen.

Denhardt freut sich ehrlich über den Besuch. Er ist heute auch wieder guter Stimmung, denn das Fieber ist gesunken, und die Krankheit scheint endlich schwinden zu wollen. Da ist auch seine alte Zuversicht zurückgekehrt, und die macht ihn froh und gibt ihm neue Hoffnungen, von denen er gern spricht.

„Es ist gut, daß ich nun bald das Bett verlassen kann“, berichtet Denhardt launig, „denn mein Kopf ist voller Pläne, es muß alles anders werden! Der Teufel soll es holen, wenn es mit Witu nicht bald wieder aufwärts geht! Ihr Engländer macht uns das Leben zwar schwer, aber wir werden es doch schaffen, und eines Tages, Sie werden es erleben, gehen wir Schulter an Schulter an eine Arbeit, die beiden Völkern Raum genug bietet und jedem das Seine gibt. Wir brauchen

nicht immer Gegner zu bleiben, Sir John, an unserer Bereitwilligkeit hierzu wird eine endgültige Einigung bestimmt nicht scheitern.“

Der Engländer schweigt. Ein Gefühl, das er nicht meistern kann, lähmt ihn, von dem zu sprechen, was er weiß. Er bringt es nicht übers Herz, das so unbekümmert lächelnde Gesicht des Ahnungslosen vor ihm durch ein paar Worte zum Erstarren zu bringen und einen Triumph zu zeigen, der heute recht billig wäre. So rettet er sich in allgemeine Redensarten.

Der Deutsche ist sehr gesprächig. Die neue Lebenskraft, die ihn erfüllt, will sich Luft verschaffen, und so spricht er auch offener zu dem Engländer, als er es sonst vielleicht getan hätte.

„Bald werde ich nach Deutschland reisen“, erzählt er. „Dann werden die Herren viel von meinen neuen Plänen zu hören bekommen. Witu soll eine deutsche Musterkolonie werden! Die Einwanderung tüchtiger Landwirte ist zu verstärken. Die besten und die modernsten Maschinen müssen angeschafft werden. Die Regierung hat sich für den Bau von Straßen, die das Land erschließen, zu interessieren. Ich werde in Berlin den Mund schon recht aufreißen! Die Geheimräte sollen staunen, wie ich reden kann, und wenn ich sie einmal überzeugt habe, dann nimmt auch der wirkliche und gesunde Aufbau Deutsch-Witus seinen Anfang.“

Sir John blickt über den Kranken hinweg ins Zimmer. Er weiß, daß alles ganz anders werden wird, als der Deutsche in seinen so hoch gespannten Hoffnungen das annimmt. Eine deutsche Musterkolonie Witu wird es niemals geben, Deutschland wird auch keine Straßen im Sultanat bauen, und die

guten neuen Maschinen werden sie zu Hause besser brauchen können als in einem Land, das nicht mehr deutsch sein wird. Es wäre vielleicht anständig, jetzt nicht zu schweigen und von der Wahrheit zu sprechen, aber das kann man nicht. Ein seltsamer Augenblick im Leben Sir Johns: er ist wirklich ratlos und so benommen von einem Gefühl der Verlegenheit und des Unbehagens, daß es ihm schwer wird, die richtigen Worte zu finden. So geht er nicht weiter auf das Gespräch ein und verabschiedet sich rasch.

Als er an der Tür des Zimmers steht, blickt er doch noch einmal zu Denhardt hinüber: „Es tut mir aufrichtig leid“, sagt er langsam, „daß wir Gegner sein mußten, aber vergessen Sie niemals, daß auch ich für mein Land zu kämpfen habe und es nur die Sache ist, die uns trennt. In diesem Falle ist mir der Kampf bitter geworden, denn ich schätze solche Männer wie Sie, gleichgültig ob sie Deutsche sind oder meine Landsleute.“

Ein seltsam beklemmendes Gefühl überfällt Denhardt, als sich die Tür hinter dem Engländer schließt.

Was sich ohne Wissen des Kranken in der Welt abgespielt hat, ist mit wenigen Worten erzählt: Mit Caprivis Einzug ins Reichskanzlerpalais hat sich manches grundlegend geändert. Auch die Fragen der Kolonialpolitik haben eine Behandlung erfahren, über die der alte Kanzler grimmig den Kopf schüttelt. Immerhin, Caprivi ist bestimmt kein Dummkopf, und er ist mit Ernst dabei, der Verantwortung nicht aus dem Wege zu gehen, die ihm so plötzlich aufgeladen wurde. Schließlich ist es begreiflich, daß er als einstiger Chef der Admiralität der Sorgenfrage Helgoland ein ganz besonderes Interesse entgegenbringt. Die Insel vor Deutschlands Küste muß deutsch werden — der Leit-

satz steht fest und unerschütterlich vor seinen Soldatenaugen. Vielleicht ist auch der Ehrgeiz ein wenig im Spiel, schon zu Beginn seiner Kanzlertätigkeit mit einer Tat aufwarten zu können, deren Bedeutung ganz Deutschland verstehen wird.

Über die Helgoland-Verhandlungen Bismarcks ist er im Bilde, auch über den Preis, den das Reich hätte zahlen sollen, als die Besprechungen noch im Gange waren. Doch hat er seine eigene Auffassung. Kein Preis ist zu hoch für Helgoland, wenn er nur einigermaßen zu tragen ist!

Die alten Akten werden aus den Schränken wieder hervorgeholt, und sie geben über Dinge Aufschluß, die den neuen Kanzler sehr interessieren, so vor allem die vielen, sehr oft versteckten, aber in ihrer Wiederholung sehr hartnäckigen Andeutungen englischer Politiker über die Frage eines Austausch Witus.

Hierzu liefern der ewige Disput um Sansibar und das Chaos der sich überschneidenden Interessensphären Deutschlands und Englands in Ostafrika eine kennzeichnende Begleitmusik.

Kompensationsobjekte sind genügend vorhanden, denkt Caprivi, und mit der Energie und Entschlußfreudigkeit des neuen Mannes läßt er in London über die deutschen Wünsche sondieren.

Er geht nicht ganz ungeschickt zu Werke, denn zu gleicher Zeit ist er darauf bedacht, die Beziehungen Deutschlands zu dem Sultanat Witu durch einen neuen Vertrag etwas fester zu fundieren, ein Vorgehen, das in London Eindruck machen soll, was auch erreicht wird.

Die Verhandlungen ziehen sich auf diplomatischem Wege eine Zeitlang hin.

Dann einigt man sich.

Am 1. Juli 1890 liegt der deutsch-englische Pakt, der in die Geschichte als Sansibarvertrag eingegangen ist, zur Unterschrift fix und fertig da. Er trägt die Namen des deutschen Reichskanzlers von Caprivi, des Legationsrats Krauel, des englischen Botschafters in Berlin, Sir Edward Malet, und des Leiters der Afrika-Abteilung des Foreign Office, Anderson.

Und nun die Bestimmungen: Der Vertrag besagt, daß Deutschland seine Schutzherrschaft über Witu zugunsten von Großbritannien zurückzieht, das sich seinerseits verpflichtet, die Souveränität des Sultans von Witu über das Gebiet anzuerkennen, das sich von Kipini bis zu dem im Jahre 1887 als Grenze festgelegten Punkt gegenüber der Insel von Kweihu erstreckt.

Ferner verzichtet Deutschland auf die bisher garantierte Unabhängigkeit Sansibars, des weiteren auf alle Ansprüche in Uganda und auf die Inseln Patta und Manda. Die Engländer verpflichten sich dagegen, den Sultan von Sansibar zu veranlassen, seine Handelsniederlassungen an der Küste Deutsch-Ostafrikas gegen eine Entschädigung zu liquidieren, und endlich zur Herausgabe Helgolands.

Der Vertragsabschluss wirkt wie eine Bombe.

In Deutschland erregen sich die Kolonialfreunde über die bitteren Zugeständnisse in Ostafrika. In Frankreich rebelliert die Presse, weil sie annimmt, der englische Verzicht auf Helgoland leite die Absicht Großbritanniens ein, dem Dreibund beizutreten. Sogar in England werden Stimmen laut, die den englischen Ministerpräsidenten Lord Salisbury wegen des angeblich schlechten Geschäftes angreifen.

Auch Bismarck in Friedrichsruh wettet gegen den Vertrag. Helgoland hätten wir billiger haben können, meint er, aber das

wäre nur mit Geduld zu machen gewesen, und die habe die deutsche Politik anscheinend verloren.

Nur langsam verebbt die Aufregung über den Abschluß des Sansibarvertrages. In Deutschland gewinnt doch die Freude überhand, daß es endlich gelungen ist, das alte deutsche Helgoland zurückzuerhalten. Die Einverleibung der Insel wird mit großen Feiern begangen. In Anwesenheit des Kaisers und unter Paradeaufstellung der Truppen geht die Reichsflagge über dem roten Felsen auf.

Der Verzicht Deutschlands auf Witu trifft Clemens Denhardt völlig unvorbereitet.

Man hat sich in Berlin keine Gedanken darüber gemacht, über den Kopf des Mannes hinweg, der die Kolonie erworben hatte, eine Entscheidung in Kraft zu setzen, die sein Lebenswerk vernichten muß. Er häumt sich gegen das Schicksal auf, das ihn rechtlos und seine Arbeit zum Objekt eines Austauschs macht, dessen Sinn er nicht begreifen will. Er hat kein Land erwerben wollen, nur um ein Stück Land zu besitzen! Wäre es ihm darum gegangen, dann hätte er es einfacher haben können. Englische Angebote hatten vorgelegen. Nein, eine deutsche Arbeit sollte es sein, und nur Deutschland sollte sie zugute kommen! Das war ihr Sinn, der ihn, einen Abseitigen, in den Urwald stürmen ließ, um durch Verträge deutschen Kolonisten eine deutsche Heimat zu erwerben.

Seine Empörung ist grenzenlos, aber sie ist ohnmächtig und verliert sich in eine Niedergeschlagenheit und Verbitterung, die sein Leben zu beschatten droht.

„Wozu meine Arbeit?“ meint er zu dem Generalkonsul, der ihm Mut einzusprechen versucht. „Wozu die Opfer, die ewigen

Anspannungen der Nerven und der Glaube, mit dem man alles geschaffen hat? Eine Kette voller Demütigungen, Entfagungen und wirklich ehrlich und freudig begangener Taten führt zu der Einsicht, daß alles zwecklos war und ein ganzes Leben zu einer bespiellosen Enttäuschung geworden ist!"

„Sie sind ungerecht“, antwortet der andere. „Sie sehen nur das Nächstliegende, über das Positive aber blicken Sie hinweg. Deutschland hat Helgoland gewonnen! Aber es hat die deutsche Insel auch mit Ihrem Witu bezahlt. Mit Ihrer Arbeit, mit Ihren Opfern und, wenn Sie wollen, auch mit Ihren Demütigungen. Ihre Tat ist nicht nutzlos gewesen, und keinem Ihrer Opfer ist der Lohn versagt worden!“

Denhardt schweigt und grübelt vor sich hin. Man kann die Angelegenheit auch so ansehen, gewiß, und ganz umsonst hat man doch nicht gearbeitet. Mit Witu und seinem Hinterland haben die Engländer immer geliebäugelt, und es mag richtig sein, daß ohne das Kompensationsobjekt, das die Brüder Denhardt ganz allein erworben und der deutschen Schutzherrschaft zugeführt haben, die Herausgabe Helgolands nicht so ohne weiteres erfolgt wäre. Man darf also ein bißchen stolz sein und kann sich mit der Genugtuung trösten, dem deutschen Volk einen Dienst geleistet zu haben, der ihm etwas wirklich Wertvolles eingebracht hat. Aber es bleiben genügend ungelöste Fragen übrig, die einem ehrlichen Menschen zu schaffen machen.

„Wir haben auch“, so beginnt Denhardt wieder, „eine Verantwortung gegenüber dem Witusultan übernommen, und wir gaben ihm unser Wort, daß mit der Übernahme des deutschen Schutzes sein Land für alle Zeiten gegen den räuberischen Zugriff Said Bargaschs gesichert wäre.“

„Die Reichsregierung hat in dem Vertrag dafür Sorge getragen, daß die Unabhängigkeit der Sultandynastie innerhalb der festgesetzten Grenzen von den Engländern gewährleistet wird.“

Denhardt winkt ab: „Die Engländer werden dem Vertrag die Auslegung geben, die ihnen paßt, und auf die Rechte Fumo Bakarıs werden sie genau so wenig Rücksicht nehmen wie auf die Ansprüche der in dem Sultanat arbeitenden deutschen Kolonisten.“

„Deutschland wird nicht zögern, die Interessen seiner Landsleute zu schützen. Der Kaiser hat die Erklärung abgegeben, daß auch nach der Auslieferung Witus alle etwaigen Rechte deutscher Staatsbürger gewahrt bleiben.“

„Ich glaube nicht“, antwortet Denhardt schroff, „an die Loyalität der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft. Man hat ihr von vornherein in London einen Freibrief für ihre Kolonisationsarbeit erteilt, und sie braucht Land für ihre Anteilnehmer. Da werden bald alle, die in Witu ansässig sind, aus dem Spiel genommen sein. Auch etwas anderes beunruhigt mich: Ich habe, als ich von dem Vertrag Kenntnis erhielt, sofort das britische Generalkonsulat wissen lassen, daß die Nachricht von der Übertragung der Schutzrechte an England einen gefährlichen Widerhall in der eingeborenen Bevölkerung Witus finden werde. Die Suahelileute wissen ganz genau, daß Said Bargasch der Schützling Englands ist, und sie werden aus dem Vertragsabschluß nicht ganz mit Unrecht schließen, daß ihr Land dem Sansibar Sultan ausgeliefert werden solle. Ihrem Tobfeind, dem sie sich seit ewigen Zeiten mit einem unbezähmbaren Haß widersetzen! Sie werden auch sagen, daß Deutschland sie verraten

habe, und so wird sich ihre Empörung auch gegen die Deutschen in Witu richten.“

„England wird das zu verhindern wissen!“

„Vielleicht, aber ich glaube nicht recht daran. Meine Warnung ist jedenfalls ohne Antwort geblieben.“

Die Besorgnisse Denhardts erfüllen sich in einer erschütternden Weise. Als in Witu das Gerücht von Deutschlands Verzicht auf Witu von Mund zu Mund geht, schenken ihm der Sultan und die Häuptlinge des Landes zunächst keinen Glauben. Als aber die Tatsache offiziell bekanntgegeben wird, flammt eine Empörung auf, die immer weitere Wellen wirft und schließlich das ganze Volk der Suaheli in eine rasende Wut versetzt.

„Die Deutschen haben uns verraten!“ schreit es durch die Gassen Witus.

Der Ruf pflanzt sich fort, die Krieger sammeln sich in Bänden und stürmen, blind von einem fanatischen Haß, die deutschen Ansiedlungen. Sie brennen die Farmen nieder, sie zerbrechen die Maschinen, sie rauben das Vieh, sie zerstören die Felder, und wo sie eines Deutschen habhaft werden, schlagen sie ihn tot.

Neun Deutsche und Österreicher verlieren ihr Leben! In Witu bringen sie auch in den Sultanspalast ein und nehmen Fumo Bakari, den Sultan, der es mit den Deutschen gehalten hat, gefangen, und schließlich ermorden sie ihn.

Den übrigen Deutschen, unter ihnen auch Gustav Denhardt, gelingt es zu entfliehen. Hilferufe eilen nach Berlin. Aber dort ist man nicht mehr zuständig! Ein dringender Appell an die Adresse Londons versucht zwar, die Engländer zu einem Vorgehen zu veranlassen, anscheinend sind aber keine verfü-

baren Truppen zur Stelle, und so unterbleibt vorerst jeder Versuch, den Aufstand in Witu niederzuzwingen.

Erst im Oktober 1890 sind die Engländer in der Lage, einen sogenannten Strafzug in das Innere des Sultanats zu unternehmen. Britische Soldaten marschieren durch den Urwald, sie kommen auch nach der Stadt Witu und brennen sie kurzerhand nieder! Doch ziehen sich die Truppen bald wieder zur Küste zurück. Sie legen dann einen militärischen Wachtordon um das Land und sperren alle Zugänge ins Innere.

Fünf Monate lang wird Witu auf diese Weise von der Außenwelt abgeschlossen. Den deutschen Kolonisten ist es streng untersagt, das Gebiet des Sultanats zu betreten, und so verfault die Ernte auch auf den Feldern der deutschen Ansiedlungen, die von der Wut der Empörer verschont geblieben sind.

Dann wird die Sperre um Witu wieder aufgehoben. Die Deutschen können auf ihre Besitzungen zurückkehren. Sie finden verkohlte Holzbalken, zertrampelte Felder und überall die Vernichtung ihrer Arbeit, die in jahrelanger Mühe versucht hatte, aus der Wildnis des Landes fruchttragende Gärten zu machen.

Im Auswärtigen Amt in Berlin findet sich Clemens Denhardt ein. Ein Geheimrat empfängt ihn und hört sich seine Beschwerde an.

„Wie gedenkt die deutsche Regierung uns den Schaden zu ersetzen, den wir durch den Verzicht auf die deutsche Schutzherrschaft über Witu erlitten haben?“

Der Geheimrat zuckt die Achseln: „Das ist nicht Sache des Auswärtigen Amtes.“

„Nur im Vertrauen auf den deutschen Schutz haben wir in Witu fünf Jahre lang hart und unentwegt gearbeitet! Unsere Gesundheit haben wir dem Klima ausgesetzt! Unser Vermögen ist in Unternehmungen verlorengegangen, die jetzt nicht mehr deutsch sind!“

„Die Engländer sind auf Grund des Vertrages verpflichtet, auch Ihre Interessen wahrzunehmen.“

„Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Britische Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung Witus übernehmen wird. Selbst dann, wenn diese Gesellschaft die Beseitigung deutscher Unternehmungen in den ihr unterstellten Gebieten nicht mit verwerflichen Mitteln bewirken sollte, wird sie bei ihren ausgedehnten Befugnissen und dem Kapital, das ihr zur Verfügung steht, uns deutsche Unternehmer binnen kurzer Zeit aus dem Lande drängen.“

Der Geheimrat bedauert: „Ihr Unternehmen war eine Land-spekulation! Ich bedaure, daß sie mißglückt ist.“

Denhardt atmet tief auf: „Eine Landspekulation! Ach so! Das wußte ich nicht.“

Er verläßt aufs tiefste erschüttert das Auswärtige Amt. Ich werde, so denkt er, nicht locker lassen, Recht muß doch Recht bleiben. Seltsam, daß mein Leben immer ein Kampf sein muß.

Es bleibt ein Kampf. Eingabe um Eingabe läuft im Auswärtigen Amt ein. In einem Schreiben heißt es: „Für alle Verluste ist uns, den Brüdern Denhardt, bis zu diesem Augenblick nicht die geringste Entschädigung gewährt worden. Die deutsche Reichsregierung hat am 8. November 1890 England gegenüber erklärt: ‚Wir können nicht auf eine angemessene

Entschädigung der durch die Katastrophe betroffenen Deutschen verzichten. Wir rechnen darauf, daß die Maßnahmen der englischen Behörden, nachdem die militärischen Operationen beendet sind, energisch darauf gerichtet werden, den Geschädigten zu einem Ersatz ihres Verlustes zu verhelfen.‘ Auf diese deutsche Erklärung erfolgte die englische Zusage, ‚die betreffenden Behörden dahin instruieren zu wollen, soweit möglich und praktisch durchführbar, die gewünschten Maßnahmen zu treffen‘. Die britische Regierung ist aber in der Schädigung deutscher Staatsangehöriger dann doch noch weiter gegangen. Sie ignorierte die den Brüdern Denhardt von den Sultanen Achmed und Fumo Bakari während der Zeit des deutschen Schutzverhältnisses übertragenen urkundlich verbrieften Privat- und Hoheitsrechte, Privilegien und Amtsstellungen. Sie verdrängte die Brüder Denhardt aus ihren Gerechtsamen und setzte Engländer an ihre Stelle. Sie gewährte den Brüdern Denhardt weder Gehalt noch verzinsten oder zahlte sie die von ihnen dem Sultan gegebenen Darlehen zurück. Schließlich ging die englische Regierung so weit, die den Brüdern Denhardt gebührende Ausübung der Hoheitsrechte im März 1891 an eine englische Handelsgesellschaft und schließlich im August 1893 an den Sultan von Sansibar zu übertragen!“

Das Gesuch fordert schließlich die deutsche Regierung auf, in London zugunsten der Denhardtschen Forderungen vorstellig zu werden.

Es erfolgt nichts.

Weder die deutsche noch die englische Regierung halten sich für verpflichtet, etwas in der Sache der Brüder tun zu müssen. Schließlich, auf wiederholtes Fragen Denhardts, entschließt sich

das Auswärtige Amt doch zu einem gewissen Entgegenkommen. Man erklärt sich bereit, den Geschädigten ein Darlehen von 50 000 Mark zu bewilligen, allerdings mit der Verpflichtung, daß jede etwaige englische Zahlung auf diese Summe aufzurechnen sei.

Denhardt verzichtet auf das Angebot. Er lehnt auch ab, als man ihm zubilligt, diese Summe als eine einmalige und für alle Zeiten endgültige Abgeltung der von den Brüdern geleisteten Dienste im Reichsinteresse zu bewerten. Er will keinen Dank in Geldeswert, sagt er, nur die Vergütung der ihm zugefügten Schäden nach Recht und Billigkeit! Da verlaufen die Verhandlungen wieder im Sande.

Nun wendet sich Denhardt mit einer Eingabe an den Deutschen Reichstag. Etwas Seltenes wird Ereignis: Im Plenum findet sich eine fast einstimmige Mehrheit für die Forderungen der Denhardts! Die einen stimmen für das Gesuch, weil sie wirklich und ehrlich deutschen Männern, die immerhin Großes für Deutschland geleistet haben, ihr Recht geben wollen. Die anderen sagen ja, weil sie glauben, dadurch dem Auswärtigen Amt ein peinliches Versagen attestieren zu können. Jedenfalls erfolgt ein Beschluß, der den Reichskanzler ersucht, „noch während der gegenwärtigen Tagung des Reichstages denjenigen Betrag in Anforderung zu bringen, der zu einer Entschädigung der Gebrüder Denhardt für den durch die Abtretung des Sultanats Witu an England erwachsenen Schaden notwendig ist“.

Das Auswärtige Amt setzt daraufhin in einem Nachtragsetat die Summe von 100 000 Mark als Entschädigung für die Denhardts fest, allerdings unter der Bedingung, daß die beiden Herren endgültig auf alle Ansprüche verzichten, die sie aus recht-

lichen oder moralischen Gründen gegen das Reich erheben können, und daß ferner jeder Geldbetrag, den sie etwa von England oder durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes erhalten sollten, bis zur Höhe von 100 000 Mark an die Reichskasse zurückzahlen ist.

Die Vorlage kommt erneut vor den Reichstag; der hebt die einschränkende Klausel wieder auf und erhöht die auszuwerfende Summe auf 150 000 Mark. Dieser Betrag soll aber nicht als Entschädigung gezahlt werden, sondern „als einmalige und endgültige Abfindung der Brüder Denhardt für die vom Reich aus ihrer Tätigkeit im Sultanat Witu gezogenen internationalen Vorteile gegen ihren Verzicht auf alle Ersatzansprüche an das Reich“.

Im Auswärtigen Amt, wo sich Clemens Denhardt einfindet, schüttelt der Geheimrat, der ihn empfängt, verwundert den Kopf:

„Sie wollen nicht annehmen?“ meint er bedauernd. „Die Summe ist stattlich, und sie hilft Ihnen aus der Not!“

„Man will mir danken“, erwidert Denhardt. „Gut, das ist ein Standpunkt, mit dem man sich anfreunden kann. Aber wie ist es doch: Hier wird ein Dank mit einer Verpflichtung verknüpft! Ich habe eine Rechnung abgeschlossen, und die steht mit kalten Buchstaben auf dem Papier. Der Schaden, den ich erlitten habe, ist größer, ungleich gewaltiger als die Summe, die mir hier als eine Abfindung zgedacht ist. Das ist ein Dank, der mir mein Recht nehmen will, und da kann ich nicht mit.“

„Wir haben ehrlich versucht, das Bestmögliche für Sie herauszuschlagen. Es ist nicht so, daß wir Ihre Leistungen für das

Reich abstritten. Wir schätzen Ihre Arbeit in Afrika sehr hoch ein, aber leider sind Dankesverpflichtungen des Reiches an Zuständigkeiten gebunden, und in Ihrer Frage sind unsere Befugnisse erschöpft.“

„Ich spreche nicht von einer Dankesverpflichtung, ich wiederhole es. Ich verlange nur die Wiedergutmachung eines Schadens, der uns Brüdern entstanden ist, weil wir Witu für Helgoland gegeben haben! Soll ich Ziffern anführen, Posten nennen, Belege nachweisen? Bitte sehr, es ist alles zur Hand. Wiegt das nichts, unsere Verschuldung an Gläubiger, die im Vertrauen auf den deutschen Reichsschutz Gelder vorgestreckt haben, Löhne und Gehälter, die wir nicht mehr zahlen können und die wir für eine verlorene Sache haben ausgeben müssen, Darlehen, die wir dem Sultan gaben, um eine geregelte Ordnung in einem deutschen Sultanat durchzuführen, Kapitalien, die in großen Ländereien, in Wäldern, Weiden und Plantagen investiert sind, die uns alle genommen sind, Verlust der Anteilscheine, die mir als Preis für die Hergabe von Land gegeben wurden und die jetzt wertlos sind, Verlust der Hoheitsrechte, die mir dokumentarisch zustehen, Verlust der Gebäude, der Maschinen, des Viehs und der Ernten, die auf dem Halm standen? Soll ich noch weitere Verluste aufzählen? Ich habe sie alle sauber aufnotiert, und ich komme zu einer Summe, die ein Vielfaches von dem ergibt, was als eine endgültige Abfindung in Ihren Akten vermerkt werden soll.“

„Wir sind an die Beschlüsse des Reichstages gebunden.“

Denhardt läßt müde den Kopf sinken.

„Ich weiß, Sie sind gebunden, der Reichstag ist gebunden, alle Behörden in Deutschland sind gebunden an Paragraphen, an

Bestimmungen und Geschäftsordnungen. Leider niemals an das, was außerhalb des Üblichen liegt.“

Der Beamte schweigt einen Augenblick.

Der Mann vor ihm hat recht, das weiß er, und er möchte ihm gern helfen: „Nehmen Sie das Geld, das man Ihnen bietet!“ rät er wohlmeinend. „Sie werden Neues damit aufbauen können.“

„Wäre nicht die Verpflichtung, nach Auszahlung der Abfindung endgültig auf alle anderen Ansprüche zu verzichten, so würde ich selbstverständlich zugreifen. Aber den Verzicht leiste ich nicht, denn, wissen Sie, ich hoffe noch, vielleicht weil ich ein ewiger Optimist bin! Jedenfalls glaube ich, daß Deutschland eines Tages meine Sache gerechter beurteilen wird. Man braucht den Fall Denhardt nämlich nur einmal nicht aus dem Zuständigkeitswinkel zu betrachten, sondern sagen wir vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus, dann wird er schon klarer. Mit vollen Händen gab das Reich kostbare und einschneidendste Interessengebiete in Ostafrika, aussichtsvolle Ansprüche und schließlich ein ganzes Sultanat den Engländern als Preis für Helgoland. Aber uns, die wir deutsche Staatsbürger sind und die so manches von dem geschaffen haben, womit Deutschland überhaupt erst bezahlen konnte, uns läßt man ungerührt vor dem großen Trümmerhaufen unserer Arbeit stehen.“

„Sie haben ein großes Opfer gebracht, wir wissen es“, meint der Beamte leise.

„Unser Opfer ist die Hoffnung auf ein deutsches Witu, eine brennende und verzehrende Hoffnung! Wir haben für sie gearbeitet und gelitten, und wir haben sie jetzt begraben für Helgoland, das deutsch geworden ist! Das andere hat mit diesem

Opfer nicht mehr zu tun und bleibt eben eine — Zuständigkeitsfrage.“

Die Worte ändern nichts an den Tatsachen. Verzweifelt kämpft Clemens Denhardt weiter um sein Recht. Schließlich zuckt man die Achseln über den halsstarrigen Menschen. Da er den Verzicht nicht aussprechen will und sein Bruder die gleiche Haltung einnimmt, werden die vom Reichstag bewilligten 150 000 Mark auch nicht ausgezahlt.

Die Jahre gehen dahin. Die zähe Natur der Brüder verleugnet sich nicht. In Witu versuchen sie zu retten, was zu retten ist, aber die englischen Kaufleute, die ins Land kommen, dulden keine Konkurrenz. Zuletzt kann sich der jüngere Denhardt nur noch auf einer kleinen Farm halten, die von dem Zugriff der neuen Herren verschont bleibt, weil ein Engländer sich mit einem kleinen Kapital an dem Unternehmen beteiligt. In der Kolonie Deutsch-Ostafrika, die nach Übernahme der Verwaltung durch das Reich aufblüht und reichen Segen zu spenden verspricht, versucht Clemens Denhardt sich eine neue Existenz aufzubauen, aber die Geldgeber halten ihre Taschen zugeknöpft, und so kehrt er wieder nach Deutschland zurück.

Er wird verbittert. Wohlmeinende versuchen ihn zu trösten: „Eine Tat wird nicht kleiner, auch wenn die Menschen sie vergessen, und sie birgt ihren Lohn in sich!“

Ein billiger Trost! Schön und glänzend gemünzt für so viele dieser deutschen Afrikaner, die einst hinausjogen und Deutschland und die Welt reich machten an Werten und Erkenntnissen. Ein Reichskommissar Dr. Karl Peters, Gründer eines Deutsch-Ostafrika, wird dienstentlassen! Ein Gerhard Koblfs, dessen Forschungen das afrikanische Rätsel aufzuhellen vermochten,

stirbt als schlichter Privatmann, und die Menschen vergessen ihn! Clemens und Gustav Denhardt, die ein rein deutsches Witu geschaffen haben und zu deren Ehren, ohne daß die Menschen eine Ahnung davon haben, die deutsche Fahne über dem roten Fels weht, darben, und es wird ihnen schwer, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Als der Weltkrieg ausbricht, setzen die Engländer Gustav Denhardt in Witu fest und bringen ihn in ein Gefangenenlager nach Indien, doch zerrütten das Fieber und die Krankheiten des tropischen Klimas seinen Körper, und so wird er, ein Todgeweihter, wieder entlassen.

Am 19. Juli 1917 stirbt er in Leipzig.

Um Clemens Denhardt wird es stiller. Er ist verarmt, und es sind nur noch wenige, die sich seiner erinnern. Als der Krieg zu Ende geht und die brutalen Hammerschläge der Friedensbedingungen die bitterste Zeit des deutschen Volkes ankündigen, läuft noch einmal ein Telegramm Clemens Denhardts im Auswärtigen Amt ein: „Wenn die entsetzlichen feindlichen Bedingungen bei den Friedensverhandlungen auf die deutschen Kolonien ausgedehnt werden sollen und sie durch Austausch kolonialer Hoheitsrechte und Landrechte gemildert werden könnten, so stelle ich alle diese Rechte, die ich im Suahelisultanat während der deutschen Schutzherrschaft erworben und bis jetzt gegen England aufrechterhalten habe, unserem Volke zur Verfügung.“

Mit einer leisen Nührung legt man das Angebot zu den Akten.

Die Zeit erspart ihm nichts. Die Demütigungen des Zusammenbruchs, der Raub der deutschen Kolonien und die

Wirkungen eines Systems, das Deutschland zu einem Zollhaus macht und zum Gespött der Feinde, lasten schwer auf seinem Gemüt.

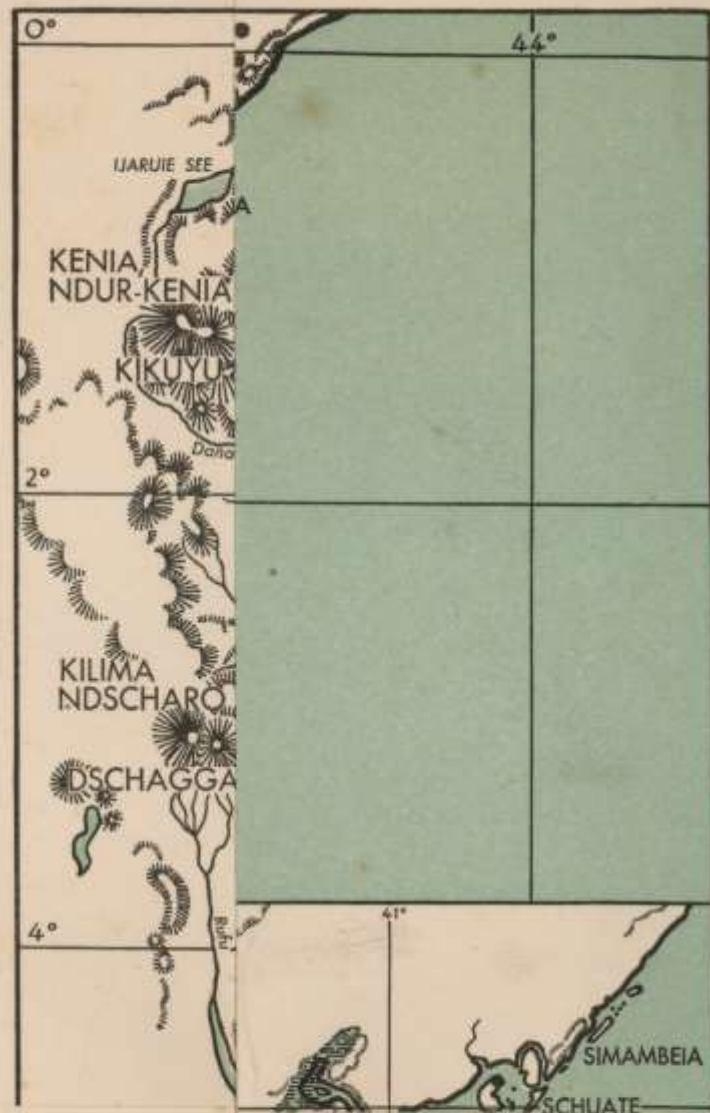
Er hat sich in Bad Sulza angesiedelt und fristet sein Leben in den kümmerlichsten Verhältnissen. Zuweilen erbarmt man sich seiner Not, und verständnisvolle Menschen im Auswärtigen Amt sorgen dafür, daß dem einstigen Gründer Deutsch-Witus ein kleines Darlehen gegeben wird. Einmal sind es 500 Mark, die ihm zugewiesen werden, ein anderes Mal 800 Mark.

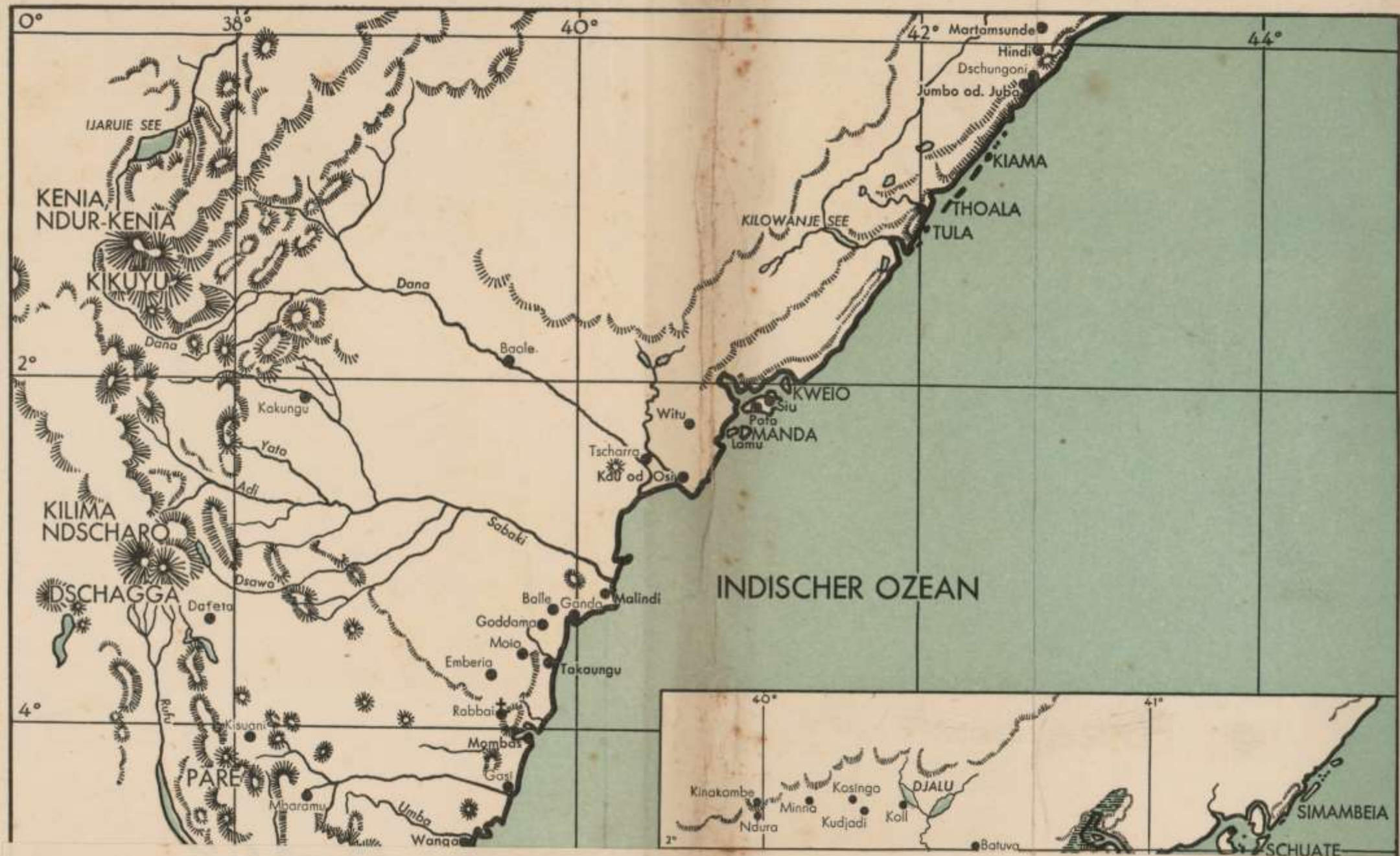
Als das Elend der Jahre den letzten Groschen auffressen will und die Hoffnungslosigkeit so grau geworden ist wie der Himmel über dem deutschen Volk, stirbt er.

Es ist der 7. Juni 1929.

Als sein Tod bekannt wird, erinnert man sich in Berlin des Namens Clemens Denhardt. Man wird nicht sagen dürfen, daß man ihn ganz vergessen hätte. Ein Vertreter des Auswärtigen Amtes legt an seinem Grabe einen kostbaren Lorbeerkranz nieder, Sinnbild einer Anerkennung, die man einem großen Mann schuldig ist.

Dann senken sich die Schleier über die Namen und das Werk zweier deutscher Männer, undurchdringliche Schleier einer Vergessenheit, die sich erst wieder lüften werden, wenn das neue Geschlecht eines besseren Deutschland gelernt haben wird, Großes mit Dank und schuldigem Respekt zu verbinden.





HERMANN

SCHREIBER

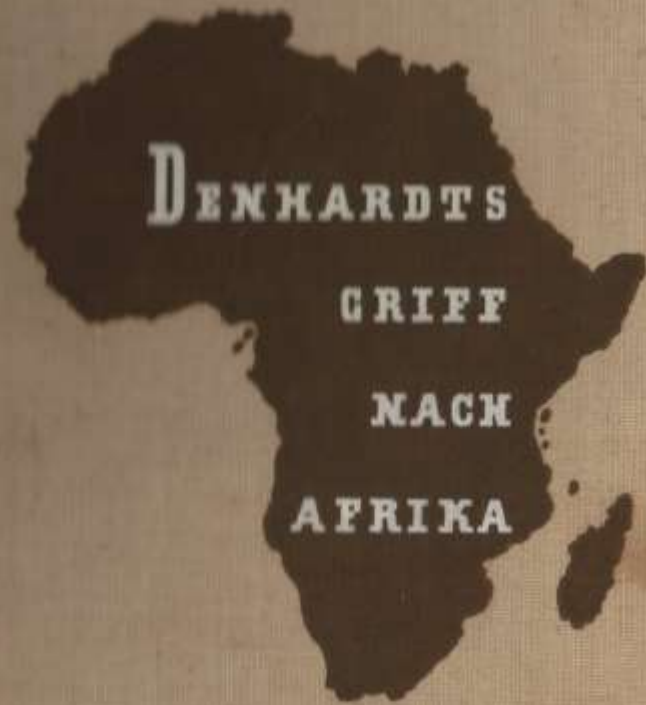
*

DENHARDTS

GRIFF

NACH

AFRIKA

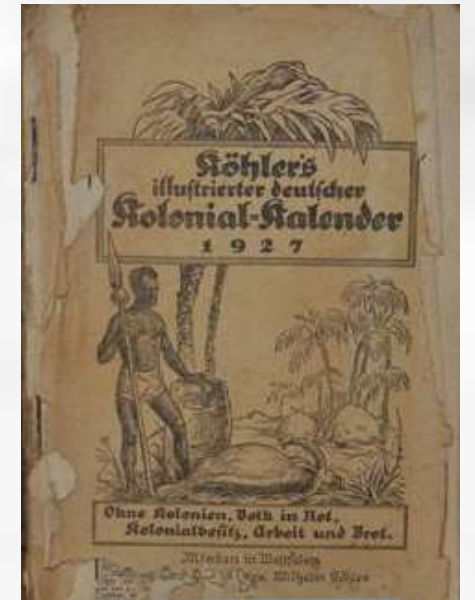
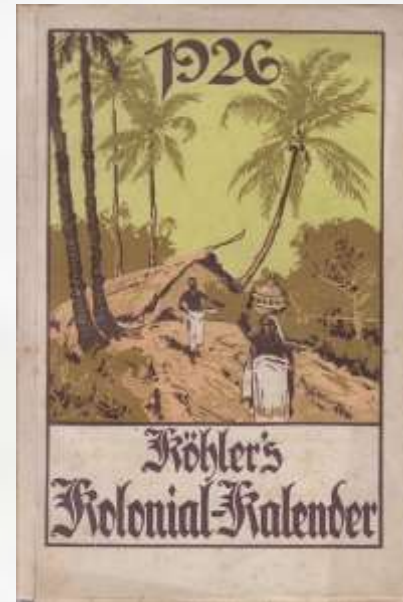
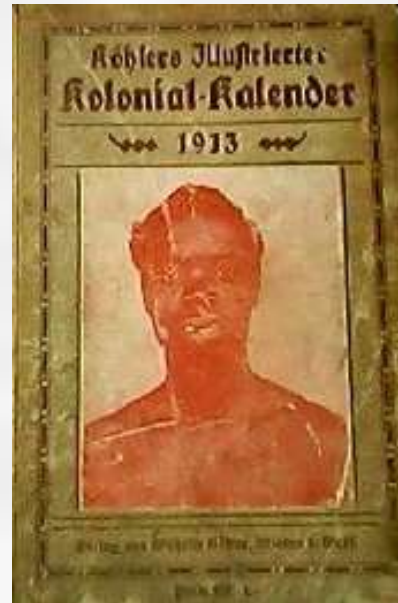




Anno 1939



Jährlich erschien im Wilhelm Köhler Verlag, Minden, der Kolonial - Kalender für das kommende Jahr.



Ab Seite 153 findet sich in der Ausgabe 1939 ein Bericht über die Brüder Denhardt.

Köhler's Kolonial- Kalender 1939



*Atemlos gefesselt
lesen wir von den Wundern
ferner Länder, von deutschen
Kolonien und deutschen
Siedlern in Übersee, von
Urwald, Dschungel und
mancherlei Abenteuern.*

PREIS
1,30
RM

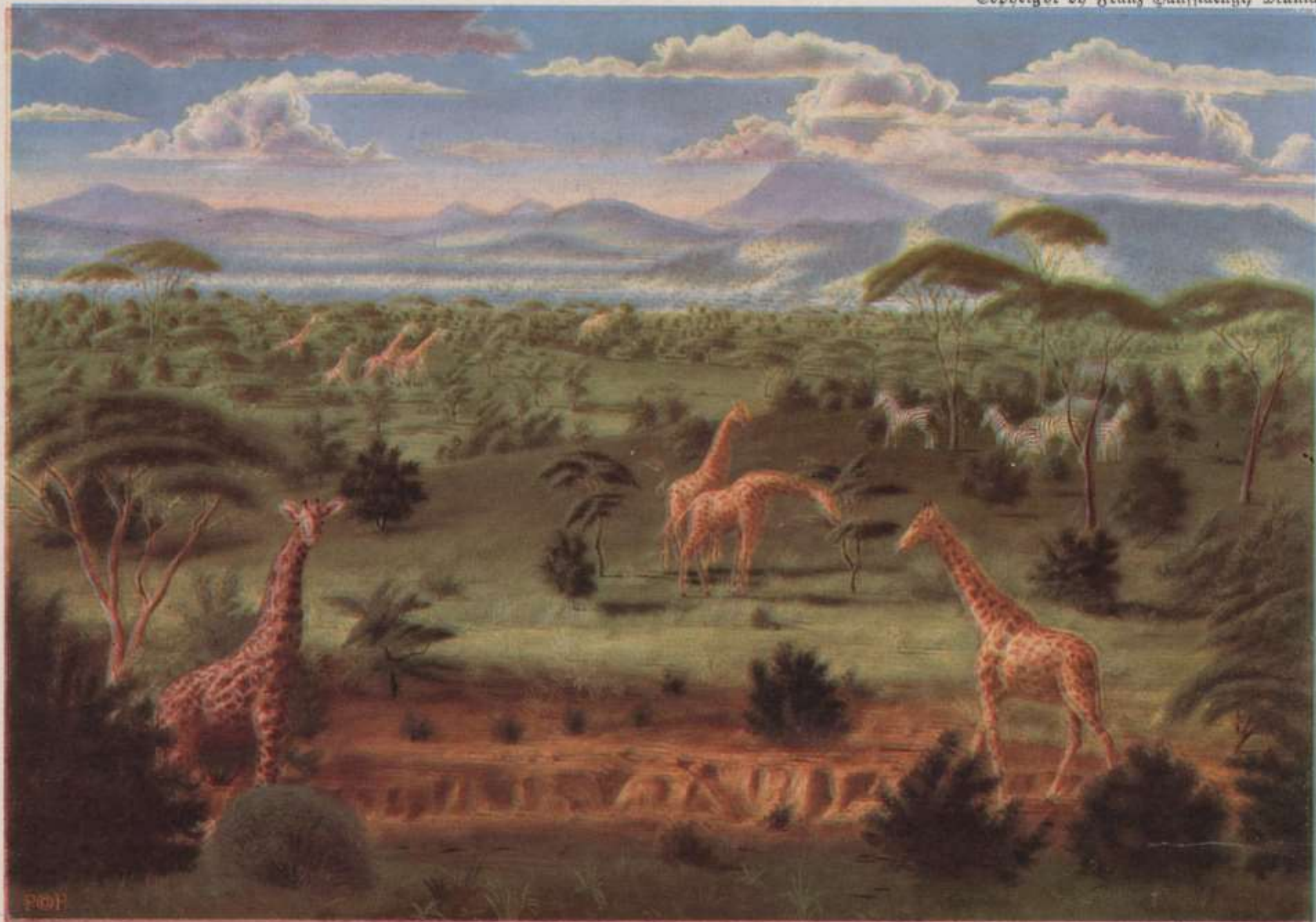


Köhler's illustrierter deutscher Kolonial-Kalender 1939



**Ohne Kolonien, Volk in Not,
Kolonialbesitz, Arbeit und Brot.**

Minden in Westfalen
Druck und Verlag von Wilhelm Köhler



POH

Werner Peiner,
Afrikanische
Wildsteppe.

Köhlers Illustrierte Buchkalender
 Köhlers Illustrierter Kolonial-Kalender
 18. Jahrgang

Unter Mitarbeit von Dr. jur. H. W. Bauer, Bonn/Rhein, Kaiser Karl-Ring 56.
 Für den Inhalt verantwortlich: Alf Rummel, Minden (Westf.)
 Für Anzeigen: Otto F. Schütte, Minden (Westf.)
 Auflage 50 000, gütig Preisliste 3, Preis RM. 1.30. Verlag und Druck:
 Wilhelm Köhler, Verlag und Buchdruckerei, Minden (Westf.) / S. 25. 8. 1938.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Kalendarium	5
Der Wiederaufbau des Dritten Reiches und die deutsche Kolonialforderung. Von Dr. H. W. Bauer	17
Deutsche Pflanzungen am Kamerunberg. Von Dr. E. Th. Zeißchel	21
Koloniale Schuldlüge — gestern und heute. Von Dr. H. W. Bauer	26
Der Weg zur kolonialen Volksbewegung	29
Mit der Tomatenlinie ins Bushhotel! Von Eva Mac Lean	31
Deutsches Volk — Kolonialvolk! Von Erich Hartleb	36
Der Durchbruch nach Portugiesisch-Ostafrika im Jahre 1917. Von Oberst Franz Köhl	38
Italienische Kolonialarbeit in Nordafrika. Von Dr. J. S. Krumbach	42
Vorenthaltenes Gut. Von Dr. Siegfried Merklinghaus	49
Kriegergräber in Afrika. Von Sofie von Uhde	57
Dr. Carl Peters, der Gestalter der kolonialen Idee. Von Hans Gerd Esser	65
Das Palosfest. Von Erich Scheurmann	71
Berner Peiner. Von Paul Joseph Cremers	76
Auf Pflanzenjagd in Deutsch-Ostafrika. Von H. J. Schlieben	81
Mit L. 59 Kurs Deutsch-Ostafrika. Von Major v. Beringe	90
Me fella sing out alonga you. Von Kapl. Fred Schmidt	96
Warum sich der Salamander im Wasser aufhält. Von Prof. Rischlich	100
Binnenmeere und Großwasserstraßen in Afrika. Von Ing. H. u. B. von Kömer	102
Chui Ntu. Von M. v. B.	106
Die tapfere Pionier- und Deutschtumsarbeit unserer Frauen in Südwest. Von Dr. Renne Klatt-Müller	109
Ein Schiff fährt in den Urwald. Von Karl Köster	115
Mister Kakabu. Von Lydia Höpfer	122
Ein Flug nach den Goldfeldern Neu-Guineas. Von Flugkapitän Walter Rothe	127
Kurre, der Straußenvater. Von Martha Roegner	129
Die „Eroberung“ Samoas. Von Erich Scheurmann	136
Schauri um Kundigonda. Von Konrad Seiffert	139
Mit einem Dampfer der Deutschen Afrika-Linien rund um Afrika. Von Dr. Renne Klatt-Müller	141
Erinnerungen an Hans Grimm. Von Th. Engelmann	153
Die Tragödie zweier deutscher Kolonialpioniere. Von Emil Kleemann	159
Der Krieg in den Kolonien. Von Oberstltm. Rudolf Wagner	163
Die Kartane. Von Ali Humani	180
Die Koloniale Frauenschule in Nendsburg	188
Schlängengift als Heilmittel. Von Dr. Croq	194
Eine Kolonialskizze. Von A. Hoffmann	200
Namabu. Von Ludwig Scholz	212

Zur Beachtung!

Beiträge für den Köhlerschen illustr. Kolonialkalender in Form von Aufsätzen und vor allen Dingen auch Bildern sind jederzeit willkommen. Im Falle der Annahme werden diese Beiträge entsprechend honoriert. Unerlangt eingesandten Artikeln bitten wir Rückporto beizufügen.
Die Schriftwaltung.

Von älteren Ausgaben des Köhlerschen illustrierten Kolonial-Kalenders sind noch folgende Jahrgänge lieferbar:

Jahrgang	1914	zum Preis von RM.	2.-
"	1927	" " " "	2.-
"	1928	" " " "	2.-
"	1929	" " " "	1.-
"	1930	" " " "	1.-
"	1931	" " " "	1.-
"	1932	" " " "	1.-
"	1933	" " " "	1.-
"	1934	" " " "	1.-
"	1935	" " " "	—,75
"	1938	" " " "	1.-



Datum	Wochentag	Januar / Hartung		Mondlauf	Sonnen-		Mond-	
		Gebens-tage			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1 So.	Neujahr	1834	Beitreibung d. innerdeutsch. Zollgrenzen	☽	1 8 11	15 56	13 26	2 46
2 Mo.	Rosen-Jesu-Fest 1777 Bildh. Christ. Rauch *			☽	2 8 11	15 56	13 4	3 59
3 Di.	1912 Felix Dahn †			☽	3 8 11	15 57	13 22	5 10
4 Mi.	1785 Jakob Grimm *			☽	4 8 19	15 59	14 51	6 16
5 Do.	1919 Gründung der Deutschen Arbeiterpartei			☽	5 8 19	16 0	16 3	7 14
6 Fr.	Epiphania. Drei Könige. Erscheinung des Herrn			☽	6 8 19	16 1	17 23	8 1
7 Sa.	1831: Generalpostmeister Stephan *			☽	7 8 9	16 2	18 47	8 40
				☽	8 8 9	16 4	20 19	9 12
				☽	9 8 8	16 5	21 32	9 38
				☽	10 8 8	16 7	23 50	10 4
				☽	11 8 7	16 8	—	10 37
				☽	12 8 6	16 10	0 6	10 52
8 So.	1. nach Epiphania 1. nach Erscheinung Eintopffonntag 1794 Justus Wöler †			☽	13 8 6	16 11	1 19	11 19
9 Mo.	1927 Houston Stewart Chamberlain †			☽	14 8 5	16 13	3 29	11 50
10 Di.	1920 Inkrafttreten des Versailler Diktates			☽	15 8 5	16 14	5 34	12 25
11 Mi.	1923 Ruhrkampf der Franzosen und Belgier			☽	16 8 4	16 16	8 44	13 5
12 Do.	1893 Herm. Göring und Alfred Rosenberg *			☽	17 8 3	16 18	11 27	13 53
13 Fr.	1935 Saarabstimmung			☽	18 8 2	16 19	14 15	14 47
14 Sa.	1930 Marbaislag auf Vork Bessel			☽	19 8 1	16 21	17 21	15 45
				☽	20 8 0	16 22	20 4	16 47
				☽	21 7 59	16 24	23 17	17 51
				☽	22 7 58	16 26	26 15	18 54
				☽	23 7 56	16 28	29 36	19 59
				☽	24 7 55	16 29	32 57	21 5
				☽	25 7 53	16 31	36 17	22 11
15 So.	2. nach Epiphania 2. nach Erscheinung 1933 Wahltag der NSDAP. in Lippe			☽	26 7 52	16 33	39 38	23 19
16 Mo.	1901 Walter Arnold Böcklin †			☽	27 7 51	16 35	43 1	—
17 Di.	1318 Baumeister Erwin v. Steinbach †			☽	28 7 49	16 37	46 29	0 28
18 Mi.	1871 Reichsgründungstag [Petri Erntedankfest]			☽	29 7 48	16 38	50 0	1 29
19 Do.	1576 Hans Sachs †			☽	30 7 46	16 40	53 41	2 48
20 Fr.	1934 Gef. z. O. d. nat. Arb. (Hoban u. Sebastian)			☽	31 7 45	16 42	57 23	3 55
21 Sa.	1934 Baumeister Ludwig Troost †			☽				
22 So.	3. nach Epiphania 3. nach Erscheinung 1850 General Eymann *			☽				
23 Mo.	1930 Nationalsozialist. Regierung i. Thüringen			☽				
24 Di.	1712 Friedr. v. Große * 1932 Herb. Korfus †			☽				
25 Mi.	1077 Karl Heinr. IV. i. Canossa (Pauli Bekehrung)			☽				
26 Do.	1934 Deutsch-polnisches Abkommen			☽				
27 Fr.	1756 Wolfgang Amadeus Mozart *			☽				
28 Sa.	1923 Erster Parteitag d. NSDAP. i. München			☽				
29 So.	4. nach Epiphania 4. nach Erscheinung 1860 Ernst Moritz Arndt †			☽				
30 Mo.	1933 Adolf Hitler wird Reichkanzler			☽				
31 Di.	1893 SA-Sturmführer Hans G. Reifowski †			☽				

Mond-Wechsel.

- 5. Januar, 22 Uhr 30 Min. ☽ Vollmond
- 12. Januar, 14 Uhr 10 Min. ☽ Neues Viertel
- 20. Januar, 14 Uhr 27 Min. ☽ Halbmond
- 28. Januar, 16 Uhr 0 Min. ☽ Erstes Viertel

1. 1. 1933: Hissung der fur Brandenburgischen Flagge in der Kolonie Grob-Friedrichsburg.



Datum Wochen- tag	Februar / Hornung Gedenktage	Mond- stand	Sonnen-		Mond-		
			tauf.	Untg.	tauf.	Untg.	
1 Mi. 1933 Erster Vierjahresplan			1	7 43	16 44	13 35	4 56
2 Do. 1829 Naturforscher Brecht * (Mariä Himmelf.)			3	7 47	16 45	14 50	5 48
3 Fr. 1721 Seidlich *			3	7 49	16 46	15 11	6 31
4 Sa. 1936 Ermordung Wilhelm Gustloffs			4	7 59	16 50	17 35	7 7
5 So. Septagesima 1808 Karl Spigweg *			5	7 57	16 52	19 1	7 57
6 Mo. 1813 Aufruf Yorck an die ostpreuß. Stände			6	7 35	16 54	20 24	8 5
7 Di. 1915 Winterschlacht in Masurca			7	7 39	16 56	21 44	8 30
8 Mi. 1871 Moriz v. Schwind †			8	7 32	16 57	23 1	8 55
9 Do. 1905 Adolf v. Menzel †			9	7 30	16 59	—	9 23
10 Fr. 1920 Norddithlewig abgetrennt			10	7 28	17 1	0 14	9 53
11 Sa. 1813 Otto Ludwig *			11	7 26	17 3	1 33	10 36
12 So. Sexagesima Eintopffonntag			12	7 24	17 5	2 28	11 6
13 Mo. 1804 Philosoph Immanuel Kant †			13	7 22	17 7	3 39	11 51
14 Di. 1888 Richard Wagner †			14	7 20	17 9	4 39	12 49
15 Mi. 1871 Moriz v. Schwind †			15	7 18	17 11	5 51	13 40
16 Do. 1030 Friedrich Wilhelm d. Große Kurfürst *			16	7 16	17 13	7 25	14 39
17 Fr. 1827 Pestalozzi †			17	7 14	17 15	9 55	15 42
18 Sa. 1846 Martin Luther †			18	7 12	17 17	13 29	16 46
19 So. Quinquagesima			19	7 10	17 19	17 49	17 50
20 Mo. 1810 Andreas Hofer v. d. Franzosen erschossen			20	7 8	17 21	22 7	18 57
21 Di. 1916 Beginn d. Schlacht bei Verdun (Fastnacht)			21	7 6	17 23	27 24	20 10
22 Mi. 1788 Philosoph Arthur Schopenhauer * Wahrsamstag. Feiert Stillfeier.			22	7 4	17 25	33 46	21 19
23 Do. 1930 Dorff Bessel ermordet			23	7 2	17 26	40 8	22 18
24 Fr. 1920 Hitler verkünd. Parteiprogr. [Wahrsamstag]			24	7 0	17 28	48 24	23 27
25 Sa. 1916 Erstürmung von Douaumont			25	6 58	17 30	57 4	—
26 So. 1. Invokavit 1. Fastensonntag			26	6 56	17 32	68 9	0 35
27 Mo. 1925 Wiedergründung der NSDAP.			27	6 54	17 34	80 25	1 41
28 Di. 1833 Generalkasschef Gen. v. Schlieffen *			28	6 51	17 35	94 39	2 43
Mond-Wechsel.							
4. Februar, 8 Uhr 55 Min. ☾ Vollmond							
11. Februar, 5 Uhr 12 Min. ☽ Leeres Viertel							
19. Februar, 9 Uhr 28 Min. ☾ Neumond							
27. Februar, 4 Uhr 36 Min. ☽ Ertes Viertel							

4. 2. 1894: Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich über das Hinterland von Kamerun. — 12. 2. 1900: Die Samoa-Inseln werden als deutsches Schutzgebiet erklärt. — 12. 2. 1885: Gründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Datum Wochen- tag	März / Lenzing Gedenktage	Mond- stand	Sonnen-		Mond-		
			tauf.	Untg.	tauf.	Untg.	
1 Mi. 1935 Rückkehr des Saarlandes (Quatember)			1	6 49	17 37	12 27	3 36
2 Do. 1689 Franzosen verließen Heidelberg			2	6 47	17 39	13 42	4 22
3 Fr. 1918 Friede an West-Fronten			3	6 45	17 41	15 4	5 9
4 Sa. 1919 104 Sudeten Deutsche erschossen			4	6 43	17 43	16 27	5 54
5 So. Feldengedentag 2. Reminiszere 2. Fastenfg.			5	6 40	17 44	17 51	6 1
6 Mo. 1935 Hans Schimm †			6	6 38	17 46	19 15	6 29
7 Di. 1936 Wiederherstellung d. deutsch. Wehrhoheit			7	6 36	17 48	20 34	6 55
8 Mi. 1917 Graf Jepselin †			8	6 34	17 50	21 51	7 22
9 Do. 1888 Kaiser Wilhelm I. †			9	6 33	17 52	23 4	7 52
10 Fr. 1813 Stichtung des Eisernen Kreuzes			10	6 39	17 53	—	8 24
11 Sa. 1888 Kaiserin †			11	6 36	17 55	0 11	9 3
12 So. 3. Otuli 3. Fastensonntag Eintopffonntag			12	6 34	17 57	1 12	9 47
13 Mo. 1908 Wiederverein. Oesterreichs m. Deutschland			13	6 32	17 59	2 4	10 38
14 Di. 1808 Klopstock †			14	6 29	18 1	2 48	11 33
15 Mi. 938 Sieg Heinrichs I. in der Ungarnschlacht			15	6 27	18 3	3 26	12 31
16 Do. 1935 Wiedereinführ. der allgem. Wehrpflicht			16	6 24	18 4	3 57	13 32
17 Fr. 1813 Aufruf „An mein Volk“			17	6 22	18 6	4 23	14 36
18 Sa. 1813 Hr. Heddel * 1915 Beddigen's Unterg.			18	6 20	18 8	4 47	15 40
19 So. 4. Lätare 4. Fastensonntag (Zwiesch)			19	6 18	18 19	5 8	16 46
20 Mo. 1770 Hölberlin *			20	6 16	18 11	5 30	17 50
21 Di. 1933 Staatsakt i. Potsdam (Frühlings Anfang)			21	6 14	18 13	6 31	18 59
22 Mi. 1892 Goethe †			22	6 11	18 15	6 13	20 9
23 Do. 1808 Dietrich Eckart *			23	6 9	18 17	6 39	21 17
24 Fr. 938 Sieg Heinrichs I. in der Ungarnschlacht			24	6 6	18 19	7 8	22 27
25 Sa. 1935 Wiedereinführ. der allgem. Wehrpflicht			25	6 4	18 20	7 41	23 39
26 So. 1813 Hr. Heddel * 1915 Beddigen's Unterg.			26	6 51	18 21	8 24	—
27 Mo. 1827 Pestalozzi †			27	6 49	18 23	9 16	0 26
28 Di. 1846 Martin Luther †			28	6 47	18 25	10 17	1 30
29 Mi. 1892 Goethe †			29	6 44	18 27	11 28	2 17
30 Do. 1907 Ernst v. Bergmann † (Mariä Verkündigung)			30	6 42	18 29	12 43	3 27
31 Fr. 1873 Max Neger *			31	6 39	18 30	14 2	3 31
Mond-Wechsel.							
5. März, 19 Uhr 0 Min. ☾ Vollmond							
12. März, 20 Uhr 37 Min. ☽ Leeres Viertel							
21. März, 9 Uhr 49 Min. ☾ Neumond							
28. März, 13 Uhr 16 Min. ☽ Ertes Viertel							
6. 3. 1898: Kiantichow-Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und China.							



Datum Wochentag	August / Ernting Gedenktage		Wochentag	Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.	
	Datum	Wochentag				
1 Di.	1914 Beginn des Weltkriegs [Petr. Kettenf.]	1	4 18	19 54	19 52	5 42
2 Mi.	1984 Paul von Hindenburg †	2	4 19	19 52	20 14	6 46
3 Do.	1921 Gründung der SA.	3	4 21	19 51	20 35	7 50
4 Fr.	1929 4. Reichsparteitag in Nürnberg	4	4 22	19 49	20 56	8 54
5 Sa.	1914 Erneuerung des Eisernen Kreuzes	5	4 24	19 47	21 17	9 58
6 So.	9. n. Trinitatis 10. n. Pfingsten [Verkündung Christi]	6	4 25	19 45	21 42	11 4
7 Mo.	1914 Einnahme von Vattich	7	4 27	19 44	22 10	12 10
8 Di.	1929 Erster Zeppelinweltflug	8	4 28	19 42	22 42	13 18
9 Mi.	1890 Belgoland wird deutsch	9	4 30	19 40	23 23	14 24
10 Do.	955 Sieg über die Ungarn auf dem Vechfeld [Laurentius]	10	4 32	19 38	—	15 27
11 Fr.	1778 Friedrich Ludwig Jahn *	11	4 35	19 36	0 13	16 25
12 Sa.	1894 Albert Leo Schlageter *	12	4 35	19 34	1 14	17 16
13 So.	10. nach Trinitatis 11. nach Pfingsten	13	4 36	19 32	2 25	17 59
14 Mo.	1921 Georg von Schönerer, völk. Vorkämpfer in Österreich †	14	4 38	19 30	3 46	18 36
15 Di.	1740 Matthias Claudius * [Maria Himmelfahrt]	15	4 40	19 28	5 8	19 8
16 Mi.	1717 Türkenkrieg Prinz Eugens bei Belgrad	16	4 42	19 26	6 33	19 36
17 Do.	1786 Friedrich der Große †	17	4 43	19 24	7 50	20 4
18 Fr.	1866 Gründung des Norddeutschen Bundes	18	4 45	19 22	9 18	20 31
19 Sa.		19	4 47	19 20	10 36	21 1
20 So.	11. nach Trinitatis 12. nach Pfingsten	20	4 49	19 18	11 51	21 33
21 Mo.	1927 8. Reichspart. d. NSDAP. i. Nürnberg	21	4 51	19 16	13 1	22 9
22 Di.	1880 Gorch Fock *	22	4 52	19 13	14 5	22 51
23 Mi.	1891 Gneisenau †	23	4 54	19 11	15 0	23 40
24 Do.	1936 Einföhr. d. Führ. Dienststf. [Bartholomäus]	24	4 56	19 9	15 45	—
25 Fr.	1744 Joh. Gottfried Herder * 1900 Nietzsche †	25	4 58	19 7	16 29	0 34
26 Sa.	1806 Buchh. Palm v. den Franzosen erschossen	26	4 59	19 4	17 4	1 31
27 So.	12. nach Trinitatis 13. nach Pfingsten	27	5 1	19 2	17 32	2 31
28 Mo.	1749 Goethe *	28	5 2	18 59	17 56	3 25
29 Di.	1866 Hermann Löns * 1529 Hutten †	29	5 4	18 57	18 20	4 37
30 Mi.	526 Theoderich der Große †	30	5 6	18 55	18 41	5 41
31 Do.	1821 Helmholtz *	31	5 7	18 53	19 3	6 48

Mond-Wechsel.
 8. August, 10 Uhr 18 Min. ☾ Erstes Viertel
 15. August, 4 Uhr 53 Min. ☉ Neumond
 21. August, 22 Uhr 21 Min. ☽ Erstes Viertel
 29. August, 23 Uhr 9 Min. ☿ Vollmond
 7. 8. 1884: Hissung der deutschen Flagge in Angola-Baena (Deutsch-Südwestafrika). —
 8. 8. 1914: Bezeichnung von Dareschalam durch englische Kriegsschiffe.



Datum Wochentag	September / Scheidung Gedenktage		Wochentag	Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.	
	Datum	Wochentag				
1 Fr.	1870 Sieg bei Sedan [Agabus]	1	5 9	18 50	19 25	7 50
2 Sa.	1933 Parteitag des Sieges	2	5 10	18 48	19 47	8 55
3 So.	13. nach Trinitatis 14. nach Pfingsten	3	5 12	18 46	20 14	10 1
4 Mo.	1814 Allgemeine Wehrpflicht	4	5 14	18 44	20 44	11 6
5 Di.	1774 Maler G. D. Friedrich *	5	5 15	18 41	21 20	12 12
6 Mi.	1914 Beginn der Rarnecktsacht	6	5 17	18 39	22 6	13 15
7 Do.	1914 Fall der Festung Mandenau	7	5 18	18 36	23 0	14 14
8 Fr.	1891 Raabe * 1933 Th. Fritsch † [Maria Geburt]	8	5 20	18 34	—	15 6
9 Sa.	1855 G. St. Chamberlain *	9	5 22	18 32	0 5	15 51
10 So.	14. nach Trinitatis 15. nach Pfingsten	10	5 24	18 29	1 18	16 28
11 Mo.	1919 Diktat von St. Germain	11	5 25	18 27	2 38	17 4
12 Di.	1816 Karl Zeiß *	12	5 27	18 24	4 0	17 33
13 Mi.	1819 Blücher † [Rome Maria]	13	5 29	18 22	5 25	18 2
14 Do.	1769 Alexander v. Humboldt * [Kreuzerhöhung]	14	5 31	18 20	6 47	18 29
15 Fr.	1935 Sakentrennung Reichslage — Nürnberger Geleise [Sieb. Schmerz, Maria]	15	5 32	18 17	8 10	18 59
16 Sa.	1809 Erziehung der Schill'schen Offiziere	16	5 34	18 15	9 29	19 31
17 So.	15. nach Trinitatis 16. nach Pfingsten	17	5 35	18 12	10 43	20 6
18 Mo.	1631 Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld	18	5 37	18 10	11 51	20 48
19 Di.	1925 Afrikanischer Georg Schweinfurth †	19	5 39	18 8	12 59	21 35
20 Mi.	1863 Jaf. Grimm † 1898 Fontane † [Quat.]	20	5 41	18 6	13 44	22 28
21 Do.	1860 Philosoph Schopenhauer † [Matthäus]	21	5 42	18 3	14 27	23 25
22 Fr.	1826 Johann Peter Hebel † [Herbstsonntag]	22	5 44	18 1	15 5	—
23 Sa.	1885 Karl Spigweg †	23	5 46	17 59	15 34	0 24
24 So.	16. nach Trinitatis 17. nach Pfingsten	24	5 48	17 57	16 1	1 36
25 Mo.	1555 Augsburger Religionsfriede	25	5 49	17 54	16 25	2 29
26 Di.	1759 Fock *	26	5 51	17 52	16 46	3 32
27 Mi.	1870 Einnahme Straßburgs	27	5 52	17 49	17 8	4 37
28 Do.	1858 Vorgeichtsforscher Gust. Kossinna *	28	5 54	17 47	17 30	5 41
29 Fr.	1933 Reichserbhofgeis [Michaels]	29	5 56	17 45	17 55	6 46
30 Sa.	1681 Raub Straßburgs durch Ludwig XIV.	30	5 57	17 42	18 19	7 52

Mond-Wechsel.
 6. Sept., 21 Uhr 24 Min. ☾ Erstes Viertel
 13. Sept., 12 Uhr 22 Min. ☉ Neumond
 20. Sept., 11 Uhr 34 Min. ☽ Erstes Viertel
 28. Sept., 15 Uhr 27 Min. ☿ Vollmond



Der Wiederaufbau des Dritten Reiches und die deutsche Kolonialforderung

Von Dr. H. W. Bauer.

Seitdem der Nationalsozialismus an der Macht ist, haben wir immer wieder aus dem Auslande hören müssen: ein armes Land wie Deutschland sei nicht in der Lage, den Raum, den es in Kolonien für das Mutterland besitzen wolle, hinreichend auszuwerten. Dieser Einwurf, der von den großen westlichen Demokratien, jenen verständnislosen Kolonialbesitzern, erhoben wird, ist nur zu durchsichtig und erinnert an ähnliche, recht zweifelhafte Einwände, die von Anfang an auch gegen unseren inneren Auf- und Umbau erhoben worden sind. Man redete da in immer neuen Spielarten davon, daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen dazu nicht vorhanden seien. In gleicher Weise wurde damals auch vorausgesetzt, daß Italien das Abessinien-Unternehmen wirtschaftlich wie finanziell nicht überleben werde, daß es daran scheitern müsse. Doch alle diese Einwürfe sind vor der großen Wirklichkeit in ein Nichts zerflattert. Das Italienische Imperium steht heute trotz aller Sanktionen der 52 Staaten sicher, fest und stark, ebenso wie das Großdeutsche Reich — beide keine Fiktionen, sondern Realitäten.

Es ist eigentümlich, aber so recht kennzeichnend, daß gerade die Mächte, welche über alle materiellen Voraussetzungen verfügen: über weite Erdräume, natürliche Hilfsmittel und Rohstoffquellen in reicher Fülle, oft im Überfluß, dazu über genug Gold und Devisen, aber dennoch mit ihren eigenen Sorgen und Nöten so wenig fertig werden können, — daß eben diese Mächte an dem Aufbaue der autoritär geführten Staaten immer wieder herumörgeln und deren sichtbare Erfolge umzu- deuten sich vergebliche Mühe geben. Sie täten wirklich besser, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern! „Wer über alle Bodenschätze, die nur denkbar sind, verfügt“, hat der Führer ihnen in seiner Rede zum Tag der Deutschen Arbeit am 1. Mai 1938 vorgehalten, „der müßte mit Leichtigkeit seinen Menschen Arbeit und Brot geben können“. Statt dessen aber sehen wir, daß sie ihre Reichtümer nicht in Arbeit umzusetzen vermögen, daß ihre Ländereien nicht in vollem Maße genutzt sind im Vergleich zu der Bodennutzung in Deutschland; sie haben es auch nicht verstanden, die Arbeitslosigkeit zu bannen, und können ihren übergroßen Kolonialreichtum nicht die Entwicklung geben, die diese nötig haben; weite Flächen liegen brach, gesundes Land ist unbewohnt, viele Naturschätze bleiben ungehoben.

Indes, was die anderen übergenuß an materieller Basis mit ihren ungeahnten Möglichkeiten und an sonstigen günstigen Faktoren besitzen — und hier dokumentiert sich so ganz die große schreiende Ungleichheit der Güter- und Raumverteilung in der Welt —, das haben wir nicht und das haben wir auch beim Wiederaufbau nicht einsetzen können. Wir haben zu wenig Raum, der vorhandene unzureichende Boden ist

Datum Wochentag	Dezember / Julmond Gedenktage		Wochentag	Tages- summe	Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Fr.	1937 H. J. wurde Staatsjugend		Fr	1	7 46	15 51	21 9	11 5
2 Sa.	1933 Reichsstatthalter des Führers		Sa	2	7 48	15 50	22 25	11 37
3 So.	1. Advent	1. Adventssonntag	So	3	7 49	15 49	23 43	12 5
4 Mo.	1857 Bildhauer Christian Rauch †		Mo	4	7 50	15 49	—	12 32
5 Di.	1409 Gründung der Universität Leipzig		Di	5	7 52	15 48	1 0	12 58
6 Mi.	1849 Generalfeldm. v. Raden * [Nikolaus]		Mi	6	7 54	15 48	2 17	13 25
7 Do.	1835 Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Münchberg—Fürth		Do	7	7 55	15 47	3 34	13 55
8 Fr.	1914 Seefchl. b. d. Faltlandinseln [Maria Empf.]		Fr	8	7 56	15 47	4 48	14 27
9 Sa.	1717 J. J. Winkelmann *		Sa	9	7 57	15 47	5 59	15 7
10 So.	2. Advent 2. Adventssonntag Eintopffonntag		So	10	7 59	15 46	7 4	15 33
	1493 Paracelsus *			11	8 0	15 46	8 2	16 46
	1520 Luther verbrennt die Bannbulle			12	8 1	15 46	8 51	17 43
11 Mo.	1783 Mar von Schenkendorf *		Mo	13	8 2	15 46	9 35	18 45
12 Di.	1916 Friedensangebot der Mittelmächte		Di	14	8 3	15 46	10 7	19 48
13 Mi.	1250 Kaiser Friedrich II. †		Mi	15	8 4	15 46	10 54	20 53
14 Do.	1720 Infus Mäfer *		Do	16	8 5	15 46	10 59	21 56
15 Fr.	1745 Schlacht von Kesselsdorf		Fr	17	8 6	15 46	11 23	23 0
16 Sa.	1770 Ludwig van Beethoven *		Sa	18	8 7	15 46	11 42	—
17 So.	3. Advent	3. Adventssonntag	So	19	8 8	15 47	12 4	0 4
	1920 „Völk. Beobacht.“ amtl. Zeitg. d. NSDAP.			20	8 8	15 47	12 26	1 7
18 Mo.	1803 Joh. Gottfr. Herder † [Maria Erwartung]		Mo	21	8 8	15 48	12 50	2 13
19 Di.	1508 Bildhauer Adam Kraft †		Di	22	8 9	15 48	13 19	3 23
20 Mi.	1924 D. Führer a. d. Festungsh. entl. [Quatember]		Mi	23	8 9	15 49	13 52	4 27
21 Do.	1795 Geschichtsschr. L. v. Ranke *		Do	24	8 10	15 49	14 24	5 33
22 Fr.			Fr	25	8 10	15 50	15 26	6 36
23 Sa.	1597 Dichter Martin Opitz *		Sa	26	8 11	15 50	16 26	7 34
24 So.	4. Advent	4. Adventssonntag	So	27	8 11	15 51	17 36	8 23
25 Mo.	1. Weihnachtstag	1837 Cosima Wagner *	Mo	28	8 11	15 52	18 52	9 4
26 Di.	2. Weihnachtstag	1923 Dietr. Eckart † [Stephanus]	Di	29	8 11	15 53	20 11	9 49
27 Mi.			Mi	30	8 11	15 53	21 31	10 11
28 Do.	1931 Vorgeschiedtes G. Kossinna † [Ansch. Kinder]		Do	31	8 11	15 54	22 49	10 39
29 Fr.	1836 Kritischer Georg Schlegel * [Wintersong]		Fr					
30 Sa.	1812 Konvention von Tauroggen		Sa					
31 So.	S. n. Weihn. Silvester	1747 Gottfried Bürger * [Wintersong]	So					

Mond-Wechsel.

3. Dechr.	21 Uhr 40 Min.	3. Dechr. Viertel
10. Dechr.	22 Uhr 45 Min.	1. Neumond
18. Dechr.	22 Uhr 4 Min.	1. Erstes Viertel
26. Dechr.	12 Uhr 28 Min.	3. Vollmond

6. 12. 1889; Gründung des Deutschen Kolonialvereins (später Deutsche Kolonialgesellschaft, jetzt Reichskolonialbund) in Frankfurt a. M.

nicht reich mit Schätzen und Rohstoffen gesegnet, an Gold und Devisen mangelt es sehr, — man hat sie uns weggenommen, ebenso wie man uns die Kolonien entriß. Und dennoch ist es uns gelungen, die wirklich großen Aufgaben, die uns daheim gestellt sind, in so kurzer Zeit zu meistern, ohne die Hilfe der Reichen und Satten, die wir nicht erwarteten und auch nicht erhofften. Gewiß, wir besaßen nach dem Versailler Gewaltakt und der trostlos verwirtschafteten Nachkriegs-Systemzeit keine wesentlichen Kapitalanlagen und keine finanziellen Überschüsse mehr, wohl aber eines, das wir in die Waagschale werfen konnten, und das war die deutsche Arbeitskraft, der geeinte nationale Wille unseres deutschen Volkes und begabter, genialer Führung! Der Kampf mit dem Raume und all den Nöten strafte nur die Kräfte. Wir wußten, als wir vor fünf Jahren an den schweren Wiederaufbau Deutschlands gingen, daß entgegen aller herrschenden, innerlich lebensfremden Wirtschaftslehre nicht zahlenmäßig erfahrbare Werte, nicht wirtschaftliche Größen allein ausschlaggebend sein würden, sondern zu allererst die innere Geschlossenheit, Kraft und Wille zur höchsten Leistung. Diese Erkenntnis, daß Aufbau und Wohlstand eines Landes und Volkes von der Arbeit und Leistung abhängen, daß wichtiger als Geld die Lebens-, Arbeits- und Gestaltungskraft des schaffenden Menschen ist, das Vertrauen in das eigene Können, hat Deutschland aus Wenigem viele und vielseitige Werte und Werke schaffen lassen. So ist die neue nationale Volkswirtschaft durch die deutsche Volkskraft erstanden.

Welche Wandlung hat sich überhaupt vollzogen? Damals nach dem verlorenen Kriege mit allen seinen furchtbaren Folgen ein Arbeitslosenheer von über sechs Millionen, eine völlig zerrüttete und planmäßig ausgeplünderte Wirtschaft, das Volk politisch in eine Vielzahl von Parteien zerrissen, verzagt und hoffnungslos, höchste kulturelle Werte überfremdet und wie viele andere denkbar ungünstige Umstände noch. Heute ist Versailles bezwungen, die Kriegsschuldlüge beseitigt, das Rheinland befreit, die deutsche Ostmark dem Reiche wiedergegeben, eine stolze und starke Wehrmacht neu aufgerichtet. Die Arbeitslosigkeit ist getilgt, ja es gibt angesichts der Größe unserer Aufgaben nicht genügend Hände, um den Überfluß an Arbeit zu bewältigen. Die Wirtschaft ist nach nationalen Grundfäden neu aufgebaut, die Produktion auf allen Gebieten gesteigert, die Währung intakt. Das deutsche Bauerntum steht auf seinem Grund und Boden wieder gefestigt da, durch die Spatenarbeit des Arbeitsdienstes ist in friedlichem Kampf neuer, so dringend notwendiger Lebensraum geschaffen, ja selbst dem Meere abgerungen, die zu knappe landwirtschaftliche Nährbasis vergrößert und intensiviert worden. Überall entstehen neue Straßenbauten, großzügige Planungen, monumentale Bauwerke als über Jahrhunderte hinausweisende Kulturleistungen unserer Zeit. Das sind unanfechtbare Zeugen der Wirklichkeit, des deutschen Aufstieges unter Adolf Hitler! Sie mögen draußen weiter hegen, uns unsere Taten und Werke des Friedens neben, das neugeschaffene Großdeutsche Reich wird diesen seinen Weg ruhigen Schaffens unbeirrt weitergehen.

So spricht gegenüber allen skeptischen Voraussetzungen und unsinnigen Behauptungen, wo sie auch immer auftreten mögen, der deutsche wirts-



Bild: Hoffmann

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler.

schäufliche Aufbau eine nur zu unmißverständliche Sprache, und es sollte auch allen vernünftigen und einsichtigen Kreisen des Auslandes klar sein, daß das Aufbauwerk im Reiche mit derselben Kraft auch im kolonialen Bereich in die Tat umgesetzt und hier die Entwicklung bestimmen wird, sobald Deutschlands koloniale Rehabilitation erfolgt ist. Der Führer hat schon in der Proklamation zum Parteitage Nürnberg 1936 gegenüber ausländischer Kritik ausgesprochen: „Eine Staatsführung, die unter den Voraussetzungen der deutschen die heute nicht mehr wegzuleugnenden wirtschaftlichen Leistungen zuwege bringt, würde jedenfalls auch Kolonien nützlich zu gestalten wissen“.

Gerade für uns Deutsche ist das Recht auf Kolonien vollauf begründet, um so mehr, als uns unser alter Kolonialbesitz — rechtmäßig erworben und mustergültig entwickelt — in Versailles unter lägenhaften Vorwänden, an die heute kein anständiger Mensch mehr glaubt, entrisse worden ist. Wir wollen anderer Völker Lebensrechte in keiner Weise antasten, nehmen für uns nur in Anspruch, daß auch uns jene Rechte gewährt werden, die uns unweigerlich auf Grund bester Titel zustehen, und daß der jetzige unsittliche und ungesunde Zustand der kolonialen Aussperrung Deutschlands ein Ende nimmt. Deutschland ist heute der Fordernde mit größter moralischer Berechtigung und Begründung, und es will nicht für ewig in die Kategorie der Habenichtse eingereiht sein. Es ist sein ganz selbstverständliches Verlangen, mit teilzuhaben an den Gütern und Räumen der Erde, mit denselben Rechten und auch denselben Pflichten. So kämpfen wir unbeirrt weiter für das uns gestellte große Ziel, bis es verwirklicht ist, eingedenk der Worte des Generals Ritter von Epp anlässlich der Reichskolonialtagung Bremen 1938:

„Ob das Ziel nah oder fern liegt, danach fragen wir nicht. Wir tun unsere Arbeit still und unverbrossen, weil es der Führer will und weil wir überzeugt sind, daß er uns auch zu diesem Ziel führt, weil Deutschland es braucht. Unsere Arbeit erstreckt sich auf die Verbreitung und Vertiefung von Wissen und Überzeugung im Volke, die der Führer notwendig hinter sich haben muß, um die koloniale Erfüllung zu bringen. Aber Mittel und Wege in diesem Kampf um die Entscheidung von Deutschlands kolonialer Forderung bestimmt die Staatsführung. Hierbei brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Der Führer befiehlt, und wir gehorchen!“

Der Führer und Reichsminister Adolf Hitler:

„Deutschland hat niemals Kolonien gefordert zu militärischen Zwecken, sondern ausschließlich zu wirtschaftlichen.“



Haus eines Pflanzungsleiters in Vota bei Victoria.

Deutsche Pflanzungen am Kamerunberg

Von Dr. C. Th. Seitzel. Mit Bildern des Verfassers.

Nähert man sich der Bucht von Victoria, so hat man den herrlichen Kamerunberg mit seinen sanft ansteigenden Hängen und seiner üppigen tropischen Vegetation wie einen paradiesischen Garten vor Augen. Die kleinen vereinzelt am Rande der Bucht erscheinenden Häuser wie aus einer Spielzeugschachtel. Kommt man erst an Land, ist man dann ganz erstaunt über den relativ großen Ort Victoria, der so versteckt hinter Palmen und Bäumen und kleinen Hügeln liegt, daß man dies alles von See aus nicht erblicken konnte. Ganz überrascht von der märchenhaften Schönheit des Landes ist man dann aber erst, wenn man ein Stück des Weges nach Buea herauf gefahren ist und an manchen Straßenbiegungen, besonders nach dem Titofluß zu, Gelegenheit hat, weitenweit dieses herrliche Land zu überblicken.

Von diesem erhöhten Standpunkt aus sieht man dann erst, daß es gar nicht alles Busch und Urwald ist, was man da vor sich liegen hat, sondern daß man an manchen Stellen endlose Plantagen von Bananen oder Kakao, oder auch ausgedehnte Ölpalmwälder und hier und da auch

Gummibäume vor sich liegen hat. Dies alles ist die Arbeit fleißiger, unermüdblicher deutscher Hände, die seit dem Jahre 1925, nach dem Rücklauf der deutschen Pflanzungen am Kamerunberg, wieder fleißig dort tätig sind.

Das gesamte Gebiet, das seither wieder „Deutscher Besitz“ ist, trotz der derzeit noch englischen Mandats Herrschaft, umfaßt etwa die Größe von Sachsen. Nun muß man nicht glauben, daß dort nun alles bis in das letzte Ecken hinein mit irgendwelchen Kulturen ausgenutzt ist. Nein, weite Strecken sind noch Busch oder schon wieder Busch, ganz abgesehen von den dazwischen liegenden Negerreservaten, die ständig im Besitz der Eingeborenen bleiben und von diesen nur soweit angepflanzt werden, als es für ihren eigenen Hausbedarf notwendig ist.

Solch ein Teil des Busches wird nun eines Tages von einer Schar von Eingeborenen unter Führung eines deutschen Pflanzungsleiters mit Art und Buschmesser in Angriff genommen und nach kurzer Zeit liegt der ganze Wald am Boden. Einige Stämme wertvollen Holzes, besonders harte Hölzer wie Teakholz oder Mahagoni oder gar Ebenholz, werden zur nächsten Straße heruntergeschleppt und abtransportiert. Der ganze übrige Rest bleibt liegen, auch die Urwaldriesen, die meist aus ganz weichem Holz sind, und wird angezündet. Tagelang brennt und raucht und schwellt das zusammengeschlagene Holz. Die dickeren Stämme verkohlen nur teilweise. Aber trotzdem verfallen sie bei dem tropischen Klima sehr bald, so daß ohne Rücksicht auf ihr Vorhandensein wenige Tage nach Abbrennen des Busches die neue Pflanzung angelegt wird.

Bald sieht man zwischen den verkohlten Baumriesen neugierige Bananenstедlinge in unbemerklicher Geschwindigkeit ihren jungen Söhneling emporsagen. Und kommt man erst nach ein paar Wochen an der Stelle vorbei, an der damals der Busch abgebrannt wurde, so steht man staunend vor einem weit über mannshohen Bananenwald. Das Deutsche Reich braucht im Jahre etwa 100 000 Tons Bananen. Früher wurden diese Früchte alle aus Jamaika, oder von den Kanarischen Inseln oder sonstwo aus der Welt mit englischen, spanischen und amerikanischen Dampfern nach Deutschland gebracht. 1925 kam man aber in Kamerun auf die Idee, daß man dieses gute Geschäft doch sicher auch selber machen könnte. Zwar reichten die sechs Tons, die damals exportiert wurden, für den Bedarf in Deutschland nicht ganz aus, aber der Versuch, sie von der Kamerunede in gutem Zustand nach Deutschland zu bringen, gelang, und so wurden die ersten Vorbereitungen getroffen, erstl. größere Mengen zu verschiffen. Die Deutschen Afrika-Linien bauten danach zunächst einen, dann zwei Dampfer so um, daß sie die Laderäume teilweise als Kühlräume benutzen konnten, und so kamen 1927 schon 100 Tons, 1928 sogar 250 Tons nach Deutschland. Inzwischen entwickelte sich dann das Bananengeschäft ganz rapide. Erst entstanden zwei Spezialschiffe für Bananen, die inzwischen zu einer ganzen Flotte geworden sind, so daß bis 1933 bereits 30 000 Tons, in der letzten Zeit, nach einer mühevollen Arbeit von über 12 Jahren, der größte Teil des deutschen Bananenverbrauchs von deutschen Pflanzungen gedeckt wird und auf deutschen Schiffen in nicht ganz 14 Tagen vom Kamerunberg nach Hamburg gebracht wird.



Oben: Der „Busch“ ist niedergeschlagen und der Rest abgebrannt. Tagelang schweilen noch die angekohlten Baumriesen. Unten: Straße durch den Busch in der Nähe von Victoria.



Links: Hier stehen eine Ölpalme, mehrere Gummibäume (mit weißer Rinde) und einige Kalaosträucher friedlich beisammen. Rechts: Zum Schluß läuft das fertige Palmöl in die Fässer zum Versand nach Europa.

Nach den Bananen, deren Anpflanzung vor dem Krieg in Kamerun gar nicht betrieben wurde, spielt von jeher die Ölpalme dort die Hauptrolle. Endlose Strecken kann man dort wirklich „unter Palmen wandeln“ und von Zeit zu Zeit sieht man die geschickten Neger in sabelhafter Schnelligkeit mit Hilfe eines selbstgefertigten Bastgürtels die hohen Bäume erlettern. Mit ein paar wohlgezielten Messerhieben haben sie die unter der Frucht befindlichen Blätter entfernt und die über mannskopfgroße Frucht abgeschlagen und zu Boden geworfen. Einzeln trägt der Neger dann die geerntete Frucht zum nächsten Eisenbahnwägelchen der Pflanzungsbahn oder zum Lastauto, in manchen Gegenden auch noch zu der seltsamen Einschienenbahn, und dann fahren die hochgetürmten Wagen zur nächsten Fabrik, in der das Palmöl gewonnen und in Fässer verladen wird, und die übrig bleibenden Palmkerne zur weiteren Aufbereitung ebenfalls zum Versand nach Deutschland verpackt werden.

Ein weiteres wesentliches Produkt der deutschen Kamerunpflanzungen ist noch der Kalao. Hohe zierliche Büsche tragen die lederen Früchte seltsamerweise abseits von den Blättern unmittelbar am Stamm, und vielleicht damit der Neger sich nicht allzusehr beim Pflücken plagen muß, was er sowieso höchst ungern tut, hängen sie meist ziemlich weit unten, so daß man sie vom Boden aus bequem mit einer leichten Drehung abpflücken kann. Hier geht die Aufbereitung in Afrika nur soweit, daß



Oben: In langen Zügen der „Pflanzungseisenbahn“ werden die reifen Bananen zum Schiff gebracht, das sie in Kühlräume aufnimmt (in den letzten Wagen Reifenbananen in Kisten). Unten: Stfrüchte kommen in die Fabrik und werden dort aufgestapelt.

zunächst die Kakaobohnen aus der großen Frucht ausgeschält und getrocknet und später noch fermentiert werden, so daß sie den Transport in Säcken ohne Bedenken ausbalten können. Alles weitere geschieht in den deutschen Kaka- und Schokolade-Fabriken.

Tea- und Ananas-Pflanzungen sind bisher nicht über die Versuchsstadien hinausgekommen; vielleicht nehmen sie eines Tages auch so einen sensationellen Aufschwung, wie er der Banane geglückt ist.

Nicht unerwähnt aber soll die in den Bergen gelegene „Deutsche Farm“ bleiben. Dort gibt es Genüsse, wie sie im allgemeinen der in den Tropen lebende Europäer nicht kennt. Die günstige Höhenlage in Verbindung mit der nur kurzen Strecke Wegs von kaum 45 Minuten Autofahrt, macht es den auf den Kamerunpflanzungen lebenden Deutschen möglich, von Zeit zu Zeit einmal dort hinaufzufahren, in der für die Tropen wunderbaren „Kälte“ von 16—18 Grad sich einmal gründlich über Wochenend zu erholen und die seltensten Ledereien, wie frisches Gemüse, Milch, Erdbeeren und vieles andere mehr, was sonst in den Tropen ganz unbekannt ist, dort oben zu genießen.

Unter diesen besonders günstigen Umständen läßt sich das Leben auf den Kamerunpflanzungen besser vertragen, als es sonst in Gebieten, die nur einige wenige Breitengrade über dem Äquator liegen, der Fall zu sein pflegt. Auch sorgt der stets dort ansässige deutsche Arzt dafür, daß seine von ihm betreuten deutschen Pflanzler auch in dieser Hinsicht sich keinerlei Sorge zu machen brauchen. Besonders aber kommt es dem Gesundheitszustand der eingeborenen Pflanzungsarbeiter sehr zugute, weniger, weil alle ihre Krankheiten nach den modernsten europäischen Kenntnissen geheilt werden, sondern vielmehr, weil ein großer Teil von Infektionen und Epidemien durch zeitiges Vorbeugen nach jeder Richtung hin vermieden oder im Keim erstickt wird. So wird dem dort in den Tropen arbeitenden Deutschen die Haupt Sorge um sein Wohl und seine Gesundheit und auch die seiner treuen schwarzen Arbeitsleute durch deutsche Vorsorge und Gründlichkeit abgenommen, so daß er trotz des fast unerträglichen Klimas doch ein viel gesünderes und unbesorgteres Leben führen kann, als andere Europäer in gleichen Breitengraden.

Koloniale Schuldlüge - geistern und heute

Von Dr. H. W. Bauer.

Im Artikel 119 des Versailler Diktates ist bekanntlich Deutschlands Verzicht auf alle seine Rechte und Ansprüche bezüglich seiner überseeischen Besitzungen ausgesprochen — eine Bestimmung, die gänzlich unvereinbar ist mit dem fünften Punkte der damals auch von den Alliierten als Grundlage des Friedensvertrages ausdrücklich anerkannten vierzehn Punkte Wilsons, der eine freie, weitberzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche festlegte. Was die deutschen kolonialen Notwendigkeiten im besonderen noch betraf, so war in dem sog. Lyoner Funkspruch des Obersten House vom 29. Oktober

1918, der eine authentische Auslegung des Punktes 5 gab, klar zum Ausdruck gebracht: daß Deutschland Zugang zu den Tropen mit ihren Rohprodukten braucht, daß es ein Gebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß nötig hat, daß nach den vorgeschlagenen Friedensbedingungen die Eroberung keinen Rechtsanspruch der Gegner begründet.

Wie ganz anders ist es aber dann trotz allen feierlichen Erklärungen und Zusagen gekommen! Die Wilson'sche Friedensideologie scheiterte an dem egoistischen Nachstreben Englands und Frankreichs, deren Hände bereits durch während des Krieges getroffene Geheimverträge über die Aufteilung der deutschen Kolonien gebunden waren. Um jedoch nach außen hin die Vergewaltigung der Wilson'schen Grundsätze nicht allzu schroff in die Erscheinung treten zu lassen und um die entschädigungslose Übertragung dieser Gebiete durchzuführen, schuf der „Rat der Vier“ auf der Pariser Friedenskonferenz nach dem Vorschlage des Generals Smuts das koloniale Mandatsystem, das nach den Worten des Franzosen Renaudel leiblich den Zweck haben sollte, nicht offenkundig sagen zu müssen: Wir wollen Deutschland seiner Kolonien berauben!

Die eigentliche Grundlage, die dem ganzen Mandatsgedanken zugrunde lag, bildete die satism bekannte Kolonialschuldlüge, wie sie in der Mantelnote zum Versailler Diktat vom 16. Juni 1919 niedergelegt ist und Deutschland die Fähigkeit und Würdigkeit zum Kolonisieren abspricht. Dabei stützte man sich vor allem auf das in der Kriegszeit herausgebrachte südafrikanische Blaubuch über die deutsche Verwaltung und über die Behandlung der Eingeborenen in Deutsch-Südwest. Die südafrikanische Regierung ist offiziell schon längst von diesem, wider besseres Wissen zusammengeschriebenen *M a c h w e r k* im Unions-Parlament abgerückt, weil es nur die Bedeutung einer „Kriegsmaßnahme“ habe und nun die Zeit gekommen sei, dieses Instrument außer Wirkung zu setzen und alle Kopien zu vernichten. Darüber hinaus erkennen auch ungezählte Urteile bekannter englischer, amerikanischer und sonstiger Kolonialfachverständiger vorurteilslos an, welche großen Leistungen Deutschland als jüngste Kolonialmacht in seinen Kolonien vollbracht hat, sei es auf dem Gebiete der Forschung, Verwaltung und Rechtspflege, sei es auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und Tropenmedizin, der Eingeborenenenergie und Wirtschaftsentwicklung. Vor kaum Jahresfrist wurde auf der Konferenz für Siedlungspolitik im Empire nochmals eindeutig ausgesprochen, die Deutschen seien hervorragende Kolonisatoren, ihre Besitzungen seien ausgezeichnet gepflegt.

Daß sich auch die Eingeborenen unserer Kolonien bei ihren deutschen Vertretern und Schutzherrn wohl fühlten, bezeugt wohl am schlagendsten ihre in der Kolonialgeschichte geradezu einzig dastehende *Treue und Anhänglichkeit* bis in unsere heutigen Tage hinein. Wie wäre sonst auch der Heldentampf Lettow-Vorbeck's möglich gewesen, dessen kämpfende Truppe bei Waffenstillstand über kein deutsches Gewehr und keine deutsche Patrone mehr verfügte? Seit langem hätten sie nur mit erbeuteten Feindwaffen gekämpft! Wohl keiner hat schöner Deutschlands kolonialer Berufung und Befähigung Ausdruck verliehen, als der Utrechter Professor Dr. van Buuren mit den Worten: „Jede koloniale Tätigkeit kann keine

andere sein als eine Tätigkeit von Kraft und Liebe, vielleicht mehr von Liebe als von Kraft. Die Anhänglichkeit, mit der die ganze Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas im Weltkriege an der Seite Lettow-Vorbeck stand, ist ein Beweis, daß hier Liebe nicht nur empfangen, sondern auch gegeben worden ist.“

Die Erfolge der deutschen Kolonisation waren zu stark, als daß Verleumdung und Lüge ihnen dauernd hätten standhalten können, und so können wir wohl sagen, daß die schändliche Koloniallüge unter dem Druck der Wahrheit zusammengebrochen, daß sie auch in der öffentlichen Meinung der Welt im großen und ganzen als erledigt zu betrachten ist. Aber schon sind gewisse Kreise dabei, an ihre Stelle eine neue These deutscher kolonialer „Unwürdigkeit“ zu setzen. Man erzählt da der Welt, wir seien auf Grund unserer RassenEinstellung nicht geeignet, fremde Völker zu leiten. Wie steht es nun damit?

Wenn man glaubt, durch Aufrichtung einer rassenpolitischen Schuldfrage Unruhe unter die Eingeborenen zu bringen und damit wider besseres Wissen und wider alle Moral unsere koloniale „Anfähigkeit“ ein zweites Mal begründen zu müssen, so sind wir allerdings der Auffassung, daß durch die neuerliche Diskriminierung eines Mitgliedes der weißen Rasse der europäischen Kolonisation in Afrika wie überhaupt dem gemeinsamen weißen Rassenbewußtsein in der Welt in keiner Weise gedient ist. Daß heute mit uns auch nicht wenige ehrlich denkende Männer des Auslandes der Ansicht sind, daß die Eingeborenen unter deutscher Obhut sicher ebensogut daran sein werden als unter irgendeiner anderen, vermehren wir mit Dank und Genugtuung. Zu dem obigen Einwand selbst ist aber noch zu sagen:

Gerade die deutsche Rassenpolitik, beruhend auf der Anerkennung der Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit der Völker und Rassen, achtet den Eingeborenen; sie will ihn in seiner natürlichen Eigenart, in seinen Stammes- und Familienbindungen wie in seinen sonstigen mannigfaltigen Lebensbedingungen und Eigenwerten erhalten. Das war auch die Grundlage der deutschen Eingeborenenpolitik vor dem Kriege. Es ist nicht der Sinn der Kolonisation, Kolonialgebiete einseitig zugunsten des Mutterlandes zu entwickeln, sondern sie muß auch die eingeborenen Bevölkerung fördern, für ihre kulturelle und hygienische Betreuung Sorge tragen, ohne den „schwarzen Menschen europäisieren“ und ohne das „Seelenleben des weißen Menschen den Völkern anderer Rassen aufdrängen zu wollen“ (Alfred Rosenberg). Das soll nun nicht heißen, den Afrikaner von der europäischen Kultur fernhalten, sondern jene üblen Begleiterscheinungen neuer Strömungen der Zivilisation eindämmen, die mit der modernen europäischen Durchdringung kolonialer Gebiete einhergehen und nur zu sehr geeignet sind, ihn zu enturzeln und seinem Volkstum zu entfremden.

Wir sind auch der Überzeugung, daß die völlige Reinhaltung einer jeden der beteiligten Rassen als Vorbedingung jeglicher Zusammenarbeit im beiderseitigen Interesse liegt, daß jede unnatürliche Verschmelzung von Schwarz und Weiß oder Assimilation unterbleiben muß. Eine gegenseitige Verwischung der Rassenunterschiede führt nicht zur höheren

Fortentwicklung, vielmehr zur Auflösung natürlicher Bindungen und Eigentümlichkeiten einer jeden Rasse, schließlich zu Zuständen, auf die der Bolschewismus hinauswill, — eine Gefahr für alle europäischen Kolonialmächte, auf die maßgebliche Persönlichkeiten der Südafrikanischen Union vor allem schon mehrfach hingewiesen haben. Soll das etwa die Aufgabe einer weitsehenden Kolonialpolitik sein, sollen noch schwerer entwirrbare Probleme und Spannungen erwachsen, als sie schon bestehen, und noch mehr an Autorität und Führungsanspruch der weißen Kolonialmächte rütteln lassen? Bedeutet nicht hier die Rückkehr Deutschlands als Kolonialmacht nach Afrika Gewinn für alle, Rückkehr zur Erfüllung auch der großen Kulturaufgaben, vor die die Völker Europas in Afrika gestellt sind?

Wir sind gewiß, daß auch die Rassenschuldfrage ebenso zusammenbrechen wird, wie die Versailler Schuldthese schon zusammengebrochen ist!

Der Weg zur kolonialen Volksbewegung

Der Reichskolonialbund, dessen Gründung erst möglich wurde nach der Machtgreifung durch den Führer, ist der Endabschnitt eines langen Weges zu einer kolonialen Volksbewegung aller Deutschen.

Nachdem Mitte des vorigen Jahrhunderts und besonders nach der Schaffung des Zweiten Reiches der Boden vorbereitet war für eine koloniale Politik Deutschlands in Übersee, entstanden an verschiedenen Stellen des Reiches Organisationen, die sich die Gewinnung des deutschen Volkes für koloniale Politik und Erwerb kolonialer Gebiete zur Aufgabe machten.

1878 entstand in Berlin unter der Leitung des bekannten Kolonialpolitikers Dr. Jannasch der „Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland.“ Diesem Verein folgte bald der von Fabri unter Mitwirkung von Hübbe-Schleiden gegründete „Westdeutsche Verein für Kolonisation und Export“ in Düsseldorf. Diese und ähnliche Vereine verfolgten zunächst den Zweck, den führenden Kreisen des deutschen Volkes klarzumachen, daß jenseits der deutschen Grenzen eine Welt darauf warte, in Besitz genommen zu werden, und daß ein großes Volk auch jenseits der Meere Interessen zu schützen habe. Einen direkten Beitrag zur deutschen Kolonialpolitik haben diese Vereine nicht geliefert, wohl aber waren sie die Sammelbeden zur Erörterung und Klärung kolonialpolitischer Gedankengänge, und damit Vorläufer einer deutschen Kolonialbewegung.

Um eine Organisation zu schaffen, die sich lediglich den Aufgaben der Kolonialpolitik widmete, gründete Fürst zu Hohenlohe-Langenburg zusammen mit Dr. Miquel, dem Oberbürgermeister von Frankfurt und späteren preussischen Finanzminister, 1882 in Frankfurt den „Deutschen Kolonialverein“. Da dieser sich nur mit theoretischen Erörterungen befaßte und die Zeit drängte, gründete Dr. Carl Peters, der große Kolonialpolitiker der Vorkriegszeit und Gestalter der kolonialen Idee, 1884 in

Berlin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ mit dem Ziele, sofort einen Erwerb deutschen Kolonialbesitzes einzuleiten. Aus diesen beiden Verbänden entstand dann 1887 am 19. Dezember die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, die bis zu ihrem Aufgehen in den Reichskolonialbund im Jahre 1936 bestand. Bald darauf bildete sich der „Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See“, der volksgesundheitsliche Aufgaben in den Kolonien übernahm. Aus der Notwendigkeit, deutsche Frauen in die Kolonien zu schicken, entstand 1907 der „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“, der später die gesamte kulturelle Betreuung des Kolonialdeutschtums übernahm und 1936 im Reichskolonialbund aufging. Neben diesen Verbänden entstand noch der „Kolonialverein für nationale Siedlung und Auswanderung.“

Nach dem Raub des Kolonialreiches durch das Versailler Diktat schien die deutsche Kolonialbewegung zusammendrehen zu müssen. Aber die Kolonialdeutschen, die nach dem Kriege aus aller Welt aus den Gefangenenlagern zurückkehrten, fingen die keine Aufgaben mehr sehenden Kolonialverbände auf. 1922 entstand der „Deutsche Kolonialkriegerbund“, der einen wesentlichen Anteil an der Schaffung einer kolonialen Volksbewegung hatte.

Hätte in der Vorkriegszeit die deutsche Kolonialbewegung sich darauf beschränkt, den Ausbau des deutschen Kolonialreiches zu tragen, und dabei ihre eigentliche Aufgabe, den kolonialen Willen des deutschen Volkes zu schaffen, nicht in Angriff genommen und nehmen können, so ergab sich nach dem Verlust der Kolonien eine vollkommen neue Lage. Es galt jetzt, erstens dem deutschen Volke, das in seiner großen Masse an der Kolonialpolitik der Vorkriegszeit vorbeigelebt hatte, die Notwendigkeit kolonialen Erweiterungsraumes klarzumachen, zweitens den Kampf um die koloniale Gleichberechtigung in der Welt aufzunehmen und drittens gegen die Regierungen der Systemzeit die kolonialen Einrichtungen in Deutschland und in Übersee zu erhalten. Während die beiden letzten Aufgaben mit einem großen Erfolg in Angriff genommen wurden, gelang es allerdings auch jetzt nicht, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit mit einem kolonialen Willen zu erfüllen. Das lag zum Teil an den verfehlten Mitteln, zum übergroßen Teil aber an der politischen Zerissenheit der Deutschen. Selbst neue koloniale Verbände, wie der Bund der Kolonialfreunde, die Gesellschaft für koloniale Erneuerung und andere konnten daran nichts ändern.

Der Weg zur kolonialen Volksbewegung wurde erst in dem Augenblick frei, als das deutsche Volk wieder zusammengefaßt wurde in einem Reich der Deutschen, in dem die Volksgemeinschaft dieser Deutschen wachsen konnte. Die Kolonialsoldaten aber unter ihrem bewährten Führer General Ritter v. Epp, dem alten Kämpfer des Führers, und die Jugend ebenfalls unter Führung Ritter v. Epps, waren die Schrittmacher des Reichskolonialbundes.

Und als der verdienstvolle Kämpfer gegen die Kolonialschuldbüße und Kolonialpolitiker Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schnee die Führung der deutschen Kolonialbewegung weitergab an den Reichsleiter des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP, Reichsstatthalter v. Epp, da stellten sich

die Kolonialsoldaten und viele Kolonialdeutsche und die Jugend und Männer und Frauen aus allen Teilen der nationalsozialistischen Bewegung dem neuen Reichskolonialbund zur Verfügung, aus dem in anderthalb Jahren eine machtvolle, das ganze deutsche Volk umfassende Organisation geschaffen wurde.

Der Führer selbst aber richtete anlässlich des 50jährigen Bestehens der deutschen Kolonialbewegung folgendes Schreiben an den Bundesführer des Reichskolonialbundes, Reichsstatthalter General Ritter v. Epp, und gab damit den Aufgaben des Reichskolonialbundes klaren Ausdruck:

„Am 19. Dezember 1937 sind 50 Jahre seit der Gründung der Deutschen Kolonialgesellschaft verfloßen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat für die Wachhaltung und Pflege des kolonialen Gedankens im deutschen Volke Vorbildliches geleistet. Daß dieser Gedanke in den Jahren der Not und der Schmach nicht erloschen ist, ist ihr größtes Verdienst. Ich hoffe und wünsche, daß es den jungen, im Reichskolonialbund als dem Träger der alten Tradition unter Ihrer festen Leitung zusammengeschlossenen Kräften gelingen möge, eine neue koloniale Front zu bauen, die an jähem Willen und selbstloser Einsatzbereitschaft es denen gleich tun wird, die als erste die Fahne Deutschlands in Afrika und in der Südsee aufgepflanzt und der jungen deutschen Kolonialgesellschaft Richtung und Ziel gegeben haben.“ E

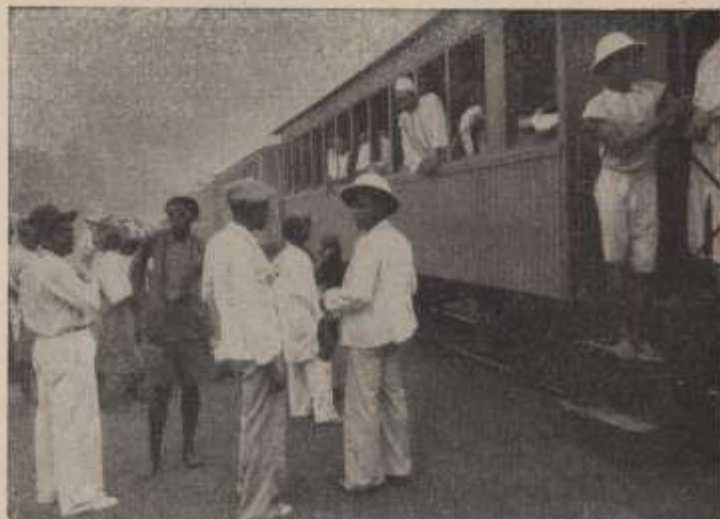
Mit der Tomatenlinie ins Bushhotel!

Vom Reisen und Wandern in Kamerun. Von Eva MacLean.

Mit Aufnahmen der Verfasserin.

Wenn man heute durch Kamerun reist, hat man nicht nur, wie bisher, die Auswahl zwischen Eisenbahn und Privatauto, sondern kann sich einem richtigen Autobus anvertrauen. Das ist die letzte verkehrstechnische Errungenschaft im französischen Mandatsgebiet, die sich schnell durchgesetzt hat, weil sie einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam. Die Autobusse werden vor allem von den Schwarzen benutzt und sind streckenweise überfüllt von Menschen und Transportgut. Der Neger ist ein Freund der Fortbewegung und hat geradezu eine Leidenschaft fürs Umherwandern oder „wokern“, wie es in Kamerun genannt wird, in Anlehnung an das englische Wort „walk“ — wandern. Auf der Strecke Kribi—Yaunde verkehren deutsche Mercedeswagen, die „Tomaten-Linie“, so genannt, weil die Neger die als Wahrzeichen aufgemalte Sonne fälschlicherweise für eine Tomate ansehen. Die andere Strecke, die „Stern-Linie“, führt von Ebolowa nach Garua, beinahe 1600 Kilometer weit durch Busch und Steppe, die die Eingeborenen für den geringen Preis von 150 Franken (nach heutiger Umrechnung zehn Mark) in sechs Tagen zurücklegen. Diese beiden großen Transportunternehmen sind in Händen von Deutschen.

Der Gründe zum „Wokern“ gibt es für den Neger unendlich viele. Der häufigste davon ist wohl der Besuch des Marktes, und dieses Wanders-



Eisenbahnstation in Kamerun.

ziel betrifft vor allem die Frauen. Es gibt Märkte in Nordkamerun, zu denen fünftausend Menschen zusammenströmen, aber auch in den weniger dicht besiedelten Urwaldzonen ist der Markt der Treffpunkt für die ganze weitere Gegend. So nimmt die Frau, die das eigentliche Lasttier des Urwaldes ist, ohne Murren eine Ries>Last auf den Kopf, in der sich wohlverschürt die Verkaufsware und die eigenen Habseligkeiten befinden, und marschiert mit wippenden Hüften dem Ziel ihrer Sehnsucht entgegen, dem Markt. Unterwegs hat sie zahllose Begegnungen mit anderen Bekannten, erfährt die gesellschaftlichen Ereignisse der Gegend und wenn sie dann noch auf dem Markt ein wenig Verdienst gehabt hat, geht es an die eigenen wichtigen Einkäufe: ein Kopftuch, eine Blechschüssel, etwas Salz. Hochbefriedigt kehrt sie ins eigene Heim zurück, beneidet von den anderen Frauen, die nicht hinaus in die Welt konnten. Und heute, wie gesagt, legt sich die unternehmungslustige Negerfrau in die „Tomatenlinie“, sagt: „Einmal Jaunde hin und zurück“ und kauft ihr neues Hüftentuch im besten Eingeborenengeschäft der Hauptstadt.

Abgesehen ist die neue Zeit an den Mustern dieser Tücher nicht spurlos vorübergegangen. Ich sah einmal ein Mädchen in einen Druckstoff gehüllt, auf dem sich der europäische Musterzeichner geradezu in technischen Orgien ergangen hatte. Auf der linken Brustseite war ein Auto zu sehen, Limousine, neuester Typ, etwas tiefer verbargen sich im Faltenwurf einige Taschenuhren, dann gab es noch Geldbörsen, Herrenzugstiefel und Fahrräder. Wirklich, das hatte die Reise in die Stadt gelohnt, denn natürlich

war dies ein ganz neuartiges Tuch, was man auf einem Dorf nie bekommen hätte!

Die Technik ist es, die Afrika von Jahr zu Jahr schneller erobert und eine Umwandlung herbeiführt, die fast alle Lebensgebiete berührt. Der ständig wachsende Automobilverkehr verlangt gute Straßen, und Straßen können in den regenreichen Tropengebieten nur durch dauernde Menschenarbeit in gutem Zustand erhalten werden. Darum lassen die Franzosen in ihrem Mandatsgebiet die Bevölkerung nach Möglichkeit an die großen Straßen ziehen und eine Umsiedlung vieler Tausende von



Das Auto hält vor einem Bushotel in Nordkamerun.

Menschen aus abgelegenen Dörfern an die breiten Verkehrsadern hat in den letzten Jahren stattgefunden und geht noch immer weiter vor sich. So kommt es, daß man auf weite Strecken durch Kleinsiedlungen fährt, die zu beiden Seiten der Fahrstraße gelegen sind, wo Bananen, Kakao und Kaffeebäume regellos und üppig wuchernd die kleinen Hütten umgeben und erst hundert Meter weiter zurück sich die grüne hohe Mauer des schweigenden Urwaldes erhebt.

Ein Erinnerungstüd aus deutscher Zeit ist die ganze Eisenbahnanlage in Kamerun. Die Nordbahn, die von der Küste 160 Kilometer weit nach dem fruchtbaren Nkonglamba führt, wurde noch zu deutscher Zeit vollständig beendet, während die Mittellandbahn, die die Hafenstadt Duala mit Jaunde verbindet und 300 Kilometer lang ist, vor dem Kriege bis Edea fertiggestellt war und auf Grund der deutschen Pläne von den Franzosen dann bis zum Ende durchgeführt wurde. Es lag in der Absicht der deutschen Kolonialverwaltung, diese Strecke bis in den hohen



Der Tippoi.

In diesem Tragstuhl machen die französischen Beamten ihre Bereisungen auf den schmalen Urwalddpfaden, auf denen kein Wagen vorwärts kommt.

Norden, also bis ins Tschadseegebiet auszubauen und überhaupt den Schnellverkehr des Landes durch ein erweitertes Eisenbahnnetz zu entwickeln. Dagegen haben die Franzosen das Schwergewicht ganz auf den Straßenbau gelegt und haben darin auch manches Gute geleistet. Aber sicher ist, daß in den Regenmonaten eine Eisenbahn ein unbedingt zuverlässigeres Beförderungsmittel vorstellt als eine aufgeweichte und unterworfene Straße, die jedes Weiterkommen hindert.

Auch die Eisenbahn hat einen riesigen Andrang der schwarzen Bevölkerung, auf den Bahnhöfen herrscht ein wahres Getümmel von An- und Abreisenden, Weißbrot, Zuderrohr und Früchte werden als Proviant angeboten und in der dritten Klasse geht es zu wie in einem Bienenstock. Zweite und erste Klasse sind den Weißen vorbehalten und der Speisewagen selbstverständlich auch, aber er wird von Schwarzen geführt. „Willst du Ochse stark, mittel oder klein?“ Mit diesen Worten störte mich vor dem Mittagessen der schwarze Boy aus der Tiefe meines weißüberzogenen Lehnstuhls auf. Der Sinn dieser Worte war mir dunkel, aber ich sagte für alle Fälle: „Mittel“. Im Speisewagen kam darauf ein halbdurchgebratenes Beefsteak auf meinen Teller und ich war von so viel Vorsorge sehr beeindruckt. Sonst war kein weiterer Grund zur Freude gegeben, denn selbst die Franzosen finden ihren Speisewagen schrecklich. Der schwarze Manager führt an einem Ende des Wagens einen Dauerschlaf, aus dem er nur aufschreckt, wenn jemand „Whist!“ ruft, denn er hat die Flaschen-

batterie hinter sich. Heftig schwitzende Boys wechseln viele Teller nach vorherigem Abwischen mit einem Küchentuch, von dem man nur hofft, daß es niemals mit einem Taschentuch verwechselt wird. Aber die Eisenbahnfahrt selbst ist nicht schlecht und nach neunstündiger Fahrt von der Küste kommt man in Jaunde an, durchgerüttelt und leicht angerührt, aber doch müde los.

Hier ist man nun in das eigentliche Gebiet des Automobilverkehrs gelangt. Lodend breiten sich vor dem Auge des Expeditionsreisenden wie ein Spinnennetz auf der Karte nach allen Seiten die Fahrstraßen aus. Soll man nach Fumban fahren, wo die Holzgögen herkommen, die unheimlichen Messingstraßen und die kostbaren Stidereien? Oder nach Süden zum Kongo? Oder nach Norden zum Tschadsee? Herrlichster Augenblick des Reisens, wenn man so vor der Karte sitzt und sich als Herr der Straßen und Ströme und Urwälder fühlt!

Es gibt aber noch eine Art des Reisens in Kamerun, die selten ist und kaum noch ausgeübt wird, weil es eine Kunst wurde — das ist der Fußmarsch! Eine Kunst deshalb, weil man sich darauf verstehen muß, und so abenteuerlich für Neulinge, weil jeder Tag, ja, jede Stunde so nahe an der Natur eine Entdeckung ist. Von unseren deutschen Kolonialpionieren ist ganz Kamerun im Fußmarsch bezwungen worden, man kann sie noch heute erzählen hören, wie sie acht oder zwölf Wochen „durch den Busch“ marschiert sind. Aber das sind auch die wahren Sachverständigen, die Kamerun kennen, weil sie es erlebt haben. Dreißig bis vierzig Träger schleppen auf den Köpfen alles, was man in den Wochen des Marschierens zum Leben braucht, Proviant vor allem, Getränke, Gewehr, Faltbett, Stuhl und Klappstuhl. Die durchschnittliche Last beträgt 25 Kilogramm für den Mann und „gewokert“ werden zwischen zwanzig und vierzig Kilometer am Tag. Beim Marschieren versinken Stunden und Tage unbemerkt, verschwunden ist die Welt, man ist eingegangen in ein anderes Dasein. Dinge, die einen vorher noch interessierten, sind wie ausgelöscht, aber Sonne und Mond, Trommelzeichen, Bildspuren, das Geschwäg der schwarzen Träger, der rasende Durst auf ein Glas Wasser — gibt diesem neuen Leben seinen Inhalt. Trotz der unmenschlichen Anstrengung, die ein solcher Marsch mit sich bringt, gehört er zum Besten, was man heute noch in Afrika erleben kann.

Aber ein Bericht über das Reisen in Kamerun wäre unvollständig, wenn man nicht auch der Rasthäuser gedächte, jener „Buschhotels“, die einem für eine oder mehrere Nächte zur freundlichen Heimat werden. Fast in jedem größeren Dorf und erst recht in den Eingeborenenstädten des Nordens gibt es von der Regierung zur Verfügung gehaltene Rasthäuser, meistens im Stil der Gegend gebaut, also mit Lehmwänden und mit einem Gras- oder Palmwedeldach. Innen sind mehrere Räume, für die Boys und die Küche gesonderte Hütten, — es ist sozusagen „Komfort“ vorhanden. Die Eingeborenen dürfen hier nicht hausen, schlimmstenfalls jagt man ein paar Hühner oder Hammel heraus. Selbst im finsternen Urwald waren die Rasthäuser sauber gehalten. Eine wahre Landstraßenromantik entwickelt sich aber entlang den großen

Autostrafen, wo abends alles, was nicht weiter kann, in den Kastenhäusern einkehrt und sich dort mit Sad und Pad häuslich niederläßt. Hier treffen sich die modernen fahrenden Ritter, mit selbstverständlicher Gastfreundschaft wird der Neugekommene an den Abendessentisch gebeten und jeder holt aus seiner großen „Frestliste“ noch etwas hervor, was das Pidnid verschönern kann.

Nach einiger Erfahrung bildet sich geradezu eine raffinierte Reisetchnik aus. Außen am Wagen baumeln, in feuchte Tücher gewickelt, die Wasserflaschen, die durch die Verdunstung und den Luftzug abkühlen. Porzellan, Bestede, Gläser stecken in eigens gezimmerten Kisten, Korbfaschen mit französischem Rotwein, Konserven von der Pastete bis zur Seemuschel, Gummibabewanne, Liegestuhl und helleuchtende Benzinlampe werden zu Kulturgütern eines Vagabundenlebens, das von diesen Dingen allen einen Schimmer bürgerlicher Behaglichkeit bekommt. So hat sich durch das Autofahren eine ganz neue Art von Reiseromantik ausgebildet und mit dem siebzigsperrigen Motor kann man heute auch in Kamerun wieder seine „echt afrikanischen“ Erlebnisse haben.

Deutsches Volk - Kolonialvolk!

Von Erich Hartleb

Der Drang in die Weite ist einer der vornehmsten Besenszüge des nordisch bestimmten Menschen. Sehen wir durch die Geschichte, so leben wir immer wieder, wie vor allen anderen Völkern, die nordischen Völker das Weite suchten. So haben einst unsere Vorfahren — die Wikinger — als erste die Fahrt über das weite Weltmeer nach Amerika gewagt, eine Tat und Tatsache, leider nur allzuwenig bekannt. Germanische Völker sind später nach England übergesetzt und haben das Land in Besitz genommen, so daß England von germanischen Stämmen kolonisiert wurde. England hat dann, wie die Geschichte lehrt, im großen weiter kolonisiert. Das England von heute verdankt diesen Trägern germanischen Blutes seine Größe; die günstige Anlagung förderte dazu das Streben tatkräftiger Menschen. In der germanischen Geschichte folgten der Kolonisierung Englands die Völkerzüge nach dem Süden. Als große Leistung von geschichtlichem Ausmaß sehen wir dann die Ostkolonisation: In den Moränen wurden Deutsche angesiedelt, die dem östlichen Völkerstrom Widerstand zu leisten hatten. Die deutsche Ostmark — Deutschösterreich — hatte hierbei den stärksten Druck auszuhalten. Das später durch innere Zwietracht zerrissene und durch Außenmächte oft bedrängte Reich hat dann aber keine Kraft zum Siebeln und Kolonisieren mehr aufbringen können; nur einzelne haben den Weg in die Weite gesucht, haben sich in fremden Ländern niedergelassen und dort den Boden urbar gemacht. Zu mehr kam es nicht.

Wohl schien es zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als ob die Deutschen mit größerem Erfolg wieder kolonisieren würden. Hierbei ging der Weg über die Meere. Das Kaufmannsgeschlecht der Wesser unternahm mit Unterstützung Kaiser Karls V. den Versuch einer geschlossenen Kolonisation in Venezuela. Der Versuch mißlang. Erst 1680 wurde ein neuer Versuch gemacht, eine größere Siedlung in Übersee zu errichten, zur Zeit des Großen Kurfürsten, der die Bedeutung eigenen Kolonialbesitzes früh erkannte. An der Westküste Afrikas (im heutigen Gebiet der englischen Goldküste) wurde das Fort Groß-Friedrichsburg errichtet, das die umliegenden Länderlein, die durch den Abschluß von Verträgen gewonnen wurden, sichern sollte. Die erste Kolonie in Übersee! Doch die Nachfolger des Großen Kurfürsten ließen seine Bestrebungen wieder fallen und so verlor Preußen 1717 durch den Verkauf an die Holländer für einige tausend Dukaten seinen Besitz an der westafrikanischen Küste. Erst 160 Jahre später wurde ein erneuter Versuch geschlossener Siedlung unternommen. In der Zwischenzeit aber verlor Deutschland wieder viel tatkräftige Menschen, die den Weg in fremde Erdteile nahmen. Bestes Blut ging dem deutschen Volke verloren. Nord- und Südamerika sahen viele, viele deutsche Auswanderer; nach Osten zogen sie zur Wolga. Sie alle kolonisierten jedoch nicht für Deutschland, nein, für fremde Nationen, die die Deutschen solange willkommen hießen, als sie ihre Hilfe gebrauchen konnten. So trägt das deutsche Volk in der Geschichte mit Recht den Namen „Kolonialvolk“, als ein weit und breit mit Erfolg kolonisierendes Volk, dem die Erde viel zu danken hat.

Erst in den achtziger Jahren machte man einen spärlichen Versuch, die auswanderungslustigen Deutschen in Gebiete zu weisen, die unter deutschem Schutz standen. Man begann langsam zu erkennen, daß deutsches Blut lange genug den Weg in alle Teile der Welt gegangen, lange genug der Gefahr ausgesetzt war, dem deutschen Volke verloren zu gehen. Ein flüchtiger Blick in die Geschichte zeigt das zur Genüge. Es mußte Halt geboten werden. Wenn man damals auch kein Verbot der Auswanderung in alle Welt erlassen hatte, so hätte man wenigstens Kolonialgebiete erworben, die einen Teil deutschen Blutes wenigstens aufzunehmen in der Lage waren. Hier konnte kolonisiert werden zum Wohl des deutschen Volkes und zum eigenen Wohl. Aber leider blieb es wie auf anderen Gebieten, auch hier bei Halbheiten, obwohl Carl Peters, der große Kolonialpionier, den rechten Weg gezeigt hatte. Er trägt sicherlich keine Schuld daran, daß die durch ihn und andere (Lüderitz, Nachtigal, Finckh) erworbenen Gebiete nicht in seinem Sinn behandelt wurden, daß sie schließlich nicht mehr unter deutscher Schutzherrschaft blieben, daß sie uns in Versailles geraubt wurden. Aber sie sind trotzdem auch heute noch unser, und wir werden sie wiedererhalten! —

Seit dem Umbruch im Reiche tritt das Kolonialproblem wieder stärker an uns heran. Bei der Behandlung dieser Frage gehen wir heute von der klaren Erkenntnis aus:

Erstens: Das deutsche Blut muß dem deutschen Volke in deutschen Kolonien erhalten bleiben.

Zweitens: Der Deutsche ist zur Kolonisierung geboren.

Nur so verhindern wir jene Tragik, daß Deutsche und Deutschstämmige uns je wieder verloren sind oder gar uns gegenüberstehen, wie es in dem großen Weltringen nur zu häufig der Fall war. Wir wollen selber durch unsere Kolonisationsfähigkeit Großes leisten zum Wohle unseres Volkes. Aber unsere kolonialen Fähigkeiten kann das Ausland heute nicht hinwegschreiten. Auch lassen sich Eigenschaften eines Volkes weder dauernd hinwegdebattieren, noch durch kahle Buchstaben eines sinnlosen Diktates für immer totschweigen, wie man es in Versailles erdacht hat. Sie sind da und müssen berücksichtigt werden.

Benn wir den Titel des Buches der Deutschen „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm nehmen, so finden wir in diesem Titel ein Doppeltes: einmal die Mahnung an die Welt, ein Volk zu beachten, das in einem viel zu engen Raum lebt; weiter zeigt er uns Deutschen die Ursache der Not: Volk, du bist ohne Raum! — In der Heldengestalt des Frieboht haben wir die Verkörperung jenes geschilderten deutschen Menschen nordisch bestimmter Art: ein Sohn eines Weserländer Bauern zieht hinaus in die weite Welt; anfänglich übergeht er die Ausnahmefähigkeit in den deutschen Kolonien und sucht irgendwo draußen in der Fremde einen Platz; doch nach Jahren der Irre findet er eine neue Heimat in Südwest auf deutschem Boden. Hier arbeitet er, beackert den Boden, tut Handwerkerdienst, überall leistet er Schönes. So erstreckt die Kolonisationsfähigkeit des einfachen deutschen Bauernsohnes in ganzer Größe. Und weil das Buch so recht eindeutig diese Eigenschaften des Deutschen und des deutschen Volkes unterstreicht, nämlich: der Deutsche kann kolonisieren, das deutsche Volk ist ein Kolonialvolk! — darum ist es unser und wird stets unser bleiben!

Der Durchbruch nach Portugiesisch-Ostafrika im Jahre 1917

Von Oberst Franz Köhl.

Wir standen schon im vierten Jahr jenes blutigen Ringens, das der Engländer im Jahre 1914 in Nichtachtung der Kongoaakte begonnen hatte, um sich in den Besitz unseres herrlichen Deutsch-Ostafrika zu setzen. Nach einer Reihe kleinerer Gefechte, die noch keine Entscheidung herbeiführen konnten, hatte sich ein gewaltiges englisch-indisches Expeditionskorps am 3. bis 5. November 1914 jene weltberühmte vernichtende Abfuhr geholt

die ein englischer Augenzeuge am Tage nach dieser Schlacht bei Tanga als „Rade in German“ bezeichnete. Und dann folgten noch viele weitere Niederlagen, die den Feind allmählich erkennen ließen, daß er mit seinen indischen und anderen farbigen Söldnern allein die Eroberung Deutsch-Ostafrikas nicht erreichen konnte.

Erst im Frühjahr 1916 gelang es nach Heranziehung einer großen Südafrikanischen Armee der von allen Seiten gleichzeitig, unter einheitlicher Leitung angreifenden zwanzigsachen englisch-belgisch-portugiesischen Übermacht, in unsere schöne Kolonie einzudringen. Aber nur Schritt für Schritt wichen die deutschen Truppen zurück, die mit unerhörter Tapferkeit in unausgesetzten Kämpfen jeden Fußbreit Bodens zäh verteidigten und dem Feinde schwerste Verluste beibrachten. Immer wieder kam keine gewaltige Maschinerie zum Stehen, die unser kleines Häuflein erdrücken sollte. Immer wieder wurde der Feind, dem die ganze Welt offen stand, gezwungen, seine von Krieg und Krankheit, Anstrengungen und Entbehrungen zermürbten Truppen durch neuen Nachschub aus der Heimat und anderer Herren Ländern zu ergänzen. Viele tausend Söhne englischer Mütter waren unter Ostafrikas Palmen zur ewigen Ruhe gebettet, und ungezählte Tausende tapferer Männer des indischen Reiches und noch mehr harmlose große schwarze Kinder aus allen Teilen Afrikas hatten ihr einfaches Leben zum größeren Ruhme Englands im ostafrikanischen Busch geopfert. Endlich, im November des Jahres 1917, glaubte sich der Engländer nach einem neuen sechsmonatigen Ringen dem Augenblick nahe, wo der kampferprobte zähe deutsche Hirsch, von Hunger und Fieber erschöpft und aus tausend Wunden blutend, der wütenden Meute nicht mehr entinnen konnte.

Ganz im äußersten Süden der Kolonie, auf dem wasserarmen und fast menschenleeren Hochlande der Makonde, waren die letzten Reste der Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika in der Gegend der verlassenen Mission Chiwata zusammengedrängt. Die Kämpfe der letzten Wochen hatten die blutigen Verluste ins Unerträgliche gesteigert. Schon Mitte Oktober, in der Schlacht bei Nahiwa, waren die letzten rauchlosen Patronen verschossen worden, ohne daß es, wie sonst, gelungen war, neue Munition beim Feinde zu erbeuten. So mußten wir wieder zu den alten Jägerbüchsen 71 mit den rauchstarken Schwarzpulverpatronen greifen. Und das hatte fürchtbar viel Blut geloset. Trotzdem hielten sich die deutschen Kampflinien immer noch zähe in den zerrissenen Waldbhängen. Der Feind hatte im Osten sich schon auf der Makonde-Hochebene festgesetzt und drückte auch von den andern Seiten mit Gewalt heran, um den eisernen Ring immer enger zu schließen. Am 16. November nachmittags hatte mir General von Lettow seine letzte Reserve an Maschinengewehrmunition überlassen, um den von Westen und Südwesten her angreifenden Feind am Aufstieg auf die Hochebene hindern zu können.

Aber auch der Gegner hatte an diesem Tage wieder schwere Verluste gehabt und drückte deshalb nur langsam und vorsichtig weiter. Er ließ sich von unseren, die Nachhut bildenden Kampfpatrouillen mit Unter-

stützung unserer letzten drei Gebirgskanonen — zwei deutsche und eine eroberte portugiesische — bis zum 18. November hinhalten, während unser Gros noch am späten Nachmittag des 17. November zu unserm letzten Magazin Kitangara abmarschierte, das etwa 25 Kilometer südöstlich Chiwata bei einer Wasserstelle auf der Hochebene lag. Unser fortgesetzter Widerstand bestärkte die Engländer in ihrer Hoffnung, daß sich General v. Lettow auf dem Matondeplateau bis zur letzten Patrone verteidigen und dann, von allen Seiten eingeschlossen und bar aller Hilfsmittel, seinen heldenmütigen Kampf durch die Kapitulation beenden würde. Ein in diesen Tagen ausgefangener Brief eines englischen Generalstabs-offiziers äußerte ganz offen diesen Gedanken und die Hoffnung auf ein baldiges Ende dieses „blutigen Feldzuges“. Auch in unseren eigenen Reihen dachten viele ähnlich; die Erschöpfung war zu offensichtlich, und die ganze Kriegslage legte solche Erwägungen nahe.

Und wer in aller Welt hätte v. Lettow einen Vorwurf gemacht, wenn er nach seinem beispiellosen Ringen tatsächlich so gehandelt hätte. Wohl sah auch er die Unmöglichkeit ein, die ihm anvertraute Kolonie noch länger gegen die feindliche Übermacht zu halten. Aber er dachte deshalb nicht an eine Waffenstreckung, sondern mühte sich um einen Weg, auf dem er seinem heißgeliebten Vaterlande in dem großen Kampf um Sein oder Nichtsein weiterhin nützen konnte. Durch Fortsetzung des Krieges in Afrika wollte er den Feind zwingen, immer weiter Truppen in Afrika zu unterhalten, immer weiter Ausrüstung, Schiffe, Kohlen, Verpflegung und Geld für den Krieg in Afrika zu opfern. „Das Schicksal unserer Kolonie“, sagte er einmal in einer Offiziersversammlung, „wird auf den Schlachtfeldern Europas entschieden. Auch sonst können wir hier zu keiner Entscheidung in diesem Weltkriege beitragen; wir sind im Vergleich zu den gewaltigen Heeren in Europa nur eine kleine Kampfpatrouille, die den Feind schädigen kann, indem wir einen Teil seiner Kraft hier binden! Die Vaterlandsliebe und das Pflichtgefühl verlangen von uns, daß wir unserem Volke diese Hilfe leisten, solange unsere Kräfte ausreichen.“ Zu diesem Ziel führte jetzt nur noch ein Mittel: sich rechtzeitig aus der drohenden Einschließung herauszuwinden und den Krieg ins Portugiesische hinüberzuspielen, wo der Feind weder Truppen noch Nachschublinien besaß. Aber ein großes Fragezeichen stand auf diesem Wege, falls der Durchbruch ins Portugiesische überhaupt glückte. Würden wir in dem uns nur wenig bekannten Gebiet die notwendige Verpflegung für unsere Truppe finden? Es gehörte wieder einmal die Energie eines Lettow und das Vertrauen auf sein Glück dazu, den schweren Entschluß zu dem gewagten Unternehmen zu fassen. „Es wird sich schon irgendwo in Afrika noch ein Bissen finden lassen“, sagte er einige Tage vorher zu mir.

Natürlich war es nötig, für das außerordentliche Vorhaben eine Truppe auszuwählen, deren Hauptstärke mehr denn je in größter Beweglichkeit bestand. Der Mangel an Verpflegung und Trägern machte es ohnehin unmöglich, wie bisher alle Verwundeten, Kranken und Kriegsgefangenen mitzunehmen. Die zu erwartenden übermenschlichen Anstrengungen ließen es nötig erscheinen, alle körperlich und moralisch Schwachen

zurückzulassen. Nur mit einer auserwählten Schar der besten freiwilligen Krieger und Träger konnte der kühne Plan gelingen, der außerdem völlig geheim bleiben mußte. Während der Kampf weiterging, sicherten kurze Befehle das Abschieden der Verwundeten und Kranken in die Lazarett und regelten alle anderen Vorbereitungen. Alles waren Maßnahmen, die schon wiederholt erfolgt waren und noch nichts verrieten. Von der Absicht des Generals aber wußte außer dem Adjutanten, Hauptmann Müller, nur noch ich selbst, der ich als Führer der Vorhut den Weg ausfindig machen sollte.

Am 19. November 1917, gegen 9 Uhr vormittags, als der Feind die Stellungen unserer Nachhut von neuem angriff, gab Lettow den entscheidenden Befehl zum Abmarsch; und dreiviertel Stunden später trat ich mit der Spitzkompagnie an. Es war ein glühend heißer Tag. Kein Wind strich durch den trockenen dichten Busch, der unseren nach Süden führenden Negerpfad den feindlichen Fliegern notdürftig verhüllte. Lautlose Stille war wegen der feindlichen Späher und Patrouillen angeordnet. Die Spannung wurde von Stunde zu Stunde größer. Alles wartete auf den Zusammenstoß mit der angeblich gemeldeten feindlichen Kolonne, die ich meinen neugierigen Kompagnieführern als das Ziel unseres Marsches angegeben hatte. Was eigentlich vor sich ging, ahnte weder Freund noch Feind. Letzterer hatte im Laufe des Tages unsere beiden großen Lazarette mit 575 Deutschen und über zweitausend Askaris — alles Verwundete und Kranke — gefangen genommen. Wenn dies auch erheblich mehr als die Hälfte unserer damaligen Truppe war, so hat doch m. E. die englische Führung mindestens sehr leichtfertig gehandelt, als sie nun der ganzen Welt meldete, daß die Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika kapituliert habe. Es ist schwer zu sagen, ob und wie weit der Feind uns Deutschen durch diese Falschmeldung geschadet hat. Sicher ist, daß auf Grund dieser Meldung der deutsche Zeppelin „L 59“ von Berlin aus zurückgerufen wurde, als er auf seinem Fluge zu unserer Unterstützung bereits die Gegend von Khartum im Sudan erreicht hatte.

Gegen Mitternacht erreichte ich mit meiner Vorhut die deutsche Grenzstation Newala, wo wir die erste größere Rast einlegten. Erst als wir dann im Morgengrauen auf dem südlichen Ufer des großen Nowumastromes aufwärts gegen Westen marschierten, wurde meinen Leuten klar, was beabsichtigt war. Aber auch die feindlichen Flieger, die den Hauptteil unserer Truppe leider mit Erfolg in Newala bombardierten, mögen nun unsern Marsch erkannt haben. Ein englisches Reiterregiment, das uns am folgenden Tag den Weg verlegen sollte, schlugen wir in die Flucht. Damit war unser Weg endgültig frei. Im Glauben an unser Glück und in Verachtung aller Mühseligkeiten und Strapazen zogen wir hoffnungsvoll einem unsicheren Schicksal entgegen. Wir zählten noch 278 Deutsche, 1700 Askaris und 4000 Träger. Jeder Askari trug etwa 120 Patronen bei sich. Daneben schleppte er, wie der Träger zu seiner Last, noch Verpflegung für 10 Tage in Gestalt von 75 Kilogramm Korn oder Mehl. Um diesen knappen Vorrat auf 20 Tage verlängern zu können, mußte während der anstrengenden Gewaltmärsche noch durch

zahlreiche Jagdpatrouillen Wildfleisch beschafft werden. So erreichten wir am 25. November am Zusammenfluß der beiden großen Ströme Rowana und Lugenda das stark besetzte Lager von Ngomano. Meine Vorhut mußte beide Flüsse in Kurten durchwaten und das Lager von Süden her angreifen. Nach mehrstündigem heißen Kampf stürmten wir mit Unterstützung der später eintreffenden Kameraden die feindliche Stellung. Unsere Beute an Waffen und Munition war groß, so daß wir in dieser Hinsicht für die nächste Zeit wieder gut versorgt waren. Leider wurde unsere Hoffnung auf Beute an Lebensmitteln nicht erfüllt. Die Folge waren hungers- und sorgenvolle Wochen auf dem weiteren Vormarsch.

Trotz allem hielten wir weiter durch, bis uns die Nachricht vom Waffenstillstand in der Heimat zur Einstellung des Kampfes zwang. Wir waren inzwischen auf 155 Europäer und 1100 Askari zusammengeschmolzen und legten am 25. November 1918 — am Jahrestage von Ngomano — in Abercorn freiwillig unsere Waffen nieder und marschierten unbefiegt in die Heimat ab.

Unser beschränktes Ziel hatten wir voll und ganz erreicht: Bis zum letzten Tag hatten wir eine englische Armee mit allem, was dazu gehört, hingehalten und abgelenkt von dem Entscheidungskampf in der Heimat. Durch den gemeinsam mit unsern treuen Schwarzen bis zuletzt geführten Kampf haben wir aber noch eines erreicht: Wir haben die Lüge von der deutschen Unfähigkeit zum Kolonisieren in einzigartiger Weise widerlegt und zugleich Bande gemeinsam vergossenen Blutes geknüpft, die uns die besten Grundlagen für den Wiederaufbau unserer Kolonien bieten werden.

Italienische Kolonialarbeit in Nordafrika

Von Dr. J. H. Krumbach.

Italien besitzt in Nordafrika Tripolitanien und Cyrenaika, zusammengefaßt unter dem Namen Libyen. Dieser Besitz, der mit 1 780 000 qkm etwa die fünffache Größe Italiens ausmacht, ist der östliche Teil der Wüste Sahara. Im Lande leben etwa 670 000 Eingeborene und etwa 50 000 Italiener.

Italien hat das vor seinen Toren liegende Land erstmalig im Jahre 1911 im Kampf gegen die Türken in Besitz genommen. Im Verlaufe des Weltkrieges verlor es das Land wieder bis auf das besetzte Stadtgebiet von Tripolis (heute etwa 95 000 Einwohner). In einem zähen Kampf eroberte nach dem Kriege Italien Kilometer um Kilometer des Wüstengebietes von den eingeborenen Stämmen zurück. Die Zeit von 1922—1925 ist gekennzeichnet durch ein ausdauerndes Ringen gegen aufständische eingeborene Stämme und gegen die Schwierigkeiten der Wüste. Als letztes wurde 1931 die Oase Kufra erobert.

Die nachfolgenden Jahre bis zum heutigen Tage sind ausgefüllt durch ein großzügiges Ausbauprogramm, das in allen seinen Teilen in der Geschichte der neuzeitlichen Kolonisation an einer der ersten Stellen stehen wird. Italien schuf die Grundlagen der Kolonisation durch Nationale, durch Erforschung der Beschaffenheit des Bodens, durch Bereitstellung finanzieller Hilfen, durch großzügige Arbeiten der öffentlichen Hand, und Italien schuf die Grundlagen einer Eingeborenenpolitik, die in bester Weise heute bei einer größtmöglichen Selbstverwaltung der Eingeborenen ein Kolonialgebiet zeigt, das sich — sehr im Gegensatz zum benachbarten französischen Tunis — fest in der Hand der kolonisierenden Nation befindet.

In einer zähen Kleinarbeit wurden bis jetzt in Libyen 1473 Einzelwirtschaften Nationaler angelegt, d. h. in einem Zeitraum von ungefähr 10 Jahren. Von diesen 1473 Einzelwirtschaften verteilen sich auf Privatbesitz über ganz Libyen verstreut rund 900 Konzessionen in einer Gesamtausdehnung von etwa 70 000 Hektar. Zu diesem Privatbesitz kommen die ausgedehnten Konzessionen, die den noch mit der bevölkerungspolitischen Kolonisation betreuten Genossenschaften gehören. Diese umfassen gleichfalls ein Gebiet von etwa 70 000 Hektar. Davon sind mehr als 20 000 Hektar in 573 Wirtschaften zerlegt mit 488 Häusern, die von 426 Familien bewohnt werden. Die Genossenschaften allein haben in den letzten Jahren 300 000 Pflanzen und über 3000 Stück Vieh an ihre Kleinsiedler zur Verteilung gebracht.

Die Arbeit der gemeinnützigen Genossenschaften gewinnt durch ihren ständig steigenden Anteil an der Besiedlung des Landes an Bedeutung. Die einzelnen Genossenschaften werden in Italien Bauern und Arbeiter. Diese Anwärter für Libyen brauchen nichts zu besitzen als Gesundheit, guten Willen und eine Familie. Von der Siedlungsgesellschaft erhalten sie Land, ein Haus mit drei großen Räumen, einen Hof, Stallung und Garage, Handwerkszeug, Vieh und Pflanzen. Die Unterstützung geht so weit, daß selbst die Einrichtung des Hauses gestellt wird. In frühestens fünf, spätestens zwölf Jahren wird der Siedler Eigentümer aller dieser Dinge.

Die einzelnen Siedlungen befinden sich hauptsächlich in unmittelbarer Nähe der Küste (Küstenlänge etwa 2000 Kilometer) oder in den der Küste benachbarten Hochländern, in Gebieten, die eine Wasserversorgung sicherstellen und die über eine gewisse notwendige Niederschlagsmenge im Jahre verfügen.

Die wichtigsten Orte, an denen sich Konzessionen befinden, sind Castel Benito, Suani Ben Adem, Javia, Sabratba, Sorman, Zuara, Azizia, Garian, Tagiura, Ain Zara, Gasr, Garaboli, Homs, Tarhuna, El Kufabat, Misurata, Soluf, Bengasi (Hauptstadt der Cyrenaika), Barce, Apollonia, Beda und Derna.

Ein neuer Kolonisierungsplan sieht eine weitere Erschließung und Aufbarmachung ausgedehnter Landstriche auf dem lyrenäischen Gebel und in Tripolitanien vor (rund 45 000 Hektar). Die zu bildenden Kleinbetriebe sollen Ausdehnungsflächen von 10 bis 70 Hektar je nach Bodenbeschaffenheit der Landschaft und nach Art der Pflanzungen bekommen.

Jedes Grundstück wird außer dem Siedlerhaus, Stall, Brunnen und Zisterne erhalten. Nach dem Plan sollen bis 28. Oktober 1938 1800 Grundstücke in Betrieb genommen werden. Sie sollen ebenso vielen italienischen Familien einmal Heimat sein, die samt Betriebsarbeitern, Technikern, Handwerkern usw. in Libyen die Bevölkerung aus dem Rutterland um rund 30 000 Menschen vermehren werden.

Rund zwanzig Bauunternehmungen befaßen sich eifrig mit ihrer Bautätigkeit, zu deren Ausübung Tausende von Maurern und Arbeitern eingetroffen sind und weiterhin eintreffen. Außer Hunderten und aber Hunderten von Siedlerhäusern, die emporkwachsen, teils um neue landwirtschaftliche Mittelpunkte zu schaffen, teils um diejenigen zu erweitern, die bereits dem auf dem Djebel neu pulsierenden Leben dienen, sind öffentliche Gebäude in den neuen Dörfern zu errichten, welche die Namen Baracca, Oberdan, D'Annunzio und Battisti tragen werden.

Außerdem wurde der Bau einer Wasserleitung beschlossen, die den gesamten Djebel beliefern soll und von einigen Quellen im Gelände von Verna gespeist wird. Sie trägt das Wasser bis zum Uadi Bacur, bei einer Röhrenlänge von rund 250 Kilometern, nebst entsprechenden Abzweigungen. Dieses Werk dürfte einige Duzend Millionen kosten und wird in wundervoller Weise die großartigen Leistungen der bevölkerungspolitischen Besiedlung ergänzen.

Auf die Größe des Landes verteilt ist die Zahl des bebauten Bodens und die Zahl der Siedlungen immer noch relativ sehr klein. Wenn man jedoch einige Zahlen betrachtet, die die Tätigkeit beleuchten, die notwendig war, um überhaupt diese Niederlassungen zu ermöglichen, so bekommt man erst ein Bild von der Größe dessen, was die junge faschistische Nation in Nordafrika geschaffen hat. In einem Zeitraum von etwa zehn Jahren wurden zu den landesüblichen schon vorhandenen Araberbrunnen noch ungefähr 3100 Brunnen gegraben. Diese Brunnen erforderten bis Ende 1937 ein Röhrensystem von 202 485 Meter Länge. Für diese Brunnen mußten errichtet werden: zwanzig elektrische Zentralen mit 70 450 Metern elektrischer Kraftleitung, die wiederum 636 Motorpumpen betreiben. Über 350 Windmotoren wurden zur Wasserförderung erstellt. Insgesamt wurden etwa 17 000 Wohnhäuser gebaut und 2900 Silos, Stallungen usw.

Die Anlage von Brunnen, Viehtränken, sowie die Fürsorge für die Gesundheit ermöglichen es, bis heute in Libyen einen **V i e h b e s t a n d** zu halten, der sich wie folgt zusammensetzt:

(Zahlen vom November 1937)

Pferde	10 274 Stk.	Ziegen	478 000 Stk.
Maultiere	2 930 Stk.	Rinder	80 000 Stk.
Kamele (Dromedare)	76 800 Stk.	Schafe	531 200 Stk.
Esel	44 007 Stk.	Schweine	600 Stk.

Die Bepflanzung des Bodens weist folgende Hauptgruppen auf: Oliven, Mandeln, Wein, Maulbeerbäume, verschiedene Frucht bäume.

Im Kampf gegen den Flugand werden augenblicklich etwa 3800 Hektar an Boden auf Grund staatlicher Fürsorge und durch private

Fürsorge etwa 4500 Hektar mit Dünengras und ähnlichen Mitteln befestigt.

Wie bedeutend die Leistungen landwirtschaftlicher Auswertung, wie sie Italien bis jetzt in Libyen gezeitigt hat, sich herausstellen, lehren folgende Angaben:

1. Zu fruchttragendem Land umgestaltete Oberfläche: Ausschließlich Olbaumkultur 29 130,0204 Hektar; mit anderem verbundene Olbaumkultur 27 678,0958 Hektar, ausschließlich Mandelbaumpflanzungen 2 618,9360 Hektar; mit anderem verbundene Mandelbaumkulturen 26 274,6134 Hektar; ausschließlich Weinbau 1 570,2744 Hektar; mit anderem verbundener Weinbau 6 514,8371 Hektar; ausschließlich Obstbaumkultur verschiedener Sorten 454,3125 Hektar; mit anderem verbundene Obstbaumkultur verschiedener Sorten 212,5309 Hektar.

2. Anzahl vorhandener Bäume: 2 000 000 Olivenbäume, davon 700 000 einheimischer Sorte; 1 282 000 Mandelbäume; 21 000 000 Reben; 200 000 verschiedene Obstbäume.

Im Gang ist die Errichtung einer wohlversehenen prophylaktischen Station für Tierkrankheiten, deren Hauptziel darauf gerichtet ist, die Rassen der libyschen Viehbestände aufzubessern. Augenblicklich steht es mit diesen folgendermaßen:

613 000 Schafe im Werte von rund 62 000 000 Lire; 407 679 Ziegen im Werte von 20 134 000 Lire; 46 917 Rinder im Werte von 23 458 500 Lire; 8714 Pferde im Werte von 6 099 800 Lire; 684 Maulesel im Werte von 1 026 000 Lire; 66 108 Kamele im Werte von 39 664 800 Lire; 15 000 Schweine im Werte von rund 300 000 Lire; 39 429 Esel im Werte von 4 731 480 Lire.

Weiterhin wird in Wirklichkeit umgesetzt ein weitläufiges Programm der Wiedernutzbarmachung und Neubevölkerung von Sahara-Oasen, die von drohender Versandung befreit, sich wieder einem hochgemuten und vielversprechenden Leben nähern, indem dort eine Bevölkerung angesiedelt wird, die sich von dort entfernt hatte. Ferner werden Nomadenstämme seßhaft gemacht. Dazu kommen allerlei Einrichtungen seitens der Regierung (Gewährung von Darlehen, Samereien, Werkzeugen usw.).

Um dieses umfangreiche Werk der Kolonisierung und Nutzbarmachung zu vervollständigen und zu steigern, wurde ein genau ineinandergreifender Plan ausgearbeitet. Bezüglich der Ausfindigmachung und Anpassung der reichen Grundwasserströmungen mit Hilfe der wirkungskräftigen und zeitgemäßen Mittel, indem an den meistversprechenden und für Landwirtschaft geeignetsten Punkten Bohrungen durchgeführt werden.

Die ersten, bis nun gezeitigten Ergebnisse berechtigen zu den rosigsten Hoffnungen. Der Brunnen von Bir Lummina in der Provinz Misurata, welcher dem Dorf Gioda das Leben gegeben hat, liefert 400 Kubikmeter in der Minute.

Die angeführten Zahlen mögen genügen, um einen kleinen Überblick darüber zu geben, was in Nordafrika geschaffen worden ist, um wiederum die Grundlagen zu schaffen für eine blühende Kolonie. Heute kann man nach dem, was in zehn Jahren aus der Wüste gemacht worden ist, ohne

Übertreibung davon sprechen, daß in wenigen Jahren zum mindesten die Küstengegenden Libyens wieder produktive und fruchtbare Landstriche sein werden.

Die Produktivität Libyens besteht fast ausschließlich aus den Ergebnissen von Ackerbau und Viehzucht. Nennenswert ist noch die Küstentischerei. Besonders der Thunfischfang, dessen Ergebnisse gegenüber dem Jahre 1937 sehr gestiegen sind, ist vielversprechend. Die Fischfänge betragen 1936 insgesamt 1.240.305 Kilogramm. Industrie befindet sich im Lande nicht — wenn man von den zur Selbstversorgung der Siedler erstellten Klippen und den wenigen Tabakfabriken absteht.

Ein Wegweiser in die neue Zukunft des italienischen Imperiums sind die gewaltigen Ausgrabungen altrömischer Kultur, insbesondere der beiden Oasenstädte Sabratha und Leptis Magna (gegründet von den Phöniziern etwa 1000 v. Chr.). Die dort zutage geförderten Ausgrabungen stellen sich an Größe und Schönheit in die allererste Reihe ähnlicher Ausgrabungen überhaupt. Das Ausgrabungsgebiet von Leptis Magna ist so groß, daß für den Besucher eine eigene kleine Schienenbahn zur Verfügung steht, damit er sich im Zeitraum von etwa einem halben Tag wenigstens einen kleinen Überblick verschaffen kann über die einst große und blühende Handelsstadt, die Geburtsstadt des Kaisers Septimius Severus (146 n. Chr.). Damals hatte Leptis etwa 100.000 Einwohner. Die Größe und die Pracht dieser Handelsstädte sind ein eindeutiger Beweis dafür, daß in der Zeit des antiken römischen Reiches sie die Metropolen eines ebenso reichen Hinterlandes gewesen sein müssen. Neuerdings wird als dritte der großen Städte Ptolemais ausgegraben und gleichzeitig auch teilweise restauriert, so die riesigen Bastionen der Porta Teuchira und das hellenische Mausoleum, das auf einer riesigen Felsenuntermauerung steht. Aber alles, was das alte Rom an städtebaulicher und landwirtschaftlicher Kultur geschaffen hatte, ist im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte verfallen und zur Wüste geworden, soweit nicht die dort wohnenden Berber und Araber in kleinen Oasen von der ehemaligen Blüte das einheimsten, was sie notwendig zum Leben brauchten.

Heute werden die Eingeborenen, soweit sie nicht selbst in festen Siedlungen einer geregelten Tätigkeit in Ackerbau und Viehzucht nachgehen, zusammengefaßt und dort zu einer regelmäßigen Tätigkeit angehalten.

Wie Deutschland so betrachtet auch Italien das körperliche und geistige Wohlergehen der eingeborenen Bevölkerung als die Grundlage jeglicher Kolonisationsarbeit. Diese Fürsorge richtet sich namentlich auch auf die Pflege und Erhaltung der angestammten Religion. In ganz Libyen werden alte mohammedanische Feste zu neuem Leben erweckt. Nur die ruhige und der Arbeit günstige Lebensluft, in der alle Arbeit dieser Kolonie vor sich geht, hat das möglich gemacht.

In den letzten Zeiten fanden allerlei Wallfahrten zu den meistverehrten Marabut von Ostlibyen statt. Bei dem Marabut von Sidi Aun, den ein Legendenkranz umgibt und der als Schutzherr der Bewohner des Stadtviertels Bu Mansur in Derna gilt, fand eine gewaltige Kundgebung

statt, an der die Mohammedaner von Derna und anderen Orten der Gegend in großer Anzahl teilnahmen.

Die libyschen Soldaten haben sich bei der Eroberung Abessinens ein bleibendes Denkmal an Tapferkeit und Ausdauer gesetzt. Berber, Araber und Fezzanesen sind mit Freude und natürlichem Geschick Soldat. Ihr Mut, insbesondere aber ihre Anpassung an die Natur ihrer Heimat und ihre Ausdauer sind bewundernswert. Von eingeborenen Soldaten wissen die nationalen Offiziere ähnliche Wundertaten zu berichten wie von der Leistung der Kamele und Dromedare. Ebenso, wie das „Schiff der Wüste“ tagelang die großen Märkte machen kann, ohne Wasser zu sich zu nehmen, mit der gleichen Bedürfnislosigkeit und Ausdauer kann der eingeborene Soldat mit einem kaum nennenswerten Quantum an Wasser und Nahrung am Tage bis zu 70 Kilometer zu Fuß zurücklegen, eine Leistung, der nur die sportlich gewandtesten, zähesten und gefündesten italienischen Offiziere gewachsen sind.

Die Fürsorge des Italieners für den Eingeborenen erstreckt sich auf die Regelung und Überwachung einer soliden Selbstverwaltung, auf die Errichtung sanitärer und kultureller Einrichtungen. Alle größeren Siedlungen der Eingeborenen besitzen ein Krankenhaus, insbesondere eine Abteilung für Geburtshilfe, besitzen eine Schule und eine Moschee. Der geistige und weltliche Richter üben zusammen mit einer geringen Anzahl von eingeborenen Carabinieri die Gewalt aus. Was insgesamt an sanitären und kulturellen Leistungen in Libyen geschaffen ist, bedarf nach dem heutigen Stand kaum einer Ergänzung. Eine besondere Erwähnung verdient das Viktor-Emmanuel-Hospital in Tripolis, das, für Nationale und Eingeborene nach dem letzten Stand der medizinischen Wissenschaft eingerichtet, alle Spezialabteilungen enthält wie das Krankenhaus irgendeiner europäischen Großstadt.

Zu den hauptsächlichsten Werken der öffentlichen Hand gehören aber vor allem neben Krankenhäusern, Schulen, Moscheen und Kirchen die Straßen. Als Mussolini im Jahre 1937 die große libysche Küstenstraße einweihte, wurde die Weltöffentlichkeit darauf aufmerksam, was Italien in seiner Kolonie geleistet hatte. Aber nicht allein diese Küstenstraße von der tunesischen zur ägyptischen Grenze ist erwähnenswert. Alle wichtigen Plätze des Landes sind an ein Straßennetz angeschlossen, das den Anforderungen des Verkehrs entspricht, d. h. moderne Asphaltstraßen verbinden die Konzessionen der Europäer; weiter gelegene Oasen sind erreichbar auf besetzten Landstraßen, und zu den letzten und entferntesten Oasen führt eine gut gezeichnete, mit Autos befahrbare Spur durch die Wüste.

Neben den Straßen gibt es einige Eisenbahnlinien und eine Reihe von Flugplätzen und Wasserflughäfen. Tripolitaniern wird heute im normalen täglichen Luftverkehr von Rom aus mit einer Zwischenlandung in Spratus in sechs Stunden erreicht. Tripolis selbst steht in Flugverkehr mit Tunis, Malta, Bengasi. In Bengasi sind zur Zeit wichtige Arbeiten im Gange, die seinen Wasserflughafen zu einem der besten und sichersten machen sollen, sowohl für den An- und Abflug als auch für den Aufenthalt der Maschinen. Die weit in der Sahara

zerstreut liegenden Oasen werden durch die eigens für die Sahara gebauten Militärmaschinen des Typs „Gibbi“ erreicht, so daß selbst die auf diesen einsamen Posten verstreuten italienischen Offiziere der Eingeborenenruppen in dauerndem Postverkehr mit der Heimat stehen.

Der Post- und Elektrizitätsdienst in Libyen erfuhr in sämtlichen Zweigen während des Jahres 1937 einen erheblichen Aufschwung. So ziemlich überall wurden neue Empfangsstationen eröffnet, bis in die entlegensten Landstriche wie Ghat und Cusra. Gegenwärtig ist die Einrichtung eines Telegraphenbüros in Agelat im Gang. Die telegraphischen und telephonischen Verbindungen werden außerdem eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren durch die Errichtung einer Rundfunkstation und eines Kabels von modernstem Typ, das die anderen bereits gelegten und in Dienst gestellten Kabel ergänzen soll. Die maßgebenden Stellen sind mit Vorarbeiten beschäftigt für die Anlage der folgenden Telegraphen- und Telephonlinien: Bengasi—Agadabia; Derna—Tobrut; Tripolis—Tadhuna—Cusabat. Weiterhin werden Vorkehrungen getroffen zur Neuordnung des Stadttelephonnetzes von Barce—Kylene—Apollonia—und des Verbindungsnetzes von Bengasi—Barce—Kylene—Derna. Dazu soll die Erweiterung des Telephonnetzes von Tripolis kommen. Ferner sollen verbessert werden die Telegraphen- und Telephonverbindungen zwischen Tripolis und Misurata und zwischen Tripolis und Garian, nebst Herrichtung der telegraphischen und telephonischen Verbindungen zwischen Javia und der tunesischen Grenze. Auch ist die Anlage eines Telephonnetzes entlang der libyschen Küstenstraße vorgesehen. In Anbetracht der Entfaltung, welche das Fernverbindungsnetz in Libyen nehmen wird, wird schließlich in Tripolis der „Circolo della costruzioni“ eingerichtet werden, dem die Instandhaltung der Linien, die Anlage der projektierten Linien und die Regulierung der bereits vorhandenen Anlagen obliegen wird.

Zwischen Deutschland und Libyen wurde in diesem Jahr der brachtlose Verkehr eröffnet.

Das Kolonisationswerk des faschistischen Italien in Libyen war die Grundlage der Erfahrungen, die es möglich machten, „in sechs Monaten und fünf Schlachten“, wie der Duce ausgerufen hat, „ein Imperium zu erobern“. Alle bedeutenden Offiziere Italiens, Bodoglio, Graziani, de Bono, der Herzog von Aosta, der jetzige Vizekönig von Abessinien, und viele andere namhafte Männer des italienischen Heeres haben jahrelang in Libyen gekämpft, entweder im Krieg gegen ausländische Eingeborene oder im Aufbau um eine geeignete Kolonialverwaltung. Das Werk, das in Libyen geschaffen worden ist, insbesondere unter dem jetzigen Gouverneur, Marschall Balbo, ist richtunggebend für das, was Italien aus Abessinien machen wird, einem Lande, das nicht Wüste ist wie jener am Mittelmeer liegende Teil Nordafrikas. Für uns Deutsche aber zeigt das Kolonisationswerk Italiens in Libyen sehr viel Beispielhaftes, und es erinnert uns immer wieder daran, nicht nachzulassen in der Zähigkeit des Kampfes um den Wiederbesitz unseres noch unter Mandat stehenden kolonialen Eigentums.



Bild: H. J. Schlieben
Sisal-Hanf-Plantage bei Morogoro in Deutsch-Ostafrika. Im Hintergrund das Uluguru-Gebirge.

Borenthaltenes Gut!

Von Dr. Siegfried Merklinghaus.

Objektive Untersuchungen hinsichtlich der Mengen für Deutschland aus seinem Kolonialbesitz verfügbarer Rohstoffe hat erst unsere Zeit der Rohstoffknappheit veranlaßt; erst der Vierjahresplan des Dritten Reiches weckte alle Kräfte, uns in der Bedarfsdeckung vom Ausland möglichst unabhängig zu machen, lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erschließung der letzten eigenen Rohstoffquellen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen hat der Wirtschaftsminister des Reiches kurz zusammengefaßt und in seiner Eröffnungsrede zur Leipziger Messe 1938 die Mengen der Deutschland ohne weiteres bei Selbstverwaltung seiner Kolonien zuzuliefernden Produkte mit jährlich 200 Millionen, bei einer sicher zu erwartenden Steigerung der Erträge mit 500—600 Millionen Reichsmark bewertet. Die Zahlen sind in Anbetracht der damit zu erwirkenden Devisenersparnis besonders beachtlich; sie werden auch die letzten „Kolonialgegner“, deren Unkenntnis und Pessimismus es noch vor nicht allzu langer Zeit zu bekämpfen galt, überzeugen. Die Rückerstattung der Kolonien ist heute eine Lebensfrage für uns ge-



Bild: Techno-Photogr. Archiv, Potsdam
 Kur der schwarze Wollschädel guckt noch aus dem Baumwollhaufen heraus.

worden, sie ist kein Stedenpferd einer Minderheit von Kolonialdeutschen mehr! Betrachten wir kurz die kolonialen deutschen Wirtschaftsgüter.

Da ist Deutsch-Südwestafrika. Seine *F a r m w i r t s c h a f t*, gegenüber dem Bergbau in den vergangenen Jahren gut fundiert, kann nächst Afghanistan die größte Karakulherde der Welt halten. In den „Afrika-Nachrichten“ (H. D. Ortlieb i. 4/1938) sind Ausführungen zu diesem Thema gemacht, wonach der Bestand an Reinblut- und Kreuzungstieren 1919/20: 20 000, 1930: 270 000, im Jahre 1937 jedoch schon fast 1 200 000 Stück betrug. Die Ausfuhrmenge an Persianerfellchen aus dieser Herde stellte 1936 bereits 753 546 Stück dar. Im gleichen Jahre wurden u. a. 20 640 Doppelzentner Wolle von 2,5 Millionen Schafen und 14 000 Angoraziegen ausgeführt. Die Aufzucht und Mastung von Schlachtvieh könnte in Südwest erweitert werden, falls nicht derzeitige Absatzschwierigkeiten beständen.

Unter starken Konjunkturschwankungen leidet auch der Bergbau. Das britische Imperium besitzt weltweit wertvolle Mineralvorkommen und ist auf die volle Ausbeute der Kupferminen von Otavi in Südwest nicht angewiesen (Erzförderung 1928: 599 750 Doppelzentner); Otavi würde Deutschland hinsichtlich Kupfer vom Weltmarkt unabhängig machen nach neuerlichen Feststellungen. Auch die Vanadium- und Uranpecherzvorkommen sowie die Diamanten und das Gold (letzteres hier wie in



Oben links: Eine große Eisal-Plantage im Lindi-Bezirk, Deutsch-Ostafrika.

Von oben nach unten: Die Blätter der Agaven werden geschnitten und gebündelt (eine Pflanze liefert jährlich 20 bis 40 Blätter).

Die „Corona“ (Eisal-Hanf-Entfaserungsmaschine v. Krupp). Die Blätter werden auf einem „laufenden Band“ in die Maschine geführt.

Die „Bürsten“ in einer großen Eisal-Aufbereitungsfabrik. Die getrodneten Fasern werden gebürstet und nach Qualität (Länge der Faser) sortiert.

Ein Schiffstau aus Eisalfasern.

Bilder: H. J. Sälteben



Deutschost) würden, unter unsere Nahrungshoheit zurückgebracht, einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Stützung der derzeitigen deutschen Selbstverorgungsbestrebungen darstellen. Uran ist zur Radiumherstellung und für photochemischen Bedarf unerlässlich; die Uranpecherzausfuhr betrug 1913: 3315 Doppelzentner. An Vanadiumerz wurden für 1936 in Südwest Werte von 753 364 Doppelzentner, an Zinnerz 2470 Doppelzentner, Diamanten 184 852 Karat notiert; und um für Gold eine Zahl zu nennen, sei auf maßgebliche Veröffentlichungen hingewiesen, wonach das am Lupasluß (Deutschost) neuerdings abgebaute



Oben: Baumwollernte auf der Insel Merewe (Viktoriasee). Abwiegen der Baumwollfäde.



Unten: Baumwollernte auf einer deutschen Pflanzung bei Morogoro, Deutsch-Ostafrika. Regerkinder sortieren die gepflückte Wolle.

Bilder: H. J. Schlieben

Gold wertmäßig auf zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt ist. Die fluvialen Goldvorkommen Neu-Guineas werden noch erwähnt.

In der schönen Kolonie Deutschlands Deutsch-Ostafrika hatte die Kultur von Sisal schon vor dem Kriege die Vormachtstellung und behauptet sie noch jetzt; 1913 wurden 60 Proz. über den Bedarf Deutschlands

an Sisalhanf hinaus erzeugt. Diese für Garne, Tauwerk und Decken, bei dem heutigen fortgeschrittenen Stand der Aufschließungstechnik auch für Anzugstoffe (!) verwandte, ungemein zähe Faser erreichte 1913 bereits die Ausfuhrziffer von 28 920 Doppelzentner und war 1936 auf 818 510 Doppelzentner gestiegen. Kautschuk wurde bis zum Weltkrieg ebenfalls in großem Umfang angebaut, auch Kotos- und Seidenwollplantagen waren entstanden.

Besondere Erwähnung verdient die Baumwolle als Ausfuhrgut Deutsch-Ostafrikas. Aber die Wichtigkeit dieses Rohstoffes, von dessen Einfuhr im Reich die Arbeitsfähigkeit zahlreicher Webereien abhängt, besteht wohl heute kein Zweifel mehr; daß das ganze Wohl eines Volkes von ihr abhängen kann, zeigt das Beispiel der Geschichte Nordamerikas und des Anglo-Sudans. Die Kolonie lieferte 1913 bereits 12 790 Doppelzentner, wobei gesagt sei, daß die Erzeugung hier als sehr steigerungsfähig angesehen werden darf (Ausfuhr im Jahre 1936: 120 000 Doppelzentner) und besonders Ruanda im belgischen Mandatssteile des deutschen Schutzgebieten ganz ausgezeichnete Baumwollböden aufweist. Nebenbei sei auch auf die für Baumwollanbau geeigneten großen Flächen Kameruns am Tschad-See sowie auf die Tatsache hingewiesen, daß die Produktion in Togo (1936: 15 160 Doppelzentner) hinsichtlich Steigerung wohl lediglich ein Transportproblem darstellt.

Der Kaffeestrauch gedieh prächtig auf den vielerorts vulkanischen Böden der Kolonie; heute ist die Kaffee-Erzeugung infolge der Welt-



Bilder: H. J. Schlieben

Links: Neuanlage einer Teeplantation im Usambara-Gebirge in Deutsch-Ostafrika. Terrassen-Kultur. Rechts: Teeplückerin.

marktpreisgestaltung und ungünstigen klimatischen Vorbedingungen in neu kultivierten, für Kaffee meist zu hoch gelegenen Teilen Deutschosts hier weitgehend ausgegeben und damit viel Kapital und Mühe besonders frisch eingewanderter Deutscher verloren (Ausfuhr 1936: 123 341 Doppelzentner, Kamerun: 20 150 Doppelzentner). Die waldbreiche Landschaft Rufindi-Ost weist heute Erfolge mit Teekulturen auf. Reichtum an Niederschlägen, Nebel u. a. ähnelt hier den natürlichen Gegebenheiten Ceylons. Im übrigen wird die in zunehmendem Maße vorherrschende Wirtschaftsform der Gemischtfarm (bäuerlicher Betrieb) weiterhin Erfolge mit Obst und Südfrüchten zeitigen.

Der Bergbau der Kolonie ist unter Mandatsverwaltung kaum in seiner Entwicklung fortgeschritten; die Unsicherheit über das Schicksal des Schutzgebietes hat die Investierung größeren Kapitals verhindert.



Bild: H. J. Schlieben

Deutsche Ananas-Pflanzung am Kilimandscharo in etwa 1100 Meter Höhe am Weri-Weri-Fluß, Südseite. Im Hintergrund der Kibo.



Kakao-Ernte in Nigeria, West-Afrika. Bild: H. J. Schlieben

Togo und Kamerun bieten dem Mutterland zwei heute besonders geschätzte Grundstoffe: Holz und Rohfett. Allein Kamerun würde den deutschen Gesamtbedarf an Edelhölzern decken können. Durch die Qualität vieler tropischer Hölzer kann mengenmäßig beträchtliches einheimisches Holz anstatt der Bau- und Möbelindustrie mit ihrer derzeit reichlichen Verwendung von Sperrholz und Furnieren, anderen Holzverbrauchsgruppen zugeführt werden. Der Einschlag ist nicht wie die Ernte der Pflanzungsprodukte wechselnden klimatischen u. a. Faktoren ausgesetzt, äquatoriale Besonnung und Reichtum des Bodens an Mineralien lassen gewaltige Exemplare des wertvollen *Otumé* (*Aucumea klaineana*) entstehen; der Vorrat ist reichlich. Durch Traktoren- und Menschenkraft werden die Stämme den Wasserläufen und sodann, ihrer Schwere wegen auf Leichtflößen, den Überseedampfern zugeschaft; Möglichkeit der Glöhererei ist in Kamerun weitgehend gegeben. Die Holzausfuhr lediglich des französischen Mandatstelles betrug beispielsweise im Jahresdurchschnitt 60 000 Tonnen.

Feucht-tropisches Klima machen Togo/Kamerun weiterhin zum klassischen Erzeugungsland von Palmöl und Palmkernen und damit von Fett. Schon 1913 lieferte Togo 135 991 Doppelzentner Palmkerne; für 1936 sind hinsichtlich Palmöl in Kamerun und Togo zusammen 162 190 Doppelzentner und für das gesamte geraubte deutsche Kolonialgebiet in Kopro sowie den ebenfalls reichen Erdnüssen 639 280 Doppelzentner als Ausfuhr registriert worden. Das Pflanzenfett macht im Gesamtfettverbrauch



Bilder: H. J. Schlieben

Oben und unten: Deutsche Kaffee-Plantage auf dem Mahenge-Plateau in Deutsch-Ostafrika. Etwa 3- bis 4-jährige Sträucher in 1100 Meter Höhe.



Bild: S. J. Schlieben

Copra-Verladen auf der Insel Masia, D. O. A. Der Küstendampfer „Asari“ holt monatlich die Sendung ab.

Deutschlands 23 Prozent aus, und werden weiterhin die nach dem Aufbereitungsverfahren anfallenden Rückstände der tropischen Ölfrüchte berücksichtigt (jene als Kraftfutter für unser Milchvieh so wichtigen Ölluchen), ist sein hoher Wert schnell sinnfällig. Kautschuk, ein anderes wichtiges Ausfuhrgut und trotz Buna vorerst noch stark von uns benötigt, stieg seit 1937 auf dem Weltmarkt auffällig in Preise; von Kamerun erhielten wir 1913 16 359 und 1936 wurden hier 17 870 Doppelzentner ausgeführt.

Erweiterte Pflanzung und Organisation des Absatzes von Bananen zehnten seit nun schon etwa zehn Jahren einen regelmäßig dreimal wöchentlichen Verkehr eigens konstruierter deutscher Bananendampfer zwischen Hamburg und Kamerun. In Kamerun erzeugter Kakao kam 1936 zu 286 580 Doppelzentner auf den Weltmarkt; es ist dies die Ausfuhr des französischen Mandatsteiles zuzüglich derjenigen aus englischem Mandatsgebiet (Samoa führte im gleichen Jahre 10 820 Doppelzentner aus).

Kakao erzeugt auch Samoa, die paradiesische deutsche Insel der Südsee, und zwar wurden von dort im letztgenannten Jahre 10 820 Doppelzentner ausgeführt. In der Erzeugung hervortretend sind hier wie auch auf Neu-Guinea im übrigen Palmprodukte, vornehmlich die mannigfachen Gaben der Cocospalme eines Inbegriffs der Nützlichkeit,

unzertrennlich von allen warmen Meeresgestaden, sich auf einsamen Korallenriffen ohne menschliches Zutun ansamend; uns ist die Cocosfaser wertvoll, nicht minder die aus Ruhlernen bestehende Kopra (Palmin). 1913 betrug die Copra-Ausfuhr allein Neu-Guineas 107 850 Doppelzentner, 1936: 132 223. Von dort bezw. kleineren deutschen Südsee-Inseln kam weiterhin der als Düngemittel kostbare phosphorsaure Kalk vor dem Weltkrieg zu durchschnittlich jährlich 450 000 Doppelzentner herüber; 1936 wurden 5 349 360 Doppelzentner von den Mandataren verschifft. (!) Endlich mag erwähnt werden, daß schon von Deutschen entdeckte fluviale Goldvorkommen Neu-Guineas heute mit großem Erfolg von Australien ausgebeutet werden.

Obige Aufzählung so wichtiger Werte bedarf am Schluß des Hinweises auf eine mit der Rückerstattung unserer Kolonien verbundenen weitgehenden Behebung deutscher Absatzschwierigkeiten und damit Schaffung neuer Grundlagen deutscher Produktion. Auch ein Aufhören der Raumnot bedeuten Kolonien für uns. Aller materieller Gewinn soll jedoch endlich nicht den Blick von jenen ideellen Werten ziehen, den Kolonien als weltweites Tätigkeitsfeld ungehinderter deutscher wissenschaftlicher Forschung und großzügigerer Jugenderziehung bieten. Vergessen wir auch nicht, daß dann erst, wenn wiederum deutsche Farben über afrikanischem Boden und in der Südsee wehen, Deutschlands koloniale Ehre wiederhergestellt ist!

Kriegergräber in Afrika

Von Sofie v. Uhde

Wenn man im tiefsten Herzen die innere Bindung begreifen und ermessen will, die uns, weit über alle Wirtschafts- und Raumfragen hinaus, an unsere alten Kolonien leitet, dann muß man seinen Blick auf die stillen, kleinen Hügel richten, die — überall im grenzenlosen Lande verstreut — bereitetes Zeugnis ablegen vom hohen Opfer jener Männer, die dieses Land für Deutschland hielten und betriebeten.

Beschwingt von Jugendmut, erfüllt vom stolzen Werte ihrer Sendung, abenteuerfroh und kampfbereit, so sind sie durch die Weiten der Wüsten und der Steppen geritten, immer vom Giftpeil der Eingeborenen, immer vom qualvollen Durstode bedroht, Männer, die für ihres Volkes Weltgeltung über See ihre hochgemuten Jünglings- und Mannesjahre einem harten Gebote unterwarfen. Fern von aller Süße und Lieblichkeit des Lebens, schlugen sie sich mit tausend Gefahren und Entbehrungen herum, lagen nachts mit ihren treuesten Freunden, ihren Pferden und Jüglern, um die flackernden Lagerfeuer, während die Stimmen der Hyänen und Schakale und das ferne, dumpfe Brüllen der Löwen unter den fremden Sternen erklang, zogen wandelnd vor Durst unter der grausamen afrikanischen Sonne, die ihre Gehirne ausglühte, den Wasserstellen zu und dankten Gott, wenn da noch ein wenig lehmige Feuchtigkeit zu finden



Bild: E. Speer
Denkmal für die im Kriege gegen den Witbooi Stamm
in den Jahren 1893/94 Gefallenen.

war oder der Feind sie nicht befehlt hielt. In den Wüsten und im Busch, im Gebirge und in den Steppen stellten sie sich zum Gefecht, zuerst in den immer wieder aufflammenden Eingeborenenkämpfen, dann in den Gefechten und Schlachten des entbrannten Weltkrieges, und dort, in den Wüsten und im Busch, im Gebirge und in den Steppen liegen ihre sandüberwehten Gräber.

Es sind nur einfache Hügel mit einem Holzkreuzchen oder einer kleinen Steinplatte dort, wo sie in Friedhöfen zusammengelegt sind, wie etwa in Waterberg oder in Tanga; kleine Haufen von Feldsteinen nur, wenn sie irgendwo draußen in den Weiten des Landes schlafen, die alten Reiter, wie etwa in Longido in Ostafrika oder in der Naukluft in Südwest. Aber königlich wölbt sich über ihren Stätten das ewige Blau des Tages und die flammend gestirnte Kuppel der Nächte, und in lautlos schwebenden Kreisen grüßen die freien Adler der Lüfte die schlafenden Helden.

Das Grab am Longido, jenem Gebirge, das nahe der Grenze von Kenja, längere Zeit der Sitz deutscher Truppen war während des Weltkrieges, wurde von dem Leiter der Kriegsgräberfürsorge in Ostafrika, H. von Streng, am 20. Jahrestage des Gefechtes nach langem Suchen wieder aufgefunden — ein Haufen zusammengetragener Feldsteine mitten in der großen Verlassenheit des Gebirges. Und zu den Gräbern in der Naukluft pilgern am Jahrestage des Gefechtes gar oft deutsche Jugend



Links: Grab der in dem Longidogefecht
Gefallenen. Aufgefunden von v. Streng
am 20. Jahrestage des Gefechtes.

(Bild: H. v. Streng, Leiter der Kriegs-
gräberfürsorge in Deutsch-Ostafrika).
Rechts: Im Naukluft-Gebirge in
Deutsch-Südwest.



von Südwest oder ehemalige Schutztruppler oder auch mal dieser und jener aus der alten Heimat durch die engen, steilen, wilden, wasserdurchrauschten Schluchten bergan, um die einsamen Gräber zu grüßen und in der königlichen Stille jener Stätte den Treueschwur zu erneuern, den sie der Südwest-er Erde geschworen haben.

Schon ist das Grab der in der Tangaschlacht Gefallenen auf dem alten Gomaplatz in Tanga. Unter einem gewaltigen Affenbrotbaum, der mit mannsdicken Armen die Ruhe der Toten bewacht, steht die schlichte, hohe Holztafel mit den einfachen Worten:

„Hier ruhen 16 deutsche Helden, an der Stelle, wo sie für die Größe des Vaterlandes fielen. 48 brave Askaris und Kompagnieträger folgten ihren deutschen Führern in treuer Erfüllung ihrer Soldatenpflicht in den Tod. Auch sie starben für Kaiser und Reich.“

16 deutsche Namen stehen auf dieser Tafel, 16 kleine Steinplatten ruhen ihr zu Füßen unter weißen und roten Blumen, die in der trüben, heißen afrikanischen Luft leise wehen. Zuweilen kommt Sturm von der See, dann rauscht der alte Affenbrotbaum, als erzähle er den flüsternden Blumen die Geschichte jenes blutigen Tages, als englische Schlachtschiffe in die Bucht von Tanga dampften und ein Landungskorps von 10 000 Mann an die Küste setzten, das nach erbitterten Straßenkämpfen von einem Häuflein deutscher Schutztruppler mit ein paar schwarzen Kompagnien entscheidend geschlagen wurde.

Seitlich von dem deutschen Grabe, unter einem hohen Feldstein, liegen die 48 Askaris, die in dieser Schlacht fielen, in Kameradschaft mit

ihren weißen Führern verbunden bis über den Tod hinaus. Eine kleine Bronzetafel auf dem Stein trägt eine Inschrift auf Kisuabeki, die überlegt etwa besagt: „Hier ruhen die starken Männer, die gekämpft haben“.



Das Grab des ersten Toten im Bondelwaari-Aufstand 1903 bei Warmbad in Deutsch-Südwest.



Links: Deutsche Jugend legt am Reiter von Südwest in Windhub einen Kranz nieder.

Rechts: Der Reiter von Südwest in Windhub. Deutsch-Südwest-Afrika.

Bilder (2): Kink, Windhub



Wenn Deutsche nach Tanga kommen, sitzen sie gerne auf der niederen Einfriedigung des Grabes und hören dem Rauschen des Affendrotbaumes zu; und wenn sie rechten Sinnes sind, wird ihnen aus diesem Rauschen Größe und Schicksal ihres Volkes steigen.

Weit einsamer liegen die Gräber am Waterberg in Südwest. Der Sand weht über sie hin, und kein anderer Laut stört tagelang ihre Ruhe, als das Wellen der Schafale und das Nachtlied der Grillen. Es sind die Toten aus der Waterbergsschlacht gegen die Hereros am 11. August 1904. Fast möchte die grobe Gleichförmigkeit all dieser Gräber, die unter der glühenden Sonne schmachten, und das kalte, grelle Weiß der Quarzsteine die Weiße des Ortes störend beeinflussen; aber der Waterberg schaut mit alten Bäumen, mit flüsternden Quellen und mit den Wecheln der scheuen, schönen Bergtudu's so tröstlich auf den heißen Sand um diese Gräber herab, die armen kleinen Vornbüsche ringsum blühen hier holder und duftender, frühlingsgeliger und veröhnender als irgendwo, und auf dem Stein inmitten des kleinen Friedhofes steht — oder stand? — ein mächtiges Wort: „Wo der deutsche Nar seine Hänge in ein Land geschlagen hat und ein deutscher Mann in treuer Pflichterfüllung fallend begraben liegt, das Land ist deutsch und muß deutsch bleiben!“

Keine Macht der Erde wird die Wahrheit dieses Wortes tilgen; ewig halten die toten Reiter die Wacht über das Land.

Auf den Friedhöfen der Städte und Häfen, zuweilen auch auf den englischen Ehrenfriedhöfen, liegt manches deutsche Soldaten- und Seemannsgrab, schlichte Kreuze und Tafeln, oft mit verlöschenden Namen, oft mit Worten der Liebe, die noch heute von dem ganzen Leid der Trennung brennen. Vielleicht liegen am schönsten von ihnen allen die Gräber auf dem wunderbaren Friedhof am Meer außerhalb Daresalam, um dessen



Auf dem Weg zu den Gräbern im Kaukluft-Gebirge, Deutsch-Südwest.



Links: Tangaschlacht-Grab. Rechts: Alter deutscher Kompagnie-Träger am Askari-Denkmal in Tanga.

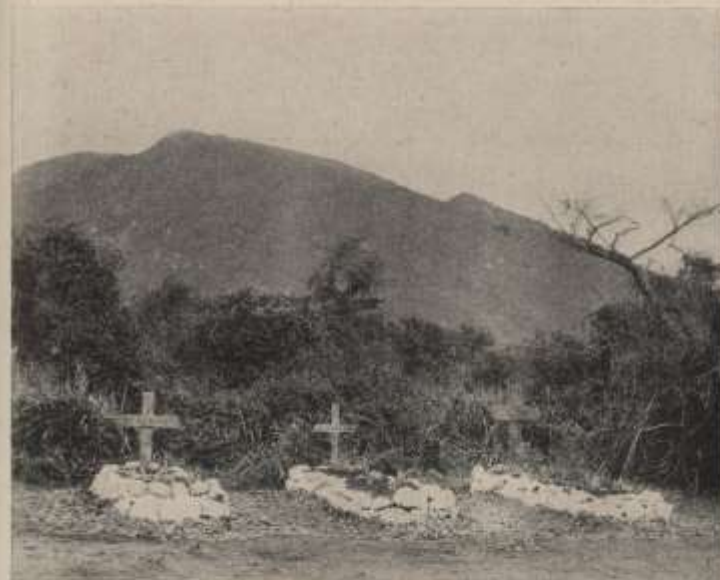


Bild: Oberstin. Kraut

Deutsche Soldatengräber bei Lembani in Deutsch-Ostafrika.
Rechts das Grab des Leutnants v. Stosch.

safrale Rube Tag und Nacht der Choral des Ozeans braust und dessen Blumen im freien Winde der See wehen, während die gewaltigen Affendrotbäume am Strande ihn wie Wächter umstehen. Wohl trennt keinerlei Einfriedigung ihn von der breiten Uferstraße, auf der manches Auto vorüberfährt und auf der des Abends die zahlreichen Ander der Ostküste in ihren weißen Gewändern, die schönen, dunklen Frauen in bunte, seidene Schleiertücher gehüllt, in langen Reihen vorüberwandeln; aber das stört die Weihe dieser Gräber nicht. Um die Säule mit dem Degen geschart — ernstes, nobles Wahrzeichen aller englischen Ehrenfriedhöfe in Afrika — blicken sie ruhevoll auf das farbige Leben des Landes, das sie einst mit dem raschen, roten Blut ihrer Jugend beschirmt haben, eine stille, freundliche Mahnung fast, zu bedenken, wo hier Recht und wo Unrecht stehen.

Wo immer man hinkommt in den grenzenlosen Weiten der Länder, die deutscher Kolonialboden sind, findet man sie verstreut, diese Soldatengräber, zuweilen einsam und allein, zuweilen zu zweien und dreien und mehr, am Kilimandscharo wie in der Kalahari, am Iringa wie in der Namib. Und würde man die Steppen von Ost, den Busch von Südwest betreten, so würden sie manches erzählen von verwehten Gräbern, die



Bild: Rink, Windbuk

Deutsche Kriegergräber am Waterberg in Deutsch-Südwestafrika.

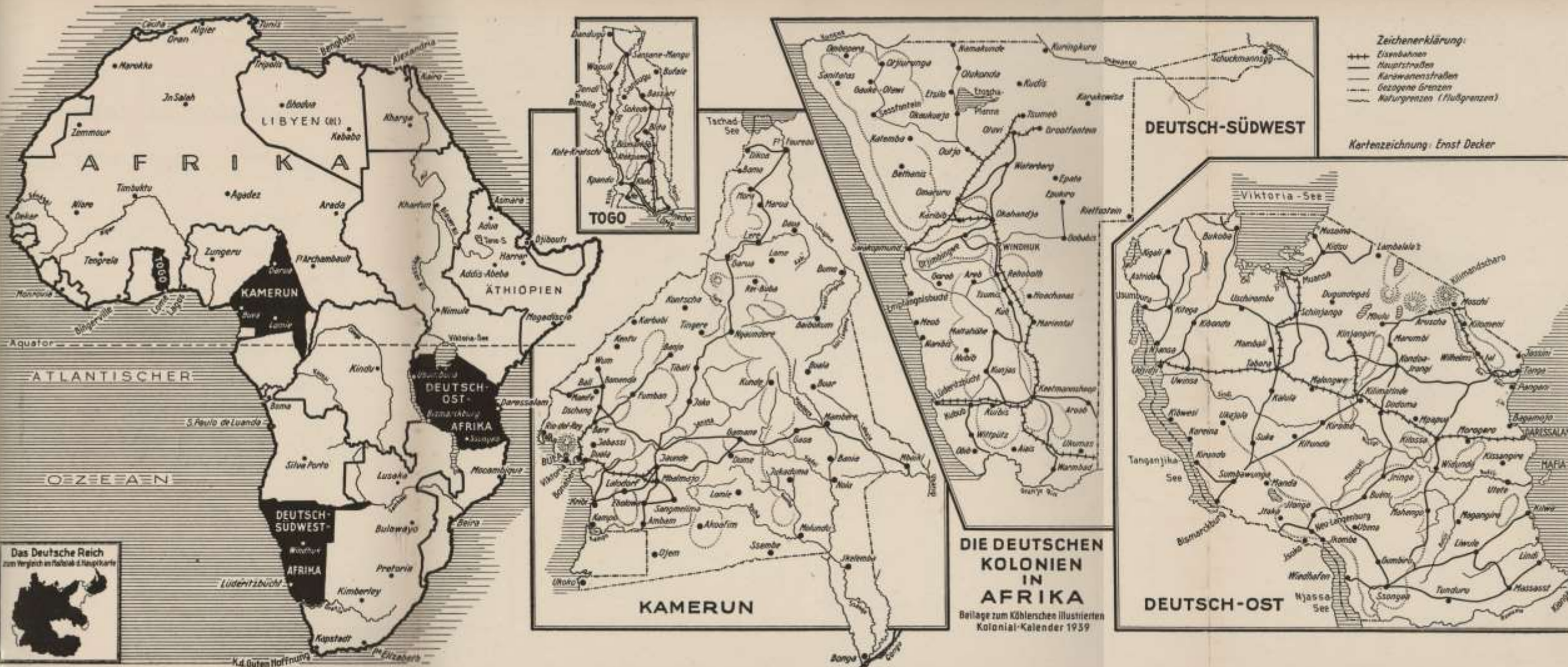
keiner mehr kennt, stille, weiße Knochen nur von Reiter und Pferd, die in den Durstfleden des Landes, vom Sande zugedeckt, von Gras und Dornstrauch überwuchert, friedlich ruhen, die ewigen Sterne über sich als Kranz und Krone.

Aber auch sie haben ihr Denkmal: wer hat ihn gesehen, den Reiter von Südwest, wie er über Windbuk auf ragendem Steine erzen über das Land hinblickt, das Gewehr auf den Schenkel gestützt, die Krempe des Schutztruppenhutes schirmend über den Augen, die Wache haltend über deutsche Erde, während das Pferd, den Kopf vorgestreckt, mit geblähten Nüstern in die Weite des Landes wittert? Dort hält er Wacht für alle, die jemals in Ost oder West über afrikanische Erde geritten sind und sie mit ihrem tapferen Blute getränkt haben, auf daß sie auch noch den spätesten Generationen eine Frucht trage, die nimmer verkümmern soll am Baum der deutschen Nation: die edle, deutsche Treue zur deutschen Erde!

Ministerpräsident Generalfeldmarschall Hermann Göring:

„Wenn wir heute sagen: Deutschland ist gleichberechtigt, dann meinen wir das ernst. Wir verstehen darunter, daß wir die gleichen Rechte haben wie die anderen Völker, und wenn andere Völker Kolonien besitzen, so ist das kein Vorrecht, das für sie allein gültig ist!“





- Zeichenerklärung:**
- +— Eisenbahnen
 - Hauptstraßen
 - Karawanenstraßen
 - Geozogene Grenzen
 - Naturgrenzen (Flußgrenzen)

Kartenzzeichnung: Ernst Decker



Das Deutsche Reich zum Vergleich im Februar d. Hauptkarte

K. d. Duten Hoffmann

DIE DEUTSCHEN KOLONIEN IN AFRIKA
Beilage zum Köhlerschen illustrierten Kolonial-Kalender 1939

DEUTSCH-OST

KAMERUN

DEUTSCH-SÜDWEST

TOGO

AFRIKA

ATLANTISCHER OZEEAN

ATLANTISCHER OZEEAN

Aquator

VIKTORIA-SEE

Monrovia

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Sierra Leone

Dr. Carl Peters, der Gestalter der kolonialen Idee

Von Hans Gerb Eiser.

Dort, wo die Elbe sich träge durch die Lüneburger Heide hinwägt, liegt eingebettet in einem Kranz von Wäldern und Seen abseits des großen Verkehrs das kleine Städtchen Neuhaus. In diesem Dorfstädtchen wird um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als achtens von elf Kindern im Pfarrershaus Carl Peters geboren.

Von Carl Peters heißt es: „Pastors Knab is en Smerigen Bengel!“ (geschmeidiger Junge). Carl Peters ist der Führer aller Dorfbuben, der sich mit Kraft und Gewandtheit seine Vorherrschaft erkämpft hat. In dieser ersten Jugendzeit von Carl Peters zeigt sich schon das große Führertum des kommenden Kolonialpioniers.

Ein paar Jahre später sieht der junge Carl Peters mit heißem Kopf und lauscht den Worten seines Vaters über die Weite und Größe der Welt. Dabei liegt vor ihm ein großer alter Atlas, und es prägt sich Carl Peters die Form des afrikanischen Erdteils ein.

Rüttlischerseits hat Carl Peters zwei Onkel weit über dem Meer im fremden Land. Der eine sitzt in der Nähe von Chicago als Schweinezüchter, der andere ist der bekannte Russer Karl Engels, der in London wohnt. Gerade Neuhaus aber das vernehmbar noch den Pulsschlag des Hamburger Weltbafens hört, schickt viele seiner Söhne auf die See und in die Welt hinaus, und deshalb haben fast alle Familien Verbindung mit draußen.

Dr. Carl Peters.
Ein vergessenes Pastell-
bild von Franz von Len-
bach. (Zur Verfügung
gestellt von Frau Lolo
von Lenbach.)



Von diesen ersten Jugendjahren Carl Peters wissen wir, daß sich schon in seinen Jugendspielen sein Führertum abzeichnete, daß sein Vater ihn wach machte für die Weite der Welt und daß seine Verwandtschaft ihm den praktischen Weg wies, hinauszugehen.

In vierzehn Tagen schreibt Carl Peters seine Doktorarbeit über den Frieden von Venedig, und in dieser Zeit, in der er beginnt, sich Klarheit zu verschaffen, ist er zwar mit Selbfgütern nicht gesegnet, aber er macht sich auch wenig daraus. Er machte auch das preußische Oberlehrerexamen. Aber er hat es selbst gesagt, daß es für ihn nie in Frage gekommen wäre, sein Leben als preußischer Lehrer zu verbringen. Peters hat in sich das Bewußtsein von seiner kolonialen Sendung für das deutsche Volk und sucht nach einer Möglichkeit für Deutschland, irgend etwas Großes zu unternehmen.

Plötzlich ruft ihn sein Onkel, Karl Engels, dessen Frau verstorben war, nach London. Hier stehen dem jungen Peters ungeheure Möglichkeiten offen. Er kann über Geld verfügen, soviel er will. Er erhält Zutritt zum Hof des englischen Königs und ist ein gern gesehener Gast in den britischen Adelshäusern. Hier in England lernt Carl Peters das britische Herrmentum kennen. Und er weiß, daß sein Volk auch ein Volk von Herrenmenschen werden muß. Rücksichtsvoll nach unten und frei nach oben. Hier erhält Peters Einblick in die imperialen Gedanken des britischen Volkes. Und als sein Onkel stirbt, wird er sogar zum Kaufmann, als er die schwierige Erbschaftsangelegenheiten seines Onkels regeln muß. Karl Engels hatte Peters gebeten, Engländer zu werden, um seine Kraft dem britischen Volk zu schenken. Peters standen damit die Wege zu den höchsten britischen Ämtern frei. Aber das Wort, ich bin ein Deutscher, wurde bei ihm zur Tat. Carl Peters verzichtete auf einen freien gesicherten Aufstieg in England und vertauschte damit einen bitteren, mit Andank belohnten Kampf um die koloniale Freiheit seines Volkes.

Nach Deutschland zurückgekehrt, sieht er, daß schon einige Kräfte am Werk sind, für Deutschland ein koloniales Reich zu schaffen. Sieht aber gleichzeitig, daß diese Kräfte über theoretische Erörterungen nicht hinauskommen, und obwohl er weiß, daß er sich die Welt der Geheimräte und Professoren zu Feinden macht, geht er mit einem revolutionären Elan an die Arbeit.

Auf einer Tagung von kolonialinteressierten Männern legt er ein Kolonialprogramm dar und gründet daraufhin die „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation.“ Dieses Kolonialprogramm, das für das deutsche Volk freie Absatzgebiete, freie Rohstoffquellen, eigene Siedlungsgebiete in Übersee fordert, ist getragen von einer großen völkischen und nationalen Verantwortung. Dieses Kolonialprogramm von Dr. Carl Peters bewies seine völkische Wahrheit dadurch, daß er Mitbegründer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland wurde. Er bewies sein politisches Bewußtsein, indem er für den Flottengedanken und für ein großdeutsches Reich kämpfte.

Wir wissen heute, daß Dr. Carl Peters, neben dem eisernen Kanzler Bismard, wohl der einzige gewesen ist, der in voller Tiefe die gewaltige koloniale Mission unseres Volkes in all ihren Auswirkungen kannte. Er

war nicht nur Kaufmann, der die Sache wirtschaftlich sah, er war nicht nur Gelehrter, der die Sache kulturell sah, er war nicht nur Politiker, der die Sache politisch sah. Dr. Carl Peters war die überragende Persönlichkeit, die erfaßt hatte, daß das deutsche Volk nun reif sei, sich ein eigenes Kolonialreich zu schaffen.

Als gereifter Mann kämpfte er um die Verwirklichung seiner Pläne, die tatsächlich gleichliefen mit den Notwendigkeiten des deutschen Volkes. Er erkämpfte Deutschland im Osten Afrikas ein Land, fast fünfmal so groß wie das Mutterland. Aber wenn ihn auch keine Gefahr Afrikas in seinem Kampf um die Kolonien zu Boden warf, so brachten es doch die Berliner Geheimräte fertig und als Antreiber und Drahtzieher der Jude Geheimrat Kapser.

Es ist an der Zeit, an Hand von geschichtlichen Dokumenten nachzuweisen, wie und wo überall Juden unsrem Volke geschadet haben. Wir betrachten hier nur einen kleinen Ausschnitt aus dem deutschen Leben: das koloniale Leben. Und aus diesem auch nur wieder einen Ausschnitt. Trotzdem: auch hier stecken, wie überall, wo Verrat um deutsche Führer der Vorkriegszeit ist, Juden dahinter. Verfolgen wir also, wie es der Jude Kapser fertigbrachte, daß Carl Peters aus seinem, von ihm erkämpften Deutsch-Ostafrika herausgedrängt wurde.

Der Geheime Legationsrat Kapser hatte sich, wie so viele Juden, die sich durch „Zulegen“ einer neuen Konfession tarnten, zu Beginn seiner Laufbahn taufen lassen. Ursprünglich Jurist, bereitete er sogar den Grafen Wilhelm von Bismard auf sein Examen vor. So wurde Kapser schließlich im Auswärtigen Amt zuständig für die kolonialen Angelegenheiten. Ferner war er der Verbindungsmann zwischen der DDAO (Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, der ursprünglichen Gründung von Dr. Peters) und dem Auswärtigen Amt.

Peters sagte von ihm:

„Kapser war Meister der Intrige und der Hintertürenpolitik; die Interessen der Kolonie waren ihm so gleichgültig wie das Schicksal des Mannes im Mond... Meine völlige Kaltstellung gehörte sicherlich mit zu den Vorbedingungen für die Durchführung seiner eigenen Pläne.“

Kapser arbeitete systematisch an der moralischen Züchtung des Schaffers von Deutsch-Ostafrika und verstand es dabei meisterlich, seine amtliche Stellung zu mißbrauchen. Ihm, dem Intriganten, mußte die Herrennatur von Peters schon zuwider sein. Vor allem auch war Peters ihm aus rein persönlichen Gründen ein Dorn im Auge, weil dieser forderte, daß Deutsch-Ostafrika die Selbstverwaltung bekäme. Und damit hätte Kapser in seinen Berliner Bürostuben kolonial ausgespielt gehabt. Nichtsdestoweniger hat Kapser gegenüber Peters immer den Liebenswürdigen Ehrenmann gespielt und Peters manchen „guten Rat gegeben“, der diesen an den Rand des Abgrunds führte.

So wurde Peters von Kapser beauftragt, einen heißen Fall in Ordnung zu bringen, und zwar die Schwierigkeiten, die der Sultan von Sansibar machte. Ohne jede amtliche deutsche Unterstützung, vor allen Dingen ohne Unterstützung des deutschen Generalkonsuls Arendt in Sansibar, brachte es Peters durch seine Geschicklichkeit fertig, dem Sultan

einen Vertrag abzutragen, der im Sinne der deutschen Interessen lag. Trotzdem wurde Carl Peters aus Ostafrika abberufen und an seine Stelle ein anderer gesetzt, und zwar der Jude Vobsen.

Peters sagt darüber: „Ich bin überzeugt, daß an der Entscheidung des Verwaltungsrates (der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; v. Berl.) in Berlin ebenso sehr traditionelle deutsche Engberzigkeit, wie persönliche Mißgunst gegen mich, als den Urheber des Vertrages, schuld waren“, und weiter: „Wie hätte man die Version des „jugendlichen, unbesonnenen Stürmers“ aufrechterhalten können, wenn man den unerwarteten Erfolg meiner Verhandlungen durch unbedingte Annahme des Vertrages zugegeben hätte, wie dies der gesunde Menschenverstand und die Ehrlichkeit geboten? Da hätte doch der Legationsrat Kayser nicht der Legationsrat Kayser sein müssen.“

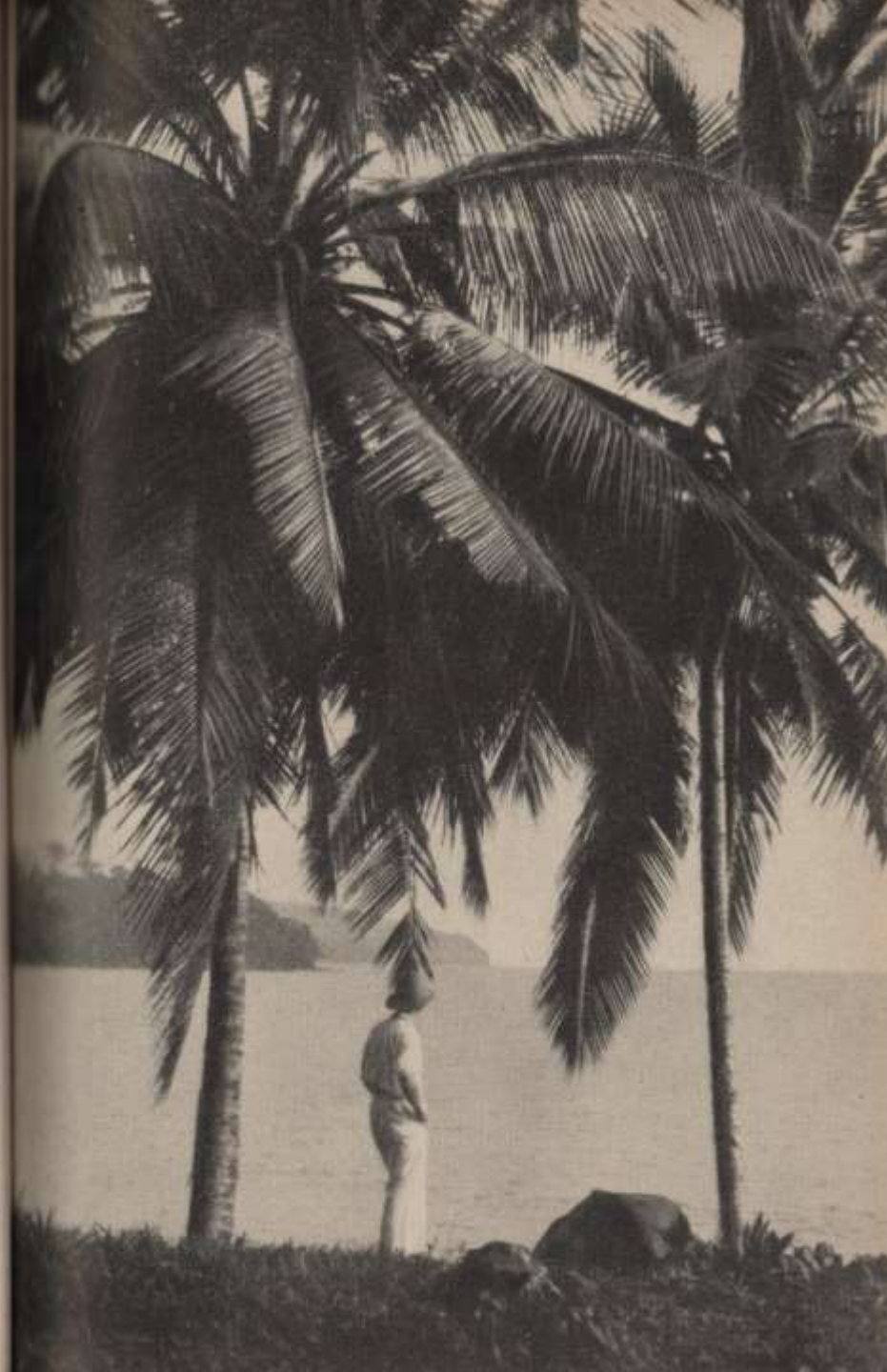
Abgesehen hat man später den zuerst verworfenen Vertrag von Peters von Seiten der Reichsregierung doch durchgeführt, aber erst als Peters aus der DOAG ausgeschieden war. Und Wilhelm II. wollte ihn sogar zum Zivil-Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernennen. Aber Kayser verstand das Ansehen Peters durch alle Mittel, und besonders durch eine Presse-Hege, mehr und mehr zu untergraben. Man sieht übrigens, wie schon damals die Juden es verstanden, bei der Erledigung deutscher Männer die Presse einzusetzen.

Der erste Hieb, den der Geheimrat Kayser dem erst 27jährigen Peters gab, war ein monatelanges Wartenlassen auf die Beantwortung von Vorschlägen, die Peters dem Auswärtigen Amt vorgelegt hatte. Ende 1886 befand sich Peters in einem entscheidenden Kampf um die Gewinnung der „Deutschen Öffentlichkeit“ für seine Arbeit. Gemeinsam fielen über ihn in diesen Monaten wablerwogener Wartezeit die Sozialdemokraten und die ganze Linkspresse her. 1887 wurde die Hege gegen Peters immer stärker. Peters schreibt selbst in dieser Zeit: „Zum ersten Male kam mir das bestimmte Bewußtsein, daß geheime Einflüsse in Berlin an der Arbeit waren, welche eine klare Durchführung meiner Aufgaben nicht wünschten, sondern das Fiasko meiner Mission, und daß, wo die Tatsachen dem nicht entsprachen, man diese vor der Öffentlichkeit, und wahrscheinlich auch dem Fürsten Bismarck gegenüber entstellte und verdrehte.“

Was nützte es Peters, wenn er einen gesunden Haß gegen seinen und seines Volkes Todfeind im Herzen trug. Kayser hat Peters Verhältnis zum Kanzler zerstört, indem behauptet wurde, daß Peters bei Londoner Verhandlungen ausgestreut hätte, der Kanzler sei an der DOAG finanziell interessiert. Ein Engländer, der bei diesen Verhandlungen zugegen war, lehnte diese angebliche Äußerung selbst als Lüge ab. Auf jeden Fall hat man so den endgültigen Bruch zwischen zwei großen Deutschen erreicht.

Kayser verstand es schließlich wieder, Peters zu bewegen, als Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs nach Deutsch-Ostafrika zu

Rechts: An der Küste bei Viktoria in Kamerun
Bild: Deutsche Afrika-Einlen



geben. Peters sagt dazu später selbst: „Ich war schwach und sentimental genug, Ostafrika immer noch als meine eigene Schöpfung zu betrachten, obwohl ich längst mit Fußtritten daraus hinausgeworfen war.“

Der Hauptschlag, den man gegen Peters führte, mußte schließlich vernichtend wirken. Denn schon jahrelang hatte man ihm in der deutschen „Öffentlichkeit“ Gewinnucht, Grausamkeit und Machtgier vorgeworfen, und das deutsche Volk fiel auf diesen Schwindel herein, während Peters seine Lebenskraft bergab, um diesem Volk einen großen afrikanischen Raum zu schaffen. Man bezichtigte Peters, seine schwarze Konkubine wegen geschlechtlicher Beziehung zu seinem Diener mit diesem zusammen aufhängen haben zu lassen. Dieses erlogene Gerücht war von einer britischen Mission ausgestreut worden und wurde prompt von der süßlichen Sozialdemokratie unserm Volke vorgefetzt und geglaubt. In Wirklichkeit, und das wurde nachher amtlich festgestellt, mußte Peters, um ein großes Blutvergießen zu vermeiden, das zum Verlust des Schutzgebietes hätte führen können, zwei Eingeborene hinrichten lassen.

Schließlich wollte sich Peters aus dem Reichsdienst zurückziehen, aber Kasper, schon damals Kolonialdirektor, konnte ihn noch einmal dazu bewegen, zu bleiben, und so blieb Peters der Disziplinargewalt des Reiches unterstellt. Das wollte Kasper nur haben, und nun traten die Beziehungen zu den Sozialdemokraten Bebel und Kasper, dem Bruder des Kolonialdirektors, in Tätigkeit. Die Sozialdemokratie rollte die „Kilimandscharo-Affäre“ wieder auf, die Sache mit den erlogenen Morden. Der sogenannte „Tuderbrief“ des englischen Bischofs Tuder, der später selbst ausagte, daß er einen solchen Brief nie empfangen habe, und der von den Gebrüdern Denhardt „hergestellt“ worden sein soll, war die „Unterlage“ für die neue Heze. Drei Tage lang hezte das deutsche Parlament gegen den großen Deutschen, ohne daß dieser sich verteidigen durfte. Die Folge dieser Heze war, daß Peters wegen „Mißbrauchs der Amtsgewalt“ aus dem Reichsdienst entlassen wurde.

Nun hatte Peters genug. Er schüttelte den Staub des Deutschlands von seinen Füßen, in dem kurzschichtige Spießer und süßliche Volksverräter mehr und mehr alles Deutsche wegdrängten. Er zog sich in das Land zurück, das seinen Sturz am meisten begrüßte, England, das aber jetzt diesen Mann achtete und ihn ehrte, den ehemaligen großen Geener, der von seinem Volke, oder besser von Volksverrättern getreten und mißhandelt worden war. 1918 im Weltkriege, nachdem er bei Kriegsausbruch nach Deutschland zurückgekehrt war, starb er einsam und verbittert, nur umgeben von der Liebe seiner Frau.

Das Leben eines großen Deutschen und des größten deutschen Kolonialpioniers, ausgezehrt vom Dienste an Deutschland und zerschlagen von der Undankbarkeit seines Volkes, war zu Ende. Wir aber haben die Verpflichtung, das Vermächtnis von Dr. Carl Peters und die Lehren seines Kampfes uns unauslöschlich einzuprägen und hineinzutragen in das helle Bewußtsein unsres Volkes.

Das Palolofest

Eine Erinnerung an Samoa.

Von Erich Scheurmann. Mit Aufnahmen des Verfassers

Vale, mein brauner, wohlmeinender Freund, führte mich in die Gesellschaft dieses freundlichen Strandes ein. Er zog mit mir von Hütte zu Hütte und stellte mich als seinen Freund vor. Überall genoß ich ungeteilte herzliche Gastfreundschaft. Jeder, ob Greis oder Kind, denahm sich so tatkund und artig, als ob er Anstandslehre empfangen habe. Alle befolgten die Formen der Gesittung mit der Gewissenhaftigkeit eines Europäers. Ich habe nie in meinem Leben so viel Tatgefühl üben müssen, als hier an dem Gestade dieses weltfernen Eilandes.

Vale nahm mich mit in den Urwald zur Taubenjagd. Er schlug Löcher durch den Busch, wie eine Maus durch den Acker gräbt. Durch diese Laubgänge kriechend, schleppte er den Freund bis nahe an die Nistungen heran. Seine breite Nase schien die schmachhaften Vögel zu wittern. Er schoß, ehe ich noch eine Schwinge sah. Er tat nie einen Fehlschuß. Ganze Bündel brachten wir heim. Ich aß Tauben am Morgen und am Abend, gesotten und gebraten.

Vale war um meine Zerstreung besorgt wie ein Hofmarschall. Da war vor allem das große, in Aussicht stehende Palolofest, von dem er mit



Samoaerinnen bei der Kawabereitung.

großer Begeisterung redete. Er nannte diese Zeit „tauma samua“, was soviel heißt wie: die Zeit, in der es viel zu essen gibt.

Eines Nachts rüttelte er mich aus tiefstem Schlafe. Trunken riß ich mich hoch. Ein starker Lichtschein blendete meine Augen, und ich vernahm tosenden Lärm. Pale hielt mir eine Fadel hin: „Sieh hoch um dich! Der molī o (ein im Urwald lebender Krebs) geht zum Meer, der Mond hat einen Hof, in zehn Tagen wird der Palolo erscheinen!“ (Palolo ist ein eßbarer Wurm, der nur einmal im Jahr an die Meeresoberfläche taucht.)



Sichtanz auf Samoa.

Ich sah um mich und sprang hoch; als ob das Erdreich unter meinen Füßen lebe. Meine Schlafmatte kreuzend, quer durch die Hütte, drinnen und draußen, überall, soweit ich sehen konnte, vereinzelt oder in zusammenhängenden Massen, trocken häßliche, langbeinige, schmutzgraue Krebse, wanderten in gleicher Richtung vom Busch zum Meere, um dort ihren Liebestribut abzulagern.

Es war die Zeit der großen Fruchtreise, die alle Kreatur ergreift.

Wenige Tage danach sandte der Oberhäuptling die Fischer aus, um zu erkunden, ob das Meer die große Freude schon verrate. Sie kehrten mit der Nachricht zurück, daß viel Schaum das Wasser bedede. Da sammelte sich die Gemeinschaft der Häuptlinge im großen Gemeindehaus, um die verheißende Tatsache zu feiern und den Palolo festlich zu erwarten.

Freudiges Erregtsein lief von Hütte zu Hütte und teilte sich allen Menschen mit. Sie wurden laut und gesprächig, Lieder ertönten, und während der Tag verblaßte, begann ein allgemeines Vorfrenen und Feiern bis tief in die Nacht.



Links: Strandweg bei Saleapuna auf den Samoa-Inseln. Rechts: Stille Bucht.

Auch ich feierte mit. Ich saß mitten unter den Dörflern wie einer der ihren. Pale, mein Freund, meinte, ich solle mich nur tätowieren lassen, dann sei ich ein richtiger Samoaner.

Als die Nacht im Silberlicht des Mondes hell wurde, so hell, als sei es Tag, da eilte jung und alt zum Dorfplatze, der Siva — dem großen Tange — beizuwohnen. Es entstand ein Gewimmel, wie auf einem Markte. Gleich bunten Traumgestalten wuchsen aus der hellgläserigen Bläue der Nacht die aufgeputzten Gestalten der Tänzer und Tänzerinnen auf. Sie schwirrten wie ein Taubenschwarm zueinander und ließen sich in weitem Halbkreise auf dem großen Rasen nieder. In ihrer Mitte thronte die Mädchenkönigin, gesalbt, geschmückt und geölt, starr und glänzend wie ein frischpoliertes Kupferstandbild. Ihr Haupt zierte ein mächtiger Kopfschmuck aus Menschenhaaren und Muschelspiegeln, die kostbare „tuiga“. Sie schien über alle Tänzerinnen hinauszuwachsen. Brust und Leib bedeckte ein Schuppenpanzer aus Blumen und Blütenblättern, und über ihre Hüften fiel breit und weich ein schreibunterer Tanzgürtel.

Während alle Zuschauer, leise anschwellend, brummten und summten, klatschten und trommelten, begann die Mädchenkönigin ihren Oberkörper zu bewegen, leise wiegend in rhythmischen Bewegungen; ihre Arme hoben sich, als ob sie ausblühten; ihre Hände öffneten sich wie Kelche. Ihr ganzer Leib begann wie aus sich zu leben.

Alle Tänzerinnen links und rechts folgten ihren Bewegungen; auch sie schwankten und wiegten in rhythmischem Takte hin und her. Es sah aus, als ob der Wind ein buntes Blumengewinde bewege.

Und dann — einem aussprühenden Feuerfunken ähnlich, schoß die Mädchenkönigin hoch, sprang quer über die Silberwiese, hin und her, erst breitgestellt und gleitend wie ein Segelboot, dann wild und gewaltig wie ein Berseker. Sie stampfte mit beiden Füßen den Erdboden, als zertrete sie den giftigen Stolopender. Sie wand und warf und bog ihren Körper gleich einer Schlange, die der Stein traf. Wie ein Feuerreisen freilebend, steuerte sie auf die Mitte des Rasens zu und blieb hier an der Stelle, ihren Körper langsam wieder entspannend, bis ihre Glieder zuckten wie kleine Wellen am Strande, bis sie nunmehr in Schauern erbebt. Unbewegt starr verbleibend, ließ sie ihre Augen ringsum schweifen.

Da löste sich aus der Schar der Zuschauer eine aufgeputzte Mannesgestalt und sprang begehrend auf sie zu. Die Mädchenkönigin schrie auf. Sie schrie so laut, daß die Urwaldberge ihren Schrei zurückgaben. Ihre Arme flatterten hoch, wie gepeitschte Äste im Sturm; sie schleuderte sie abwehrend gerade vor, sie entfloß, rastete, lockte und floß wieder. Der Jüngling folgte ihr, er umsprang sie läppisch wie ein Bär, wild und verzerrt wie ein Narr und wieder heroisch, Leidenschaft und Würde in jeder Geste. Sein Leib machte sich zur Sprache seines Begehrens.

Noch säumte der Mond zwischen Palmenwipfeln, als der Tanz abbrach und alle Dorfbewohner zum Strande eilten. Ein großer wortloser Eifer begann. Die Auslegerboote sifften ins Wasser und pfeiften voran wie fliegende Fische, die sich erheben möchten.

Ich selber kam in das große Boot des „faiséau“, des Dorfpriesters und Schulmeisters, das acht seiner Schüler, nach dem Takte der Ruderschläge singend, hinausfuhren. Einer der Knaben lenkte das Fahrzeug durch das Seichtwasser der Lagune. Er stand aufrecht am Bug, übergroß gegen das im ersten Frühlicht aufdämmernde Meer. Sein schlanker, sehniger Körper schwang wie eine Gerte; in jeder seiner Bewegungen frohlockte die stolze Schönheit der gesunden Jugend.

Kurz vor der hohen Lufkante des Riffes ließ man das Boot treiben, die Knaben hielten im Sange inne, zogen die Riemen ein und starteten schweigend über den Bootstrand ins Meer. Jeden Muskel gespannt, saßen sie wartend. Und all die sinken Auslegerboote trieben jetzt still auf dem grünglasigen Wasser der Lagune, wie welle Blätter auf einem Teiche; und auch ihre Insassen saßen regungslos und sahen nieder in die Fluten. Kaum ein anderer Laut war zu hören, als das Harfen des Meeres auf dem Riffgrund, das Klingen der Brandung. Selbst die kreisenden Albatrosse hielten ihren Schrei zurück, schwebten mit weiten Schwingen nahe über dem Wasser, die Köpfe gesenkt, und auch ihre Augen hingen an der Tiefe.

Mensch und Tier wartete auf den Augenblick, wo der Schoß des Meeres sich öffnen und seine unermessliche Fülle darbieten würde.

Wie zwei ruhende, graufarbene Ungeheuer lagen Meer und Himmel nahe beieinander. Plötzlich schienen sie sich zu regen. Schichten hoben sich gegeneinander, lichte Tiefen entstanden und dann war es, als ob Farbe in die schieferfarbene Ferne fliehe. Ein Smaragdstein hob sich aus der Gräue, hinter einer dünnen Wollenwand zuckten Strahlen auf, gleich Goldblitzen aus der Tiefe des Meeres emporgeschleudert, und dann brach ein Sprudel auf, schüttete Licht und Gold empor in den Tag — die Sonne ging auf.

Im gleichen Augenblick fuhr die erste braune Hand ins Meer und brachte einzelne, fadenartige, blaugrüne Gebilde herauf: — der Palolo!

Die Menschen erwachten aus ihrem Schweigen und Starrsein. Ein Jauchzen und Freuen sprang von Boot zu Boot. Während die Sonne sich zu ihrer Klarheit rundete, begann ein wildes Schöpfen mit Händen, Beckern und Neßschöpfern, daß sich die Boote neigten.

Das Wasser hatte Gestalt bekommen. Es schwankte wie fließendes Pech, und die wilden Seesögel standen darauf und füllten ihre Bäuge.



Oben: Im Einbaum an der Küste von Samoa.

Unten: Eingeborene beim Tauchfang.

Milliarden um Milliarden der kleinen Lebewesen tauchten zum Morgenlichte empor, um beim ersten Eintritt in die Schöpfung zu platzen und zu sterben.

Als ich zum Strande zurückfuhr, standen die Berge lichtblau gegen den Himmel, sattfarbig hoben sich von diesem Blau die schwanken, grünen Wedel der Palmen ab. Jede-Form, auch die kleinste, war scharf in ihrer Linie, und alle Dinge gaben sich körperhaft. Wie bunte Vögel, die zum Ufer schwimmen, lehrten die flinken Boote zum Lande zurück.

Vale, mein brauner Freund, kam mit funkelnden Augen nahe herangerudert und ließ mich in sein Kanoe blicken. Er hochte bis zu den Knien in seiner wimmelnden Beute.

„Freund!“ rief er, „nie gab das Meer soviel Palolo! Wir werden für immer zu essen haben!“

„Vale!“, rief ich zurück, „unser Leben ist ein immerwährendes Fest! Ich werde deine schöne Heimat nie wieder verlassen mögen!“

Werner Peiner

Von Paul Joseph Cremers

Die deutsche Kunst unserer Zeit ist nach Kräften bemüht, sich die inneren Werte der nationalen Welterneuerung zu eigen zu machen und sie, verwandelt im Bild der Kunst, als wesentliche, bleibende Zeugen der Zukunft zu überantworten. Daraus geht schon hervor, welche Wandlung die Kunst, in ihrer Leistung und Beurteilung, vollziehen muß, wenn ihr Ausgangspunkt nicht mehr das Problem des Was, sondern ihr Endziel der Charakterzug des Wie geworden ist. Und da es bei dieser Erneuerung um Werte geht, die ebenso tief im Blute wie im Geiste deutschen Volkes gegründet sind, versteht man die große Hoffnung unserer Gegenwart, eine Kunst entstehen zu sehen, die den weltpolitischen Aufstieg unserer Nation begleitet und ihm von innen her, von der bleibenden Größe der Kunstsprache aus, ein Echo in kommende Zeiten sichert.

Den Stand der Dinge wird man nicht an der besten Gesinnung, nur an der Leistung, nicht an der bereitwilligen Ausrichtung eines Berufsstandes, sondern an den Persönlichkeitsleistungen messen, die eben für diese Gesinnung und für die deutsche Kunst von heute sprechen. Fürwahr, wir sind nicht arm an solchen Leistungen. Zu den hervortretendsten Persönlichkeiten der neuen Malerei in Deutschland gehört Professor Werner Peiner, der am 20. Juli 1897 in Düsseldorf geboren wurde, jedoch stammesmäßig sich so zur Eifel hingezogen fühlt, daß der Künstler nach Lehr- und Wanderjahren durch die geistige und künstlerische Not der Nachkriegszeit hierhin zurückkehrte und für immer sein Haus und Lebenswerk hier gründete.

Der Name Werner Peiners war im Westen seit Jahren bekannt; er knüpfte sich damals, vor 1930, bereits an das abseitige Streben eines Malers, der für ebenso aufregende wie nichtsagende Kunstprogramme

nicht zu haben war, vielmehr zurückgezogen schon sehr früh einem strengen, fast altmeisterlichen Ideal des Kunstberufes lebte. Von selbst verlor mit dieser strengen Auflösung jede intelligent dahingeleitete Improvisation in Öl oder Wasserfarbe für Peiner ihren Sinn. Er strebte, unter fortwährendem Bemühen, die Technik seines Handwerks vollendet zu beherrschen, zu größeren kompositorischen Problemen, wie sie der Wandteppich, das Glasfenster und Mosaik dem Maler bieten. Alles das, was Werner Peiner seit seinen Anfängen geschaffen, wurde eines Tages auf Wunsch des Ministerpräsidenten, Generalfeldmarschall Hermann Göring, zu einer Gesamtausstellung in den Räumen der Berliner Akademie vereinigt. Mit dieser Ausstellung, die Hermann Göring am 5. Februar 1938 durch seine persönliche Eröffnungsansprache auszeichnete, hat Werner Peiner Rechenschaft abgelegt über ein fast fünfzehnjähriges Schaffen, und seit diesem Tage kennt ihn Deutschland als einen seiner führenden Künstler. Das Werk, die Leistung weisen ihn als solchen aus. Der etbliche Willen dieses Schaffens, sein Fleiß und Können verdient dem Besten zugesellt zu werden.

Dabei soll von seinen pädagogischen Erfolgen nicht einmal gesprochen werden. Im Mittelpunkt seines eigenen, bisher geleisteten Malwertes steht, obgleich der Weg dahin von meisterlichen Tempera-Landschaften und Portraits von kompositorischen Wandbildwerken großen Stils bereitet

Oben: Werner Peiner, Massai-Mädchen.

Unten: Werner Peiner, Massai-Krieger.





Bild: H. Schmölz, Köln
Werner Peiner, Nashörner im Tropenwald.

wurde, als Ergebnis einer ostafrikanischen Studienreise das afrikanische Bilderwerk, eine Folge von monumental empfundenen Landschaften der ostafrikanischen Natur und von Bildnissen ihrer Menschen. Gekrönt wird diese afrikanische Bildreihe durch das dreiteilige Hauptwerk „Das schwarze Paradies“. Um zu verstehen, wie die innere Entwicklung des Künstlers sich am Erlebnis einer grandiosen Natur zu diesem Stil von imposanter Kraft und Schönheit erheben konnte, muß ein Blick auf Leben und Werden unseres Künstlers geworfen werden.

Alles, was zum sinnlosen Kunstbetrieb einer führungslosen, verbehten Zeit gehörte, ließ Werner Peiner eines Tages — es war im Frühjahr 1931 — mit Willen hinter sich; er brach, wie man sagt, alle Brücken ab und vertauschte das, was man damals die gute Beziehung und die Chance einer führenden Kunststadt am Rheine nannte, mit der verlassenen Einsamkeit eines unscheinbaren Eisdorfes, Kronenburg genannt. Es war genau jenes Meine, in einer heroischen Landschaft gelegene Bergnest, das der Maler und seine Freunde seit Jahren liebten und besuchten, und auf dessen stolzer Höhe heute sein herrliches Malerhaus steht und die Hermann-Göring-Meisterschule für Malerei (erbaut von Emil Fabrenlamp) unter Professor Peiners Leitung sich befindet. Damals zog Werner Peiner mit seiner jungen Frau in ein paar dürftig hergerichtete Zimmer des Burggasthofes. Lange lebte er so, bis das eigene gefunden



Bild: H. Schmölz, Köln
Werner Peiner, Heroische Landschaft

und gerichtet war. Langsam und immer unzertrennlcher lebte er sich in das Herz dieser Landschaft ein, er malte und malte, vergaß die Stadt und mit ihr seine Verachtung alles dessen, was man dort so wichtig und unentbehrlich nahm: die Zivilisationskunst, die Ausstellungsmache, nicht zuletzt die sogenannte Kunstkritik. Es fiel von ihm ab, was ihn einst an Welt und Menschen verzweifeln ließ, als er, der siebzehnjährige Kriegsfreiwillige von 1914, in die Not der Verzweiflung seiner Nation um 1919 heimkehrte und nicht wußte, was suchen und was beginnen. Er hatte sich in die Philosophie und Religion der Völker vertieft, es hatte ihn nicht getröstet. Er schwankte zwischen Architektur und Malerei, ging als Schüler der Malerei in die Düsseldorfer Akademie, aber sie konnte nicht die Lehrmeisterin seines besseren Lebens werden. Die Einsamkeit von Kronenburg wurde es; das Land, die Berge, der Frühling, Sommer, Herbst und Winter, der Bauer und das Tier wurden für ihn das Leben. Dies alles rückte für ihn zusammen zu einem Weltbild von einfachster und doch ewig bleibender Gestalt. Hier lösten sich ihm alle Käsel des Lebens im Sinnbild naturhafter Ordnung, im Maßwert höherer Kräfte. Hier fand er zu seiner Kunst, zu ihrem Stil zwischen Alltag und Unergänglichem, zwischen Wirklichkeit und Idee. Hier prägte sich ihr Charakter, der durch eine gläubige Hingabe an die reine Sendung der Kunst und durch unermülichen Fleiß zur Vollendung der

Mittel gekennzeichnet ist. Hier lehrte ihn die größere Natur das Gesetz der Harmonie aller Kräfte, die aus seinen Werken mit einem Ausdruck befeelter Ruhe so beglückend zu uns spricht. Hier wurde er der deutsche Maler, als den man ihn heute kennt und ehrt.

Jetzt begreift man wohl den Eindruck, den das Erlebnis Ostafrikas auf einen solchen Künstler machen mußte. Es ging für unseren Maler nicht darum, interessante Situationen und erotische Milieus aus kolonialen Sphären der Leinwand zu erzählen und so etwas nach Hause zu bringen. Im Innersten ergriffen stand dieser Künstler vor einem Idealbild heroischer Natur und es konnte ihm nur darum gehen, diesen letzten Einklang von Natur und Tier und Mensch in geistig geprägter Bildform wiederzugeben. Wir wollen dabei nicht einmal von der Fülle unvergeßlicher Erinnerungen sprechen, die jedes deutsche Herz beim Klang des Namens Ostafrika mit Stolz und Trauer erfüllt haben werden. Er hätte uns Ostafrika als politische Geographie tonterfeien können. Und jeder hätte ihn verstanden. Das hat der Künstler nicht getan. Er hat uns dieses einst beherrschte Land und seine Umwelt noch einmal mit der Seele erobert, mit jener schöpferischen Lust und Sehnucht, die diesen sterbenden Tag von Paradiesesunschuld und Weltensharmone im Bild noch einmal erhalten möchten. Das ist sehr deutsch gefühlt und ebenso anklagend wie fordernd: „So sieht der deutsche Maler Ostafrika, so rein sieht er diese herrliche Schöpfungswelt, so groß und über Vergängliches erhaben!“

Es bleibt wohl kaum verwunderlich, daß Werner Peiner an dem Erlebnis dieser Reise, an diesem Bild in eine große Harmonie der Erdenträfte gewachsen ist. Es war für ihn kein Weg ins Ausland, in die Fremde, sondern eine neue, tiefere Reise in sich selbst hinein. Sein Stil, der uns im gebändigten Rahmenwerk seiner Bildteppiche so reich und phantasiabewegt vor Augen tritt, erreicht in seinen neuesten Werken einen Ausdruck größter Kraft und Einfachheit.

Ein Auftrag für das Haus der Krieger erhält in Peiners Lösung die Stilform einer mythischen Legende, wenn Rösser und Löwen sich in gigantische Fabeltiere wandeln, aus deren Häuptionen und Leibern die blitzende Wehr von Lanzenbündeln ins All hervorschießen. In seinen neuesten Bildern zum deutschen Bauernleben, die auf wenige Grundfarben gestellt sind, findet Werner Peiner zu einem Stil von so volkstümlich erzählender und künstlerisch so erziehender Einfachheit, daß man diese Werke als Ausgangspunkt einer neuen monumentalen Wandbildkunst ansehen darf. Jedoch wäre es falsch, eine innerlich so bewegte Natur wie die Werner Peiners auf eine einzige Bildform festzulegen. Vom Tafelbild der deutschen Erdenmalerei wird er nicht lassen. Er hat ihm durch die gefühlvollen Werte seiner Farben, durch die vollendete Anmut seiner erzählenden Zeichnung eine neue, hohe Geltung verschafft. Nicht minder vollendet ist Peiners Porträtkunst.

So wird er immer versuchen, den großen Aufgaben der Gegenwart gerecht zu werden, ein Maler, in dem sich deutsches Wesen und deutsche Bildform zu charaktervollstem Ausdruck paaren.

Auf Pflanzenjagd in Deutsch-Ostafrika

Von H. J. Schleben.

Mit Aufnahmen des Verfassers.

„Sava safari, mizigo juu!“ (Los, Abmarsch, die Lasten hoch!) — Das ist der Schlachtruf, mit dem früher allmorgendlich die großen Fußmärsche in Afrika begannen. Die Zelte waren zusammengelegt und die Lasten verschürt. Die schwarzen Träger warteten auf das Zeichen des Europäers oder des Aufsehers. Hatte er es gegeben, dann legten sie sich



Der Lagerplatz am Ruhubi bei Lupembe im Ubena-Hochland. Getrocknete Pflanzen werden zur Aufbewahrung auf eine Kaffeepflanzung gebracht.

die ihnen zugewiesene 25—30 kg schwere Last auf ihre Wollschädel und marschierten los. Jetzt, im Zeitalter des Autos und Flugzeuges, gehört diese gemütlich-romantische Fußsafari (safari-Reise) schon zu dem Nichtmehr-Alltäglichen. Für mich als Pflanzensammler war jedoch auch jetzt noch die alte Reiseart Notwendigkeit, aber eine angenehme Notwendigkeit! Wie oft hätte ich das Auto anhalten müssen, um die über 50 000 Pflanzen (von 1930—1935) zu sammeln! Wieviele meiner über 350 völlig neuen und unbekanntenen Pflanzen hätte ich aber ganz überleben, wenn ich mit Journalistengeschwindigkeit durch Ost-Afrika gefloht wäre!

Die Regenzeit brachte mir die Hauptarbeit. Da, wo eben noch kahle, abgebrannte Flächen waren, spricht und blüht es über Nacht in hundertfältiger Pracht. Wundervoll ist die frische Färbung der Frühjahrsbelaubung der großen Miombowälder. Vom dunkelsten Karmin bis Feuerrot, Gelborange oder Jartgrün wetteifern die Farben des afrikanischen Frühlings. Der Wald gleicht einem deutschen Laubwald in phantastischer Herbstfärbung. Tausendfach spiegeln sich die Lichtstrahlen in den frischen, glänzenden Blättern und erhöhen die Wirkung dieses prächtigen Farbspiels. Große, hell- oder dunkellila, weiße und gelbe Blüten bedecken den noch kahlen Boden. Jedes Jahr war ich in den weiten Miombowäldern erneut vom afrikanischen Frühling begeistert. Diese blutroten Miombowälder und der farbenfreudige Blumentepich der Steppen widerlegen die irrige Ansicht, in Afrika, einem Lande mit ewigem Sommer, gäbe es keinen Frühling!

Aber auch in der Trockenzeit brauchte ich nicht müßig zu sein. Die Gebirgsregenwälder und die hochgelegenen Grasavannen blühen das ganze Jahr hindurch. Der Grasbrand, der sich alljährlich durch Steppe und Busch frist, verschont die regenfeuchten Gebirgswälder.

Das Safarileben gehört zu dem Schönsten und Unvergänglichsten, was Afrika bieten kann. Wie anregend sind die immer lustigen und zu Scherzen aufgelegten Schwarzen, wenn man sie während des Marsches in ihrer Sprache mit kräftigen Witzeln aufheitert! Ermunternd wirkt ihr frischer Gang, der oft von Lachsalven unterbrochen wird, wenn der „Vorjänger“ etwas Treffendes gesagt hat. Oft wird der Europäer ausgezungen oder seine Tätigkeit wird besungen, wie:

„Joboo, joboo, Bwana majani (oder „Bwana maua“, d. h. Herr Gras oder Herr Blume)
 schießt kein Fleisch,
 joboo, joboo, er fängt nur Blumen,
 joboo, joboo, er schießt kein Fleisch (Fleisch schießen ist für den Neger die Hauptsache),
 joboo, joboo, Bwana majani fängt nur Blumen,
 legt sie zwischen Papier und Eisen,
 joboo, joboo und wir müssen sie tragen,
 kweli, kweli (gewiß, gewiß), wir müssen sie tragen, joboo, joboo!“

Unermüßlich klopfen sie taktschlagend mit einem Stod an ihre Kiste oder an den Blechkoffer. Der Koch oder der Boy, die außer dem Gewehr keine Lasten tragen, klimpern an der Spitze des Zuges unermüßlich auf der „Mimba“ (Klimper). Wie belustigend und eindrucksvoll sind die Abende am gemütlichen Lagerfeuer. Während in der Ferne Löwen brüllen und Hyänen bellen, lauscht man den kindlichen Unterhaltungen, in denen meist das am Tage Erlebte gründlichst erörtert wird. Unvergänglich sind auch die afrikanischen Vollmondnächte, in denen unzählige „Ngoma“ aus allen Dörfern erklingen. Trotz des langen Marsches ist der Neger dann niemals müde zu nächtlichem Tanz. Bis zur Ekstase gesteigert, „stampfen“ sie um die Trommeln, denn in der Beimbewegung liegt ja bei ihnen der Hauptausdruck des Tanzes.



Oben links: Kandelaber-Euphorbie und Affenbrotbaum in der Steppe, etwa 700 Meter hoch.

Oben rechts: Am Rububje, dem Quellfluß des Rusidji im Abenahochland. Wabenfrauen helfen beim Tragen der Pflanzenpressen.

Rechts: Buschsteppe mit Kandelaber-Euphorbien (Wolfsmilch-Gewächse, keine Kaktien!) am Rande des Unguru-Gebirges. Westseite (Regenschattenseite) in etwa 1000 Meter Höhe.

Unten rechts: Typisches Bild im herrlichen Regenwald des Unguru-Gebirges in 1600 Meter Höhe. Rechts ein Baumfarn.

Unten links: Lagerplatz auf dem Kilimandscharo in 2900 Meter Höhe auf der zweiten großen Flachstufe mit Alpenmatten und Erika-Waldparzellen. Links der Kibo (6010 Meter), rechts der Mawenzi (5355 Meter).





Safari in Afrika, immer im „Gänsemarsch“. Am Fuße des Mtuguru-Gebirges in etwa 500 Meter Höhe.

Wie wohlthuend ist die Ankunft am Lagerplatz, wenn man nach 6 bis 8-, oft auch 12-stündigem Marsche das fertig aufgestellte Zelt erreicht hat und kräftiger, heißer Tee (zur Belebung ist Tee mit Whisky nicht zu

verachten) bereit steht. Auch dann ist ja die Tagesarbeit noch nicht beendet. Auf der letzten Strecke des Weges, wenn die mitgenommenen Pressen längst gefüllt sind, werden die Pflanzen in einen Korb gesammelt. Am Lagerplatz müssen sie sortiert und in die Pressen, die die Träger trugen, gelegt werden. Unterwegs müssen die zartesten Pflanzen, die oft schon beim Abschneiden welken, sofort gepreßt werden. Ein Boy ist zur Hilfeleistung für diese Arbeit erzogen. Er wird im Laufe der Zeit aus der Trägerschar ausgewählt, da sich nicht jeder hierzu eignet. Im Dorfe werden die alten, pflanzenkundigen Leute um die Eingeborennamen und medizinische Verwendung der gesammelten Pflanzen befragt. Oft muß man sie durch Kreuz- und Querfragen prüfen, ob sie einem auch nicht irgendeinen „Bären aufbinden“! Die Neger können sich überhaupt nicht denken, daß wir in Europa die Pflanzen nur im Museum aufheben. Sie glauben, wir machen daraus Medizin. Zum Schluß der Tagesarbeit muß das ganze Sammelergebnis sorgfältig ins Pflanzentagebuch eingetragen werden.

Ist die Fülle der Ausbeute zu groß und verspricht die Umgebung des Lagerplatzes weitere Funde, so müssen ein oder mehrere Ruhetage eingeschaltet und alle Pflanzen getrocknet werden.

Im Laufe der Jahre, besonders in der Regenzeit, bin ich ganz zum Feuer-trocknen übergegangen: Unter einem Wellblech wird Feuer angelegt. Darüber werden die Pflanzenpressen — etwa in einem Abstände von 10 cm — auf Stangen gelegt. Zwei „Feuerboys“ müssen dauernd die Pressen drehen und das Feuer schüren. Alle zwei Stunden müssen die Pressen gewendet und die trockenen Pflanzen herausgenommen werden, damit sie nicht versengen. Oft mußte „Nachschicht“ eingelegt werden, um die Fülle der zu pressenden Pflanzen zu bewältigen.

Die ersten zwei Jahre wurde ich von meiner damals noch nicht 18jährigen Schwester begleitet, die mir nicht nur beim Pflanzensammeln behilflich war, sondern auch besonders die Pflichten der Hausfrau übernahm. Erst später, als sie nach Deutschland zurückgereist war, merkte ich, was der einzelne Europäer alles wissen muß, um dem Boy oder Koch zu zeigen, wie Betten gemacht, Strümpfe gestopft und Knöpfe angenäht oder wie Lebensmittel eingeteilt werden, wie ein angenehmer Wechsel in der Speisenfolge erreicht wird, oder wie die deutsche oder englische Gebrauchsanweisung von Dettlers Speise- oder Backpulver oder die von Maggis Suppenwürfeln in Kisuaheli übersetzt werden muß. So dumm, wie die Schwarzen verschrien sind, sind sie jedoch keinesfalls. Es ist er-



Links: Riesenfarn (Riesengreisgraut) auf dem Kilimandscharo in 4700 Meter Höhe. Rechts: Der Regenwald im Mtuguru-Gebirge in etwa 1000 Meter Höhe.

staunlich, wie geschmackvoll ein Negerkoch das Essen bereiten kann, was für wundervolle Gerichte er aus dem täglichen Huhn (Safari-Abler genannt) mit Reis und Reis mit Huhn oder aus dem geschossenen Wild bereiten kann. Wie er das besorgt, ist allerdings für den Europäer oft besser, es nicht zu sehen. Manchem empfindlichen Mutterstöhnchen — das allerdings auch nicht nach Afrika gehört — verginge dabei allzu schnell der Appetit. Manchmal freilich muß eine erzieherische Ohrfeige, die nach wie vor eine von den Negern selbst gewünschte Strafe ist, das erreichen, was 50mal sagen und erklären nicht genügt haben.

Als ich mit meiner Schwester während der Regenzeit die erste Fußsafari antrat, waren die Pflanzler, die alle schon zu sehr durch die Autos verwöhnt sind, entsetzt und meinten: „Safari macht man doch nur in der Trockenzeit. In der Regenzeit ist doch alles zu naß, das Gras zu üppig und die Flüsse zu wasserreich.“ Gewiß haben wir in der Regenzeit manchen Fluß durchwaten müssen oder wir wurden von Gewittergüssen überrascht. Aber oft war es eine Erfrischung und angenehme Abkühlung, „quietschnaß“ zu werden. Die Sonne trocknet das Kahlzeug ja schnell. Facke, Kragen und Schlips und Briestasche braucht man in Afrika ja nicht. Das Geld, man muß für größere Reisen doch mehrere Säcke voll Kupfer- oder Silbermünzen mitschleppen, ist in irgendeiner Last verwahrt. Kleine Münzen für „Baskisch“ (Trinkgeld) trug ich stets auf einen Faden gereiht (das afrikanische Kleingeld ist durchlöcherig). Auch ein Sack mit grobem Salz oder Sicherheitsnadeln ersetzen das Kleingeld. Manche meiner schönen ethnographischen Gegenstände habe ich damit eingetauscht!

Das Lupember Grasland, das, 16—1800 Meter hoch, ein Teil des Iringa-Hochlandes ist, bietet weniger landschaftliche Reize als die Gebirge oder Küstenlandschaften. Die unermesslich weite Graslavanne ermüdet beim Wandern, so daß man den dort seltenen Urwald als ein besonderes Erlebnis empfindet. Unvergeßlich ist unser erster Urwaldaufenthalt in Nditimo (3 Tage Fußmarsch von Lupembe):

Ein kleiner Fußpfad führt in den finsternen Dom der gewaltigen Urwaldriesen. Umgestürzte Bäume, die immer eine Hundgrube von Orchideen sind, versperren den Weg. Ihre niederbrechende Gewalt reißt im

Umkreis alles mit. Die regenfeuchten Stämme sind mit zarten Hornen in verschiedensten Formen, mit dichten Moospolstern und Flechten bedeckt. Weißblühende Anthuriumarten mit ihrem saftgrünen Laub umschlingen die Stämme wie Epheu. Große Gruppen Orchideen und anderer Epiphyten bilden vor allem in den Astgabeln dichte Nester; Sie klammern sich mit dem Gewirr ihrer Saugwurzeln an die Rinde des Stammes. Sie sind keine Schmarotzer, wie man ihnen gern nachsagt, sondern „Aberpflanzen“, die von dem herabrieselnden Regenwasser und nicht vom Saft des Baumes leben! Schlangenförmige Bärlappgewächse scheinen wie grüne Wasserfälle von den Ästen herabzujuelen. Die Last der Kryptogamen erdrückt meist ihre Wirtspflanze und ist somit eine der Ursachen des verwitterten und chaotischen Charakters des Urwaldes. Sobald wir weiter auf dem schmalen, schlüpfrigen Pfad in den Urwald eindringen, umgibt uns ein gleichmäßiges Grün. Inmitten eines üppigen Wachstums, wo Stauden und Gräser einander erdrücken, stehen an lichten Stellen hier und dort noch morsche Stümpfe einstiger, von ihren Nachbarn erstörter Urwaldriesen, die bei einem starken Windstoß mit donnerähnlichem Krachen zusammenstürzen. Armstarke Lianen und andere Schlinggewächse erklettern, Licht und Luft suchend, die Kronen der Bäume. In den Schluchten wachsen manns hohe, dem Kardamumgewürz ähnliche Stauden mit aromatisch duftenden Blättern. Unmittelbar an den Wurzelknollen tragen sie zarte, weiße Blüten und die forallenroten Früchte, die die Neger ihres würzigen Geschmades wegen gern essen. Baumfarne mit mächtigen, feinen, gefiederten Blattwebeln füllen die feuchten Täler und wirken wie die Bogen einer gotischen Kirche.

Auf den saftigen Wiesenrändern der Täler grasen Büffelherden. Dort begegneten wir einem Elefanten, dessen gewaltiger Rücken aus dem metereohen Grase wie ein riesiger Felsblock herausragte. Angstlich liefen die Neger davon, mit ihnen natürlich auch der Boy, der den Photoapparat trug.

Fast sämtlichen Wildarten begegneten wir auf dem 14tägigen Marsche nach Mahenge und später auf der wöchentlichen Wanderung von dort zur Küste und zur Insel Mafia.

Unvergesslich war ein Nachtlager am Lubombelo in der Nähe der Schugulufälle am Rufidji. Dort schien (es war Trockenzeit) ein nächstlicher Versammlungsort des gesamten Großwildes gewesen zu sein. Löwen (simba) brüllten in unmittelbarer Nähe, Flußpferde (liboko) ließen ihr gewaltiges Prusten vernehmen und Elefanten (tembo) trompeteten in die nächste Stille. Zwei Flußpferde stolperten nachts über die Felschur, so daß das ganze Zelt erzitterte. Die Träger hatten zwischen jedem zweiten Mann ein großes Feuer angezündet, um vor allzu neugierigen Tieren sicher zu sein.

Giraffen (twiga) und Zebras (pundamelia) begegnete ich viel in der Mtatasteppe bei Morogoro und zwischen Arushu und Moshi am Kilimandscharo. Auf diesem Riesenberg zogen eines Morgens in etwa 3000 Meter Höhe zwei Elefantenfamilien (11 Tiere) mit zwei Jungen in der Nähe meines Lagerplatzes vorüber.



Pflanzentrocknen über dem Feuer auf dem Lupanga (2100 Meter) im Murguru-Gebirge. Die Pressen müssen alle 2 Stunden geöffnet und nachgesehen werden, damit die Pflanzen nicht versengen.

Löwen gibt es wohl in Deutsch-Ost-Afrika noch am zahlreichsten im südlichen Lindi- und Mikindanibezirk. Es verging wohl keine Nacht im Lusambasee, wo ich während des Lindijahres ein kleines Grashaus als Standquartier hatte, in der nicht ein mehrstimmiges Löwenkonzert, abwechselnd mit Flußpferdschnaufen und Moskitogesumme, zur abendlichen Unterhaltung beitrug.

Aber 25 Frauen und Kinder wurden dort während meiner Zeit von den gefräßigen Bestien verspeist. Europäer blieben in der Regel von der Speisefarte ausgeschlossen. Der Neger behauptet, daß der Löwe den Weißen verschone, weil der Weiße „stinkt“ (wir behaupten das vom Neger). Der Löwe scheut aber alles Fremde. Er ist feige und wird nur dann gefährlich, wenn er verwundet ist. Den Geruch des Negers kennt er wie den des Wildes in Busch und Steppe. Der Europäer aber strömt einen ihm fremden Geruch (durch Seife usw.) aus, dem der König der Tiere aus dem Wege geht. Als Tür an meinem Grashaus hatte ich stets nur einen Vorhang. Löwenspuren führten dicht daran vorbei, ebenso unterwegs am Zelt, aber niemals kam mir ein Löwe in der Nacht zu nahe, während morgens im Dorfe oft die „Löwen-Agoma“ ertönte und Hilfe herbeirief, weil ein Löwe wieder ein Kind oder eine Frau aus dem Dorfe verschleppt hatte.



„Amorphophallus Schliebenii“, ein Kronstab aus den Niombowäldern im Lindi-Besitz.

Links: Ein Neger klettert an einer Pflanze auf einen Baum, um Orchideen herunterzubolen.

Unzählige Krokodile und Herden von Flusspferden beobachteten wir während unserer fünftägigen Kanufahrt auf dem Rufidji, Deutsch-Ost-Afrikas größtem Flusse. In den Mangrovenwäldern des Rufidjideltes hätten wir im nächtlichen Schlafe fast ein unfreiwilliges Bad gehabt. Die ortskundigen Warufidjileute hatten sich verirrt. Wir mußten, um nicht bei Nacht auf das Meer hinausgetrieben zu werden, das Kanu am Ufer unter den Mangrovenbäumen festbinden. Es war Ebbe gewesen. Während wir schliefen, drückte die steigende Flut unser Kanu so in die tiefen Äste, daß es fast umgeschlagen wäre. Meine Schwester erwachte zuerst durch die Äste, die ihr Moskitoneß heruntergedrückt hatten. Einige Schläge mit dem Buschmesser befreiten uns noch rechtzeitig aus der üblen Lage.

Die anschließende Fahrt auf einer kleinen arabischen Dhau (Segelboot) nach der Insel Mafia wäre auch fast übel ausgegangen. Zweimal schlug das schwache Segelboot in der Brandung auf Sandbänke, so daß wir fürchteten, beim nächsten Schlag keinen Boden mehr am Schiff zu haben. Angstlich besorgt war ich um meine Kisten mit 2000 getrockneten Pflanzen.

Zwei Jahre später erlebte ich noch einmal eine interessante Dhaufahrt von Sansibar nach Tanga. Die Fahrt sollte nur 24 Stunden dauern. Aber infolge der Windstille zu Beginn der Reise, die dann in einen Gewittersturm umschlug, wegen dessen wir in einer palmenbestandenen Bucht von Sansibar Zuflucht suchen mußten, wurden es schließlich drei Tage und drei Nächte, die ich mit den Arabern auf dem kleinen Segelboot verbringen mußte. Zudersäcke waren das Nachtlager. Ein mitgeführtes

Salzfaß war eigens für mich reserviert, wie mir die Bootsleute nach überstandener Reise sagten. Es ist nämlich Vorschrift der Behörde, daß ein Salzfaß an Bord der Dhau sein muß, mit der ein Europäer reist. Stirbt er unterwegs, dann darf er nicht ins Meer versenkt, sondern muß eingelazet und bei der Behörde zwecks Untersuchung abgeliefert werden.

Ein ganzes Jahr sammelte ich kreuz und quer im Ugurugebirge. Dieses an Natur Schönheiten so reiche, aber meist noch unbekanntes Inselgebirge hat große Ähnlichkeit mit dem berühmten Usambaragebirge. Seine unberührten Urwälder (Waldbresovot) brachten eine reiche Ausbeute an noch unbekanntem Pflanzen (z. B. das weiße Usambaraveilchen und viele andere). Am Waldbrand in der Nähe von Morogoro ließ ich mir in etwa 1100 Meter Höhe ein kleines Häuschen aus Flechtwerk mit Lehm und Grasdach von den Walugurunegern bauen. Wundervolle Krageleien bietet dieses schöne Gebirge. Als dritter Europäer (als erster war vor dem Kriege der deutsche, als zweiter nach dem Kriege der englische Landmesser oben) habe ich alle seine 2100—2500 Meter hohen Gipfel „bezungen“.

Aber auch winterliche Weihnachten und Neujahr kann man im tropischen Afrika erleben! Eine unvergeßliche Sylvesternacht feierte ich nach der Besteigung des 6000 Meter hohen Kilofraters auf dem Kilimandscharo in 5000 Meter Höhe bei Eis und Schnee.

Angenehmer ist es im warmen Tiefland, wenn die Steppenbrände nächtlicherweise unzählige Lichterbäume mit tausenden Weihnachtssterzen entzünden. Überwältigend schön wirken diese „Pori“-Brände (Bildnis- oder Steppenbrände). Gespensterhaft werden die gewaltigen Kandelaber-Euphorbien von den flackernden Feuersäulen beleuchtet. Oder die charakteristischen Schirmalazien zeichnen sich im Feuerschein scharf vom nächtlichen Himmel ab. Phantastische Rauchwolken werden von den auf- und niederflackernden Bränden hell erleuchtet. Überall am Horizont lodern die Brandherde. In weitester Ferne sieht man am Himmel eine seltsame Rote, gerade, als ob dort die Sonne aufgehen wollte.

Die Kolonien sind unser Eigentum!

„Das deutsche Volk erhebt einmütig Anspruch auf Rückerstattung seines ihm durch den Versailler Vertrag und die damit verknüpften Sogungen des Völkerbundes vorerhaltenen kolonialen Eigentums. Zu verschiedenen Malen hat der Führer den Mächten dies eindeutig zur Kenntnis gebracht. Deutschlands Forderung ist nicht aus der Luft gegriffen und nicht phantastisch. Das deutsche Volk will keinem anderen von seinem Eigentum etwas wegnehmen. Es verlangt nur den ihm gehörenden Teil überseeischen Raumes zurück, den es einstmals auf rechtmäßigem und friedlichem Wege erworben hat und den es jetzt zum Leben notwendig braucht. Deutschland hat keinerlei Absichten auf das koloniale Eigentum anderer Staaten.“

General Ritter von Epp auf der Großkundgebung des Reichskolonialbundes im Berliner Sportpalast am 6. Dezember 1937

Mit L. 59. Kurs Deutsch-Ostafrika

Von Major v. Beringe.

„Jede Veröffentlichung über die geplante Fahrt eines Luftschiffes nach Afrika wird hiermit strengstens untersagt!“ — so lautete ein im Jahre 1917 an unsere Presse ergangener Befehl. Aber die Fahrt des Luftschiffes gelangte daher auch erst 1919 Kenntnis in die Öffentlichkeit. Die englische Regierung hatte aber durch ihre ausgedehnte Spionage schon Ende 1917 Nachricht von diesem geplanten Afrikaflug. Und daß das Ziel nur Deutsch-Ostafrika sein konnte, darüber konnte kein Zweifel sein.

Die Anregung zu dieser Fahrt ist in der Hauptsache dem Professor Jupiza zu verdanken gewesen. Früher Angehöriger der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika in kolonialer Frühzeit, war er in Logo in Gefangenschaft geraten, als Arzt aber ausgewechselt worden. Mit den Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika vertraut, wollte er seinen dort hart bedrängten Kameraden Hilfe bringen, ihren Bestand an Munition und an den in den Tropen so notwendig gebrauchten Arzneimitteln erneuern.

Als Luftschiff für diese besondere Aufgabe war das Marineluftschiff L. Z. 104 vorgelesen und auf der Werft in Staalen umgebaut und beladen worden. Hierbei war darauf Rücksicht genommen, daß möglichst viele seiner Teile Verwendung bei der Schutztruppe finden sollten. So bestand ein Teil der das Gerippe umschließenden Hülle aus Mullbinden, für andere Teile waren Stoff für Zelte, Tropenanzüge und Schlafsäcke verwendet, und aus dem Aluminiumgerüst konnten Tragbahnen, ja sogar ein Funkturm gebaut werden.

Ausgestattet war das Luftschiff, das die Bezeichnung L. 59 erhielt, mit fünf 240 PS Napbalmotoren und mit drei herabhängenden Drähten von je 120 Meter Länge für die Antennen der Funkstation. Seine Geschwindigkeit betrug 103 Kilometer in der Stunde.

Die Ladung bestand aus 400 000 Patronen, 30 Maschinengewehren, 61 Säcken Verbandstoffen und Medikamenten, sowie aus hinreichender Verpflegung für das Schiff in Gestalt von 22 000 Kilogramm Benzin und 700 Kilogramm Konserven für die Besatzung von 22 Personen. Alles in allem ein Gewicht von 50 000 Kilogramm.

Die Führung lag in den Händen des Kapitänleutnants Bockholt, eines erprobten Marineluftschiffers, dem sich Professor Jupiza als Fahrgast angeschlossen hatte.

Die Überführung des Luftschiffes von Staalen nach Jambol in Bulgarien, wo es am 4. November 1917 eintraf und von wo der Afrikaflug ausgehen sollte, bewies seine Leistungsfähigkeit schon unter schwierigen Verhältnissen. Trotz dicken Nebels über Schlesien, trotz Schaden an einem Rotor und trotz Aussetzen eines vorderen Propellers wurde der Weg in 28 Stunden zurückgelegt, zu dem der Balkanzug von Berlin nach Jambol damals die dreifache Stundenzahl brauchte. —

Am 13. November verläßt L. 59 den Flugplatz Jambol zu seinem Afrikaflug. Wohl ist die Wettervorhersage nicht günstig, lautet sie doch: „meist vorwiegend trüb mit Niederschlägen, Bodenwinde allmählich nach



Diese Karaktab in Ägypten.

Westen drehend, Aberwind südlich bis südwestlich über 10 Metersekunden“. Da Fliegergefahr im nördlichen Teil des Ägäischen Meeres besteht, wird der Weg über Burgas, das Westufer des Schwarzen Meeres, über die Stadt Panderma am Marmara-Meer und über die nach Smyrna führende Bahnlinie genommen. Aber Burgas wird L. 59 für ein feindliches Schiff gehalten, da bei der im Orient üblichen Spionage jede Benachrichtigung über den beabsichtigten Aufstieg unterblieben war. Das Marmara-Meer wird überflogen und Richtung auf Smyrna genommen. Der schon im Schwarzen Meer heftige Gegenwind wird über Kleinasien zum Sturm. Bei ständig zunehmender Bewölkung erweist sich ein Zurechtfinden zeitweise unmöglich. Starke Luftwirbel erfassen das Schiff, drehen es im Kreise herum und beschädigen die Spanndrähte des Hinterschiffs. Eine Verschiebung des Gleichgewichts tritt ein. Ist durch den aufgenommenen Regen seine Beschwerung zu groß geworden oder ist Gasverlust infolge der Schüsse in die Gaszellen, die es von türkischen Soldaten, seinen Verbündeten, erhalten hat, eingetreten? Eine Notlandung hier gibt aber keine Möglichkeit, die erlittenen Schäden auszubessern. So entschließt sich der Kommandant zur Rückkehr.

Am 17. November landet L. 59 trotz übermässigen heftigen Sturms und Gewitters, trotz Fahrt durch nicht zu umgehende Wolkenmassen, die jede Orientierung ausschließen, wieder in Jambol. Die auf der Fahrt erlittenen Schäden, unter diesen auch fünf Schußlöcher türkischer Soldaten,

werden in wenigen Tagen beseitigt. L. 59 rüstet sich zu neuer Fahrt. Bei günstiger Wetterlage wird am 21. November morgens der Befehl „Luftschiff aus der Halle Marsch, Kurs Adrianopel!“ gegeben.

Diesmal wird der Landweg über Adrianopel—Kodosto dem Weg über das türkische Schwarze Meer vorgezogen, dann aber wieder der Flug längs der Bahnlinie nach Smyrna eingeschlagen. Nachmittags 4,30 Uhr kreuzt L. 59 über Smyrna, um die Dunkelheit abzuwarten und feindlichen Fliegern, die auf Chios stationiert sind, aus dem Wege zu gehen. Zur Sicherheit hat die Fliegerabteilung Smyrna Befehl erhalten, Sperre zu fliegen. Die türkischen Militärbehörden sind außerdem von dem Erscheinen von L. 59 diesmal verständigt worden, um eine abermalige Beschädigung zu vermeiden. Weiter geht es, südwärts in Richtung auf die Straße von Karpathos. Die Ruinen der Selbstschuttenburg und des Amphitheater von Ephesos, die Trümmerhaufen von Milet und des Apollotempels von Didyma, stumme Zeugen großer Vergangenheit, grüßen verwundert den hoch dahinziehenden deutschen Riesenvogel. Das Festland wird verlassen und die Insel Kos angesteuert. Smyrna-Flieger klären in Richtung Krotiene und über das Mittelmeer auf. Sie melden keine Bewegung beim Feinde. Gegen 10 Uhr abends kommen die Lichter von Kreta in Sicht, das offene Meer ist erreicht und in 1000 Meter Höhe zieht L. 59 in dunkler Meeresnacht der afrikanischen Küste zu, unbekümmert der unter ihm kreuzenden feindlichen Schiffe.

Doch Myriaden funkelnder Sterne lassen nichts Gutes ahnen. Schon nimmt die Windstärke zu, starke luftelektrische Störungen stellen sich ein, Wolke von Wolke zu Wolke werden gesichtet und geladene Wolkenmassen ziehen heran. Bei einer Umkehr werden sie L. 59 überholen, also hindurch! Schwer kämpft sich das Schiff vorwärts, bald in Höhe von 1200 Metern, bald von 500 Metern, bald mit hoch aufgerichtetem, bald mit tief gesenktem Bug. Bei äußerster Kraft fährt es einen Zigzakturs und kommt doch nicht vorwärts. Die Detektoren werden unbrauchbar, die Funkentelegraphenstation versagt. Dazu kommt noch die Schreckensmeldung: „Schiff brennt“. Doch nur ein harmloses St. Elmsfeuer hüpfert auf allen Metallteilen des Schiffes. Es bringt aber das Ende der Gewitterbank und damit Erlösung aus dem Hexenlessel. Erleichtert atmet die Besatzung auf, sie kann sich von den Strapazen erholen, das Schiff die noch anhaltende Feuchtigkeit abgeben und leichter werden.

Bei den Strahlen der purpurrot aufgehenden Sonne winkt die afrikanische Küste bei Sollum. Weiße Epithzelte stehen am Meeresufer, der Engländer hält Wacht.

Die Küste wird verlassen und hinein geht es in die Unendlichkeit der Libyschen Wüste, in das Reich der Senussi. Dünen, nur Dünen, Sand, nichts als Sand. Kurs auf den Sitra-See, unweit der Oase Siwah, der Oase des Jupiter Ammon. Die Luft wird schwüler, das Schiff dehnt und reißt sich, stöhnt und gibt Gas ab, Ballast muß abgeworfen werden. Auch die Besatzung empfindet den Übergang auf afrikanischen Boden, sie klagt über Augenschmerzen und Kopfschmerz, Beginn des Wüstenwahnsinns.

Wieder zieht L. 59 über eintönige Dünenwelt, nur ab und zu unterbrochen von spitz zum Himmel ragenden, schneeweißen Kalksteinblöcken, in

der Ferne aber winken die grünen Palmenwälder und Olivenhaine der Oase Farafrah. In wenigen Stunden überfliegt L. 59 Gegenden, die vor mehr als 50 Jahren deutsche Forscher, Koblitz und Schweinfurth, in Wochen und Monaten bezwangen. Doch nur zu schnell breitet sich wieder ein sabbeliges Dünenfeld unter L. 59 aus. Eine dahinziehende Karawane betrachtet erstaunt das Riesenschiff.

Die trockene Hitze steigt und dehnt die Gaszellen aus, ein erneutes Abwerfen von Ballast wird erforderlich.

Um 3 Uhr nachmittags liegt L. 59 über Oase und Stadt Dachel. Wieder üppiges Grün, dazwischen weiße Moscheen. Dann aber heißt es: „Kurs südost, Richtung Wadi Halsa!“. Und wieder breitet sich schier endlose Wüste unter dem Schiff. Der Bruch des Getriebes des vorderen Propellers und des Senders der Funkstation verzögern aber nicht seine Fahrt, auch der Empfang von der Großstation Nauen ist noch nicht gestört. Dämmerung setzt ein, und bei Sonnenuntergang leuchten die Lichter von Wadi Halsa, wo der von Sagen umwobene Nil, der Vater der Ströme, in zahlreichen Windungen den Sudan durchbricht. Nacht breitet sich über die Wüste, das Himmelszelt strahlt in nie geahnter Pracht, Nil und der zweite Katarakt sind deutlich zu erkennen.

„Kurs Dongola!“ lautet der neue Befehl.

Wieder bleibt der Nil, jetzt mit seinem dritten Katarakt tief unten liegen und L. 59 überfliegt die sich bis Chartum erstreckende Bajuda-

Karawane in der Wüste.



Steppe, den Tummelplatz zahlreicher Antilopen- und Giraffenrudel. Die Vorduhr zeigt Mitternacht. In 48 Stunden kann das Schiff sein Ziel, das Makonde-Plateau erreichen!

Unter prächtvollem Sternenhimmel und leuchtender Milchstraße nähert es sich dem Zusammenfluß vom Weißen und Blauen Nil, der blutgetränkten Gegend von Chartum. Die ehemalige Hochburg des Mahdi, jetzt der Hauptstützpunkt der Engländer im Sudan, wird umgangen. Mit aller Kraft arbeitet sich das Schiff vorwärts.

In guter hoffnungsvoller Fahrt hat L. 59 am 23. November morgens 2 Uhr mehr als die Hälfte der Strecke von Jambol nach dem Süden von Deutsch-Ostafrika zurückgelegt, da trifft folgender Funkpruch ein: „Newala, letzter Stützpunkt Lettow-Vorbeds, verlorengegangen, ganzes Makonde-Hochland im Besitz der Engländer, Teile Lettows gefangen, Nest nördlich hart bedrängt, sofort umkehren!“ Auf 4500 Kilometer Entfernung steht L. 59 mit der Heimat in Verbindung. Welche Errungenschaft der Technik! Jetzt aber verwünschen alle diese Verbindung.

Also alles umsonst! Die Mannschaft bestürmt den Kommandanten, die Fahrt fortzusetzen. Es kann nicht sein! Unsere Aslaris ergeben sich nicht!

Kapitänleutnant Voeholt ist aber Offizier, er gehorcht und gibt, nachdem ein nochmaliger Versuch, mit Deutschland Verbindung zu bekommen, wieder ergebnislos gewesen ist, schweren Herzens den Befehl zur Umkehr.

Der Engländer aber triumphiert! Gelang es ihm doch, die Wetterfahrt des Luftschiffes, dessen er bisher nicht habhaft werden konnte, durch eine in die Welt gesetzte wissenschaftliche Lüge über die militärische Lage in Deutsch-Ostafrika zu verhindern.

„Kurs West, Richtung Gebirge Ain!“

Ein heftiger böiger Gegenwind erschwert das Vorwärtkommen und drückt L. 59 herunter. Trotz Abgabe von Ballast sinkt es weiter, ein Wirbelwind erfasst es und schleudert es fast auf die Felsen des Ain-Gebirges, wo es auf und nieder tanzt. Ein Stoß und ein Rollen erschüttert es, die Antennengewichte schleifen auf dem Felsboden, die Gondel aber ist noch unverfehrt geblieben. Erneute Abgabe von Ballast, diesmal in Gestalt von 4000 Kilogramm Munition, die jetzt ja nicht mehr gebraucht wird. Mit dumpfem Knall explodiert ein Teil auf dem Boden.

Das nun erleichterte Schiff ist aber aus seiner gefährlichen Lage befreit. Doch nur kurze Zeit. Dann wieder erschwert scharfer Gegenwind das Vorwärtkommen, erst in 2400 Meter Höhe setzt ein treibender Wind ein, der dann bis zum Mittelmeer anhält. Aber Dachel—Jarastrab—Eiwah wird in den ersten Morgenstunden des 24. November die Küste des Mittelmeers bei Ras Halem erreicht. Feindliche Kriegsschiffe suchen mit Scheinwerfern den Himmel ab, doch dicke Wolken verbergen L. 59 vor den feindlichen Spähern.

Zwischen Rhodos und Copena geht es nun in herrlichster Fahrt zur Kleinasiatischen Küste. 3000 Meter hoch schwebt L. 59 über dem Mittelmeer, bald durch Schneeweise, bald durch schwarze drohende Wolken.

Der Morgen des 24. November bricht an, die Kleinasiatische Küste ist in Sicht. Abalia wird überflogen.



Zebraberde, Straße und Gnu.

Bild: Walter Dohbertin

Doch auch hier rütteln heftige Böen am Schiff, das Hinterschiff steigt, Ballast muß abgeworfen werden. Über den Balbur-See und die Ausläufer des Taurus-Gebirges geht es auf Brussa mit seinen zahlreichen Moscheen, in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzt das Marmara-Meer, der Bosphorus und weiterhin Konstantinopel.

Die Temperatur sinkt unter den Gefrierpunkt, bei heftigem Wind wird um 9,30 Uhr abends Konstantinopel überflogen, wo Revolverkanonen die Heimkehrenden begrüßen. Die eingeschlagene Richtung Adrianopel-Jambol kann aber wegen Sturms nicht eingehalten werden, L. 59 wird nach Burgas abgetrieben. Am 25. November, morgens 3 Uhr, liegt es endlich über Jambol, wo es bis zum Hellwerden kreuzt, um um 8 Uhr dann zu landen. Durchgefroren und fieberkrank verläßt die Besatzung das Schiff.

Voller Hoffnung und Zuversicht war die Abfahrt angetreten, voller Enttäuschung und Niedergeschlagenheit erfolgte die Rückkehr.

In 95 Stunden hatte L. 59 6757 Kilometer zurückgelegt, eine Strecke, die größer ist als der Weg von Jambol nach dem Süden von Deutsch-Ostafrika, nach dem Makonde-Gebiet, dem Ziel seiner Fahrt. An Brennstoff war noch für 64 Stunden an Bord, der dem Luftschiff noch einen viel weiteren Weg erlaubt hätte.

Nach der Fahrt über die Wüste und den Sudan und nach der in Sturm und schlechtem Wetter bewiesenen Leistungsfähigkeit war also damit zu rechnen gewesen, daß L. 59 auch sein Ziel erreicht hätte.

Für uns aber bleibt die bis dahin einzig dastehende Fahrt von L. 59, auch wenn das Ziel nicht erreicht wurde, ein Triumph deutscher Intelligenz, deutscher Technik und deutschen Unternehmungsgeistes!

Me fella sing out alonga you . . .!

Plauderei vom „Bêche-de-mer“, dem Kauderwelsch der Südsee.

Von Kapt. Fred Schmidt.

Augusthitze brüht über blendend weißem Strand, zittert über düstem Busch und hohen Palmen, unter denen braune Hütten träumen. Den kaffeebraunen Menschenkindern in ihrem Schatten bedeutet es nichts, absolut nichts, daß es der August 1914 ist. Ihnen wäre 1419 genau so recht oder auch 4191. Wenn nur erst die kühle Abendbrise da wäre und die Blut vertriebe, die über dem Bismarck-Archipel flimmert.

Da rennt eine Schar nackter Kinder vom Strande herauf und schreit aus vollem Halse immer dasselbe Wort: „Seeloooh! Seeloooh . . .!“ Eine Art Zauberwort scheint's. Wollköpfige Frauen und Männer kommen aus dem Dunkel der Hütten hervor, wenden sich zum Strande. Alles ist lebhaft erregt, plappernd strömen immer mehr hinzu. Von See sieht man ein Dampferchen auf den winzigen Vorshafen zukommen. Es ist nicht der altvertraute deutsche Regierungsdampfer, auch keins der bekannten Handelsfahrzeuge. Neugierig schaut man auf die Fremden, die aus ihrem Boot auf den Strand springen. Gleich darauf steht ein Mann in weißer Uniform inmitten der Dörfler und liest mit schallender Stimme von einem großen Bogen Papier etwas vor:

„All boys belonga one place you savvy big fella master come now!“

Andächtig lauscht die dunkle Runde. Groß glänzen erstaunte Augen. Ein Stück Weltgeschichte ist's, dessen Wiederhall hierher drang. Wer's nicht begriff, kann die „Proklamation“ der australischen Regierung nachher selbst noch vom Stamm der dicken Palme ablesen, wohin sie der fremde Weiße nagelte. Des besseren Verständnisses wegen, sei hier gleich die Übersetzung beigelegt.

„All boys belonga one place you savvy big fella
Alle Leute von hier mögen wissen: Jetzt kommt
master comen now! He now fella master. He strong fella
ein großer Herr! Er ist nun der Herr! Er ist ein sehr
too much! Him big fella ship belonging him. Plenty more
starker! Große Schiffe gehören ihm. Viel mehr
big fella ship stop place belonga him. Now he come here
große Schiffe hat er noch zu Hause. Jetzt kommt er
he take place belonga him all. He look out good
und nimmt von hier Besitz. Er wird gut für
you fella. Now he like you fella look out good
Euch sorgen. Er möchte, daß ihr ihn gerne leiden
alonga him. Suppose other fella master he been
mögt. Wenn der andere Herr (der Deutsche)
speak you, you no work alonga new fella master,
Euch sagt, arbeitet nicht für den neuen Herrn,

he gammon. Suppose you work good along this
belügt er euch. Wenn ihr brav für den neuen
new fella master, he look out good alonga you.
Herrn arbeitet, dann wird er auch gut für Euch sorgen.
He look out you get plenty good fella kai-kai!
Er sorgt, daß ihr viel gutes Essen bekommt!
He no fight black boy alonga nothing. You look
Er verbaut keinen Schwarzen ohne Grund. Seht ihr
him new fella flag, you savvy him? He belong
die neue Flagge, kennt ihr sie? Es ist die
die neue Flagge, kennt ihr sie? Es ist die
British, English. He more better than other
Britische, Englische. Der ist besser als andere
tellers. Now you give three good fella
Leute. Nun gebt drei herzhafte Cheers für den
choers belonga new fella master.
neuen Herrn aus.

No more um Kaiser! God save um King!“

Nicht mehr: Der Kaiser! Gott schütze den König!“

Ist das nicht reizend, wie hier unter den wolligen Schädelbäckern das Verständnis für Europas hohe Politik aufgesteckt werden sollte? Die „Sprache“, in der es geschah, ist nicht Pidgin-Englisch, wie mancher wohl meint. Dieses wird an der China-Küste gebraucht und in den Häfen der Sunda-Inseln, wo gelbe Händler herrschen. Sicherlich stammt der Name von business = Geschäft, das die Himmelsöhne nicht richtig auszusprechen vermochten und zu „Pidchin“ verballhornten.

Das Kauderwelsch der Südsee hat mit „Pidgin“ nur ganz wenige Worte gemeinsam, wohl nur „savvy“ und „catchee“. Jedoch der Grund für ihre Entstehung dürfte beiden Sprachen gemeinsam sein. An der China-Küste wie an der Südsee hätte es dem Weißen herzlich wenig geholfen, würde er im ersten Hafen gleich die Landessprache gelernt haben. Sein mühselig eingepautes Kanton-Chinesisch hätte schon in Amoy niemand mehr verstanden. Und noch schlimmer stand's in der Südsee.

Ein Geschwisterpaar
aus der Südsee

Bild: Scheurmann



Hier segelte er von Bucht zu Bucht, von Insel zu Insel. Eine streitbare Bevölkerung traf er an, noch heute zeugen die langen Reihen wohlpräparierter Köpfe vor den Billen der Vorkriegsweltigen von der „großen“ Vergangenheit. Die diplomatischen Beziehungen waren stets gespannt. Das „Vaterland“ reichte häufig nur soweit, wie man den Speer schleudern konnte. In dem fleischharmen Lande war es höchst riskant, einen Besuch im Nachbarstaat zu machen. Leicht konnte man da als „long pig“ in den geräumigen Kochtöpfen enden.

Solche Zustände sind der Entwicklung einer weitreichenden Sprache recht hinderlich — nur „kai-kai“ verstand man überall. Denn man stand ja selbst sozulagen stets mit einem Bein auf der Speisefarte! So kam es, daß manchmal schon das Idiom des Nachbardorfes sich von der Sprache erheblich unterschied, die man im ersten Anlaufhafen gehört hatte. Auf den größeren Inseln sprachen die Küstenleute etwas anders als die Bevölkerung im Innern. Und auf der nächsten Insel gar traf man ganz neue Laute! Welchen Sinn hätte es für einen Händler-Kapitän gehabt, sich durch dieses Sprachen-Tohwabohu hindurchzuarbeiten. Eine Woche später, im benachbarten Archipel, hätte er mit dem Studium von vorn beginnen müssen!

Da lag das umgekehrte Verfahren ja bedeutend näher: Man brachte den Braunen einfach die nötigsten Brocken der eigenen Sprache bei! Zwar leicht war das nicht, aber so hatte man doch nur einmal die Mühe.

Als demnach die englischen Seeleute die ersten Rindviecher in die Südsee brachten, da bläuten sie den erstaunten Wollschädeln ein: „Bull and a cow, savvy — bull and a cow!“ Verständnisinnig grinsten die blanken Zahnreihen: „Bullamafao — me savvy!“ Und wenn sie in der Südsee Rindfleisch kaufen wollen, ganz gleich ob frisch oder in Dosen, so müssen sie noch heute „Bullamafao“ verlangen. Und in hundert Jahren wird's bestimmt nicht anders sein!

Daß es Seeleute waren, die diese Sprache schufen, geht aus gar manchem Ausdruck hervor. So heißt „rufen“ nicht etwa „Call“. Der Kanake sagt: „Me fella sing out alonga you!“ Er ruft nicht, er „singt aus“ — genau wie's der Seemann tut. Und wirft er eine Flasche um, sagt er: „Me capsize big fella bottle!“ Er kapst alles, er kentert's, angefangen von seinem Kanu bis zu einer Kokosnußschale voll Palmwein.

Charakteristisch ist der Gebrauch des Wortes „fella“. Gewiß, es ist das englische „fellow“, den Sprachwerkzeugen der Braunen angepaßt. Es tritt meist als Ergänzung zum persönlichen Fürwort oder zum Eigenschaftswort. Ich heißt „me fella“, du „you fella boy“, ein guter Herr „good fella master“. Oft erscheint es überflüssig. Aber — es gehört nun mal zum Bêche-de-mer wie das „Nööh“ zum Hamburgisch, nööh?

Ah ja, der Name! Der Beruf der Sprachschöpfer war es, der den Namen bergab. Es waren handeltreibende Seeleute, oder wenn man will, seefahrende Händler. Sie tauschten Perlmutter und Kopra ein, Korallen, Schildpatt und Perlen. Und sehr gefragt waren auch stets Trepanng, die Seewalzen, die man dort allgemein mit dem französischen Wort „êch-de-mer“ nannte. Mit allerlei Gewürz angerührt sind sie einer der begehrtesten Lederbissen der Ostasiaten, phantastische Preise

bezahlte man dafür und werden auch heute noch bezahlt. Kein Wunder, wenn man stets zuerst danach fragte. Und so kam es, daß man die Sprache, in welcher die immer wiederkehrende Frage gestellt wurde, nach der gefragten Ware nannte.

Dann beherrschten „alonga“ und „belonga“ das Sprachbild. „Alonga“ als einzige Präposition, „belong“ als besitzanzeigendes Fürwort. Seine Klage heißt „lag belong him“, deine Frau „Mary belong you“.

Die Steigerung wird durch „more“ und „to much“ bewirkt. „He strong fella to much“ bedeutet also nicht, der betreffende „Fella“ sei zu stark. Er ist eben sehr stark. „Good fella kai-kai too much“ ist sehr gutes Essen. Wie „kai-kai“ zeigt, sind auch Überbleibsel der Eingeborenen-Sprache geblieben. Die Grammatik ist natürlich die denkbar einfachste. Es wird weder dekliniert noch konjugiert. „Der Mond geht auf“ heißt „mön he come up“. Der Kapitän ist im Verwaltungsgebäude, würde etwa so klingen: „captein he stop house paper“. „Bimeby gale come up, strong fella he stop place alonga here“ hat den Sinn, daß ein Sturm aufkommt und hier in der Gegend längere Zeit schwer hausen wird. Ist das einfach?

Vrollig wirken oft die Sprachbilder, wie sie die Kanaken selbst erfanden. Wenn z. B. ein Flugzeug vom Chinesen in seinem „Pidgin“ „topside rickshaw“ genannt wurde, sagte der Südeemann: „motor-boat belong Jesus!“ Und als durch die Stille ihres Palmenhains zum ersten Male ein Klavier ertönte, da gaben sie dem großen singenden Kästen den unsterblich schönen Namen: „big fella boy you fight along him cro“ — die große Kiste, die schreit, wenn man sie prügelt!

Auch ein primitives Deutsch hatte begonnen sich einzubürgern, wie folgende kleine Geschichte zeigt: ein Missionar hatte seinen dunklen Schäflein den allsonntäglichen Kirchgang dadurch leichter gemacht, daß er nach dem Gottesdienst Tabak verteilte, die heißbegehrten „stids“. Nach drei Wochen glaubte er seine Seelen genügend im Glauben gefestigt, um von der erwähnten Belohnung Abstand nehmen zu dürfen. Am übernächsten Sonntag war das Kirchlein leider nur noch recht, recht spärlich besucht. Bei der ersten Gelegenheit stellte der fromme Hirte darum den würdigen Vorkämpfling zur Rede, denn sein Fortbleiben vom Gottesdienst wirkte doch als besonders schlechtes Beispiel. Da sahen ihn die schwarzen Augen nur vorwurfsvoll an und S. Hobeit murmelte: „Nix Tabak — nix Hallelujah!“ Sprach's und ließ den Gottesmann erschüttert stehen.

Viel Deutsch war's zwar nicht, doch für den Anfang ganz nett. Hoffen wir, daß die Zeit nicht allzu fern ist, wo wir den deutschen Sprachunterricht dort unten wieder aufnehmen können!

Reichsstatthalter General Ritter von Epp:

„Brot und Ehre ist die Parole der Kolonialfrage für Deutschland.“

„Die Frage nach kolonialem Besitz ist heute eine Frage von weltpolitischer Bedeutung geworden.“

Warum sich der Salamander auch im Wasser aufhält

Ein Volksmärchen aus Wangara in Westafrika*)

Übersetzt von Prof. Mischlich, früher Bezirksamtmann in Togo.

Es lebte einst in einer Stadt eine schöne Frau. Sie hatte keinen Mann. Da kam eines Tages ein Affe zu ihr und sagte, er liebe sie. Die Frau sagte zu ihm, er solle zu ihrem Vater gehen. Der Affe ging zu ihrem Vater und brachte sein Anliegen vor. Von nun an brachte der Affe ihrem Vater stets Geschenke.

Da kam eines Tages auch ein Salamander zu der schönen Frau und sagte, er liebe sie. Die Frau sagte, er solle zu ihrem Vater gehen. Er ging zu ihrem Vater und brachte sein Anliegen vor. Von nun an begrüßte er ihren Vater immer, brachte ihm aber keine Geschenke.

Der Affe war nämlich reich, während der Salamander nichts besaß. Da fragte eines Tages der Vater seine Tochter, wem von den beiden Freiern er sie geben solle. Da antwortete sie: „Wem du mich gibst, den werde ich lieben.“ Da sagte ihr Vater: „Ich gebe meine Tochter nur demjenigen, den sie liebt.“ Die Tochter sagte darauf: „Demnächst werde ich dir sagen, welchen von ihnen ich liebe.“

Zu sich selbst sagte sie: „Wenn ich den Affen heirate, werde ich Ruhe haben, aber wenn dann meine Brüder zu mir kommen, so werden sie sagen, dieser dein Mann ist nicht hübsch. Sie werden mich auslachen. Heirate ich den Salamander, dann werde ich Mühe und Sorge haben, weil er arm ist. Ich werde dann auch keine Kleider bekommen. Sobald meine Brüder ihn sehen, werden sie aber sagen, dieser dein Mann ist sehr schön.“

In dieser Lage wußte sie nicht recht, was sie zu ihrem Vater sagen sollte. Als er sie daher fragte, ob sie gewählt habe, sagte sie: „Ich will dir heute die Wahrheit sagen. Unter diesen Männern kann ich nicht wählen. Das mußt du besorgen. Ich liebe Reichtum, aber auch Schönheit, jedoch nicht Sorge und Mühe, auch nicht Höflichkeit.“ Da sagte ihr Vater zu ihr: „Wenn die Sache so steht, daß ein Mensch die Angelegenheit nicht entscheiden kann, dann laß uns mit vielen beratschlagen. Wir wollen eine große Versammlung einberufen und uns dann nach ihrem Entscheid richten.“ Sie sagte darauf: „Wie wollen wir das aber anfangen und mit so vielen Leuten beratschlagen?“ Da sagte er: „Ich weiß es, wie wir das anfangen.“

*) Die Eingeborenen Afrikas sind scharfe Naturbeobachter und verfügen über eine große Phantasie. Sie machen sich ihre Gedanken über die Erscheinungen und Vorgänge in der Natur und erfreuen sich einer Darstellungskunst, die bei diesen primitiven Völkern unsere Bewunderung erregt. Professor Mischlich, der ihre Sprache eingehend erforscht hat, gibt uns hier einen Beweis ihrer Phantasie und Erzählkunst.

Er verteilte Kolanüsse unter die Leute und sagte, an einem bestimmten Tag im Monat wolle er ein Fest veranstalten, alle sollten sich versammeln am Tor seines Hauses. An diesem Tage soll getanzt, getrommelt und gesungen werden.

Als der Tag herankam, schickte man zum Affen und ließ ihm sagen, heute feiere man ein Fest im Hause des Vaters seiner Frau, er solle sich bereiten und kommen.

Ebenso sagte man es dem Salamander, es werde ein Fest gefeiert im Hause des Vaters seiner Frau, er solle sich bereiten und kommen.

Der Affe ging nun in sein Haus, öffnete den Schatzkasten und entnahm ihm Festkleider, weiße Kaurimuscheln, ganze Stücke davon, nebst Kasten von Kolanüssen, dazu Molchusbüchsen und Parfümfläschchen, außerdem Sandelholzöl und Maria-Theresien-Taler. Er rief seine Trommler zusammen, schmückte sein Reitpferd, zäumte es auf mit Schellen und bunten Decken. Alsdann nahm er seinen Weg nach dem Hause des Festes. Hier ließ er seine Schätze auf den Boden niederlegen in der Mitte des Spielplatzes. Da erhob sich unter den Gästen und Zuschauern ein Gemurmel: „Aha, wer kommt da heute an diesen Ort gleich einem König?“

Der Affe stieg vom Pferd. Einer seiner Diener hielt es. Alsdann betrat er den Spielplatz und setzte sich in die Nähe seiner Kasten nieder.

Der Salamander badete, rieb seine Augenlider ein mit Antimon, um sie recht glänzend zu machen, rief viele Trommler und schritt stolz einher. Er kam zum Festplatz und setzte sich nieder. Man schaute nach ihm und sagte: „Dieser junge Mann ist aber hübsch.“ Dann begann das Fest. Es wurde getanzt, getrommelt und gesungen bis zum Abend.

Da erschien der Vater des Mädchens in schöner, gewählter Kleidung mit seinen Freunden. Sie setzten sich nieder auf königlichen Sitzen. Auch ihre Mutter erschien, in einem hübschen Kleid, nebst ihren Freunden, Bekannten und Verwandten. Sie nahmen Platz auf sein ausgestatteten Stühlen und besahen sich das Fest.

Nun wurden die Freier aufgefordert aufzutreten. Die Trommler trommelten und sangen dabei: „Diese Schönheit ist eine Augenweide für alle.“ Dabei stolzierte der Salamander auf dem Spielplatz umher, von allen betrachtet und bewundert. Alle Leute sagten: „Das ist ein schöner junger Mann.“

Alsdann begab er sich auf seinen Sitzplatz zurück, und der Affe erhob sich und seine Kasten folgten ihm. Dabei wurden die Trommeln geschlagen, die Trompeten geblasen und gesungen, und die Leute sagten: „Das ist der Besitzer all dieser Sachen, er verteilt sie.“ Er machte einen Rundgang auf dem Spielplatz und verteilte dabei die Sachen an die Festversammlung. Er gab aus Kaurimuscheln, Kolanüsse, er verschenkte Maria-Theresien-Taler, hübsche Kleider, Parfüm. Die Menge jauchzte ihm zu und spendete dem kleinen Mann Lob und Beifall.

Da erhob sich der Vater des Mädchens und gebot Stille. „Ich wünsche euern Rat zu hören“, sagte er. „Da sind zwei Freier, die meine Tochter begehren. Ich selbst weiß nicht, welchem von ihnen ich sie geben

holl, da ich alle beide gern habe. Hätte ich zwei Töchter, so würde ich jedem eine geben."

Da fragten die Leute: „Wer sind die zwei Freier?“ Er sagte: „Der Salamander und der Affe.“

Sie fragten nun weiter: „Wer ist der Salamander?“ Er sagte: „Es ist der Schöne, der zuerst stolz auf dem Spielplatz einherschritt. Der Affe ist derjenige, der später austrat, der von häßlichem Außern.“

Da fragte die Versammlung: „Wer hat uns diese Sachen gegeben?“ Er sagte: „Der Affe.“ Sie sagten: „Als der Salamander unter uns austrat, wem von uns übermittelte er seine Schönheit? Wahrhaftig, der Reiche gab uns alles, deshalb wird er, wenn du ihm deine Tochter gibst, dir Reichtum geben, dir und den Angehörigen deiner Familie. Wenn du sie aber dem schönen Mann gibst, so wird er dir von seiner Schönheit nichts geben, auch deiner Tochter nicht, wieviel weniger den Angehörigen deiner Familie. Deshalb raten wir dir, nach dem, was wir gesehen haben, gib dem reichen Mann, dem Affen, deine Tochter zur Frau.“

Da sagte der Vater, er wolle seine Tochter dem Affen zur Frau geben.

Um diese Zeit verließ der Salamander seine Trommler. Er schämte sich, lief davon und stürzte sich ins Wasser. Bis zum heutigen Tag flüchtet er ins Wasser, sobald er eine Bewegung hört, auf daß man ihn nicht sieht.

Von dieser Zeit an weiß man, daß der reiche Mann auch schön ist. Bis heute.

Binnenmeere und Großwasserstraßen in Afrika

Von Ing. S. u. B. von Römer.

Mit 3 Zeichnungen der Verfasser

Nachstehend bringen wir den genialen Zukunftsplan eines deutschen Ingenieurs zur wirtschaftlichen Erschließung des „dunklen Erdteils“.

Wenn wir die Bevölkerungsverteilung auf den verschiedenen Kontinenten unserer Erde betrachten, so können wir feststellen, daß das verhältnismäßig kleine Europa mit etwa 500 Millionen Menschen ungenutzt besiedelt ist, während zum Beispiel das dreimal so große Afrika nur 150 Millionen Menschen beherbergt. Diese Überbevölkerung Europas, die natürlich noch ständig im Steigen begriffen ist, zwingt die einzelnen Länder in mehr oder minder starkem Maße dazu, sich nach neuem Lebensraum umzusehen. Daß nun eine Gebietserweiterung mit Gewaltmitteln, also durch einen Eroberungskrieg, bei dem sich die Völker nur gegenseitig zerfleischen und vernichten, den gewünschten Erfolg brin-

gen kann, ist kaum denkbar. Afrika, als einziges noch unausgebeutetes Land größten Ausmaßes, bedeutet aber für das überbevölkerte Europa in kultureller Beziehung eine neue Basis, ein festes Fundament, und in wirtschaftlicher Hinsicht geradezu eine Notwendigkeit, wenn es gelingt, die ungeheuren Naturkräfte zu erfassen, die reichen Bodenschätze zu heben und fruchtbares Siedlungsland zu schaffen. Dieses Problem kann jedoch nur durch Großtaten menschlichen Geistes gelöst werden, indem die moderne Energiewirtschaft (Technik) zum Segen der Völker in den Dienst des Unternehmens gestellt wird.

Der Leser erinnert sich vielleicht noch an das bereits vor einiger Zeit aufgetauchte Atlantropa-Projekt, dessen Urheber der Münchner Regierungsbaumeister Hermann Sörgel ist. Das Projekt sieht bekanntlich

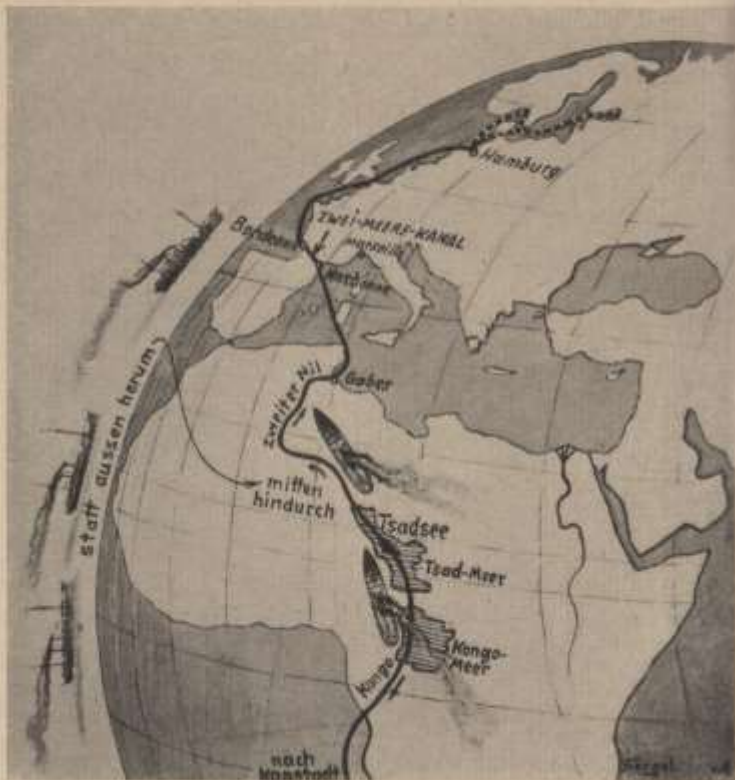


Das Kongobecken war in früheren Zeiten ein Binnensee. Würde man den Kongofluß aufstauen, so könnte man wieder einen riesigen Süßwasserbinnensee entstehen lassen, der für die Erschließung Zentralafrikas von großer Bedeutung wäre

eine Senkung des Mittelmeerspiegels vor, wodurch sich ein bedeutender Landgewinn von etwa einer halben Million Quadratkilometer fruchtbarer Bodenfläche ergeben würde. Gleichzeitig würden die rings um das Mittelmeer geplanten Großkraftwerke den elektrischen Strom für die Bewirtschaftung des Neulandes liefern und die Kraft hergeben, um das Wasser zur Kultivierung Nordafrikas in die Wüste Sahara zu leiten.

Als ergänzende Erweiterung dieses gigantischen Projektes, das also Europa und Afrika zu einer Wirtschaftseinheit „Atlantropa“ vereinigen würde, bearbeitete Hermann Sörgel neuerdings die technischen Möglichkeiten für die Erschließung Zentralafrikas.

Wie kann mit Hilfe der Technik das Innere Afrikas wirtschaftlich erschlossen und für die Völker nutzbar gemacht werden? Wie muß die Kolonisation vor sich gehen, um eine erfolgreiche Bewirtschaftung auf die Dauer sicherzustellen? Auf diese beiden Fragen gibt uns das zweite Sörgel'sche Projekt in genialer Weise Auskunft. Sörgel geht von dem fundamentalen Grundsatz aus, daß alles Leben und Gedeihen, Klima und Wachstum mit dem Vorhandensein von Wärme und Wasser innig verbunden ist. Während nun die Wärme in Zentralafrika in überreichlichem Maße vorhanden ist, fehlen die so notwendigen Wasserflächen im Innern dieses riesigen Kontinents. Das Wasser der Ströme, so zum Beispiel des Kongo oder des Sambesi, fließt



Statt außen herum — mitten hindurch
Die von H. Sörgel vorgeschlagene Großschiffahrtsstraße durch Afrika,
in Verbindung mit dem projektierten Zwi-Meere-Kanal

ungenützt ins Meer. Deshalb plant Sörgel die Anlage von drei künstlichen Binnenmeeren an den Stellen, die gewissermaßen von der Natur dafür vorgezeichnet sind, nämlich im Kongobeden, im Tsadbecken und südlich der Viktoriasfälle.

Wenn also Afrika diese großen Binnenwasserspeicher erhält, werden seine Temperatur und sein Klima ausgeglichener und für den weißen Menschen durchaus erträglich.

Das Kongobeden, das einen bis zu einer Höhe von 500 Metern über dem Meeresspiegel geschlossenen Kessel darstellt, war nach Ansicht des



Durchstich mit Schleusenanlage vom Kongomeer in das 100 Meter tiefer gelegene Tsadbecken

Geologen in früheren Zeiten schon einmal Binnensee. Nur der Kongoabfluß war vorhanden, und dieses verhältnismäßig schmale Austrittstal ließe sich heute sehr leicht durch einen Staudamm abriegeln, so daß man im Laufe der Zeit wieder ein riesiges Süßwasser-Binnenmeer bis zu einer Größe von 900 000 Quadratkilometern entstehen lassen könnte. Am Unterlauf des Kongo sind außerdem vier Staustufen für Kraftwerke ausbaufähig.

Nördlich des Kongobedens bildet der abfluhrreiche Tsadsee den Mittelpunkt und die tiefste Stelle eines zweiten großen, ringsum geschlossenen Beckens. Dieses Becken ist dem Kongo so benachbart, daß ein Durchstich und Überlauf mit Kraftwerk vom Kongobeden in das 100 Meter tiefer gelegene Tsadbecken möglich wäre. Gleichzeitig könnte eine schiffbare Wasserstraße, ein „zweiter Nil“, vom Tsadsee zum Mittelmeer, als Ergänzung der Transsaharabahn gebaut werden. Dieser zweite Nil, dessen Jahresleistung auf die zwanzigfache Leistung des heutigen Nils geschätzt wird, würde einen regelmäßigen Binnenschiffsverkehr mitten durch das Herz Afrikas gestatten.

Als drittes großes Speicherbecken ist das vom Sambesistrom gespeiste Viktoriameer gedacht, so daß die seelige Gesamtlängelänge Afrikas von nur 30 000 Kilometer auf 45 000 Kilometer gesteigert würde.

(Europa — obwohl nur ein Drittel so groß wie Afrika — hat eine Küstlänge von 37 000 Kilometern.) Es liegt auf der Hand, daß die Erschließung Zentralafrikas von größter Bedeutung ist.

Wir sehen also klar den genialen Plan vor uns: Die Erschließung Afrikas von innen heraus durch drei Binnenmeere in Verbindung mit Großschiffahrtsströmen, Wasserwerken und Fernkraftleitungen. Gewiß ein gigantisches Projekt, welches jedoch mit den uns heute zur Verfügung stehenden technischen Mitteln zweifellos durchführbar ist. Das über-völkerte Europa wird sich einmal, vermutlich schon sehr bald, nach neuem Siedlungsland, nach Nahrungsmitteln und Rohstoffen umsehen müssen. Im „dunklen Erdteil“ sind diese Schätze noch in ungeheurem Maße vorhanden. Sie warten nur auf ihre Erwedung. Die Technik zeigt uns den Weg, wie diese Schätze gehoben und verwertet werden können.

Chui Mtu!

Eine heitere Geschichte aus Deutsch-Ostafrika.

Von M. v. B.

Im Vori, d. h. in der Wildnis, hatten wir das Lager aufgeschlagen. Askaris, Boys und Träger saßen um das Feuer und lauschten ihren Erzählungen aus früheren Safaris (Reisen). Da, die nächtliche Stille unterbrechend, erklang aus der Ferne das dumpfe Brüllen eines Löwen, dem das Lachen sich streitender Hyänen und das Knurren des Leoparden folgte. Einige neue Holzstücke ließen aus dem zur Glut schon niedergebrannten Feuer die Funken hoch emporwirbeln und das Lager hell erleuchten.

Da fiel von meinem Boy Yuma das Wort „Chui Mtu“, d. h. Leoparden-Mensch, und sofort begann eine lebhafteste Aussprache über Wesen und Tätigkeit eines solchen. Bei den Eingeborenen bestand nämlich die allgemein verbreitete Ansicht, daß es Menschen gäbe, die sich nachts in eine Hyäne oder einen Leoparden verwandelten und dergestalt in der Umgegend ihres Dorfes umherirrten. War mir dieser Aberglaube auch schon bekannt, und hatte ich schon öfter mit meinen Boys über diesen Ansinn gesprochen, so mischte ich mich dennoch auch diesmal in die Unterhaltung. Meine Einwendungen, die Verwandlung eines Menschen in ein Tier sei Gerede und Einbildung, wurden aber verächtlich; ja einige behaupteten mit aller Bestimmtheit, sie hätten sich nachts von der Abwesenheit eines Bekannten überzeugt, gleichzeitig aber einen Leoparden in der Nähe seiner Hütte bemerkt. Am nächsten Morgen wäre er seiner gewohnten Beschäftigung nachgegangen, ohne sich seiner nächtlichen Verwandlung bewußt gewesen zu sein. Dieser wäre ein Chui Mtu, ein Leoparden-Mensch.

Wieder nach meiner Station zurückgekehrt, teilte mir mein Boy eines Morgens aufgeregt mit, er habe in der Nacht auf dem Nachhause-

Afrikanischer

Bogenschütze

Bild: Edith Boas

wege einen dahinschleichenden Leoparden bemerkt. Seinen Weg hätte er nach der Hütte seines Freundes Hamish genommen. In der Hütte hätte er Hamish nicht angetroffen, ihn heute früh aber gesprochen und von ihm erfahren, daß er über Nacht nicht fortgewesen wäre. Mit den Worten: „Hamish ist ein Chui Mtu, ohne daß er es weiß!“, schloß er seine erregte Erzählung.

Ich erinnerte ihn an unsere Unterhaltung im Vorlager und lachte ihn aus. Entweder habe er geträumt oder sei sonst das Opfer eines großen Schwindels geworden. Beleidigt blieb er bei seiner Behauptung. Da forderte ich ihn auf, mir in der nächsten Nacht Gesellschaft zu leisten, um sich persönlich von der Blödsinnigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Mit allen möglichen Gründen, es sei unser beider Unglück, versuchte er, mich von dem Vorhaben abzuhalten, bis ich ihm befehlen mußte, sich mir anzuschließen.

Gegen 21 Uhr versteckten wir uns in einem Busch, von dem wir die Hütte seines Freundes Hamish genau übersehen konnten. Nach kurzer Zeit wurde Hamish auch sichtbar. Er begab sich in seine Hütte. Nichts rührte sich sonst. Unzählige Glühwürmchen flogen um den Busch, und Moskitos machten ihren wenig angenehmen Besuch. Schon bedauerte ich meinen Entschluß, eine Nacht zu opfern, nur um einen einsfältigen Neger von seinem Aberglauben zu heilen, als ich verdächtiges Knistern aus der Hütte vernahm. Und schon schob sich auch der Kopf von Hamish durch die Schilfwand des Hofes, langsam folgte der Oberkörper, endlich stand er in ganzer Gestalt unter dem Nachthimmel. Dann glitt er vorsichtig zur Erde



und umgab sich, nur einige Schritte von uns entfernt, mit einem Leopardenfell. Aufgeregt sagte mich mein Boy Yuma am Arm, nichts anderes glaubend, als daß nunmehr die völlige Verwandlung seines Freundes vor sich geben würde. Grenzenlos aber war seine Enttäuschung, als Hamih, einem Leopard gleich, auf allen Vieren nach einer einsam stehenden Hütte kroch.

Wenige Minuten nur währte es, da hatten auch wir diese Hütte erreicht. Da wir die Tür verschlossen fanden, nahmen wir durch die dünne Schilfwand des Hofes den Weg und gelangten durch die offenstehende Hintertür in die Hütte. Merkwürdigerweise wußte Yuma hier gut Bescheid. Kein Laut war zu vernehmen.

Plötzlich brach Yuma aber das Schweigen. Aufgeregt stieß er das Wort: „Nani?!“ (Wer da?) hervor. Er wollte erfahren, wer zu nächstlicher Stunde etwas in seiner Hütte zu suchen hatte. Der aufflammende Schein einer schnell angezündeten Laterne, die ich vorsichtigerweise mitgenommen hatte, traf in einer Ecke ein ängstlich zusammengelaures Menschenpaar, das sich als unser Freund Hamih und, zum größten Entsetzen von Yuma, als seine ihm vor dem Richter zugesprochene Bibi (Frau) entpuppte. Hamih hatte die ihm angebotene Eigenschaft eines Chui Mtu dazu benutzt, sich mit Yumas Frau ein jätliches Stellbildein zu geben.

Nun folgte eine erregte Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten, die mit einigen wohlgezielten Ohrfeigen und nicht wiedergehenden Schimpfworten vorläufig endete. Dann aber stürzte sich Yuma, einem wütenden Leopard gleich — die Rollen wurden jetzt vertauscht —, auf den erlappten Hamih und verabsolgte ihm eine Tracht Prügel, die ihm den Garaus gemacht hätte, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre.

Mein nächtliches Abenteuer war zu Ende. Am nächsten Morgen ließ ich mir den auf der Wache untergebrachten Hamih kommen und bestrafte ihn wegen Störung des ehelichen Friedens mit einem Monat Kettenhaft. Von dieser Nacht an aber glaubte niemand mehr an einen Chui Mtu, und Yuma war für immer, wenn auch durch eine Radikalur, von seinem Aberglauben geheilt.

Britische Anerkennung der deutschen Kolonialforderungen

Ein alter britischer Kolonialsoldat, Oberst Reinertsbagen, sagt zu diesem Thema:

„Wer wirkliche Kenntnisse der deutschen Kolonialmethoden besitzt, weiß, daß Deutschland nicht nur fähig zur Kolonisierung war, sondern daß seine Methoden ausgezeichnet und unseren eigenen keineswegs unterlegen waren.“



Links: Die Hausfrau füttert die zahmen Springböde. Rechts: Der kranke Zuh eines Schafes wird gebadet

Die tapfere Pionier- und Deutschthumsarbeit unserer Frauen in Südwest

Von Dr. Anne Klatt-Müller
Mit Aufnahmen der Verfasserin

Pionierarbeit ist Männerarbeit, und Männerarbeit war auch die erste Pionierarbeit in unseren im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts vom Deutschen Reich erworbenen Kolonien. Aufgabe der Männer war es, zunächst die Auseinandersetzungen mit den Eingeborenen zu einem glücklichen Ende zu führen, und Aufgabe der Männer war es auch, die ersten Schritte zur Besiedelung und wirtschaftlichen Durchdringung der riesigen neuen deutschen Landgebiete zu tun. Aber wie das Leben selbst auf den beiden Weibern Mann und Frau ruht, die sich gegenseitig bedingen, die einer ohne den anderen ihren Sinn verlieren, so verlangte die Pionierarbeit unserer Männer in den Kolonien sehr bald nach ihrer Ergänzung durch die deutsche Frau.

Schon um die Jahrhundertwende folgte manche Frau, Braut und Schwester dem deutschen Mann ins Ungewisse hinaus und wurde ihm draußen Kamerad und Freund, weit mehr, als sie es ihm in der alten Heimat je hätte werden können, ja, sie wurde ihm darüber hinaus Stütze und Halt, denn der Farmer und Pflanzler erkannte selbst sehr wohl, daß er, einsam nur unter Eingeborenen lebend, auf die Dauer hätte herabsinken müssen. Weitschauende Frauen in der Heimat unterstützten und förderten dieses Wollen einzelner, indem sie unter Ada von Liliencron 1907 eine festgegründete Frauenorganisation schufen, die durch Hedwig Beol hervortragend organisiert und unter Hedwig von Bredow in den Jahrzehnt schwersten Darniederliegens aller offiziellen Deutschthumsarbeit



Die Hausfrau beim Schlachten und Wurstn. Auch der Farmer hülft dabei

nach dem Kriege so ausgebaut wurde, daß es gelang, dem Kolonialdeutschum in Übersee den Rücken zu stärken und eine ständige enge Verbindung mit unseren Deutschen drauſen aufrechtzuerhalten. Die Lehrerinnen, Haustöchter, Wirtschaftserinnen, Hotelköchinnen, Krankenpflegerinnen und Kindergärtnerinnen, schon damals

nach völkischen und rassiſchen Gesichtspunkten ausgewählt, die dieser Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie seine Schwesterorganisation, der Frauverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See, im Laufe der Jahrzehnte hinausandten, sie sind zu Müttern unseres heutigen Kolonialdeutschums drauſen geworden. Fast alle haben sie drüben geheiratet und haben dann in mühseliger Aufbauarbeit — in den ersten Jahren oft nicht viel besser als die Eingeborenen — in Gras- und Lehmbütten lebend, Schulter an Schulter mit ihren Männern gestanden und — ein neues Deutschland in Übersee geschaffen! Was heute drauſen so reich an Kolonialdeutschum blüht, ist das Werk von einigen Tausend einzelner deutscher Familien, die, seit über zwanzig Jahren des Rückhaltes ihrer deutschen Regierung beraubt, auf sich allein gestellt, in täglicher Kleinarbeit ihre Pflicht als deutsche Menschen erfüllt haben. Voll Befriedigung kann der Führer heute, wenn er vor aller Welt den Kolonialanspruch des Deutschen Volkes erhebt, darauf hinweisen, daß nicht nur das juristische Recht uns einen Anspruch auf unser koloniales Eigentum verleiht, sondern daß dort drauſen trotz zwei Jahrzehnte langer Mandats Herrschaft ein deutsches Volkstum lebt, das durch die Schweißtröpfen seiner Männer und die nimmermüden Hände seiner Frauen das deutsche Kolonialland als ein Stück deutschen Heimatbodens erhalten hat. Aber daß dem so ist, daß dieses Deutschum lebt, das verdanken wir letzten Endes der deutschen Frau! Denn:

„Es können Männer wohl Staaten bauen,
des Volkes Zukunft aber tragen seine Frauen!“

Diejenige unserer Kolonien, die ihren deutschen Charakter am treuesten bewahrt hat, in der allerdings auch bei weitem die meisten Deutschen wohnen, ist unser altes Südwest. Wenn man nicht wüßte, daß man sich im Mandatslande befindet, man würde sich auf deutschem Boden wähnen, so stark haben unsere deutschen Männer und Frauen den deutschen Charakter des Landes zu wahren vermocht. Ganz anders als in der Heimat konnte hier drauſen zumal die Frau ihr ganzes reiches Frauentum

entfalten: als Gefährtin ihres Mannes, als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder, als Leiterin ihres vielgestaltigen Hauswesens, als Mitarbeiterin auf sozialem und kulturellem Gebiet in der Öffentlichkeit. Es ist etwas Großes um diese Frauen, deren Verantwortungsgefühl wächst unter dem Blick fremder Nationen, und deren Tun beseelt ist von dem Ziel, dem Vaterlande Ehre zu machen.

Genau wie der Mann, muß die Frau außerordentlich vielseitig sein. Es gibt nichts, was die Kolonialfrau nicht kann, keine Lage, der sie nicht gewachsen sein müßte. Zunächst ist es ganz selbstverständlich, daß sie alles das verstehen und beherrschen muß, was eine Landfrau in der Heimat zu ihren Aufgaben zählt: sie muß die Wirtschaft eines Landhaushalts verstehen, sie hat das Kleinvieh und den Gemüsegarten unter sich, sie besorgt den Blumengarten, sie muß Brot backen, schlachten, wursten, räuchern können; ihr untersteht vielfach die Milchwirtschaft, sie hat eben, kurz gesagt, für alles das einzustehen, was nicht zur großen Arbeit des Mannes gehört, was nicht Haupteinnahmequelle des Betriebes ist. Und da diese Haupteinnahmequelle in den verschiedenen Gegenden Südwests verschieden ist, so ist auch die Tätigkeit der Frau bis zu einem gewissen Grade verschieden. Im Norden des Landes, wo der Maisanbau den Mann ganz in Anspruch nimmt, kümmert sich die Frau um die Milchwirtschaft und, wo solche vorhanden sind, auch um die Schafe. Wo die Rindviehzucht im Mittelpunkt des Farmbetriebes steht, wird der Mann die Milchwirtschaft in der Hand haben, der Frau aber vielleicht die Schafe überlassen, und im trockenen Süden, wo die Karakul-Schafzucht den alleinigen Inhalt des Farmbetriebes ausmacht, überwacht der Mann das Wohl und Wehe der Schafherden, und die Frau hat die Verantwortung für den übrigen Betrieb.

Der frühe Morgen, wenn eben die Sonne aufgeht, sieht die Farmersfrau schon bei der Arbeit. Eofern ihr die Schafe unterstehen, führt sie der



Von oben nach unten: Deutsches Farmerhaus mit Windmotor. — Alle 14 Tage ist große Wäsche auf der Farm. — Jeden Morgen, 9 Uhr, verteilt die Hausfrau die Kost für den ganzen Tag. — Die Hausfrau zeigt den Eingeborenen die Gartenarbeit.



Oben links: Tombola auf Hochfeld am Geburtstag des Führers. —

Oben rechts: Krankenhaus vom roten Kreuz auf Ostwarong. —

Rechts: Deutscher Kindergarten in Überibhuchit



erste Weg in den Schaftraal, wo schon ein paar mutterlose Lämmlein blöen und sehnlichst auf die Milch warten, die die Hausfrau ihnen bringt. Dann müssen, bevor sie auf die Weide getrieben werden, jeden Morgen sämtliche Schafe gezählt werden, um etwaigen Veruntreuungen durch Eingeborene vorzubeugen, und auch um die Schafschur oder ein krankes Tier muß die Hausfrau sich kümmern. Ein ungelöstes Problem sind in Südwest heute noch die Wurmrkrankheiten der Schafe, zu deren Verhütung viel Mühe aufgewandt wird, wie z. B. die in regelmäßigen Abständen wiederkehrende Verabreichung kleiner Dosen von Medikamenten an die Tiere, die wegen der großen Verantwortlichkeit auch von einem Weissen besorgt werden muß und nicht den Eingeborenen überlassen werden kann.

Aberhaupt ist die Frage der Hilfskräfte für die Hausfrau überaus schwierig. Sofern sie sich keine weiße Kraft leisten kann, und das ist nur in recht wohlhabenden Familien möglich, ist sie jahraus, jahrein auf die Eingeborenen angewiesen, das heißt aber, sie muß stets dabei sein, sie ist niemals entlastet, kann sich niemals Ruhe gönnen. Die Eingeborenen



Links: Ausflug der Farmersfamilie in die Klippdachsberge. — Rechts: Sonntagnachmittag mit Gästen auf der Terrasse

verfügen nicht über die geistigen Kräfte, wirklich zuverlässig zu arbeiten, selbst einfache Gartenarbeiten, die immer in gleicher Weise wiederkehren, müssen von der Hausfrau jedesmal von neuem gezeigt werden, und so ist es auch mit der Behandlung der Wäsche, mit dem Plätten, Stopfen usw. Das ist das Hermürende im Leben der Farmersfrau, und wenn ihr noch soviel Eingeborene zur Verfügung stehen. Daß sie trotz großer Hitze selbst am heißen Herd steht und für die Familie kocht — Was gibt es in Südwest nicht! — ist bei der Gesamthaltung der Südwestlerin nicht verwunderlich, doch auch die Versorgung der Eingeborenen bedeutet eine tägliche Arbeitslast für sie. Da die noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden farbigen Farmarbeiter ohne Vorforge für die Zukunft alles, auch die größten Mengen, hintereinander vertilgen würden, die der weiße Herr ihnen gibt, so ist die Farmersfrau gezwungen, die Nahrung für sie einzuteilen und ihnen jeden Morgen beim „Kostempfang“ zu verabreichen, was sie für einen Tag brauchen.

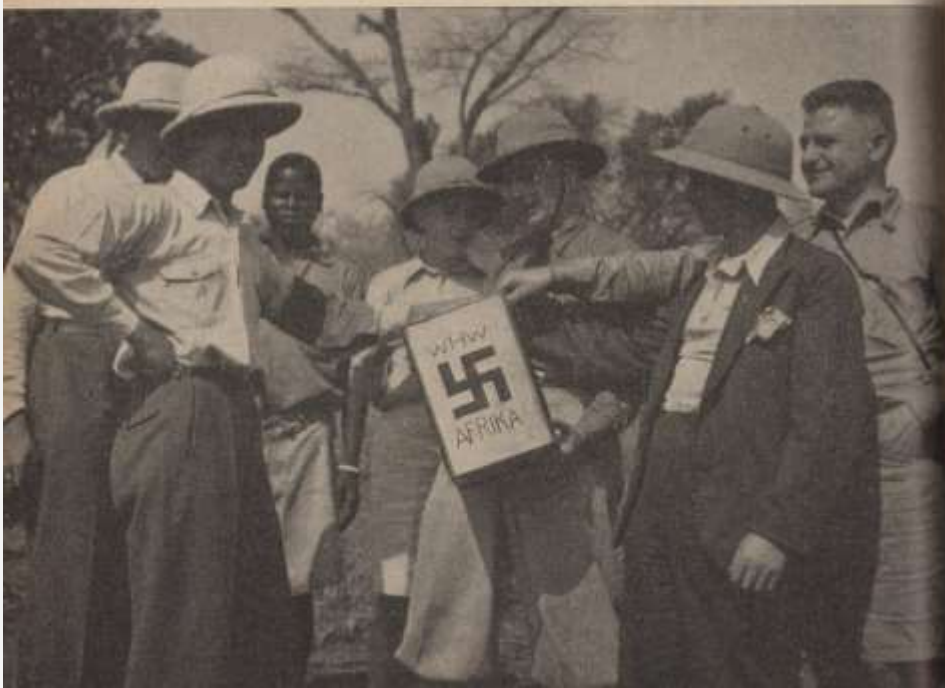
Der Nachmittag gehört, sofern nicht geschneidert werden muß — auch das muß die Farmersfrau selbst können — dem Mann und den Kindern. Den Kindern gibt die Mutter vielfach den ersten Schulunterricht, und ein fleißiger Nachmittag auf der Terrasse vor dem Hause ersetzt die ersten Handarbeitsstunden. Ebenso untersteht das Turnen der Aufsicht der Mutter, und im schönen großen „Bassin“ neben dem Hause werden die ersten Schwimmversuche gemacht. Ist so die Farmersfrau eine schlecht-bin unentbehrliche Arbeitskraft, so ist sie als geistige Gefährtin ihres Mannes erst recht nicht zu ersetzen. Aus übervollem Herzen sagte mir einmal eine glückliche Gattin und Mutter, wie dankbar sie dem Schicksal sei, das sie dort draußen auf ihren verantwortungsvollen Platz gestellt habe: den Kindern müsse man viel, sehr viel geben, ihnen die ganze mangelnde Atmosphäre deutscher Kultur zu ersetzen versuchen, dem Manne aber, dem jede Anregung fehle, der unter den wenigen Deutschen auch nur viel

Schwerer gleich gesinnte Freunde fände als daheim, ihm sei die Frau alles, Gattin, Freund, Berater, Mitarbeiter, schlechtbin alles! Und das mache das Frauenleben in der Kolonie so glücklich und so reich!

Andes, das Arbeitsgebiet der Farmersfrau hört an den Grenzen ihres Besitzes nicht auf. Gar mancher Tag bringt Gäste, die ihren Rat und ihre Hilfe brauchen, und fröhliche Jugend sammelt sich an Festtagen auf der Farm zu Spiel und Tanz. Und schließlich wird von der deutschen Frau soziale Tätigkeit erwartet: keine, die nicht dem Frauenbunde angehörte, keine, die nicht bei der Betreuung der deutschen Schulen, Schülerheime, Kindergärten und der segensreichen Einrichtungen des Roten Kreuzes tätig mitwirkte. Mit besonderer Liebe aber waltet die Südwesterin ihres Amtes, wenn es gilt, vaterländische Festtage feierlich zu begehen, nicht selten ist es der Frauenbund, der Männer und Frauen zum Gedenken der toten Helden aufruft oder einlädt zur Feier des Geburtstages des Führers. Denn auch für unsere Kolonialdeutschen gilt das Bekenntnis:

„Ein Reich, ein Volk, ein Führer!“

Auch unsere südafrikanischen Volksgenossen sammeln für das WSW. Die Ortsgruppe Pretoria (Südafrika) der Auslands-Organisation der NSDAP. hat durch eine großzügige Propaganda für starke Beteiligung der Deutschen an dem Eintopfsen gesorgt



Langsam und vorsichtig schiebt sich unser 102 Meter langes Schiff die afrikanischen Flüsse aufwärts.

Ein Schiff fährt in den Urwald

Afrikanischer Fahrtbericht

Von Karl Köster. Mit Aufnahmen des Verfassers

Eines Morgens — nach genau einundzwanzigtägiger Fahrzeit — steuerten wir die Boje von Forcados in der Bucht von Benin an. Wir ankerten auf der Reede, zur Einfahrt in unseren ersten Ladehafen in Afrika bereit.

Ich stand mit dem Kapitän auf der Brücke und schaute durch das Glas. Forcados, eine kleine Niederlassung mit einigen hübschen Europäerbäufern, lag unter Palmen wie in einem paradiesischen Garten. Obwohl wir davon gut drei Meilen entfernt lagen, konnte man durch das Fernglas alles gut erkennen.

Vor einer kleinen Landebrücke stieß eine Schaluppe ab und brachte uns den schwarzen Zollbeamten an Bord. Er war gekleidet wie ein europäischer Gent, mit Lackschuhen und blauen Strümpfen, Bügelsalten und einer knallroten Krawatte. Er grüßte kaum, als er die Jakobsleiter hinauf zu uns an Bord kletterte, und ließ seinen Koffer und ein Paar

hohe Stiefel von einem schwarzen Boo, der ihn begleitete, in die ihm zur Verfügung gestellte Koffertkammer tragen.

Bald darauf nahmen wir Anker auf und fuhren mit halber Kraft über die Barre, als Hochwasser war. Das Wasser war hier schon braun und nicht mehr Salzwasser, wie ich feststellte.

Der schwarze Zollbeamte stand während der weiteren Fahrt an der Reeling und rauchte eine Zigarette nach der anderen, ohne sich um uns zu kümmern. Wir waren für ihn einfach Luft — und er war für uns nicht da.

„Das ist so ein überkandidelter nigerischer Schwarzer, den die Kolonial-Verwaltung mit ner Brotkruste aus dem Urwald gelockt und in ein Colleg gesteckt hat!“ schimpfte der Chief auf dem Achterschiff. „Die Kerle dünken sich schon fast mehr als wir Weiße!“

Langsam fuhren wir zuerst den Forcados Alver hinauf. Der Fluß war im Anfang gut einhundert Meter breit, wurde aber dann immer enger. Der Kapitän ließ daher nach seiner Anweisung steuern und schickte den ersten und zweiten Offizier hinunter in den Pumpenraum.

Immer enger wurde der Fluß. Immer schärfer die Kurven. Der Urwald streifte mitunter mit seinen weit in den Fluß hineinragenden Mangroven unser Achterschiff.

„Wenn das man gut geht!“ dachte ich nur.

Der „Horro“, unser Dampfer, war immerhin hundertundzwei Meter lang — und die geschickt um eine Kurve zu bringen in der reißenden Strömung, war nicht so eine einfache Sache. Käpp'n Johnson schwitzte sicherlich dabei. Und dumpf warnend klang immer öfter unsere Dampfpeife, um etwa entgegenkommende Boote zu warnen. Mit halber Kraft fuhr der „Horro“ vorsichtig stromaufwärts.

Links und rechts war vollständig undurchdringlicher Urwald. Die Mangroven und Lianen reichten mit ihren lang herunterhängenden Zweigen bis in das Wasser. Nur ab und zu war ein schmaler Creef zu sehen, ein schmaler Wasserarm, der sicherlich zu irgendeiner Negerniederlassung führte. Wie durch einen Laubengang mußten die kleinen Boote aber hier fahren, so dicht und niedrig hingen die Zweige über dem Creef. Das dienstfreie Maschinenpersonal saß auf dem Achterdeck und bewunderte die afrikanische Landschaft. Der dritte Maschinist, der dicke Labann, saß mit schußbereiter Kamera auf einem Poller, um irgendetwas zu erhalten. Mit seiner großen Apparatur arbeitete er aber in solchen Fällen immer zu langsam: ehe er das Bild im Sucher hatte, war die Gelegenheit schon wieder vorbei. Daher foppten ihn alle, aber er ließ sich von seinem „Toschschläger“, wie der Chief die große Tropenkamera aus Mahagoni getauft hatte, nicht abbringen. Meine Leica nahm sich dagegen wie ein Zwergkind aus.

In Konkurrenz machten wir jeder einige Aufnahmen. Leider waren die Aufnahmen des dritten alle verworfen und unterbelichtet, während meine Leicaaufnahmen alle ohne Ausnahme haarscharf und gut waren. Das konnten wir einige Zeit danach feststellen, als wir uns auf einem anderen Schiff in der Nordatlantikkahrt wiedertrafen. Da konnte ich voll Stolz ein großes Einstedalalbum vorweisen, während er knurrte.

Bei einer scharfen Kurve kamen die Zweige der Mangroven so nahe an unser Schiff heran, daß wir von der Reeling flüchten mußten.

„Donnerweiter!“ entfuhr es da dem langen Schulz, dem „Assi“. Es kam aber noch schöner, als wir erst auf dem Chanomi Creef waren. Der war bedeutend enger und noch viel kurventreicher. Der Chief, der dieses Revier genau kannte von früheren Fahrten, hatte sich eine Anzahl leerer Blechbüchsen an der Reeling aufgebaut. Als unser Dampfer an einer scharfen Kurve laut heulte, sagte er: „Jetzt kommt glics dat Riggerdorp!“



Am Niger.

Und richtig — an der Steuerbordseite standen eine Menge Hütten aus Bambus und Schilfgeflecht. Eine Menge nackter Neger saß vor den Hütten. Als sie den „Horro“ sahen, sprangen sie sofort ins Wasser. Etliche aber stürzten laut jaulend zu ihren Einböumen und paddelten flott heran. Wie wild schrien und gestikulierten alle zu uns auf das Schiff herauf.

Der Chief warf eine Blechbüchse nach der anderen zu ihnen hinunter, die sie geschickt auffingen. Wenn aber mal eine ins Wasser fiel, sprangen gleich die Schwarzen hinterher, damit sie nur nicht verloren ging. Anunterbrochen knipste ich mit meiner Leica dieses Tohuwabohu von Blechbüchsen und Negerleibern im Wasser, während die Mannschaft auf Deck vor Vergnügen freischte über diesen Kampf um die — für sie — wertlosen Blechbüchsen. Die Neger brauchten sie aber als Kochtöpfe. Unser Chief aber strahlte über das ganze Gesicht, daß er den Schwarzen hier so eine Freude machen konnte . . .

Währenddessen fuhr der „Horro“ aber immer langsam und vorsichtig weiter.

Ab und zu sichtet man einen Alligator, der am Flußufer im Schlamm lag und sich sonnte, so dicht fuhr man ständig am Ufer entlang. Ich ging daher nach oben auf die Peilbrücke, von wo aus man einen besseren Überblick hatte. Der Käppen machte mich dabei auf einige Pelikane aufmerksam, die am Ufer auf einem Gebüsch saßen und uns neugierig beobachteten. „Wenn nichts dazwischen kommt, daß wir irgendwo auslaufen, sind wir heute abend um sechs Uhr in Nanatown“, meinte er nach einer Weile. „Aber bis dahin kann noch allerhand passieren!“

Wir hatten ja auch heute früh noch die Masten der „Matbo Wörmann“ gesehen, die bei Gorbados gestrandet war an der Barre, nicht abgeschleppt werden konnte und daher aufgegeben werden mußte. Das konnte uns hier auch leicht passieren!

Der Käppen ging unruhig auf der Brücke auf und ab und beobachtete aufmerksam die Flußbiegungen. Hier mußte er schon geschickt manövrieren, wenn er nicht auffahren wollte.

„Noch en bitten badbord! Noch en bitten! Mittschipp!“ So hagelten manchmal die Kommandos auf den Rudergänger ein. Der mußte gut aufpassen und haarscharf steuern können, sonst brachte er das lange Schiff nicht um die Ecke. Daher kam auch bei diesen gefährlichen Revierfahrten auch stets nur der beste Rudersmann auf die Brücke.

Es war inzwischen schon zwei Uhr geworden, und der Käp'n hatte die Brücke seit heute früh noch nicht verlassen können. Er ließ sich vom Steward das Essen heraufbringen und aß hastig einige Bissen, denn er wagte nicht den Sprung zum Salon hinunter. Wir andern hatten auf dieser Revierfahrt gerade auch kein Strohfleisch für die Messe und löffelten hastig alles hinunter und rannten schnell wieder auf Deck. Wer über seine vier Stunden hinunter an die Maschine mußte, wurde von den andern lebhaft bedauert, denn er sah nichts mehr und mußte bei den dauernden Manövrierkommandos ständig hin und her springen. Das Befehlsbuch der Maschine verzeichnete auf diesen Revierfahrten immer einige Seiten voll von den gegebenen Kommandos. Ruhe gab es also für den jeweiligen Maschinisten nicht.

Dazu brannte die afrikanische Sonne mit aller Kraft. Aberall waren die Sonnensegel aufgespannt, weil man ohne Tropenhut sich nirgends der Sonne aussetzen konnte. Auch die Chininausgabe war nun für die gesamte Besatzung regelmäßig um dreizehn und sieben Uhr. Niemand durfte sich davon ausschließen. Jeder mußte die bitteren Pillen unter Aufsicht des dritten Steuermanns schlucken.

„Bei Wörmann gab es früher immer noch'n Kognak zu!“ murmelte Ede Schub, der kleine Heizer. „Dat war noch 'ne seine Angewohnheit, die man hier auch ruhig einführen sollte!“ — Alles grinste und stimmte zu.

Dazu schmierten wir uns alle Tage immer dick mit Nivea ein, weil sich niemand die Haut verbrennen wollte in der afrikanischen Glut. Der Deckjunge Oberreiter, der unvorsichtig war, hatte seine Haut in Fetzen abziehen können. Davor hüteten wir uns, schmierten uns gegenseitig ein auf der Tropenfahrt und hatten so Glück. Und bissig brüllte der Erste einige Matrosen an, die einmal ohne Tropenhelm auf Deck



Oben: Ein Negerkano begegnet uns auf dem Chanomi-Creef.



Rechts: 30 Meter hohe Bäume zerbrechen wie Streichhölzer, als unser 5000 To. großer Dampfer dagegenfährt.

arbeiten, so daß sie schleunigst nach der Back verschwanden und die ausgegebenen Helme holten aus dem Logis. —

Ab und zu zweigte ein größerer Creef ab von dem Chanomi Creef, auf dem wir uns noch befanden. Ober der Nebenfluß war größer als der Haupttrieb. Daher hieß es für den Käppen auf der Brücke, stets genau aufzupassen, um sich nicht in dem Flußgewirr des Nigerdeltas zu verfahren und festzulassen. Aber Johnson als alter erfahrener Afrikaner kannte das Revier genau. Er wußte schon immer im voraus, was für eine Biegung nun kommen mußte und wo die gefährlichen Untiefen waren. Er fuhr ohne einen schwarzen Lössen.

„Die schlimmste Stelle kommt aber erst in einer Stunde!“ sagte er zu mir, „da kriegen wir eine scharfe Linkskurve an einer schmalen Stelle mit einer großen Strömung!“

Der Käppen tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarre, die nie bei ihm ausging. So zwanzig bis dreißig rauchte er davon im Tag — um gegen seine alte Malaria anzukämpfen. Er war ein zäher Kerl, aus der alten norwegischen Segelschiffsschule. Auf einer früheren Fahrt war ihm einmal die gesamte Deckbesatzung an Malaria erkrankt; er brachte aber das Schiff noch heil nach New York und fiel dann erst auch um.

Ich schaute mit dem Glas voraus. Urwald, morastiges, undurchdringliches Gebüsch war zu sehen. Krokodile mußten hier in Mengen haufen.

Dann machte mich der Käppen auf die gefährliche Stelle aufmerksam, wo der Benin-River in den Chanomi Creel einmündete.

„Entweder kommen wir durch — oder wir sitzen fest!“ sagte er, „hier kommt alles auf die jeweilige Strömung an!“

Er legte den Telegraphen auf „halbe Fahrt voraus!“ Die Maschine stoppte gleich die Fahrt, und langsam legte der Rudersmann das Steuer auf hart backbord. Wir mußten die Ecke scharf nehmen, sonst subren wir auf der anderen Seite in den Wald hinein.

Ich war gespannt, wie sich die Sache entwickelte.

Der „Harro“ schob sich langsam voran, vorsichtig, fast tastend. Der Käppen beobachtete die Strömung, aufs Außerste gespannt.

„Steuerbord! Noch en bitten! Mittschipp! Bitten backbord!“ hagelten die Ruderkommandos, in kurzen Abständen. Der Rudergänger drehte wie wild. Der Käppen mit seiner Zigarre verlor die Ruhe nicht. Er tat einen Zug nach dem andern und beobachtete das Vorschiff, aufs Außerste gespannt. „Komme ich durch?“ mochte er sicherlich denken.

Die gesamte Besatzung erwartete gespannt die nächsten Minuten. Jeder wußte, daß hier etwas passieren konnte. Daher mußte jeder auf seinem Platz sein. Der Bootsmann Konstantin machte sich auf der Back zu schaffen, um hier alles besser beobachten zu können, aber ein Befehl des Kapitäns schickte ihn von dort fort.

Dann kam die gefährliche Kurve.

Der „Harro“ hatte mit seinem Vordersteck die Ecke passiert — ein scharfwinkliges Waldstück — als der Käppen befahl: „Ruder hart backbord!“ Sofort legte der Rudermann das Ruder um, und langsam drehte sich das Schiff ein wenig.

Schon merkte ich, wie der Käppen aufatmete und sicherlich dachte, er hätte gewonnen, da griff die Strömung an und drängte das Schiff zurück. Der Käppen sprang zum Telegraphen und warf ihn auf „Volle Fahrt voraus!“

Einige Sekunden voll höchster Spannung auf dem ganzen Schiff! Wer siegt — der Strom oder das Schiff?

Der „Harro“ mit seinen 2800 PS kam aber nicht gegen den gewaltigen Strom an. „Jetzt läuft er in den Wald!“ rief der Käppen plötzlich und laute wütend an seiner Zigarre, weil er hier machtlos war und das Schiff allein laufen lassen mußte.

Überall atemlose Erwartung — dann ein Krachen, Rauschen und Brechen, ein Knaden, Kreischen, Zersplittern, ein Höllenlärm, als wenn ein Angeheuer im Urwald sein Anwesen treibe.

Zwanzig Meter hohe Mangroven knickten um wie Streichhölzer und fielen langsam zu Boden.

Die Keeling auf der Back wurde abtastet, und die Matrosen flüchteten vom Vorschiff herunter ins Logis.

Das ganze Vordersteck war zugedeckt mit Ästen und Zweigen, war ganz von Grün bedeckt.

Unser Schiff war in den Urwald gefahren . . .

Ich war während dieser Zeit nicht müßig geblieben, war zuerst auf die Peilbrücke gelaufen, dann zum Vorschiff, wieder hinauf auf die Brücke,



Unser 5000-Tonnen-Dampfer sitzt fest im Urwald von Nigeria.

dann zum Achterschiff, und ließ meine Leica arbeiten wie der Blitz. Unermüdetlich knipste ich, wie in einer Kaferei. Eine Situation nach der andern (dann hat die Versicherung eine Unterlage, wenn wir hops gehen, hatte mir vorher der Käppen gesagt!).

Hier erwischte ich einen riesigen Mangrovenbaum, wie er umfiel, dort knipste ich das „mit Grün bekränzte“ Vorschiff. In wenigen Minuten hatte ich fast siebzig Aufnahmen gemacht . . .

Dann sah der „Harro“ fest und rührte sich nicht mehr.

„Hoffentlich kommen wir heute noch aus dem Urwald heraus!“ sagte Käppen Johnson nur trocken und schaute nach achtern. Die Schrauben saßen noch im Wasser und arbeiteten wie wild. Es war aber nutzlos.

Der „Harro“ sah fest und rührte sich nicht.

Der Telegraph befahl: „Langsam rückwärts!“

Wir kamen aber nicht von der Stelle.

„Voll zurück!“ befahl der Käppen wieder.

Aber auch das war ohne Erfolg. Wir saßen fest, einfach fest.

Da steckte sich Käppen Johnson ingrimmig eine neue Zigarre an, denn den alten Stummel hatte er vorher wütend über Bord geworfen.

Dann beobachtete er die Strömung, die an dem Hinterschiff arbeitete und drückte. Der „Harro“ lag aber unbeweglich in dem grauen Wasser.

Ein schmales Negerboot beobachtete uns aus einer Bucht heraus. In dem rasenden Wirbel unserer Schrauben hatte es sich dorthin nicht vorbei getraut. Als wir nun still lagen, stachen die Neger plötzlich wie wild mit ihren spitzen Paddeln in den Fluß und setzten mit der Strömung abwärts.

„Jetzt habe ich also glücklich genügend Zeit, um das Mittagessen nachzuholen!“ sagte der Köppler ironisch und rief nach dem Steward. „Man kann jetzt doch nichts machen, und muß abwarten, ob die Strömung mit der Zeit das Achterschiff herumwirft und uns so aus dem Urwald befreit!“

Spät am Abend lagen wir dann aber doch an der kleinen Landebrücke in Koto. Es hatte nochmal geklappt, wir waren langsam, nach vielen Versuchen und unter Mithilfe der Strömung freigekommen. Der Urwald hatte uns diesmal noch nicht behalten.

Noch in der gleichen Nacht legten die Neger, die in einer einsamen Strassenerie hier im Nigerbelt beschäftigt waren, unter der Aufsicht von zwei Weißen, die Ladeschläuche für die Übernahme des Öls auf das Schiff, und pumpten dem „Harro“ die Ladung — Palmöl — in den großen Bauch.

Es dauerte nur vierundzwanzig Stunden, dann war das Laden geschehen. Reise! Reise! Wir konnten weiterfahren, irgend wohin, nach Europa oder Kanada, das wußten wir noch nicht. Vorläufig fuhren wir nur auf „Order Kap St. Vincent . . .“

Mister Kafadu

Von Lydia Höpfer.

„Fräulein Imhoff“, sagte Herr Detloff zu mir, „ich habe einen Brief aus Deutschland. In zwei Wochen kommt ein Volontär mit dem schönen Namen Amandus Degenfolb.“

In Petersens Stube wurde noch ein Feldbett aufgestellt und einige Verschönerungen angebracht. Ein Bild mit einem Burengeneral, der in edler Haltung dasteht und das Lager übergibt — es gehörte zu Herrn Petersens Heiligtümern — wurde aufgenagelt. Die tiefen Löcher in dem Lehmfußboden füllte man etwas aus, damit sich der neue Ankömmling nicht gleich die Beine breche, und nun sahen wir drei mit Spannung dem Tag seines Erscheinens entgegen. Ein neuer Hausgenosse, ein Grüner — wie überlegen fühlte ich mich dagegen schon mit meinen vier Monaten Afrika.

(Diese lustige Erzählung ist dem ausgezeichneten und spannenden Buch „Als Farmerin in Deutsch-Südwest“ von Lydia Höpfer entnommen. Die Verfasserin, die seit über 25 Jahren in unserer alten Kolonie Deutsch-Südwest lebt, schildert in diesem Buch aus eigenem Erleben heraus Arbeit und Freude, Kampf und Not der deutschen Farmer vor und im Weltkrieg. Eine Fülle schöner Bilder bereichern das Werk, das im Köhler Verlag in Minden erschienen ist und in Ganzleinen gebunden nur RM. 3,85 kostet.)

„Er kommt!“ schrie Herr Petersen, und schleunigst liefen wir drei der Karre entgegen. Stolz thronte er darauf, umgeben von Koffern, Kisten und Paketen, lang und mager. Das einzige Absteigende waren seine Ohren.

Ehe die Karre hielt, wollte er schon absteigen, stolperte dabei mit seinen langen Beinen über die Kisten und flog im hohen Bogen herunter. Aber sofort sprang er wieder auf und fauste wie ein Besessener im Kreise herum, wilde Töne ausstößend. „Aah! Aah!“ schrie er und schredlich suchte er dabei mit der Hand. Wir standen vollständig erstarrt da, bis er Herrn Detloff die Hand unter die Nase streckte und wir sahen, daß ein Finger nach hinten umgebogen war. Herr Detloff packte den Finger und renkte ihn mit einem Ruck wieder ein.

„Aah! Aah! Aah!“ schrie der Jüngling und hüpfte noch ein Weilchen im Kreise herum. Allmählich beruhigte er sich jedoch, und wir hatten nun Ruhe, ihn zu bewundern. Angetan war er mit einem hellen Tropenanzug, Gamaschen, Sporen und einem Schlapphut, einem Revolver im Gürtel und einem Gewehr auf dem Rücken. Nachdem er sich etwas erholt hatte, gab er uns seine Lebensabsichten zum Besten. Löwen und Tiger wolle er schießen. Ja, die Jagd, das sei das Höchste! Dabei packte er aus. Drei Gewehre kamen zum Vorschein, ein Drilling, eine Kugelbüchse und ein Mauser, und dann noch zwei Revolver. Wir fühlten uns auch gleich erheblich sicherer; doch unsere Freude war unermesslich, als er gar ein Grammophon anschleppte. Nun konnten wir nach den neuesten Weisen tanzen.

Gleich ging es los. Amandus machte mit, warf seine langen Beine nach allen Richtungen und vergaß ganz seinen ausgerenkten Finger. Sein Revolver stak noch im Gürtel, das Gewehr hing auf dem Buckel, dazu lirrten die Sporen: es war überwältigend komisch. Wir waren ungeheuer lustig; das Gelächter und den Kadav konnte man weit hören.

Aberhaupt wurde unser Leben viel unterhaltender seit Degenfolbs Ankunft. Dieser Jüngling sorgte immer für unsere Belustigung. Zuerst war er sehr enttäuscht, daß er die ganze Woche arbeiten mußte und nur Sonntags auf Jagd gehen konnte. Doch diesen Tag nützte er auch weiblich aus; weder Schlagsahne noch Kuchen — sein Leibessen — konnten ihn zurückhalten. Des Morgens in aller Frühe schwang er sich auf sein altes, klappriges Muli. Seine begeisterten Erzählungen von seinen Jagdabenteuern waren hinreichend. Mit einem Stück Brot in der Tasche und einer Feldflasche mit Wasser blieb er stets bis zum Abend fort. Dann kam er im Schritt angeritten, entsehrlich auf seinem dünnen Klepper herumrutschend, bald ihm die Sporen gebend, bald ihm gut zurebend. Schon von weitem machte er sich so bemerkbar. Doch dem Muli fiel's nicht ein, anders als im Schritt zu gehen; so machte sein Einzug gar keinen heldenhaften Eindruck, dafür seine Erzählungen um so mehr. Jagdbeute brachte er nie mit, doch dafür reichlich zerrissene Hosen.

Ein Hartbeest hatte er gesehen, was für ein Tier! Es war gar nicht zu beschreiben. Doch was alles dazwischen gekommen und wie viele Gründe fand er, warum er es nicht geschossen hatte! Das nächste Mal werde es ihm sicher glücken, den Standort aber verrate er niemand.

So ritt er denn noch drei Sonntage auf die Hartebeestjagd, kam aber immer ergebnislos zurück.

Eines Sonntagsnachmittags nun ritten wir beide, Herr Detloff und ich, nach dem Ader, um zu sehen, wie das Kaffertorn stünde. Da sahen wir in der Nähe Amandus Degentols auf einem Baume hocken; sein Muli grasste daneben. Wir ritten heran und fragten ihn, warum er da oben sei.

„Pst! pst!“ machte er; „hier ist das Hartebeest“, und deutete mit der Hand auf das Feld. Dort sahen wir einen uralten Bullen stehen (solche alten Tiere verlassen die Herde und treiben sich allein im Gelände herum), der grasste friedlich und fühlte sich vollständig sicher und dabei. Daß er hier schon seit längerer Zeit hauste, bewies die viele Losung unter dem Baume. Herr Detloff nahm Degentols Gewehr, doch hatte er keine Patronen mehr, da er schon alle verschossen hatte. So holte Detloff denn frische Munition von Hause, ging ziemlich nahe an den Bullen heran, — woraus sich dieser gar nichts machte, denn er war schon daran gewöhnt, daß jeden Sonntag ein zweibeiniges Wesen erschien und um ihn herumknallte — und gab ihm einen Blattschuß, der ihn umwarf; Amandus war starr vor Staunen. Sehr vorsichtig schlängelte er sich an das tote Tier heran, gebärdete sich aber kurz darauf, als wenn er es geschossen hätte. Sein Selbstbewußtsein war nicht im geringsten getrübt, und als er später mit der Karre, die Detloff schickte, die Jagdbeute zu holen, nach Hause fuhr, zeigte er „sein“ Hartebeest jedem mit ungeheurem Stolz und fand besonders den Eingeborenen gegenüber kein Ende seiner Erzählung. Die Schwarzen grinsten und machten sich über ihn lustig, und als er eines Abends einen Kafadu mitbrachte, den er wirklich geschossen hatte (Herr Petersen sprach trotzdem von einem Herzschlag), hießen sie ihn nur noch „Mister Kafadu“. Dieser Name bürgerte sich so ein, daß auch wir ihn so nannten.

Von Langmann handelte er einen alten mageren Kaffertörter gegen eine Hase ein; denn einen Hund zur Jagd mußte er haben. Dies sei außerordentlich wichtig, und Cäsar, wie er den struppigen Rötter großartig benannte, hätte alle Eigenschaften eines guten Jagdhundes. Cäsar, die „Perle“ aller Hunde, lief meistens mit eingezogenem Schwanz und krummem Rücken hinter seinem Herrn her. Er stahl, wo er konnte und hatte einen heimtückischen Charakter. Wir alle konnten das Vieh nicht leiden und schimpften über es. Allmählich wurde auch Mister Kafadu der Hund zuwider, denn statt ein Vieh zu stellen, vertrock er sich immer ängstlich hinter seinem Herrn. Mister Kafadu mußte viele Hohnreden über dieses Phänomen von einem Hunde von uns anhören. Endlich müde gemacht, beschloß er, ihn zu töten. Nachmittags zog er mit seinem Rötter los.

„Nanu“, sagte ich, „Sie haben kein Gewehr, wollen Sie ihn abstecken oder aufhängen? Es ist vielleicht das Sicherste.“ Doch er lächelte geheimnisvoll, befahl dem Herero Langmann, ihm zu folgen, und nach kurzer Zeit sah ich sie hinter den Bäumen verschwinden. Ich dantierte auf der Veranda herum und sah bald, wie Mister Kafadu und Langmann gemächlich zurückkamen. Da auf einmal hörte ich den Schwarzen

irgend etwas brüllen und sah ihn fortlaufen. Mister Kafadu drehte sich um und fing darauf ebenfalls wie toll zu rennen an. Kleine Hindernisse, Büsche und den Tränktrog nahm er mit weiten Sprüngen. Ganz erstaunt sah ich diesem für mich unverständlichen Treiben zu, denn daß der Hund hinter den beiden hersehete, konnte ich nicht für einen genügenden Grund einer so eiligen Flucht halten! Sollte der Hund toll geworden sein? Ich wurde nun doch auch ängstlich, denn das Gelaufe der beiden war furchterregend; eben mußten sie über ein Wasserloch, das mit einem Vorntraal umgeben war. Mister Kafadu kam rüber, aber Langmann stürzte hinein. Nun floh aber auch ich schnell ins Haus. Die Türe hatte ich noch in der Hand, da slog Kafadu mit einem kühnen Hocksprung über die Verandabrüstung und stürzte ins Zimmer. Ich schlug entsetzt die Türe zu, da tat es aber auch schon einen fürchterlichen Krach. Wir duckten uns beide unwillkürlich und sahen uns verstört an.

„Mein Gott“, sagte ich, „was ist denn nur passiert?“ Vorsichtig machte Kafadu die Türe auf, Kombo, Langmann und Kanakawi kamen auch angelaufen, und nun erfuhr ich die Ursache all dieser Aufregungen. Mister Kafadu hatte nicht das Herz, den Hund zu erschießen. Er wollte ihn auf eine schmerzlose und sichere Art ums Leben bringen. Er band mit Hilfe von Langmann Cäsar an einen Baum und befestigte eine Dynamitpatrone an seinem Nacken. Die kurze Zündschnur wurde dann angezündet, Langmann und Kafadu gingen fort, und nun sollte der Hund am Baume explodieren. Doch durch das Zischen der Zündschnur mußte der Hund wohl so wild geworden sein, daß er den starken Draht, mit dem er am Baum befestigt war, losriß und hinter seinem Herrn herlief, um bei ihm Schutz zu suchen. Nur seine langen Beine retteten Mister Kafadu das Leben, denn einen Meter vor der Verandamauer war der Hund in die Luft geslogen.

Seit wir ein Grammophon hatten, bekamen wir viel Besuch aus der Nachbarschaft, sogar Herr Haller erschien wieder und schwelgte durch die Nase „wonderbar, unvergleichlich“, als wir sein Lieblingsstück spielten: „Hoffmanns Erzählungen“. Als dann einige Herfellen in den Salon kamen und mit „nuf, nuf“ an seinen Schuhbändern herumknabberten, gab er ihnen voll Entrüstung einen Stoß, daß sie sich dreimal überlugelten. Schweine könne er nicht mehr sehen, sie erinnerten ihn an zu trübe Stunden. „Oh“, sagte ich mit Bedauern, lenkte aber schleunigst ab und ließ nochmals „Hoffmanns Erzählungen“ spielen. Bald schwang sich Haller wieder auf sein mageres Pferd, setzte seinen wilden Hut auf und warf seinen pompösen Mantel um sich. Er versicherte, herrlich und überwältigend sei doch die edle Musik. Sein Pferd unterstützte seine begeisterten Ausrufe, indem es den Schwanz hob und mit Donnergetöse einige Kopfschütteln ließ. Mit diesem effektvollen Schluß zog unser Don Quichote ab.

Wir waren hier eine recht vergnügliche Ecke. Irgend etwas war immer los, und dafür sorgte schon Mister Kafadu, daß man nicht aus dem Lachen herauskam.

So leistete er sich folgendes Geschichtchen. Einmal zog er mit den Schwarzen ungefähr vier Kilometer ins Gelände, Niedgras zu schneiden

das wir für die Bedachung einer Kitchener-Kammer brauchten, um sie kühl zu halten. Plötzlich beim Schneiden im hohen Gras schreien die Jungen: „Ongongo! Mister lauf, heißt!“ und stürzten davon.

„Schlangen, Schlangen! ein wahnsinniges Entsetzen packte ihn, da er schon einen Biß im Nacken spürt, er läuft, was er laufen kann, zu Herrn von Schweinichen, dem Besitzer einer nah gelegenen Farm.

„Ich sterbe, ich sterbe! Helfen Sie mir, eine Schlange hat mich in den Nacken gebissen.“ Herr von Schweinichen blühte ihn wehmütig an, während Mister Katadu wie ein Besessener um ihn herumklüpfte: ich sterbe, ich sterbe! Hilfe sei in diesem Fall kaum mehr möglich, doch wenn schon seine letzte Stunde gekommen sei, so wollten sie doch noch vergnügt eine Flasche leeren. „Seien Sie ein Mann!“ Doch Mister Katadu schluchzte fassungslos und schrie um Hilfe. Herr von Schweinichen machte nun eine ordentliche Mischung zurecht. Zwei Flaschen Schnaps und zwei Flaschen Champagner. Das letzte, was er habe, doch für diesen Zweck wäre ihm nichts zu schade. Das Getränk sei zwar lau-warm, doch Zeit zum Abtühlen habe man nicht mehr, da dann sein junger Freund schon tot sei. Mister Katadu sank vollständig vernichtet in sich zusammen. Schweinichen sagte tröstend, „der Hals wird schon ganz dick, lange Zeit haben Sie nicht mehr, saufen Sie!“ Damit hielt er ihm eine alte Konservenbüchse, die hier den Trinkbecher vorstellte, unter die Nase. Mister Katadu trank und wurde, nachdem er einen halben Liter dieser Mischung auf einen Zug in sich hineingegossen hatte, weit mutiger. Er hielt Reden, er wolle als ganzer Mann und Held sterben, vermachte Schweinichen seine Gewehre und das Grammophon, sang machtvolle Lieder, und Schweinichen begleitete ihn. Er schloß Brüderschaft mit ihm und schwor ihm zu, er solle in seinen Armen sterben als sein einziger und bester Freund, darauf schluchzten sie beide und Katadu sagte, er fühle es, bald sei es aus, die Welt entrücke ihm immer mehr, o meine arme Mutter, jetzt sterbe ich, und damit fiel er vom Stuhl herunter. Schweinichen trank vollends den Rest aus und legte sich dann brüderlich dazu. Andern Tags wachten beide etwas verstört und verkatert auf. Mister Katadu fühlte sich noch recht lebendig und war einigermaßen beschämt darüber, denn er sollte doch tot sein. Als er zu Hause ankam, nahm er sich die Schwarzen vor, warum sie denn gestern wegelaufen wären und was denn gebissen habe. „Ongongo!“ sagten die Schwarzen.

— „Also eine Schlange, wie groß war sie denn?“ fragte Mister Katadu weiter. Da zeigte einer der Eingeborenen knapp zwei Zentimeter. Hierauf wollte Mister Katadu sie sehen, und endlich war das Rätsel gelöst: „Ongongo“ heißen die Eingeborenen eine rote, sehr bössartige Wespe. Mister Katadu, der noch nicht so viel Herero verstand, verwechselte dies mit „Onjola“, was Schlange bedeutet.

Trotzdem Mister Katadu die Schwarzen beschwor, sie möchten doch stillschweigen, trotz der Geschenke, die er ihnen machte, kam die Sache heraus und hundert Kilometer und mehr im Umkreis wurde auf Mister Katadus Kosten gelacht.

Ein Flug nach den Goldfeldern Neu-Guineas

Von Flugkapitän Walter Rothe.

Die ersten Tage in Salamoa benutzte ich zum Umbau der Maschine. Nachdem ich genügend Versuchsflüge gemacht hatte, entschloß ich mich am 1. April zum ersten Transportflug nach den Goldfeldern. Vor-sichtshalber hatte ich die Maschine beim ersten Flug nicht voll beladen, ich wollte zunächst einmal die Startlänge mit verschiedenen Zuladungen feststellen, denn die Flugplätze waren bestimmt nicht berühmt, und ein zu langes Rollen hätte die Maschine kosten können. Wenn auch die Junkersflugzeuge der Guinea-Airways bisher keinen Fehlstart zu verzeichnen hatten, so war doch immer zu bedenken, daß sie rund 125 PS mehr hatten, und diese höhere Motorenleistung sich dementsprechend auch beim Start günstig auswirkte.

Trotz meines nur dreihundert PS starken Motors hatte ich immerhin noch eine garantierte Zuladung von 850 kg, doch mit dieser konnte ich später ja noch immer fliegen. So nahm ich bei meinem ersten Flug nur eine Nutzlast von 600 kg an Bord.

Der Start mit der so beladenen Maschine war erstaunlich kurz und gab mir die Sicherheit, daß ich den nächsten Flug mit einem Mehrgewicht von 150 kg ohne große Bedenken wagen konnte. Besser als der Start aber war die Steigleistung des Flugzeuges, die selbst einen mitfliegenden Gast, einen australischen Monteur, in Erstaunen setzte. Wo der Flugplatz Bau, so hieß der Platz in der Nähe der Goldfelder, lag, wußte ich nicht, auch hatte ich keine Flugkarte von dieser Strecke. Ich mußte mich einzig und allein auf meinen Fluggast verlassen, der schon einmal nach den Goldfeldern geflogen war und der mir auch versicherte, einen Weg dort-hinauf zu kennen.

Nach dem Start in Lae flogen wir zunächst das breite Tal des Markham-River entlang, wobei ich stieg, was meine Maschine hergab, denn der schwierigste Teil der Strecke, das Überfliegen hoher Gebirgs-züge, kam später.

Nach zehn Minuten Flug hatten wir die Mündung des Wamped River erreicht, von da ab ging es hinein in die Berge. Ich wußte wohl, daß es auf dieser, von mir erstmalig geflogenen Strecke einige Notlande-plätze gab. Doch was konnten mir diese Plätze nützen, von denen ich wußte, daß sie für meine große Maschine doch nicht ausreichten, also im wahrsten Sinne des Wortes Notlandeplätze waren. Immerhin war es ein gewisses beruhigendes Gefühl für mich zu wissen, daß es solche überhaupt in dieser trostlosen Gegend gab, und daß vor allen Dingen diese Plätze von eingeborenen Polizeijungen bewacht wurden, die einem zu jeder Hilfeleistung verpflichtet waren. Sieben Minuten etwa flog ich den Wam-

(Aus dem Werk des bekannten Flugkapitän Walter Rothe „Flieger in drei Erdteilen“. Es kostet in Leinen gebunden 3,85 RM. und ist im Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen, erschienen.)

des River aufwärts, zur Rechten und Linken hohe, dicht bewaldete Berge, unter mir das in unzähligen Windungen gehende Flußbett des Wambo, in dem ich eine ungewollte Landung auch nicht gerne vorgenommen hätte, vor mir, soweit ich schauen konnte, eine starke Wolkensbildung, alles dicke Regenwolken, von denen schon einige bedenklich tief in den Bergen hingen. Ich mußte also wohl steigen, denn ein Durchfliegen wollte ich nicht riskieren, weil mir die nähere Bekanntschaft mit einem solchen Bergriesen unangenehm war. Ich holte aus meiner Maschine heraus, was herauszuholen war, doch ich schaffte es nicht, denn schon befand ich mich in den ersten Wolkensehen. Mit meinem Versuch, die Wolken zu umfliegen, hatte ich Glück. Es war keine geschlossene Wolkendecke, sondern es waren große vereinzelt Wolken. So flog ich einige Zeit im Zigzag die freie Straße zwischen hochaufgetürmten Wolkensäulen entlang. Es war ein prächtiger Anblick, der selbst in einem alten wettererprobten Piloten immer wieder Lust und Liebe zu seinem gefährvollen Beruf stärkt. Endlich war ich über den Wolken. Nur durch einzelne Löcher hindurch konnte ich etwas unten von dem Gelände sehen. Wo ich mich befand, wußte ich nicht. Auch mein Begleiter suchte auf mein Befragen hin seine Achseln. Mit seiner zuvor beteuerten Begegnung war es also nicht weit her. Das einzige, was er wußte, war der Kompaßkurs, na, und den wußte ich auch. Den Süden sah ich ein größeres Wolkensloch, auf das ich zunächst einmal zuhielt. Vielleicht war es möglich, durch dieses da unten etwas Näheres festzustellen. Und richtig, meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, wir erkannten einen größeren freien Platz und sahen an seiner T-Form, daß es sich um den für die Bulolo-Dredging Co. gelegten neuen Flugplatz handelte. Von hier aus konnten wir bei Entlangfliegen des Bulolo-River in östlicher Richtung auch den Flugplatz Bau nicht verfehlen. Ich änderte also meinen Kurs, und bereits nach fünf Minuten befand ich mich wieder über wolkenfreiem Gelände und konnte schon von weitem den Flugplatz Bau mit seinen zahlreichen Baulichkeiten erkennen. Ich droßelte meinen Motor und setzte zum Gleitflug an. Dem Platz nahegekommen, drehte ich über diesem noch eine Kurve, um mich über das Landeterrain zu orientieren, und ging dann zur Landung über. Ich setzte etwas zu früh auf und landete im hohen Gras. Das machte aber weder meinem festen Fahrgestell noch meinem Metallpropeller etwas. Nur beim Ausrollen brach meine Maschine nach einer Seite aus. Ich konnte sie nicht halten, auch war es für Gasgeben schon zu spät. Meine Angst, daß mir der Reifen weggeschert sein konnte, erwies sich als unberechtigt. Alles war in bester Ordnung. Um volle 180 Grad gedreht stand ich unverfehrt auf dem Platze. Ich rollte den Hang hinauf, um meine Maschine entladen zu lassen, besichtigte noch die dortigen Anlagen der Guinea-Nirwaos und flog am Nachmittag nach Salamoa zurück, das ich bei direktem Kurs in 21 Minuten erreichte.

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler:

„Wir brauchen Kolonien genau so nötig wie irgendeine andere Macht.“

Kurre, der Straußenvater

Von Martha Roegner

Kurre war schlechter Laune.

Trotzdem trug er den Kopf so hoch wie immer — zweieinhalb Meter hoch — ein kleines zierliches Köpfcchen auf einem meterlangen, nackten, hochroten Halse, der wie eine Schlange aus seinem schwarzen Kräuselgefieder aufstieg. Es glänzte in der weißglühenden Steppensonne im herrlichsten, tieffamtenen Kohlschwarz, und die langen, schlaffen, elegant wippenden und üppig rollenden Schwanz- und Flügelgefiedern leuchteten wie frischgefallener Schnee. Und die Beine — die waren das Tüchtigste an ihm. Die dicken, muskulösen Schenkel verschwanden unter den hängenden Flügelgefiedern, aber unter diesem Schmut waren immer noch einen Meter lang die stämmigen, wehrhaften, gepanzerten Ständer zu sehen — der große Seh allein war wie ein ganz dicker Menschenklumpfuß mit einem tüchtigen Nagel daran.

Aber alle seine Vorzüge konnten ihn nicht trösten.

Am Horizont bewegten sich vier Pünktchen — da reckte Kurre den Kopf hoch und schaute mit feindselig funkeinden Augen: seinesgleichen! Ein Hahn mit drei Hennen.

Und er hatte immer noch keine einzige errungen. Und war nun im vierten Jahr, und war schön und stark wie nur einer und hatte tapfer gelämpft — und war immer abgeschlagen. Seine Brust brannte — da waren seine schwarzen Federn mit geronnenem Blut verklebt. Das hatte er sich gestern erst geholt. Er startete und stieß ein paar dumpfe, heißere Laute aus.

Und jetzt hatte er Durst. Er begann zu laufen. Erst langsam mit kleinen Schritten, aber die waren immerhin anderthalb Meter lang. Und wurden sachte immer länger — zwei Meter — zweieinhalb Meter — drei Meter — nun rannte er mit ausgedehnten Flügeln — nicht das schnellste Zebra hätte ihn einholen können.

Er flog wie ein Pfeil über die Ebene und schien doch immer an derselben Stelle zu bleiben; ringsum Grasbüschel, Salzkrusten, flimmernde Ferne. Er rannte und rannte.

Dann tauchte ein dunkler Punkt auf, die Salzsteppe wurde zur grünen Prärie, der dunkle Punkt wurde ein tausendjähriger Affenbrotbaum; dahinter öffnete sich eine Parklandschaft, lichter Bestand, einzelne Schirmalazien, Dornenbäume, dazwischen dustendes, silbergraues Gesträuch, leuchterförmige Euphorbien, hohes Gras — und ein Bachbett. Das führte nicht mehr viel Wasser, aber zum Trinken reichte es schon. Und Kurre trank und trank, gierig und unersättlich. Ein Wurzelschwein, das sich etwas unterhalb in einem Becken suhlte, schaute mißtrauisch her: wollte der Kerl den ganzen Bach aussaufen! — Dann begann Kurre zu weiden, suchte seine Lieblingskräuter, nahm auch Käfer und Würmer und

Eidechsen auf, und leerte endlich ein Vogelnest mit freundlichen Augen, ungerührt von dem Jammergeschrei der Alten.

Er war längst nicht mehr allein. Rings um ihn ästen Gnus und Zebras, und das war kein Zufall; ein feister Hengst schnaubte dicht neben ihm und streifte ihn mit funkelnden Augen — fragend, beobachtend — warf den Kopf und äugte ringsum und begab sich wieder ans Rupsen. Aber behielt den Straußenhahn immer scharf im Auge.

Eigentlich verachtete er ihn im Grunde der Seele — der Kerl war so beschränkt. Aber wachsam und vorsichtig war er und er hatte die besten Augen in zweieinhalb Meter Höhe — das war ein Vorteil, an dem man gerne teilhatte.

Die Sonne begann zu sinken, aber die Hitze schien immer noch zuzunehmen. Ein glühender Luftbauch strich durchs Gesträuch und schlief wieder ein — der Leithengst hatte den Kopf erhoben und windete mit weiten Rüstern und grellen Augen — er wußte, der König der Steppe wartete nicht immer die Nacht ab, er begann um diese Zeit schon Hunger zu haben. Aber Kurre rupfte und zupfte unbelümmert, reckte den Hals und äugte rings — und zupfte weiter. Und die blaumdunklen Gnus mit den harten, sprühenden Augen und die grellbunten, herrlichen Zebras zupften und rupften.

Jetzt war Kurre satt. Er stand eine Weile und starrte in die geisterhafte dämmernde Ferne, und seine schlechte Laune nahm wieder überhand. Es war nichts zu sehen da draußen, aber er wußte wohl, wo er seinesgleichen finden konnte! Und jetzt fühlte er sich unbändig stark, und seine Wunde brannte — er hieb plötzlich wütend mit dem Ständer in die Luft, brüllte und kollerte in dumpfen, sonderbaren Lauten und saufte plötzlich mit geöffneter Flügeln davon.

Der Leithengst warf sich schnaubend rings im Kreise herum: er konnte nichts entdecken, aber im nächsten Augenblick saufte die ganze Herde, Gnus und Zebras, hinter dem Straußenhahn drein. Diesmal waren sie angeführt — nichts Gefährliches war in der Nähe. Und Kurre lief sie bald weit hinter sich zurück.

Endlos grüne Grassteppe — die Zebras blieben schnaubend stehen, die Gnus freisten wild in großen Ringen und machten die sonderbarsten Sprünge, bäumten und bockten und schüttelten die Köpfe, und dann standen sie plötzlich in langer Front und starrten verhoffend dem grauen Pünktchen nach, das in der endlosen grauen Ferne zerfchmolz. Ein alter Gnuibulle grunzte ungehalten, die Zebras hatten sich schon wieder ans Äsen begeben, nur der Hengst äugte noch verwundert über das uferlose, grüne Meer der Steppe: der da hinten — er schoß immer noch dahin wie ein Verfolgter — er war wirklich dümmert wie lang — so zu rennen mit dem Winde! Der Hengst warf sich herum, sicherte wieder mit zitternden Rüstern und begann dem Wind entgegenzuziehen. — —

Die Sonne stand tief, die ungeheure Steppe flammte rotgolden; über den violetten Uferwäldern eines Flusses freisten Brachschwalben mit leise klagendem Ruf. Eine Affenherde lärmte durchs Geäst, aber den Leoparden kümmerte es nicht, der im Busche versteckt lauerte. Er schlich

Oben: Brütende Strauße

Mitte: Die Jungen schlüpfen aus den riesigen Eiern

Unten: Auf einer Straußenfarm

Bilder (1): Walter Döbberlin



dem Steppenrande zu. Auf einer Eiche aufgebaumt spähte er in die offene Weite: dort draußen, wo die Sonne dem Horizont zulang, kämpften zwei Straußenhähne auf Tod und Leben. Sie waren ziemlich weit entfernt, aber vor dem feuerflammenden Abendhimmel hoben sich ihre grotesken Sprünge aufs deutlichste ab; sie sprangen rasend gegeneinander und hieben und schlugen wie besessen. Lautlos glitt der Geslechte von seinem Baumast herunter ins hohe Gras der Steppe, das ihn ganz verbarg, und schlich hinaus. —

Kurre blutete wieder heftig, aber nicht so schlimm wie der Gegner. Oh, er hatte gelernt, Hiebe zu vermeiden und Hiebe auszuteilen! Jetzt wußte er, wie stark er war! Und seine furchtbare Zehe mit dem starken Nagel riß immer wieder schreckliche Wunden in die Brust des Gegners — er fühlte, wie der Alte nachließ!

Die drei Hennen standen mit langen Hälsen im Umkreis, da hubren sie plötzlich mit heiserem, dumpfem Schreien weg und rasten in die Steppe hinaus. Kurre hatte instinktiv einen großen Sprung gemacht, da sah er den Alten niedergelassen und den furchtbaren Geslechten über ihn — er raste blindlings ins Weite, den Hennen nach.

Als am anderen Morgen das Feuer am Rande der ungeheuren Ebene wieder aufglomm, beleuchtete es ihnen eine öde Steppengegend mit kurzem, spärlichem Graswuchs, der den rötlichen, sandigen Boden nicht völlig deckte und schon braun verbrannt war. Aber Kurre kannte diese Gegend und wußte: dort hinaus, wo am fernen Horizont ein dunkler Streifen hinzog, über dem ein heller Schein aufdämmerte, war ein kleiner See, der auch in den trockensten Jahren nicht ganz verschwand. Aber er wußte noch etwas Schönes! Mittags führte er seine Hennen nach der anderen Seite zu, einer Kette blauer Berge entgegen. Hier stieg der Boden an und wurde allmählich steinig und uneben mit silbergrauem Gesträuch und Dornengestrüpp, und hier blinkte unter einer Steinplatte herrliches, klares Wasser, nur ein kleiner Spiegel, still und unbeweglich, aber tief und köstlich. Ja, hier gefiel es ihnen. Und Kurre fand das Leben unaussprechlich schön. —

Vorsichtig und weise wählten sie den Nistplatz — auf etwas erhöhtem Gelände wurde der sandige Boden ausgetieft, und sie arbeiteten alle vier mit zitternden, hängenden Flügeln, voll hingeebenen Eifers und mit andachtsvollem Herzen. Rings um die Grube häuften sie mit Schnäbel und Hälsen einen Wall, der lachte immer höher wuchs, bis der darin Sitzende drin verborgen war und seinen Hals wie eine Schlange auf dem Sande ausstrecken konnte — nun sollte einer das Nest suchen! Das schütterere Gras ringsum und die dürftigen Sträucher waren zwar jetzt völlig dürr und verbrannt in der Sonnenglut, aber sie deckten auf einige Entfernung hin gut. Als die eine Henne mit leisem Schluchzen das erste Ei ankündigte, geriet Kurre in ungeheure Erregung — es sah aus, als wolle er sich Hals und Beine verrenken vor Abergläub. Es schien ihm, dies sei der größte Tag seines Lebens!

Nun beschenkten die Hennen umsichtig das Nest mit ihren Gaben! Zehn Eier — zwanzig Eier — und es nahm kein Ende! Das Nest

war fast voll, und die Eier fielen beim Legen oft über den Rand: dann wurden sie vorsichtig mit Schnäbel und Hals hineingefollert; aber sie botten so viele, daß schließlich manche draußen liegen blieben. Und sonderbar: diese verschwanden immer wieder auf rätselhafter Weise. Kurre machte sich keine Gedanken darüber — denken war nicht seine Stärke.

Während Kurre fernab mit den Hennen weibete oder zur Tränke ging, schlich sich durchs niedere Gras, tief gebückt auf dem Boden kriechend, eine schwarze Gestalt heran, nackt und glänzend, nur mit einem Speer bewaffnet, einen Dornenbusch in der Hand, nahm von den Eiern, die außen lagen, und schlich wieder weg, die Fußtritte mit dem Dornbusch verwischend. Erst als der Schwarze weit weg war, sprang er auf und lief der dunklen Linie zu, die sich am Horizonte hinzog; dort stand seine Hütte.

Die Weibchen blieben oft jetzt lange auf den Eiern sitzen, dann nahm Kurre manchmal ihre Stelle ein, und schließlich fand er es unmöglich, sich von dem Neste zu trennen, er sah fest. Besonders nachts — da wich er nicht, und es war nötig; in der Ferne heulten die Hyänen, ein Schakal hatte das Nest entdeckt, und auch ein paar Ginsterkähen schlichen oft in der Nähe vorbei und lauerten. Nun ließen sie ihren Schatz nie mehr allein. Wenn Kurre zur Tränke ging, löste ihn immer eine der Hennen ab, und die Ablösung geschah so vorsichtig, daß der Sitzende immer erst emportauchte, wenn der Kommende sich gebückt hatte. Manchmal zogen Antilopenrudel dicht vorüber; das hatten sie nicht gern — die hatten manchmal üble Gefolgschaft! Der Schwarze beobachtete sie jetzt nur noch aus weiter Ferne; er wollte sie nun nicht mehr stören; er wollte die jungen Strauße fangen.

Gegen Ende der Nistzeit setzte die große Regenzeit ein. Es begann mit einzelnen schweren Gewittern — eben hatte noch die Sonne gebrannt, und plötzlich war der Himmel mit blauschwarzem Gewölk überzogen; es wurde plötzlich unheimlich finster am hellen Tage, die Blitze zuckten wie Schlangen über den Himmel, bald stand die ganze Steppe im grellen, unaufhörlich zuckenden Flammenschein, und der Donner krachte, als sollte die Welt untergehen — und dann stürzten ungeheure Wasserfluten vom Himmel und verwandelten die trockenen Regenstrombetten in reißende Bäche. Immer häufiger kamen die Höllengewitter, dann regnete es wochenlang ununterbrochen, und die niedrigen Gelände der Steppe verwandelten sich in weite Seen.

Aber nun war's wieder herrlich grün! Auch hier die dürre Wüstensteppe war ein üppiges grünes Grasmeer geworden. Und wenn der Regen strömte, so legten sich die Hennen noch dem treuen Vater an die Seite und halfen ihre Hoffnung schützen.

Einmal, als es ein wenig aufgehört hatte zu regnen, und dicke Nebel über die Steppe wehten, stand Kurre auf und drehte zärtlich alle Eier um. Das tat er oft, aber heute tat er es in stiller Erregung — die Zeit war nahe, wo sie aufspringen sollten. Da schlich wieder dieser magere Schakal vorbei — warum blieb der nicht auf der Löwenfährte! Kurre tat, als bemerkte er ihn gar nicht; aber er war zornig und unruhig. Doch seine

großen, glänzenden Augen leuchteten ruhig wie immer, er beugte sich über seine Eier und liebte sie jedes einzeln — da fuhr der Schafal zu und schnappte unversehend. Aber im selben Augenblick traf ihn ein Schlag des furchtbaren Ständers, daß er ein paar Meter weit zur Seite flog und mit gebrochenem Genick liegen blieb. Und dann setzte sich der Straußenvater wieder fest und zufrieden auf seine Eier.

Gegen Abend hob sich der Nebel, und Kurre hoffte, der Mond werde herauskommen. Er liebte die schwarzen Nächte nicht, da war man so hilflos. Nein, es klärte sich noch nicht auf, aber trotz der Wolken war die Nacht hell genug.

Große Wildrubel zogen vorüber, ästen lange in der Nähe und zogen weiter. Aber es blieb eine unruhige Nacht, Hyänen heulten nah und fern, und das donnernde Löwengebrüll, das sie sonst nur in weiter, weiter Ferne gehört hatten, klang nun erschreckend nahe — wenn es so über den Boden hinrollte, dann schien die ganze Steppe zu zittern und den Atem anzuhalten.

Zwei der Weibchen standen in einiger Entfernung vom Neste und hielten scharf Ausschau mit ängstlichem Herzen. Ein Rubel Zebras donnerte fern vorüber — und dann ein grelles Angstgewieher und wieder das machtvolle heraufwühlende Löwengebrüll — sie hatten Beute gemacht. Und Schafale bellten nah und fern, und Hyänen heulten und lachten ihr grelles Hyänengelächter — oh, diese Nacht war lang.

Am nächsten Morgen blinkte die Sonne, und als Kurre vorsichtig die Eier wendete, horchte er lange und begann zärtlich zu ächzen: es rührte sich drin — es gab Töne! Er setzte sich aufgeregt nieder und mahnte die Hennen, die in der Nähe waren, mit kurzem Ruf zur höchsten Wachsamkeit. Ach, es war nötig!

Die Hennen standen wie Schildwachen, da redten sie plötzlich die Hälse lang aus und standen mit funkelnden Augen, dann gaben sie kurzen Laut und rosten mit ihren längsten Schritten davon. Kurre war aufgefahren, und jetzt sah er: dort, weit drüben, leuchtete es gelb im grünen Grase, und dort — und da — drei Löwen. Er blieb unbeweglich und lauerte; ja, sie nahmen den Weg gerade hierher. Da begann er ihnen entgegenzulaufen, harmlos, als wisse er nichts — und begann ein wenig zu hinten und erst dicht vor ihnen prellte er zur Seite. Da sauste ein schwerer Körper mit Blitzgeschwindigkeit heran — aber die furchtbaren Pranken fehlten ihn um Haaresbreite. Und jetzt waren sie alle drei hoch geworden und hinter ihm drein, und er lief hintend und schlug mit den Flügeln und machte die ungeschicktesten Sätze und stand wieder auf einem Bein wie ein Schwerverlegter, und sie bekneten ihn mit funkelnden Augen und ließen sich weit vom Neste vorüberführen. Eine lange Zeit nasführte er sie, sie sprangen immer um ein Geringes zu kurz und knurrten jornig, und plötzlich fiel er in rasenden Trab und entschwand ihnen in die dämmernde Ferne, bald hatte ihn die unermessliche Weite verschluckt.

Als Kurre spät am Abend wieder sein Nest erreichte, rannten drei winzige Sträußlein im Grase umher. Er liebte sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und wußte: heute erst war der schönste Tag seines Lebens.

Oh Liebe — was für entzückende, drollige Kinderlein! Beinahe nackt waren sie, statt der Federn hatten sie hornige Borsten, wie kleine Igel saßen sie aus, und hatten mutterselenallein das Licht der Welt erblickt — was sie sich gedacht haben mochten? Weder Vater noch Mutter da zu ihrem Empfang — und sie rannten schon mit einer Behendigkeit ums Nest, als wären sie alte Steppenleute — oh, wenn Kurre hätte lachen können! Aber sein Herz lachte und er ächzte vor Wonne, wie er sich immer wieder niederbeugte und sie liebte. Bis zum Abend waren sie alle da, vierundzwanzig Stück, und die Hennen freuten sich auch nicht wenig.

Die Nacht war unruhig wie die vorige, aber sie ging glücklich vorbei, und am nächsten Morgen wollten sie alle fort. — Doch vor Tau und Tag pürschten sich zwei schwarze Gesellen heran und überraschten die Strauße noch am Neste. Und bei aller Geschwindigkeit der Kleinen — schneller als ein Mensch konnten sie doch nicht laufen. Die Hennen rannten voran, die Kleinen in langer Reihe hinterdrein, und Straußenvater gab sich abermals preis. Er blieb weit hinter den Seinen zurück und schlug dann andere Richtung ein, aber die Schwarzen durchschauten seinen Kniff und rannten hinter der Familie her. Da rannte er verzweifelt wieder den Seinigen nach, und als ein Speer dicht an ihm vorbeisaupte, spielte er noch einmal das Theater vom Tage vorher. Er schien schwer verwundet, wälzte sich am Boden und ließ die Schwarzen auf nächste Entfernung herankommen — wieder kaufte ein Speer und streifte seinen Flügel, er rannte ein Stück und wälzte sich dann wieder wie in Krämpfen an der Erde. Bis sie ihre Speere wieder aufhoben, waren die anderen schon weit gerannt, und mit Hinken und Wälzen und Laufen führte Kurre die schwarzen Männer sachte ab von der Spur der anderen, dann wurde er plötzlich gesund und setzte wie mit Siebenmeilenstiefeln davon. Und wie sie auch spähten, die drei Pünktchen am Horizont waren in der märchenhaften Unendlichkeit der Steppe zerschmolzen — ihre Spur zu suchen hatte keinen Zweck.

Kurre aber schlug weit draußen in einsamster Oede einen Hafen und traf eine halbe Stunde später auf die Spuren der Seinen, und abermals eine halbe Stunde später erreichte er sie und begrüßte sie freudebeäugend mit zitternden, hängenden Flügeln. Und die Kleinen bieselten um seine hohen Ständer und schauten piepend mit großen, goldenen Augen zu ihm auf — da beugte er sich nieder und zeigte ihnen die zartesten Kräuter, und streichelte sie mit dem Schnabel und mit den hängenden Flügelfedern, die sonst so stolz und üppig wogten und wippten, jetzt aber übel zerstoßen und ruppig waren von den sieben Wochen Nesthorei. Aberhaupt, er sah schäbig aus, hatte sich nie Zeit gelassen zum Fressen. Er wußte, heute war er ganz dicht am Tode vorbeigegangen — noch dichter als gestern. Denn der Mensch ist das gefährlichste und grausamste aller Raubtiere.

Ach, wie er die Kleinen heiß liebte!

Liebe, Herrscherin der Welt — dennoch!

Die „Eroberung“ Samoas

Von Erich Scheurmann

Mit zwei Abbildungen des Verfassers

In der Geschichte des großen Krieges bedeutet die Besetzung Samoas vielleicht das kleinste Kapitel. Es ist nichts von heldenhaftem Todesmut und von Tapferkeit, die Unsterblichkeit verleiht, zu berichten. Die Ereignisse sind klein, beinahe unwichtig; doch sie gehören zum Ganzen und spiegeln den Weltkrieg in besonderer Weise.

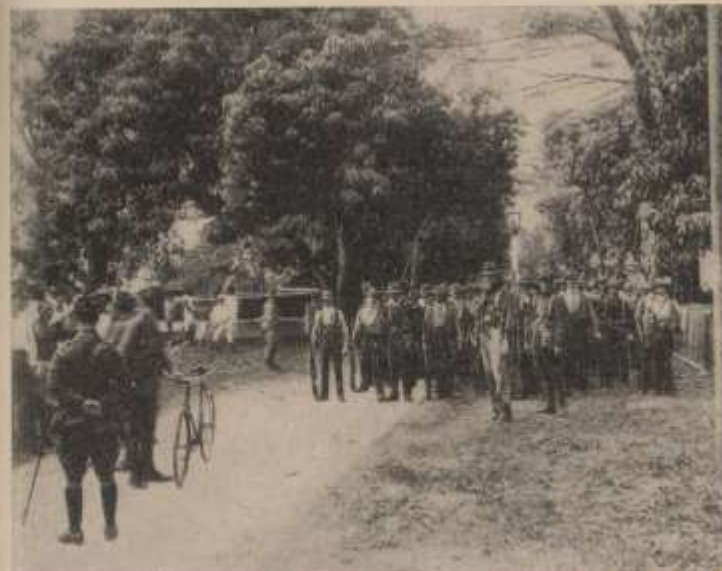
Inmitten des Großen Ozeans, an 16 000 Seemeilen von der Heimat entfernt, sitzt auf einer tropischen Wunderinsel eine kleine deutsche Gemeinschaft von etwa 3—400 Seelen. Es sind Fernpioniere, tapfere Pflanzler, tüchtige Beamte, die hier in größter Weltferne für deutsches Ansehen streiten und werken, und mit größtem Erfolg. Weitgestreckte Kofao- und Kofosnugärten sind dem paradiesisch fruchtbaren Eiland abgerungen. Das Verhältnis zu den Insulanern ist das denkbar beste. Der weiße Mann versteht die Psyche dieses begabten, feinsüßigen und warmherzigen Eingeborenen; er hebt dessen Selbstbewußtsein und leitet ihn wie einen Freund und wird auch als solcher empfunden. Er hebt alle Werte des Landes, ist aber kein Ausbeuter, und das Wort Eingeborenenschutz bedeutet ihm Verpflichtung. Segen ruht auf der fernsten und kleinsten deutschen Kolonie, reichster Segen.

Da fällt das Wort Krieg. Unruhe überfällt die kleine Schar, aber auch Zuversicht und Begeisterung. Die waffenfähigen Männer werden auch hier eingezogen, nicht als Streiter, sondern als Hüter der bedrohten Ordnung. Es fehlt an Ausrüstung, ein schwarz-weiß-rotes Band am Arm muß genügen. Nur Schießprügel sind genug vorhanden. Ein pommerischer Feldwebel drillt die kleinste Heerschar und macht sie schnell gebrauchstüchtig. Man tut Wachtdienst und blickt im übrigen erwartungsvoll auf das weite Meer hinaus, über das der Krieg auch zu denen kommen muß, die der Heimat am fernsten sind.

Und er kommt. Kommt bald. Noch ist der Monat August nicht zu Ende, da naht der Feind. Schiff um Schiff löst sich aus der Ferne. Man erkennt die deutlichen Umrisse eines Geschwattes, dann den breiten Kumpf eines Kreuzers, die englische Kriegsflagge. In kurzen Abständen folgen fünf Kriegsschiffe und zwei Transportdampfer. Ein Aufwand an Kampfkraft, der lächerlich ist im Verhältnis zu dem Gegenstand des Begehrens und ehrend für das Trüpplein Deutscher. Die Schiffe umstellen die Hafeneinfahrt, und nach kurzem formellen Renkontre zwischen Parlamentär und Gouvernemenent beginnt eine gewaltige Ausbootung; Kahn auf Kahn nähert sich der Küste. Dierzehnhundert neuseeländische „Volunteers“ werden gelandet. Sie glauben auf Widerstand zu stoßen, verschüchtern nähert sich Trupp auf Trupp der Hafenstadt. Grotesk anzusehen. In dicken Wollhemden, bunte Taschentücher um den Hals geknotet, lässig in Gang und Haltung, völlig unsoldatisch. Das Trüpplein deutscher Wehrmacht ist längst aufgelöst. Aber trotzdem: Vorsicht ist geboten

Man stellt Kanonen auf und Maschinengewehre und zieht Gräben rings um die Hafenstadt. Das beeindruckt vor allem auch die kindlichen Insulaner. Sie nähren ihren Erlebnishunger an der ungewohnten Schau und lächeln. Sie wissen nicht, daß man auch ihnen mißtraut; doch nichts liegt ihnen ferner, als hier „mitspielen“. Und also brauchen die Eroberer kein Gewehr zu heben. Man läßt sich häuslich nieder und ergreift nach Möglichkeit Besitz.

Am 30. August — es ist ein Sonntagmorgen — wird beim Amtshaus unter Kanonendonner und im Beisein der Schiffsautoritäten.



Neuseeländische Infanterie bei der Besetzung von Apia am 29. August 1914

Mannschaften und Siedler alliierter Herkunft die „Union Jack“ gebißt. Die offizielle Besetzung der Kolonie im Namen König Georgs V. von England hat stattgefunden. Die „Perle der Südsee“ entgleitet kampflös deutschen Händen. Ein kultivierter Raub, bemäntelt durch Völkerrecht und Selbstherrlichkeit.

Alle hohen Häuptlinge sind zu dieser feierlichen Handlung befohlen. Als die Flagge hochsteigt, legen sie nach militärischem Vorbild die Hand zum Salutieren an die braune Stirn, um der Etikette willen. Nur der größte und höchste unter ihnen, er, der Alii Sili Tamafese, der Herrscher der Inseln, hebt keine Hand. Diese Unhöflichkeit kostet ihm Überwindung

Ist er doch ein Mann aus königlichem Blute, dem Ritterlichkeit und Anstand obenan steht. Doch er kann nicht. Seine Seele ist noch zu tief mit Deutschland verbunden. Er, der Deutschland mit eigenen Augen sah, und sein Schutzland tief liebt, läßt sich nicht blenden. Den Anblick unserer sauberen disziplinierten „Blauen Jungen“ gewöhnt, lehnt er die neuseeländischen Soldaten mit kritischen Worten ab: „Peletania sita sita ele ni sita sita“. (Diese englischen Soldaten sind keine Soldaten.) Tamasefe ist auch der einzige Beruhigungspunkt für das Trüpplein der Deutschen.

Doch auch er kann es nicht hindern, daß die „Eroberer“ einen systematischen Feldzug beginnen gegen alles was deutsch heißt, einen Ver-



Flaggenbissung der Neuseeländer am 30. August 1914
(Im Vordergrund rechts im karierten Rod König Tamasefe)

nichtungskampf mit allen Mitteln der Schläue und in völliger Angehemmtheit. Die lästigsten „Hunnen“ werden sogleich deportiert. Es gibt weder Haager Konvention noch irgendein Völkerrecht. Die Macht alleine entscheidet.

Nur einmal noch schreckt man auf, einen Augenblick nur. Das ist, als Mitte September unerwartet Graf Spee mit „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ vor den Inseln erscheint. Die Wirkung auf die neuseeländischen Eroberer ist verheerend. Alles gerät in Angst und Verwirrung.

Ein Parlamentär mit weißer Flagge wartet vergeblich an der Hofenbrücke, und die Tommys zittern. Graf Spee denkt nicht daran, ihren Kriegsmut zu proben. Sein Erscheinen gilt einzig dem kleinen Trüpplein Deutscher; er will sie noch einmal grüßen die Landsleute, ehe der größere Abschied kommt. Als Übermacht bald darauf bei den Falklandsinseln das Geschwader vernichtet, erfüllt frenetischer Siegestaumel die „Heroes“, und sie feiern tagelang, als sei es ihre Tat gewesen, diesen heldischen Seemann für immer stumm zu machen.

Und nun wird der Wind scharf und schärfer. Der Eilandsfrieden ist dahin; das „Paradies der Südsee“ ist kein Paradies mehr. Das Trüpplein Deutscher wird klein und kleiner. Immer finden sich Gründe zur Deportation. Die da noch bleiben dürfen, kämpfen jetzt einen erbitterten, vergeblichen, waffenlosen Kampf gegen ihre Widersacher. Es ist ein Kampf ohne Blutvergießen, doch nicht minder schmerzvoll, und mancher trägt Wunden davon für ein ganzes Leben. Sie alle, die freudigen Pioniere, die vierzehn Jahre lang und oft schon viel länger ihre besten Kräfte gaben, sind bald ihrer Heimstätte beraubt, sind um einen Lebensinhalt betrogen.

Verfailles raubte uns auch dieses durch deutschen Fleiß zu hochwertigem Kulturboden entwidelte Land.

Schauri um Fundigonda

Von Konrad Seifert

Dies ist ein Schauri, das eigentlich schon viel eher hätte abgehalten werden müssen. Aber du belamst es immer wieder fertig, dich zu drücken und in Versöhnung zu machen. Zwei Monate lang schien dir das zu gelingen. Aber es schien nur so. Die beiden Parteien dachten nicht daran, sich zu vertragen. Und es gab oft Kelele (Krach).

Run sitzen wir doch vor dir. Und du sollst ein weises und gerechtes Urteil fällen.

Western hat Begalle seine Frau Fundigonda aus seiner Hütte geworfen. Sie klagt auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft. Du machst noch einmal den Versuch, die Ehegatten zu versöhnen. Begalle wehrt ab. „Nein“, sagt er, „bwana, das geht nicht, denn meine Frau ist nicht mehr meine Frau, sie hat schon einen anderen Mann, also soll sie bei ihrem neuen Mann schlafen und nicht bei mir!“

Fundigonda bestreitet den Ehebruch. „Nein“, sagt sie, „hoher Herr, Begalle, dieses triefäugige Scheusal, schlägt mich und wirft mich deshalb aus seiner Hütte, weil er eine neue bibi hat. Aus Nigoma hat er sich eine neue bibi mitgebracht, als er mit deinem Boot, bwana mfuba, dort war. Und nun will er mich los sein. Weil er die neue bibi in seiner Hütte unterbringen muß, deshalb hat er mich hinausgeworfen!“

Du weißt, daß Fundigondas Behauptungen zutreffen. Du kennst die neue bibi Begalles. Es ist ein hübsches Tamballa-Mädchen vom Sindi, das in Nigoma zur bibi gemacht wurde, einen wunderbar bunten kango mit einem phantastischen Gürtel trägt und das schnell gelernt hat, sich

wie eine elegante bibi zu benehmen. Aber auch Fundigonda hat ein nettes Gesicht mit einem allerliebsten Stubsnäschen. Das weiß sie anscheinend. Deshalb wohl trägt sie dieses Näschen hoch.

Und ihr neuer Mann? Wegalle soll sagen, wer dieser neue Mann seiner Frau ist, damit wir ihn als Zeugen vernehmen können.

„Drüben, bwana“, sagt Wegalle und zeigt mit dem Daumen über die Schulter, „drüben, Herr, auf der anderen Seite!“

Zwischen uns und der „anderen Seite“ liegt der Tanganjika-See. Und die andere Seite ist der Kongostaat. Der See ist breit. Die andere Seite ist weit. Wegalle denkt, seine Ausrede sei eine geschickte Ausrede. Denn wer kann zur anderen Seite hinüber? Wer kann da einen Menschen finden, der angeblich der neue Mann Fundigondas sein soll?

Fundigonda lacht gellend, wirft das Köpfchen in den Nacken und kreischt: „Es ist nicht wahr, hoher Herr! Glaube ihm nichts, bwana mkuba! Der räubige Schafal lügt! Er lügt immer!“

Du bist davon überzeugt, daß Wegalle lügt. Aber was sollst du machen? Dreißig schwarze, braune, glänzende Kindergesichter sehen dich an. Dreißig, vierzig Augenpaare, schwarze, braune, glänzende, große Kinderaugen sehen dich an, sehen auf deinen Mund.

„Du schickst deine Frau weg, Wegalle“, sagst du, „aber hast du ihr denn schon die übliche Entschädigung gegeben?“

„Ja, bwana, zwei kaniki (blauer Baumwollstoff)!“

Fundigonda sperrt vor Bestürzung und vor Wut ihr Mäulchen auf und will schreien. Aber sie schreit nicht. Sie zittert. Und die sanftgerundeten Flügel an ihren Nasenlöchern bebend. Und dann stellt sich heraus, daß Wegalle, der Gute, seiner Frau vor etwa zwei Jahren, als er sie in Gombo kennen und lieben lernte, die beiden kaniki geschenkt hat. Vor zwei Jahren!

Die Zuschauer, die doch allerhand gewöhnt sind, fangen nun an, etwas unwillig zu werden. Wegalle hingegen sieht wie ein siegreicher Feldherr über sie hinweg und weit ins Gelände. Denn er ist ein Mann. Und Männer haben zu siegen. Auch in Ehescheidungsprozessen.

Für dich ist die Sache entschieden. Und außerdem ist — auch in diesem Falle — des Volles Stimme Gottes Stimme. Also beschließt du, Wegalle zu verurteilen. Die eheliche Gemeinschaft kannst du nicht wieder herstellen. Das weißt du.

Denn Wegalles neue bibi wartet auf den Einzug in die Hütte. Du mußt der ewigen Zanerei ein Ende machen. Also trennst du die beiden Gatten voneinander. Aber bezahlen soll Wegalle! Das ist so Sitte. Das gemeinsame Eigentum der Ehegatten soll in den Besitz der kleinen Fundigonda übergeben. Woraus aber besteht das gemeinsame Eigentum? Aus einem Grammophon mit einem riesengroßen blaugoldenen Trichter, aus einer dazu passenden Grammophonplatte mit dem Rodekto-Marsch auf der einen und dem Torgauer Marsch auf der anderen Seite, aus einem Rasiermesser, das Fundigonda dringend braucht, um sich die breiten Stege in ihr Wollhaar hineinrasieren, und aus einer Kaffeefanne mit dem bekannten blauen Zwiebelmuster.

Mit Klatschen, Lachen und wilden Hohoho-Rufen wird der Urteilspruch begrüßt. Auch Fundigonda klatscht und lacht und trillert. Wegalle, der Gute, lächelt schräg zu dir hoch und gibt sich zufrieden. Was soll er schon machen! Ihm ist Unrecht geschehen, denkt er, aber die weißen Herren wissen ja alles besser!

Das Schauri ist beendet. Fundigonda bringt ihre Schätze in Sicherheit. Wegalles neue bibi, das in lodernde Farben gehüllte Tamballa-Mädchen, zieht in ihr Heim.

Nun ist der Vollständigkeit halber hier noch über eine Angelegenheit zu berichten: Fundigonda steht am Ufer des Sees und wartet. Worauf wartet Fundigonda? Auf ein Boot. Und wer sitzt in dem Boot? Fundigondas neuer Mann, der sie samt Grammophon, Rasiermesser und Kaffeefanne mit blauem Zwiebelmuster in seine Hütte holt. Er kommt zwar nicht von der „anderen Seite“, sondern aus einem Dorf, das ein Stück weiter im Norden liegt. Aber trotzdem: die Sache ist dir ein wenig unangenehm. Hat nun Wegalle doch recht? Oder hat er doch unrecht?

Mit einem Dampfer der Deutschen Afrika-Linien rund um Afrika

Von Dr. Anne Klatt-Müller.

Eine Ferienreise rund um Afrika ist gar nicht so unerschwinglich, wie man denken sollte. Sie ist fast mehr eine Frage der Zeit als des Geldbeutels, denn sie dauert — von Hamburg bis Hamburg — genau dreizehn Wochen. Auf der „Tanganjika“ z. B. — einem schönen kombinierten Fahrgast-Fracht-Dampfer — bekommt man einen Platz in einer guten Zweibettkabine der Touristenklasse — die meisten Deutschen fahren Touristenklasse — für etwa 950 Mark, das sind zehn Mark je Tag für die herrliche Fahrt und eine ausgezeichnete Verpflegung, einschließlich fünfmal Kaffee am Tage! Dazu kommen die Ausgaben für die kleinen Bedürfnisse an Bord und schließlich die Devisen, die mit fünf Mark für jeden europäischen und mit zehn Mark für jeden afrikanischen Hafen nach oben begrenzt sind.

Die ersten Palmen begegnen uns auf der Kanarischen Insel Las Palmas und vermitteln uns ein erstes Ahnen von dem Reichtum tropischer Vegetation, aber „Afrika“ beginnt erst, als das Schiff mit scharfem Kurs nach Osten in den Golf von Guinea und damit in eine unbeschreibliche tropische Hitze hineinsteuert. Von nun ab fast jeden Tag ein Hafen, fast jeden Tag eine andere Nation, abwechselnd Frankreich und England. Vorüber an der letzten selbständigen Negerrepublik Liberia nach den Häfen Grand Bassam, Tatoradi, Accra, Cotonou und Lagos mit ihrer unermeßlichen Weite großartigen, gelben, meist sabblen und nur mit einzelnen Palmen bestandenen, oft steilen und steinigten Küste. Die Brandung ist hier überall so ungeheuer stark, daß das Ausbooten nicht ungefährlich ist. Ein Fallreep herabzulassen und so das Landungsboot zu betreten, ist

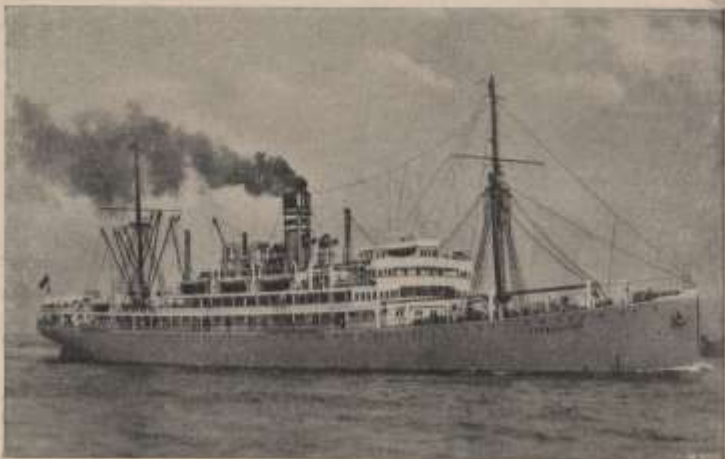


Bild: Deutsche Afrika-Linien
Die „Tanganika“, auf der die Verfasserin die Reise rund um Afrika machte

wegen des Wellenganges unmöglich, und so müssen die Passagiere durch einen Kran von Deck aus in einem vierseitigen, viereckigen Häuschen, der „Mammischaukel“, in die von Dutzenden von Eingeborenen geschickt geruderten schmalen Boote hinabgelassen werden. Wenn nicht aufgepaßt wird, kann bei dem ungeheuren Wellengang aus Versehen solch eine Luftschaukel zunächst auch einmal ins Meer getaucht werden, bevor sie in das ihr zustehende Boot gelangt, wie ich es einmal in Accra bei einem riesigen Neg von Postfäden, auf denen ein zu Tode erschrodener Schwarzer laut schreiend stand, beobachtete. Das Löschen von Ladung überwiegt bei weitem die Aufnahme. Was wir an der Westküste mitnehmen, ist in der Hauptsache Kopra. Die Folge ist, daß unser Schiff allmählich immer leichter wird, und daß es, da es nun hoch aus dem Wasser herauschaut, bedenklich zu schwanen beginnt, als es am Kap der Guten Hoffnung, das ja zuerst das Kap der Stürme hieß, den gegeneinander anprallenden Strömungen und Wogen des Atlantischen und des Indischen Ozeans preisgegeben ist.

Das Leben und Treiben der Eingeborenen an der Westküste, die fast alle tief schwarz sind, ist geradezu sinnverwirrend in seiner Buntheit. Sie sind teils nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, teils tragen sie — zumal die Frauen — malerische farbige Lumpen und kunstvollen hohen Kopfsputz. Überall kommen sie auf das Schiff und bieten ihre Erzeugnisse an: Mangofrüchte, Bananen, Ananas, Blumen, Lederwaren. Die ältesten Wachsboxen, Büchsen jeder Art, werden mit Bast umflochten, mit Leder höchst kunstvoll überzogen und bemalt und für Pfennige verkauft. Auch wunderschöne Lederkissen und Taschen werden angeboten,



Oben links: Ananasboote bei Lagos bieten am Dampfer ihre Ware feil

Links: Der kleine Kamerunberg
(Bilder [2]: Verfasserin)

Oben rechts: Landung von Passagieren mit dem Mummy Chair in Kribi, Kamerun

(Bild: Deutsche Afrika-Linien)

Rechts: Der Hafen Luanda in Angola
Unten rechts: Einfahrt in Duala, Kamerun

(Bilder [2]: Verfasserin)





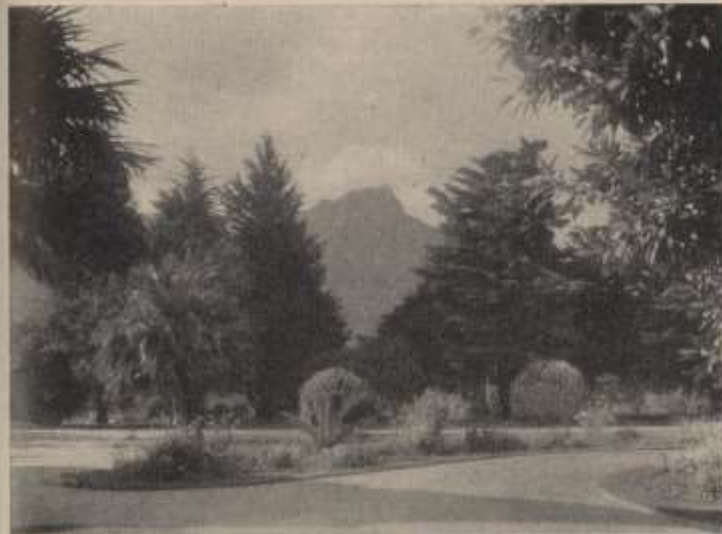
Bild: Deutsche Afrika-Linien

Tropische Vegetation bei Viktoria an der Westküste

und sechs prachtvolle Ananas kann man für einen Schilling erstehen. Aber die Eingeborenen haben auch europäische Berufe: In Lagos, einer phantastischen Negerstadt Nigerias mit 100 000 farbigen Einwohnern, fuhr uns ein schwarzer Fahrer auf ausgezeichneter Straße im Auto an fruchtbaren Bananensplanzungen und dichtem Urwald vorbei, ein Stück in das saftig grüne Innere des Landes hinein, und als er im 70-Kilometer-Tempo zurückkehrte, hielt uns ein farbiger Polizist wegen zu schnellenfahrens an! Nicht weit von Accra gibt es auch eine Universität für Schwarze, die von 400 Männern und 100 Frauen besucht wird.

Mit großer Wehmut im Herzen lassen wir in der Viktoriabucht den Kamerunberg an uns vorübergleiten, schönstes und fruchtbarstes altes deutsches Land, hören wir von den Eingeborenen in Duala deutsche Laute und die bange Frage, wann denn die Deutschen wiederkämen, sie warteten darauf!

Nach Süden geht nun der Kurs, vorüber an der Küste von Französisch- und Belgisch-Kongo, nach Portugiesisch-Westafrika. Wie die roten Felsen von Helgoland, so taucht hier die eisenhaltige Lehm-Steilküste Angolas auf mit ihrem in eine natürliche Bucht gebetteten, sanft ansteigenden Hafen Luanda. Rechts auf der Höhe die weiße Festung. Das Ganze der Spiegel der Jahrhunderte alten Kultur des portugiesischen Volkes, eines Volkes jedoch, dessen dünne Bevölkerung kaum ausreicht, um diesen ungeheuren afrikanischen Landbesitz genügend zu bewirtschaften und kulturell weiter zu durchbringen.



Der Botanische Garten in Kapstadt.

(Bild: Deutsche Afrika-Linien)

Die „Riksha“, das Gefährt der Ostküste, wird von einem Eingeborenen gezogen, von einem andern geschoben.

(Bild: Verfassern)



Derselbe Eindruck in Lobito, dem südlicheren Hafen Angolas, sowie in den Häfen von Portugiesisch-Ostafrika, Lorenzo Marques, Porto Amelia und Mozambique. Überall große Bauwerke, aber kein tätiges Leben, sondern Stillstand. Gewaltig pochendes Leben nur in Beira, wo englisches Kupfererz aus den groß angelegten, reichen Kupferbergwerken Rhodesiens auf englischer Bahn das Meer auf portugiesischem Boden erreicht und in den riesigen Schiffsbäuhnen verschwindet.

In Balfischbucht, jenem ausgezeichneten natürlichen Hafen, der seit 1878 bereits englisches Eigentum ist, sich also sechs Jahre länger in englischem Besitz befindet, als unsere Kolonie Deutsch-Südwest in deutschem, steigen die vielen Südwestler aus, die sich auf der fünf Wochen langen Fahrt in schöner Gemeinschaft eng mit uns verbunden gefühlt haben. Die meisten kehren nach frohem Urlaub in der alten Heimat an die Arbeit zurück, andere, darunter eine ganze Reihe Wigenhausener



(Bild: Walter Siebig.)

Hier auf dem Markt an der Küste läuft die Pflanzersfrau für Monate ein, denn der Pflanzler fährt höchstens zwei- oder dreimal im Jahr von der 200 Meilen entfernt liegenden Pflanzung zur Küste.



Oben: Anlagen vor dem Leuchtturm in Swakopmund.
(Bild: Deutsche Afrika-Bilder)

Rechts, von oben nach unten:
Die Diaspitze in Lüderitzbucht.
Brandung bei Lüderitzbucht.
Sukkulente im Dachgarten des Namibforschers
Eberlanz in Lüderitzbucht.
(Bilder 3): Verfasserin)



Kolonialschüler, betreten voll Erwartung der kommenden Dinge den gut und auf lange Sicht angelegten englischen Kai und fahren zunächst nach dem nahen, rein deutschen Swakopmund, wo ihnen voll Staunen und Dankbarkeit bewußt wird, daß Südwest trotz zwanzigjähriger Fremdherrschaft dank der moralischen Kraft unserer Südwestler deutsches Land geblieben ist. Im südlicheren Hafen Lüderitzbucht, wo ein von Bartholomäus-Diaz 1484 in der „Angra pequena“, in der „engen Bucht“ auf felsiger Steilküste errichtetes Kreuz, die „Diaspitze“, schon von weitem grüßt, wo auch der Bremer Kaufmann und Kolonialpionier Adolf Lüderitz seinen Fuß zuerst auf Südwestler Boden setzte, wird der Eindruck absoluten Deutschtums noch verstärkt. Einen besonderen Anziehungspunkt bildet hier der deutsche Sattlermeister Eberlanz, der ein berühmter Botaniker ist, als Namibforscher und Sukkulenteufachmann



Links oben: Eingeborenenhütten auf Consoibar.

Oben: Wohnhaus einer Pflanzfamilie bei Tanga.

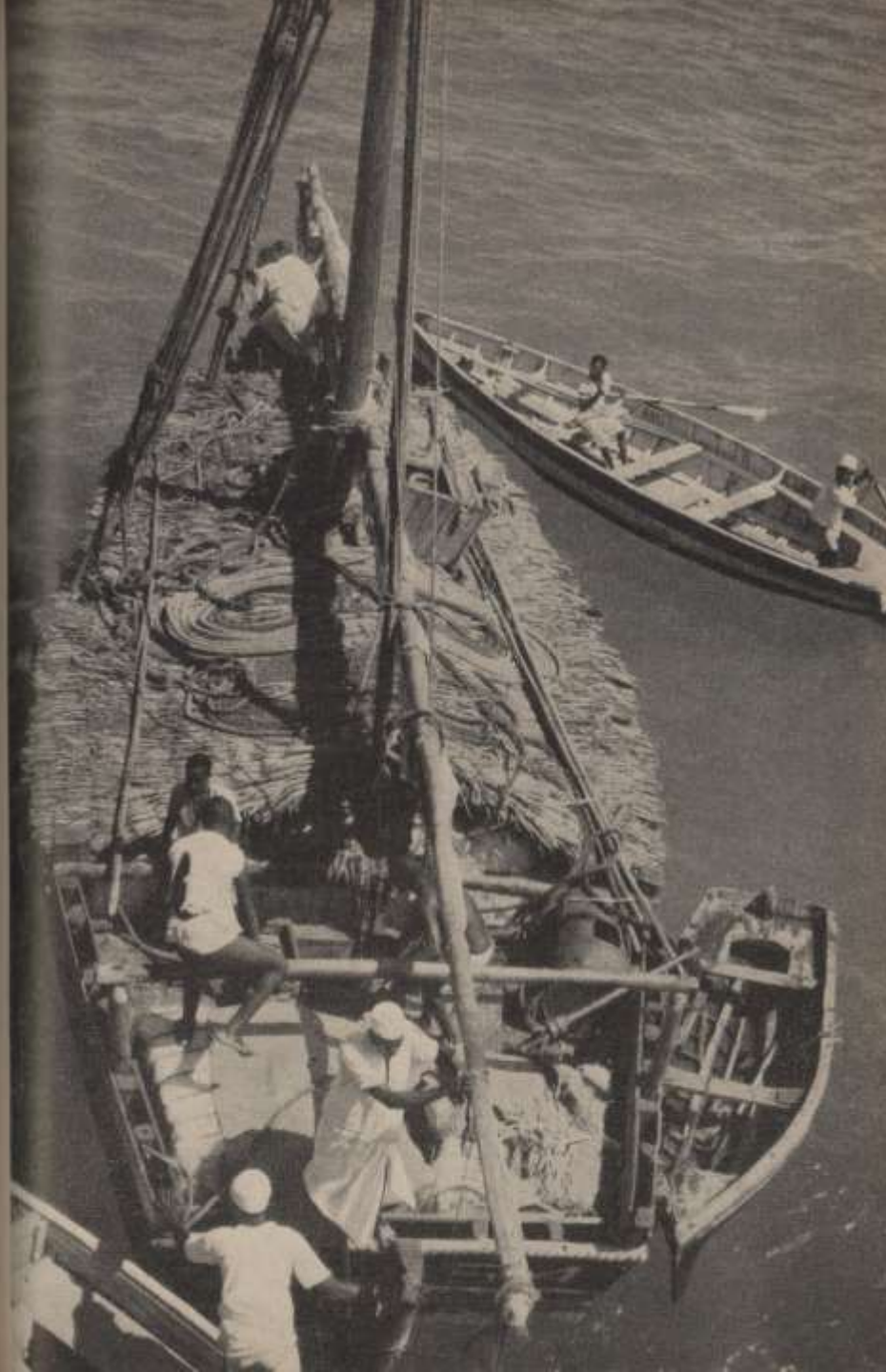
Links: Die Gefallenentafel in Tanga.

(Bilder 3): Verfasserin

Beltruf genießt und mit seinem mit den phantastischsten Kulturlenten bewachsenen Dachgarten die Fachgelehrten der ganzen Welt in Entzücken zu verlesen pflegt. Dutzende von Deutschen

stehen am Ufer, als die Sirene des auf Reede liegenden Dampfers zum Einsteigen in die Dampfbarasse und damit zum Abschiednehmen mahnt, und wie einen letzten deutsch-südwestlicher Gruß empfinden wir den Flügel Schlag der vielen Tausende von Flamingos, die sich wie eine rosa Wolke langsam von der felsigen Küste in die lustige Höhe erheben.

Nach zwei Tagen sind wir in Kapstadt, wo uns seit Wochen zum erstenmal modernstes europäisches Großstadtleben auf altem holländischen Kulturboden umbrandet. Die südafrikanische Hauptstadt, im Schatten des gewaltigen Tafelberges liegend, sich in die Kapbucht hineinschmiegend und im Halbrund langsam ansteigend, wird zu den drei schönsten Häfen der Welt gerechnet, von denen einer rechtmäßiger deutscher Besitz in Ostafrika ist. Es sind die drei Häfen Rio de Janeiro, Daresalam, Kapstadt! Zu der märchenhaften Lage der an zwei Weltmeeren gelegenen Stadt am Kap gefellt sich ein glückliches subtropisches Klima mit einer zauberhaften Schönheit der Vegetation und einem Reichtum an Bodenerzeugnissen. Noch paradiesischer vielleicht Durban, an der Küste der Provinz Natal, Rechts: Eingeborenenboot an der afrikanischen Küste. (Bild: Deutsche Afrika-Linien)





Der Hafen von Darassalam, der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas.

(Bild: Walther Dabbertin)

wo man im „Winter“ ins Seebad geht, wo die Wasserwärme des Indischen Ozeans sieben bis zehn Grad höher liegt als die Temperatur der Bogen des Kaps, die von kalten Strömungen des Süblichen Eismerees gespeist werden, wo man hineinschaut in die unendliche Lieblichkeit des „Landes der tausend Hügel“.

Während zwei Tage und zwei Nächte hindurch mit gewaltigem Getöse die Kupfererze in Beira gleich von den Eisenbahnwaggonen in den Schiffkörper hineinbefördert werden, flüchten wir Passagiere samt der nicht benötigten Schiffsbesatzung in die Stille des Busi-Flusses und fahren auf einem kleinen Flußdampfer einen ganzen Tag lang hinein in das Innere des uns so fremdbartig anmutenden schwarzen Erdteils. Trotz der strahlenden Sonne liegt über den weiten, mit hohem Gras und einzelnen Palmen bestandenen Ufern eine eigenartige Schwermut, die uns alle ganz umfängen würde, wenn nicht sich sonnende Krokodile und plötzlich aus dem Wasser auftauchende ganze Flußpferdfamilien immer wieder Leben in uns hineinbrächten.

In den landschaftlich traumhaft schönen Häfen Deutsch-Ostafrikas, in Darassalam und Tanga, liegt unser Schiff wieder auf Reede, während im benachbarten Mombasa, dem Hafen der englischen Kolonie Kenja, Quaianlagen von einer Großartigkeit aufgeführt sind, daß dem Beschauer



Der Gouvernementspalast in Darassalam.

(Bild: Deutsche Afrika-Einien.)

der Atem stocken möchte. Das englische Kapital wandert eben dorthin, wo es über jeden Zweifel hinaus sicher ist, und das ist es in englischen Häfen, nicht aber in deutschen Mandatsgebieten, deren Zukunft, auch vom Blickpunkt des Engländers aus, zumindest ungeslärt ist. Deutsch-Ostafrika, welch herrliches Land! Mit fastigem Grün dicht bewachsen, mit mächtigen Wäldern und herrlichen Bergen, so dehnt es sich hinter den Häfen, auf stundenlanger Autofahrt, soweit das Auge reicht! Gebaut wird Eissal in ungeheuren Mengen, eine Agavenart, deren Bastfaser unsere Seile, unsere Schiffstau und unsere Bindegarne für die Landwirtschaft liefert, von dem wir eine ganze Schiffsladung mitnehmen, die wir in Rotterdam wieder ausladen, gebaut wird Kaffee — Kilimandscharokaffee, Usambarakaffee! — Tee, Kakao, Baumwolle, Apfelsinen, Zitronen, Grapefrucht, Muskat, Vanille! Es ist phantastisch, das Beieinander all dieser Schätze Indiens, oder vielmehr Afrikas, und dazu das Bewußtsein: dieses ganze große reiche Land ist unser rechtmäßiges deutsches Eigentum!

Schon von Durban ab ist das Bild der Bevölkerung ein ganz anderes als an der Westküste: Zu den Schwarzen haben sich die Inder gesellt, die längs der ganzen Ostküste den gesamten Handel beherrschen und höchstens die immer zahlreicher werdenden Japaner als ihre Konkurrenten empfinden. Dazwischen tauchen Türken und Araber, Griechen und Ägypter auf! Auf Sansibar, der herrlichen Insel, die die ganze Welt mit Gewürznelken versorgt, wo auch der unter englischer Oberhoheit stehende



Links: Wasserträger in Kairo. Rechts: Alte Frau in Tetuan, Span. Marokko.
(Bild (2): Verfasserin)

Sultan noch seinen Sitz hat, der sich gelegentlich die Ehre gibt, die Kapitäne deutscher Schiffe zu sich zu Gast zu bitten, auf Sansibar scheint die Buntheit des Völkergemisches nicht mehr überboten werden zu können. Und doch! Noch sinnverwirrender ist Kairo, das wir von Suez aus mit dem Auto erreichen und mit dem D-Zug in Richtung Port Said, wo wir unsere Tanganjika wieder besteigen, wieder verlassen. In Kairo, der überwältigenden Millionenstadt mit ihren prachtvollen Alleen und ihren königlichen Nilbrücken einerseits, mit ihren uralten Baraden und finsternen Gassen andererseits, in Kairo begegnen sich Orient und Okzident, die eleganteste Welt Europas und das farbige Leben Arabiens und Kleinasiens; hier sieht man neben der modernsten Europäerin die barfüßige verschleierte Mohammedanerin, neben dem eleganten Auto am neuzeitlichen glasbedeckten Kopfbahnhof ein hochradriges Eselswägelchen oder ein zu beiden Seiten schwer mit saftigen Kürbissen beladenes Kamel! Und unmittelbar hinter diesem draufenden Gewimmel die schweigende Sphinx, die uralten Pyramiden, die Stille, die Wüste, die Unendlichkeit Afrikas!

Die Fahrt durch das Mittelmeer ist eine köstliche körperliche Erholung nach der unerhörten Hitze und einem den Himmel verfinsternden Sandsturm Arabiens im Roten Meer, und sie ist ein seelisches Ausruben nach den kaum zu bewältigenden Eindrücken der Afrikareise. Wir schauen den Stromboli und den Felsen von Capri, wir verbringen je einen Tag in Genua und in Marseille, wir genießen die südlische Schönheit von Mallorca und fahren von Malaga — genau eine Woche vor Ausbruch des spanischen Krieges — nach Granada und haben das Glück, die prachtvolle Alhambra unverehrt in ihrer ganzen maurischen Schönheit schauen zu dürfen. Und schließlich betreten wir, gleichsam zum Abschied, in Ceuta und Tetuan noch einmal den afrikanischen Kontinent, bevor wir dem blauen Himmel und dem blauen Meer des Südens endgültig Lebewohl sagen.

Erinnerungen an Hans Grimm

Von E. b. Engelmann

Lange vor dem großen Kriege war es. In jener Zeit, wo noch die deutschen Kaufleute, zumal die jüngeren, in der Welt zu finden waren, und wo noch nicht überall Mißgunst und Konkurrenzangst und Wirtschaftsnöte ihrem Auslandswege entgegenstanden. Nicht als ob damals der deutsche Kaufmann draußen allzu beliebt war, nein, dafür war er meist zu erfolgreich und vorwärtstrebend, und damit gewinnt man sich schwerlich Freunde. Aber man huldete ihm, wenn er größer und einflußreicher wurde, und man beneidete und fürchtete ihn und begann von einer „deutschen Gefahr“ zu reden, wenn sein Fleiß und Vorwärtstreben der bequemeren, alten Geschäftsweise ärgerlich und bedrohlich wurde.

In jener, für heutige Begriffe fast unwirklich sorglosen Zeit begegnete ich Hans Grimm zum ersten Male. Es war in East-London, der östlichen Hafenstadt der britischen Kapkolonie. Dort hatte er sich zusammen mit einem deutschen Landsmann und einem Anglo-Afrikaner als Teilhaber selbständig gemacht, und die junge Firma genoss so guten Ruf, daß ihr unter anderem die Vertretung der angelegenen Deutsch-Ostafrika-Linie übertragen wurde.

Schon beim ersten Kennenlernen erschien mir Hans Grimm anders als seine Geschäftsfreunde und als die anderen deutschen Landsleute: ihm mangelte vor allem das verbindliche, vielfach allzu nachgiebige Wesen, das dem Kaufmann, der viel mit seinen Kunden umzugehen hat, meist eigen ist. Auch schien Grimm mir mehr besinnlich und bedächtig als rasch zugreifend und von schnellem Entschluß. Eher hätte man ihn für einen Gelehrten gehalten mit seiner Brille und gemessenen Haltung und überlegten Redeweise. Ebenso wenig alltäglich wie seine äußere Erscheinung war auch seine Lebensweise. Da hatte er sich draußen, eine gute Wegstunde von der Stadt entfernt, am Küstenfluß Nahoon auf einem Farmhäuschen angesiedelt und lebte dort mit seinen Büchern und Hunden und Pferden, wenn immer die Tagesarbeit im Stadtkontor ihn freigab. Da auch ich die Liebe für das stille Draußenwohnen teilte und gleichfalls als Kaufmann tagsüber in der Stadt tätig war, ergab es sich, daß ich Grimms Wohngefährtin auf der Farm wurde.

Vor mir steht eine alte Aquarellskizze, auf der ich damals das Bild der kleinen Nahoon-Farm festzubalten versucht habe. Betrachte ich das Bildchen, so steigt hinter den dazwischen liegenden drei Jahrzehnten ganz klar und gegenständlich die Erinnerung herauf an all die herben Reize jenes südafrikanischen Landes und Lebens, an die sonnburchglühte Luft und das zumeist large Gelbgrün des doch so fruchtbaren „Veldts“, darüber sich ein tiefblauer, selten bewölkter Himmel weitet; und an so manche frohe Stunde, die man dort im Busch und Veldt oder auf dem Flusse und am Strande verlebte hat. Wohl am schönsten waren die frischen kristallklaren Morgenstunden da draußen und dann die Abende, wenn man müde aus der heißen Geschäftsstadt heimkehrte, vorbei an den Lagerfeuern der rastenden Ochsenwagen und an den malerischen Hütten der Schwarzen,

die so prachtvoll gegen den glutenden Abendhimmel standen. Da ruhten wir auf der kleinen Veranda im nächtlichen Halbdunkel oder bei taghellem Mondschein, dessen Licht auf dem Bananensfeld zu unseren Füßen und auf dem silbernen Flusse liegt und das von ferne raunende Meer leise aufblitzen läßt . . .

In einem besonders schönen Teile seines Buches „Volk ohne Raum“ hat Hans Grimm den eigenartigen Reiz jener kleinen Farm und des Lebens dort aus liebevoller Erinnerung meisterlich nachgezeichnet. Auch schon damals, als wir da zusammen hausten, und er noch Kaufmann war, galt seine Liebe dem heimlichen Schreiben, dem dichterischen Gestalten dessen, was er in dem fremdartigen Leben und Lande mit äußerem und inneren Auge erschaute. Doch war dies noch ein unsicheres, tastendes Dichten, — mehr eine Erholung von der so oft nüchternen Werktagsarbeit, die ihm je länger je mehr fremd und widernatürlich wurde. Das wußte oder fühlte in der fernem Heimat die geliebte Mutter, sie, die allezeit des Sohnes bester Kamerad gewesen. Für sie war jeder Brief, jedes Blatt, das er ihr sandte, Bestätigung ihres festsicheren Glaubens, daß sein Weg nur ein Umweg sei zu seinem eigentlichen Berufe, zu dem des Schriftstellers. So ließ sie ihn ruhig weiterarbeiten und weiterschreiben und lenkte doch fast unmerklich, mit dem feinen Verstehen und der sicheren, unermüdeten Hand der liebenden Mutter, des Sohnes Lebensbahn dem wahren Bestimmungsziele näher. —

Diese ungewöhnliche Frau und ihre deutsche Umwelt persönlich kennenzulernen, bot sich mir dann bald die willkommene Gelegenheit. Berufshalber mußte ich Südafrika verlassen, das unvergeßliche „Sunny South Africa“, wie es der unsentimentale Engländer doch so zärtlich nennt, und kehrte in die Heimat zurück. Hier erhielt ich die Einladung nach Wiesbaden zum Besuche der Eltern Grimms. Dort bewohnten sie, nach Pensionierung des Vaters, der ehemals Hochschulprofessor und später Syndikus der alten österreichischen Nordbahn gewesen war, ein schönes Patrizierhaus. Schön war auch das Innere des Hauses, gute alte Möbel und Bilder und jene kultivierte Behaglichkeit, die in diesen unmodischen Wohnungen ruht und mit der Verarmung der Familien immer seltener geworden ist.

Der belebende Geist dieses Hauses war die Mutter. Deutsch-Österreicherin von Geburt, wußte sie mit ihrem heiteren Temperament und klugen, warmen Menscheninteresse die etwas kühle Gelehrtenatmosphäre des Hauses zu durchsonnen und den viel älteren und andersgearteten Gatten — Typ des schwerblütigen, aufrechten Niedersachsen — trefflich zu nehmen. Unsere Gespräche, zumal die unter vier Augen, kreisten vor allem um den fernem Sohn und die kleine Farm da draußen, wo der lebhafteste, phantasiestarke Geist der Mutter wie zu Hause schien. Und durch alle Gespräche und Fragen ging der starke Wunsch, den Sohn aus den Fesseln des Kaufmannsberufes zu lösen und ihn allmählich auf den Weg seiner eigentlichen Dichter-Berufung zu lenken.



Hans Grimm.

Bild: J. Langhammer, Kallit

Darüber aber sollten noch manche Jahre dahingehen. Die Briefe, die ich in dieser Zeit von Grimm aus Südafrika erhielt, ließen nicht viel von dem Konflikt erkennen, den der so sehr ersehnte, aber praktisch so schwer durchführbare Berufswechsel in sein Leben brachte. Er berichtete, wie er dies in der Unterhaltung meist getan, fast nur von äußeren Geschehnissen, von der Farm, von den Pferden und den Hunden; dann auch

einmal von meinem Nachfolger, der, gleichfalls Kaufmann da draußen, den starken Drang habe, Maler zu werden. Und als dies dann bald darauf geschah, indem er die Akademie in München bezog, da wußte ich, daß nunmehr auch Grimm bald seinen Weg finden werde.

So trafen denn die drei ehemaligen Harmgenossen und Kaufleute 1910 in München wieder zusammen: Grimm, schon Mitte der Dreißig, als alter Student der Nationalökonomie, der Zweite, nicht viel jünger, als Malerschüler, und ich selbst, von Südamerika kommend, als der einzige, der dem Kaufmannsberufe treu geblieben war. Es waren schöne Stunden, die wir da beisammen verlebten, in Erinnerung an die glücklichen Zeiten im sonnigen Kapland und im Planen für die Zukunft. Allein für Hans Grimm sind diese Pläne Erfüllung geworden, freilich auch erst nach Jahren der Umwege, dann aber in um so reicherm Maße. Der Malerfreund fiel als Freiwilliger im Weltkriege, und mich selbst hat das Schicksal der allzu vielen entwurzelten Auslandsdeutschen betroffen.

Längere Zeit hatte ich in der Folge nichts mehr von Grimm vernommen. Da wurde mir eines Tages nach England, wo ich mich geschäftlich betätigte, die Besprechung eines Erstlingsbuches zugesandt, das „Südafrikanische Novellen“ betitelt war und Hans Grimm zum Verfasser hatte. Von diesem ganz unbekanntem Verfasser hieß es am Schluß der sehr lobenden Kritik, man täte gut, sich den Namen dieses neuen, starken Dichters zu merken. Alles dies freute und interessierte mich sehr, und als ich dann das Buch erhielt, fand ich das Lob dieser Novellen vollaufberechtigt und mich selbst durch die seltzam eindringliche Darstellung und Sprache stark beeindruckt. Nie zuvor, so schien mir, hatte ich Menschen und Verhältnisse, die mir in ihrer Art vertraut waren, so plastisch und lebenswahr gestaltet gesehen, und dies mit den sparsamsten Mitteln eines eigentümlich herben, volthaften Deutsch.

Indessen, obgleich das kleine Buch eine ungewöhnlich gute Beurteilung fand und obgleich es in einem angesehenen Verlag erschien, lag es dennoch Jahre lang fast unbemerkt da und vermochte es zu keiner zweiten Auflage zu bringen. Und auch sonst las oder hörte man selten von dem wenig bekannten Verfasser, abgesehen von gelegentlichen Zeitungsausschnitten, die meist politisch-wirtschaftliche Fragen aus Südafrika in sachlich-kennntnisreicher Art behandelten.

Dann kam der große Krieg, der so viele Beziehungen zwischen Ländern und Menschen zerriß und zumal die Deutschen im Feindesland lange Zeit fast völlig isolierte. In unser englisches Gefangenenlager waren Deutsche aus aller Welt zusammengebracht worden. Fände ich da eines Tags im Zelte eines Mitgefangenen aus Deutsch-Südwest das südafrikanische Novellenbuch von Hans Grimm. Das seien die feinsten und wahrsten Darstellungen des Landes und Lebens da unten, meinte der Mann, und es sei schade, daß der Autor nicht bekannter sei. Diese Äußerung des alten, schlichten Kolonisten brachte mich auf den Gedanken, von mir aus zu versuchen, etwas für das Bekanntwerden des befreun-

deten Verfassers zu tun. Einen geeigneten Rahmen hierfür schien mir der kleine literarische Kreis zu bieten, den wir in unserem Stachelbrautlager gebildet hatten, um die Werke deutscher Schriftsteller zu lesen und zu besprechen. Wie nun die Reihe an mich kam, erzählte ich ein wenig von Grimm und seinem Leben und las aus den „Südafrikanischen Novellen“ jene eindruckstarke Geschichte von „Mordenaars Graaf“ (Des Mörders Grab), die so dramatisch wirkungsvoll ist und zugleich den eigenartig herben Charakter des alten Burenvolkes kennzeichnet. Der Eindruck dieser Erzählung auf die Zuhörer war denn auch so stark, daß damit manche mit dem Namen und Buche Hans Grimms vertraut wurden.

Und doch sollte es noch lange Jahre währen, bis sich Hans Grimm als deutscher Schriftsteller wahrhaft durchsetzte. Dazu bedurfte es wohl vor allem seines eigenen Erlebens des Krieges und dessen unseligen Ausgangs. Ein eigentliches „Kriegsbuch“, das seine Erlebnisse als einfacher Kanonier wiedergibt, hat Grimm nicht geschrieben, doch wissen wir aus „Volk ohne Raum“ und anderen Schriften, wie stark und richtunggebend sein Kriegserleben gewesen ist. Auch stammt aus seiner Feder jener wahrheitsgetreue Tagebuchbericht, worin unter dem Titel „Der Sklucher von Duala“ die erschütternden Schicksale der Westafrika-Deutschen in den Gefangenenlagern niedergelegt sind. Und ich entsinne mich, daß ich dieses Buch nicht zu Ende zu lesen vermochte, so sehr stand ich noch selbst unter dem Eindruck des gerade verlassenen Gefängnisses hinter Stachelbraut.

In den darauf folgenden Nachkriegs- und Inflationsjahren las und vernahm man von Hans Grimm überhaupt nichts mehr. Den Grund seines Verstummens erfuhr ich erst viel später: Die seelischen und körperlichen Nöte jener Zeit hatten ihn, den schwerlebigen Grübler und tiefenttäuschten Deutschen, so weltfremd und menschenscheu gemacht, daß er seinen Wohnsitz, das abgelegene Weserdorf, nur ganz selten verließ. Aber gerade in diesen Jahren des inneren Sichquälens und äußeren Dardens reifte jenes große deutsche Schicksalsbuch „Volk ohne Raum“ heran, das nur ein Mann schreiben konnte, der Deutschland von innen her und von außen erlebt hatte. „Sechs Jahre habe ich an dem Buche gearbeitet, um zu wirken gegen den Krieg und gegen die Zerrüttung der Seele und des Körpers“, so schrieb mir Grimm nach Erscheinen des Romans. Dieses langsame, gründlich-gewissenhafte Schreiben, das so ganz im Gegensatz steht zu dem Tempo gewisser Literaten, ist sehr bezeichnend für Grimms ganzes Wesen; bezeichnend auch für seine, durch keine Rücksicht oder gar Konjunktur beeinflussbare künstlerische Einstellung: er arbeitet und schreibt eben so, wie es ihm seine deutsche Pflicht und dichterische Berufung gebietet. Auch wenn die Aussichten für ein solch' umfangreiches, ernstes und teures Buch zu jener Zeit denkbar ungünstig waren und es eines bewundernswerten Rates des Verlegers bedurfte, ein derartiges Werk zu übernehmen. Doch die starke Zuversicht, die beide, Verfasser und Verleger, in dem guten Kern des deutschen Volkes bewahrt hatten, hat Recht behalten: „Volk ohne Raum“ ist das Schicksalsbuch Deutschlands geworden, und das darin ausgezeigte Problem wurde ein Memento für die

Welt, die Not des deutschen Volkes endlich zu verstehen und damit zu rechnen!

Der materielle Erfolg des Buches, der erste in fast zwanzig Jahre langer Schriftstellerei, ermöglichte Grimm, einen langgehegten und als notwendig erkannten Plan auszuführen, den Besuch Deutsch-Südwestafrikas und der südafrikanischen Union. Das Ergebnis dieser Reise waren nicht nur das „Deutsche Südwest-Buch“ und die „13 Briefe aus Deutsch-Südwestafrika“, sondern auch sein dankenswertes Eintreten für das schwere Los der alten Deutsch-Südwestafrikaner.

Als wir uns dann, nach fast 17 Jahren, wieder trafen, da waren inzwischen die Wünsche, die seine längst tote Mutter für den Sohn gehegt hatte, in schönste Erfüllung gegangen: Hans Grimm war ein wahrer deutscher Dichter geworden. Nicht nur ein großer Kenner oder nur Modeschriftsteller, sondern der anerkannte Kenner und Räuder der deutschen Seele im Geiste eines Fichte und Lagarde. Und in diesem Sinne und in Würdigung seiner Verdienste um die Veredlung der deutschen Sprache verlieh ihm die Universität Göttingen den Titel des Ehren doktors.

Mit dem großen Erfolge von „Volk ohne Raum“ war Hans Grimms Name nicht nur in die vorderste Reihe des deutschen Schrifttums getreten, nein, er war geradezu ein Programm geworden. Zumal für die Jugend, die aus der Wirnis der Zeit in Grimms Gedanken ein neues Ziel erblickte. So wurde das stille Klosterhaus in Lippoldsberg, wo Grimm in der Heimat seiner Väter wohnt, eine Art Wallfahrtsort für die vielen, die dem Dichter von „Volk ohne Raum“ ihre Sorgen und Pläne vorbringen oder Dank und Zustimmung aussprechen wollten.

Dessen persönlich Zeuge sein zu dürfen, war mir ein eindrucksvolles Erlebnis. Lieblich eingebettet zwischen Weser und Wäldern wird Lippoldsberg von einer uralten Kirche überragt, der zur Seite das „Klosterhaus“ steht. Hier lebt Grimm seiner Arbeit und Familie, der allzeit tätigen Gattin und den beiden schon erwachsenen Kindern. Seit der Dichter in „Volk ohne Raum“ selbst seinen Wohnsitz verriet, vergeht wohl kein Tag, wo das seither so stille Haus nicht Besucher erhält. So war es auch in den Sommertagen, wo ich dort sein Gast war. Menschen jeglichen Berufs und Alters sprechen bei Hans Grimm vor, und ein jeder wird empfangen und angehört. Sieht doch Grimm gerade hierin und in der Pflege eines umfassenden Briefwechsels eine Hauptaufgabe seiner deutschen Sendung. — Besonders schön waren die Abendstunden im Klostergarten. Da wanderten die Gedanken über weite Meere und Länder hinweg zu jenem südafrikanischen Fleckchen Erde, „wo wir einst so glücklich waren“. Und gerade weil Grimm sowohl jene sonnigen Jahre in der Fremde wie auch die düsteren in der Heimat mit wachen Sinnen aus deutscher Seele heraus erlebt hat, wurde ihm das tiefe Verständnis für das, was Deutschland not tut. So begrüßte der Dichter es auch mit offenem Herzen, als dem gequälten „Volk ohne Raum“ in Adolf Hitler ein kraftvoller Führer erstand, der Deutschland von außen und von innen, im Frieden und im Kriege erlebt hat!



Das Geburtshaus der Gebrüder Denhardt in Zeitz.

Links: Clemens Denhardt, rechts: Gustav Denhardt.

Die Tragödie zweier deutscher Kolonialpioniere

Wem verdanken wir die Erwerbung der Insel Helgoland?

Berichtet von Emil Kleemann.

Die meisten Deutschen sind noch immer der irrigen Ansicht, Helgoland sei gegen Sansibar eingetauscht worden, was aber insofern ganz unzutreffend ist, als wir Sansibar niemals besaßen. Vielmehr benutzte man als Austauschobjekt den Privatbesitz der aus Zeitz stammenden Brüder Denhardt, die nach Abschluß des Vertrages von der Reichsregierung im Stich gelassen und von den Engländern betrogen wurden.

Diese hatten im Jahre 1814 Helgoland erworben, das sich nach Eröffnung der ersten Dampfverbindung — seit 1834 — im Laufe der Zeit zu einem weltbekannten Badeort entwickelte, der besonders von Dichtern und Künstlern gern aufgesucht wurde. Friedrich Hebbel, Karl Gerold, Emil Rittershaus, Rudolph Lindau, Hans von Bülow, Anton von Werner u. a. weilten oft auf dem „rötlich gesprenkelten Felsen“ und ließen die hier entfesselten großartigen Naturgewalten auf Seele und Gemüt einwirken. Hoffmann von Fallersleben schrieb am 26. August 1841 auf Helgoland „Deutschland, Deutschland über alles“, worüber er in seinen Aufzeichnungen folgendes berichtet: „Wenn ich so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, auch wenn ich nicht gewollt hätte. So entstand das Lied: Deutschland, Deutschland über alles.“

Die Übergabe am 9. August 1890

Erst fünfzig Jahre später sollte Helgoland dem deutschen Mutterlande zurückgegeben werden. Als an einem Juniabend des Jahres 1890 im Konzertsaal die Weisen des „God save the Queen“ verklungen waren und

der englische Gouverneur Sir Barkly anordnete, in Zukunft sei „Deutschland, Deutschland über alles“, zu spielen, wußte man: Helgoland war in den Besitz Deutschlands übergegangen!

Am 9. August 1890 fand im Garten des Gouvernements die offizielle Übergabe der Insel an den Staatsminister von Bötticher statt. Unter dem donnernden Salut der Kriegsschiffe nahm am 10. August der Kaiser feierlichst Besitz von Helgoland. Die Einverleibung in den Preussischen Staat erfolgte am 1. April 1891.

Während des Weltkrieges war die Nordsee-Insel der starke see-strategische Schutz unserer Küsten. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache hatte Deutschland im Jahre 1890 also keinen schlechten Erwerb gemacht; freilich ging dadurch das Lebenswerk der waderen Abersieder Clemen und Gustav Denhardt zugrunde.

Die Brüder Denhardt

Clemens Denhardt ist am 3. August 1852 und Gustav Denhardt am 13. Juni 1856 in Zeitz geboren. Von Beruf Architekten, betrieben die ihrer Zeit weit vorausschauenden Brüder Mitte der siebziger Jahre ihre Studien in Berlin. In aller Stille erforschten sie von 1878 an das Tana-gebiet und lehrten dann nach der Heimat zurück, um Mittel und Wege für die Verwertung der gewonnenen Kenntnisse zu suchen, wollten sie doch auf Grund ihrer wissenschaftlichen Forschungen Lebensmittel und Rohstoffe aus Afrika nach Deutschland einführen. Angebote des Königs der Belgier zwecks Unterstützung bei der Verwirklichung ihrer Pläne lehnten sie aus nationalen Gründen ab.

Durch ihre vornehme Art erwarben sie sich das Vertrauen des Sultans Achmed von Wito, der ihnen für die wissenschaftliche Station ein Stück Land und am 8. April 1885 ein ungefähr fünfundzwanzig Quadrat-meilen großes Küstengebiet mit allen Privat- und Hoheitsrechten verkaufte. Zugleich stellte sich der englandfeindliche Sultan mit seinem ganzen Staate unter den Schutz des Deutschen Reiches. Später ernannte er Clemens Denhardt zum Minister der Auswärtigen und Inneren Angelegenheiten. Gustav Denhardt wurde Bevollmächtigter seines Bruders und auf Veranlassung der Deutschen Regierung Bevollmächtigter für das Zollwesen.

Nun begannen die Brüder Denhardt mit dem Ausbau der Plantagen, erwarben weitere größere Länderstreden hinzu und schufen in kurzer Zeit für Deutschland ein koloniales Kleinod mit blühenden wirtschaftlichen Anlagen, die England unter allen Umständen gern besessen hätte. Da es nicht zum Ziele kam, bot es der Deutschen Regierung für die Überlassung der Schutzherrschaft über Wito die Insel Helgoland an unter Zusage der Unterstützung bei der Durchführung weiterer kolonialer Pläne.

Caprivi's Doppelspiel

Der in kolonialen Dingen unerfahrene damalige Reichskanzler General von Caprivi ging auf dieses Angebot ein. Um aber den Engländern gegen-über einen besonderen Trumpf auszuspielen zu können, veranlaßte er den inzwischen zur Regierung gelangten Sultan Fumo Bakari zu einem noch festeren vertraglichen Anschluß an Deutschland und überreichte ihm zum

Zeichen der unverbrüchlichen Freundschaft kostbare Geschenke, darunter ein Bild von Kaiser Wilhelm II.

Während nun der deutschfreundliche Witofürst der Meinung war, durch diesen Vertragsabschluß auch fernerhin vom Deutschen Reich beschützt zu werden, spielte Caprivi durch das Abkommen vom 1. Juli 1890 das deutsche Protektoratsgebiet ohne vorherige Befragung des Sultans den Engländern in die Hände. Wutentbrannt griffen die Bewohner Witos zu den Waffen und zerstörten alle deutschen Plantagen.

Die während des Aufstandes gerade in Deutschland weilenden Gebrüder Denhardt, die dem Deutschen Reich das Tauschobjekt erst geschaffen hatten, waren von dem Protektoratswechsel ebensowenig in Kenntnis gesetzt worden. Obwohl der Kaiser am 2. Mai 1890 ausdrücklich erklärte, die Preisgabe von Wito sei nur vorbehaltlich der Befriedigung etwaiger Ansprüche der dort interessierten Deutschen zulässig, ließen die zuständigen Stellen nach Abschluß des Vertrages die beiden Denhardts im Stich. Sie verloren ihre Staatsstellungen, durften ihre wohl-erworbenen Privat- und Hoheitsrechte nicht mehr ausüben und erhielten das dem Sultan von Wito zur Errichtung des Zollwesens gegebene Darlehen nicht zurück.

Selbst die englischen Gerichte erkannten die Gültigkeit der Denhardt-schen Rechte und Forderungen an; die Deutsche Regierung aber schob alles auf die lange Bank, verlegte sich aufs Heilschen und bewilligte am 15. Juni 1899 den Brüdern Denhardt „zur Abfindung für die seitens des Reiches aus ihrer Tätigkeit im Sultanat Wito gezogenen internationalen Vorteile gegen Verzicht auf alle Erfahungsansprüche an das Reich“ die Summe von einhundertfünfzigtausend Mark, welches Angebot aber zurückgewiesen wurde.

In Not und Armut gestorben

In der Folgezeit verschleppten sich die Verhandlungen immer mehr, bis sie bei Ausbruch des Weltkrieges ganz zum Stillstand kamen.

Gustav Denhardt starb bereits am 19. Juli 1917 in Leipzig und fand in Zeitz seine letzte Ruhestätte. Clemens Denhardt lebte in äußerst dürftigen Verhältnissen und mußte in der Inflationszeit geradezu Hunger leiden. Der Dank des Vaterlandes traf den willensstarken Mann härter als alle Entbehrungen. Er, der einst eine blühende Kolonie erwarb, durch die Deutschland in den Besitz der Insel Helgoland kam, starb vollständig verarmt und verlassen am 7. Juni 1929.

Auf dem Friedhof in Bad Sulza liegt sein einfaches Grab. Den Hügel schmückten mit Blumen dankbare Menschen, denen der Verstorbene einst Gutes getan hatte. Als man ihn ohne jegliches Gepränge zu Grabe trug, ließen nur die Kranzpenden des Auswärtigen Amtes und der Deutschen Kolonialgesellschaft äußerlich erkennen, daß ein bedeutender Mann zur ewigen Ruhe eingegangen war.

Der letzte große deutsche Kolonialpionier, einst Minister der Auswärtigen und der Inneren Angelegenheiten des Sultanats Wito, Clemens Denhardt, dem allein Deutschland die Erwerbung Helgolands verbankt.



General v. Lettow-Vorbeck.

Bild: Walter Dobbertin

Der Krieg in den Kolonien

Von Oberstleutnant Rudolf Wagner

Für den Schutz unserer Kolonien gegen einen Angriff europäischer Mächte war wenig geschehen. Deutschland war der Ansicht, daß das Schicksal seiner Schutzgebiete letzten Endes durch den Ausgang der Kämpfe in Europa entschieden werde. Die afrikanischen Besitzungen durfte man durch die Kongo-Akte, welche auch sie im Falle eines Krieges neutralisierte, einstweilen als geschützt betrachten, zumal man erwarten konnte, daß unsere Gegner den für das allgemeine europäische Ansehen so außerordentlich gefährlichen Kampf Weißer gegen Weiße und Farbiger



Bild: Scherl

Deutsche Besatzungstruppen im Vorgelände der Festung Tsingtau in Erwartung des Feindes.

im Solde Weißer gegen Weiße vor den Augen Schwarzer zu vermeiden suchen würden. Schließlich hatte bei der Bereitstellung von militärischen Machtmitteln bei uns auch der Wunsch, die Kolonialausgaben in erster Linie der friedlichen Entwicklung der Schutzgebiete zuzuwenden, eine große Rolle gespielt. Außerdem trugen wir Bedenken, daß starke Kolonialtruppen unseren Gegnern Anlaß geben könnten, uns selbst überseeischer Angriffsgelüste zu zeihen. Stärke und Ausrüstung unserer Schutz- und Polizeitruppen waren demnach lediglich auf die Abwehr von Aufständen zugeschnitten worden.

Kiautschou. Die deutschen Besitzungen im Stillen Ozean.

Japan benutzte seinen Vertrag mit England als Vorwand, sich des deutschen Pachtgebietes Kiautschou und der Marianen, Karolinen und Marshall-Inseln zu bemächtigen.

1914.

- 15. 8. Am 15. 8. stellt es ein bis zum 23. 8. befristetes Ultimatum zur Räumung von Kiautschou. Es wird nicht beantwortet. Gouverneur Meyer-Waldeck setzt Tsingtau in Verteidigungszustand. Nur 3000 Mann, wenige kleine Schiffe und ein Flugzeug stehen ihm zur Verfügung.
- 27. 8. Eine starke japanische Flotte schließt den Hafen ab.
- 2. 9. Bald beginnt der Feind mit der Landung starker Truppen und zahlreicher schwerer Artillerie auf neutralem chinesischem Gebiet. Allmählich wächst die Belagerungsarmee, zu der auch 1000 Engländer treten, auf 63 000 Mann an. Ihr Vormarsch geht aber durch schlechtes Wetter nur langsam voran.
- 17. 9. Erst am 17. 9. kommen die Japaner in Gefechtsberührung mit unseren Vorkampfbesatzungen. Diese können sich, unterstützt durch Feuer der im Hafen liegenden Schiffe, darunter des österreichischen Kreuzers „Kaiserin Elisabeth“, noch eine Woche vor den Festungswerten halten.

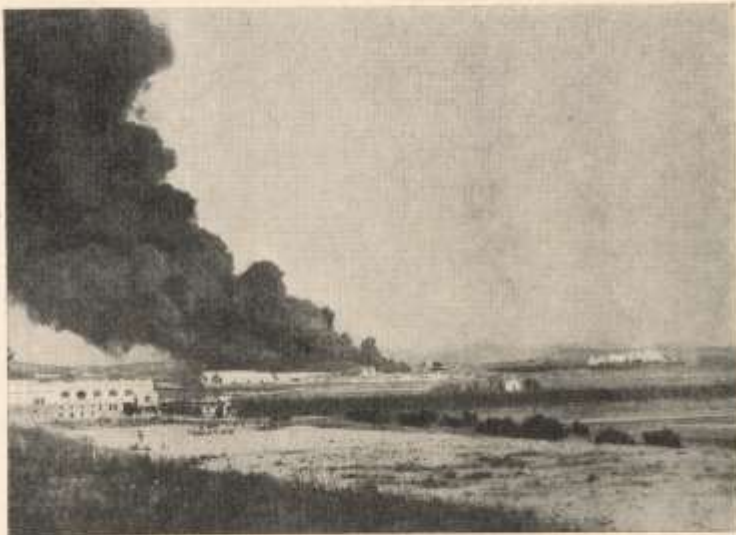


Bild: Schert

Brennende Stants in Tsingtau während der Belagerung.

- 28. 9. Am 28. 9. beginnt die Beschießung der Festung mit Schiffsartillerie. Unsere Batterien bekämpfen den Aufmarsch der Belagerer mit bestem Erfolg. Er wird auch immer wieder durch Ausfälle gestört.
- Anfang Oktober. Ein erster Sturmversuch der Japaner scheidet mit einem Verlust von 2000 Mann. Einer ihrer Kreuzer wird von „S 90“ durch Torpedoschuß vernichtet.
- 31. 10. Am 31. 10. eröffnet die Belagerungsartillerie des Gegners auch an Land das Feuer. Werke, Stadt und Hafen leiden schwer. Die eigene Artilleriemunition beginnt knapp zu werden.
- 2. 11. Ein zweiter Sturm der Japaner wird im letzten Augenblick abgeschlagen. Die Lage wird aber bedrohlich. Unsere Kriegsschiffe werden nach Erschöpfung ihrer Munition versenkt.
- 5. 11. Ein dritter Sturm wird abgeschlagen, aber die Artilleriemunition ist nun auch an Land völlig verbraucht. So ist die Besatzung einem vierten Sturm nicht mehr gewachsen. Die Japaner brechen durch, ein Teil der Werke wird von ihnen genommen. Weiterer Widerstand unsererseits hätte nur noch zu unnützem Blutvergießen geführt. So werden Kapitulationsverhandlungen eingeleitet. Die Festung wird übergeben. Die Besatzung kommt in Kriegsgefangenschaft.

Auf den Marianen usw. konnten wir den Japanern keinen Widerstand leisten, weil militärische Kräfte nicht vorhanden waren. Die Inseln kommen müheelos in ihren Besitz. Auch unsere von Australien und Neuseeland angegriffenen Besitzungen in der Südsee fallen schnell in Feindeshand.

Togo.

Unsere kleine Kolonie verfügte nur über eine ganz schwache Polizeitruppe von etwa 700 militärisch mangelhaft ausgebildeten Farbigen. So war gegen die von allen Seiten alsbald ins Land fallenden Franzosen und Engländer nur ein ganz kurzer Widerstand möglich. Schon am 8. 8. wird die Hauptstadt Lome besetzt. Durch den Ausfall der Togo-Großfunkstation Kamina (21. 8.) wird der Nachrichtenverkehr zu den übrigen deutschen Kolonien in Afrika fast völlig unmöglich.

Kamerun.

In Kamerun vermochten wir unsere Streitkräfte, eine Schutz- und eine Polizeitruppe in einer Gesamtstärke von 235 Europäern und 3300 Farbigen, bis zu einem Höchststand von 575 Weißen und 5900 Schwarzen zu verstärken. Ihnen gegenüber stellten Engländer, Franzosen und Belgier in ihren rund um das Schutzgebiet liegenden Kolonien allmählich 18 000 Mann ins Feld. Die starke Überlegenheit der Gegner zwang von vornherein zur Verteidigung. Auch diese war im Frieden kaum vorbereitet worden, insbesondere war die gebotene Befestigung des Einfallstores in die Kolonie, des Hafens von Duala, unterlassen worden.

Der Kampf soll im Innern auf dem Hochland von Ngaundere unter dem Gesichtspunkt geführt werden, den Kern der Kolonie möglichst bis zum Friedensschluß zu halten unter Sicherung einer Verbindung zum

neutralen Gebiet von Spanisch-Muni. Die Truppe wird in Gruppen geteilt, die entsprechend den mutmaßlichen Anmarschrichtungen des Gegners aufgestellt werden. — Die Engländer wollen zunächst die Küste mit Häfen und Funkstationen in die Hand bekommen, die Franzosen das erst in den Marokkoverträgen an Deutschland abgetretene Neu-Kamerun wiedererobern.

1914 August-September. Die drei von Norden einfallenden feindlichen Kolonnen werden sämtlich geschlagen, dagegen gelingt es den vom Kongo kommenden Franzosen verhältnismäßig leicht, die



Reitabteilung Garua, Kamerun. Bild: Oberstlt. Dühring

27. 9. beiden „Schnäbel“ in Besitz zu nehmen. Am 27. 9. muß Duala aufgegeben werden. Die nahe der Küste stehenden Kräfte müssen gegen Jaunde weichen, das allmählich zum Mittelpunkt der deutschen Verteidigung wird.

1915 Januar. Im Januar 1915, als nach einer längeren Pause die Operationen wieder beginnen, steht die Schutztruppe an den Rändern des für die Hauptverteidigung vorgesehenen Gebietes in einem Raume, den etwa Edea, Dschang, Garua, der Kadeifluß, Molundu und die Südgrenze bezeichnen.

5. 1. Am gefährlichsten erscheint die Bedrohung von der Küste. Daher tritt der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Zimmermann, am 5. 1. zum Gegenstoß Richtung Duala an. Das vom Feind besetzte Lager von Edea gebietet zwar seinem Vormarsch Einhalt, aber die Wirkung des Angriffs ist doch so groß, daß der Gegner — hier Engländer und Franzosen — teilweise zurückweicht und von der Küste her ein volles Jahr nicht mehr vorgeht. Dagegen gelingt es dem Gegner im



Bild: Oberstlt. Dühring

Rast auf dem Marsch in Kamerun.

Juni. Norden, uns im Juni Garua und Ngaundere zu entreißen. Nur der südlich des Tschadsees im äußersten Norden des Schutzgebietes liegende Posten Mora, 3. Kompanie, Hauptmann von Raben, hält sich bis zum Ende der Kämpfe gegen weit überlegene Belagerer. Auch die von Süden und Südosten angreifenden Franzosen können nur langsam vorwärts kommen.

Oktober. Der Feind verstärkt sich aber unausgesetzt. Im Oktober 1915 schreitet seine Hauptmacht, über 10 000 Mann, unterstützt durch von Norden, Südosten und Süden vordringende schwächere Kolonnen, von der Küste her zu neuem Angriff auf Jaunde. Unsere Lage ist inzwischen durch Munitionsmangel ernst geworden. Die Patronen reichen kaum mehr für die Verteidigung, geschweige für einen Gegenangriff.

29. 12. So muß am 29. 12. Jaunde geräumt und der Marsch in Richtung auf das spanische Gebiet angetreten werden. Obwohl der Feind die Schutztruppe von allen Seiten anfällt, wird der Rückzug planmäßig durchgeführt.

15. 2. Am 15. 2. 1916 sind die Letzten der Verteidiger Kameruns unbefiegt auf spanisches Gebiet übergetreten. Die Farbigen werden auf der Insel Fernando Poo, die Offiziere in Spanien interniert.

Aber 18 Monate hatte die Schutztruppe mit ihren ausgezeichneten, treuen schwarzen Soldaten den ungleichen Kampf geführt, den sie erst aufgab, als fast die letzte Patrone verschossen war.



Bild: Techno-Photogr. Archiv, Potsdam
Polizeiwache in Keetmanshoop, Deutsch-Südwest.

Deutsch-Südwestafrika.

Deutsch-Südwest hatte eine im wesentlichen aus Weißen bestehende und berittene Schutztruppe, die vor dem Kriege aber nur noch rund 1600 Mann stark war. Sie konnte auch durch Einbeziehung der Landespolizei und Ausgebot der wehrfähigen Bevölkerung auf nicht mehr als 6000 Mann gebracht werden. Mit diesen geringen Kräften, ohne genügende Artillerie, fast ohne Kraftwagen und mit nur zwei Flugzeugen, mußte ein Gebiet fast doppelt so groß wie Deutschland gedeckt werden.

Die Hoffnung, daß ein großer Burenaufstand im Britischen Südafrika unseren Widerstand stark unterstützen würde, erfüllt sich nicht. Nur wenige Burenführer treten auf unsere Seite. Ihre Truppe sicht z. T. von vornherein nur mit halbem Herzen, und ihre Masse läßt uns sehr bald durch die Kapitulation von Upington (31. 1. 15) im Stich. Dagegen stellt die englandfreundliche Unionsregierung Louis Botha zur Eroberung der Kolonie ein mit allen Hilfsmitteln ausgerüstetes Heer auf, das schließlich auf 60 000 Mann mit 12 000 Kraftwagen anwächst.

Eine Sicherung aller Grenzen ist natürlich unmöglich. Da der Angriff von der Unionsgrenze her am wahrscheinlichsten ist, werden hinter schwachen Sicherungen gegen die Küste und den Oranjesfluß die Hauptkräfte der Schutztruppe im Süden der Kolonie versammelt.

1914.

19. 9. Nachdem sie schon am 19. 9. Lüderiksbucht besetzt hatten, überschreiten am 26. 9. die Unionsstruppen die Südgrenze, holen sich aber alsbald bei Sandfontein eine schwere Schlappe.



Bild: Schert
Truppenverladung auf dem Bahnhof in Windhoek.
Ein Bild vom Deutsch-Südwestafrikanischen Kriegsschauplatz.

- Die Ermordung eines deutschen Bezirksamtmanns im portugiesischen Fort Naulila, am 19. 10. macht eine Strafexpedition nach Angola nötig. Naulila wird am 18. Dezember genommen, worauf die Hauptkräfte alsbald wieder nach Süden marschieren, während kleinere Unternehmungen gegen die Portugiesen noch bis Anfang Februar 1915 fortgehen.
9. 11. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant von Hendebred, fällt einem Unglücksfall zum Opfer. Den Befehl übernimmt nun Oberstleutnant Franke.
1915. Bis Januar 1915 sind alle Häfen in englischer Hand. Ihre Verteidigung war von vornherein als aussichtslos aufgegeben worden.
1915. Nun beginnen die Engländer von Balfisch-Bucht gegen Windhoek und von Lüderiksbucht auf Keetmanshoop vorzurücken. Vor allem die Bedrohung unserer Flanke durch das Vorgehen des Gegners von Balfisch-Bucht aus zwingt uns, ab 27. 3. allmählich den Süden des Schutzgebietes zu räumen, wo inzwischen Aus der Mittelpunkt der Verteidigung geworden war. Ein Aufstand der Rehoboth-Bastards erhöht noch die Schwierigkeiten einer Abwehr der gewaltigen feindlichen Übermacht.
27. 3.

12. 5 Am 12. 5. muß auch Windhof geräumt werden. Die Schutztruppe weicht in Richtung Waterberg. Es soll nun versucht werden, im Norden — bei Otavifontein — in befestigter Stellung erneut Widerstand zu leisten. Aber noch ehe die Stellungen ausgebaut sind, greift der Gegner wieder mit starker Übermacht an und wirft uns gegen Tsumeb und in das unfruchtbare Sandfeld.



Bild: Scherl

Artillerieabteilung der Schutztruppe in Südwest mit Ochsenbespannung.

- Die Kräfte der um Korab an der Otavibahn zusammengedrängten Truppe sind erschöpft. Verpflegungsmöglichkeit für Mann und Pferd ist nun nicht mehr vorhanden. Gouverneur
9. 7. Seitz muß sich zur Übergabe der noch etwa 3600 Mann starken Schutztruppe und des Schutzgebietes entschließen. Die aktive Truppe wird interniert. Die zum Kriegsdienst eingezogenen Siedler dürfen ihren bürgerlichen Berufen wieder nachgehen.

Deutsch-Ostafrika.

Ostafrika, zweimal so groß wie das Reich 1914, besaß zu Kriegsbeginn eine Schutztruppe von 216 Weißen und 2540 Askaris (= farbige Krieger), dazu eine Polizei von 45 Weißen und 2140 Askaris. Die Bewaffnung dieser Streitkräfte war zum größten Teil veraltet, Artillerie so gut wie gar nicht vorhanden.

Im Kriege fanden im ganzen 3000 Europäer und 12 000 Askaris kriegerische Verwendung. Gegen sie hat der Feind rund 300 000 Mann eingesetzt!



Bild: Walthar Dobbertin

Küstenwacht in Deutsch-Ostafrika.



Bild: Oberstlt. Kraut

Arusha-Leute als Träger im Lager Kitumbin in Deutsch-Ostafrika.

1914. Da Gouverneur Dr. Schnee einen Kampf um die Küstenstädte vermieden wissen will und auch dem vom Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, für richtig gehaltenen Vorstoß aus der Gegend des Kilimandscharogebirges nach Uganda nicht beabsichtigen zu können glaubt, wird die Masse der Streitkräfte westlich Daressalam versammelt. Schwächere Abteilungen bleiben an den Grenzen.
8. 8. Die Engländer beschließen den Funken von Daressalam. Am ehesten bedroht müssen unsere Siedlungs- und Pflanzungsgebiete zwischen dem Kilimandscharo und der Küste bei Tanga erscheinen, und es gelingt dem Kommando der Schutztruppe nun, vom Gouverneur die Erlaubnis einer Truppenschiebung nach Norden zu erhalten.
15. 8. Am 15. 8. wird das am Kilimandscharo gebirge gelegene englische Taveta genommen und zum Mittelpunkt der neuen Versammlung gemacht. Die Usambarabahn ermöglicht schnelle Verschiebungen an der ganzen Nordgrenze der Kolonie bis zur Küste. Außer mit einem Einbruch am Kilimandscharo muß auch mit einem Landungsversuch der Engländer gerechnet werden.



Pflanzler vom Kilimandscharo stellen sich der Schutztruppe zur Verfügung.

Bild: Oberstlt. Kraut

2. 11. Am 2. 11. erscheinen diese dann auch mit 14 durch Kreuzer geschützten Transportdampfern vor Tanga und setzen zunächst 2000 Mann an Land.*
5. 11. Am 5. 11. ist aber das englisch-indische Expeditionskorps von insgesamt 8000 Mann nach schwerem Kampf völlig geschlagen und muß abfahren. Eine gewaltige Beute erlaubt uns, mit einer neuzeitlichen Ausrüstung der Truppe zu beginnen. Ein gleichzeitiger Angriff des Feindes am Kilimandscharo gebirge wird ebenfalls abgewiesen.
1915. 18. und 19. 1. Anfang Januar versucht der Gegner, nun an der Küste von Norden her vorgehend, abermals Tanga zu nehmen. Er wird bei Jassini geschlagen.
- Das erste Halbjahr vergeht dann an der Nordgrenze der Kolonie unter erfolgreichen Patrouillengefechten. Im April gelingt es einem deutschen Hilfschiff, bei Tanga die Blockade zu brechen. Seine Ladung — vor allem die Munition — wird mühsam geborgen. Im übrigen geschieht nun alles nur Mögliche, um das Schutzgebiet von der Zufuhr unabhängig zu machen.
- Mitte Juli. Unser Kreuzer „Königsberg“ hatte in der Rufidjimündung Schutz suchen müssen. Er muß nach langem Kampf mit englischen Schiffen gesprengt werden. Die Besatzung kommt zur



Lettow-Vorbeck im Auto. Bild: Walther Dobbertin



Befestigte deutsche Stellung im Kampfgebiet des Kilimandscharo. Bild: Oberstin. Kraut



Bild: Oberstin. Kraut
 Marsch durch die Steppe nach dem Longido-Berg in Deutsch-Ostafrika.

Schutztruppe. Durch die geborgenen Geschütze erhält diese nun auch schwere Artillerie.

Zweites Halbjahr. Anfang Juli ist bekannt, daß demnächst starke Truppen der Südafrikanischen Union eintreffen werden. Die Engländer greifen indessen vorläufig weiter nur mit verstärkten eigenen Kräften an. Die Hauptkämpfe spielen sich am Kilimandscharo ab. Wir können den stark überlegenen Feind mehrfach schlagen und ihm auch durch Störung des Betriebes der Ugandabahn schweren Schaden zufügen. Außerdem fällt uns weiter erhebliche Beute zu.

Ende des Jahres. Aber Ende des Jahres wird es offensichtlich, daß nun der Großangriff der Engländer mit Hilfe der Südafrikaner bald einsetzen wird, vor dem das Nordgebiet der Kolonie nicht gehalten werden kann. Seine Räumung wird vorbereitet. — Ein zweites Hilfsschiff hatte inzwischen im äußersten Süden der Kolonie weiteres Kriegsmaterial gelandet, das nun so schnell wie möglich nach Norden geschafft wird.

1916. Anfang 1916 wird der Gegner von unseren 4000 Mann im Kilimandscharogebiet noch blutig abgewiesen. Die Überlegenheit des Feindes ist aber inzwischen auf 7:1 angewachsen. Der Norden muß aufgegeben werden. Die Schutztruppe weicht langsam gegen die Mittellandbahn.

Mai. Das Gros der Schutztruppe sichert nun bei Kondoa-Itangi.
 Juni. Abteilung Kraut bleibt noch an der Nordbahn. Im Juni bringen dann auch vom Viktoriassee, aus Belgisch-Kongo sowie aus der Lücke zwischen Tanganjika- und Njassasee feindliche Kolonnen in die Kolonie ein und drängen unsere an den Seen stehenden Sicherungen auf Tabora und Itinga zurück.



Bild: Reichsarchiv, Potsdam

10,5-Zentimeter-Geschütz des Kreuzers Königsberg, zur Küstenverteidigung vor Tanga eingebaut und gegen Fliegerlicht gedeckt. Die Bettung war fahrbar und konnte auf Geleisen nach der weiter nördlich gelegenen Manja-Buch gefahren werden.

Kraut hat allmählich in die Gegend nördlich Morogoro weichen müssen.

31. 7. Am 31. 7. 16 erreicht der Feind die Zentralbahn bei Dodoma. Vor ihm sind die Truppen von Kondoa im Rückzug auf Kilossa Run müssen auch die von gewaltiger Übermacht bedrängten 4 Kompanien Kraut auf den Wami-Fluß zurückgenommen werden, hinter dem sie den Gegner Mitte August abweisen.

Angeichts der bedrohlichen Lage werden nun alle erreichbaren Kräfte der Schutztruppe bei Morogoro versammelt, von wo aus allmählich nach Süden ausgewichen wird.

Anfang September. Anfang September erleidet der Feind, welcher sich bemüht, uns den Rückzug abzuschneiden, bei Kiffaki an den Mugarubergen einige schwere Schlappen.

Winter 16/17. Lettow kann sich dann noch den Winter 1916/17 über nördlich des Kusidji halten und die reiche Flußgegend zur Proviantierung ausnutzen. Ein Umfassungsversuch von der Küste bei Kilwa her wird zum Stehen gebracht. Der Gegner ist anscheinend am Ende seiner Kräfte. So bleibt die Lage bis zum Frühjahr 1917 noch durchaus günstig.



Bild: Schert

Aus dem Kampfgebiet Mahenge in Deutsch-Ostafrika. Am Baumberbau.

1917. Erst dann beginnt der Gegner wieder mit Großangriffen von allen Seiten. Am gefährlichsten sind zunächst die von der Küste her (von Kilwa und Lindi) geführten. Der Ring um unsere Truppen wird immer enger. Der Feind erleidet zwar durch Gegenangriffe schwerste Verluste, aber Lettow wird doch im Verlaufe von Sommer und Herbst immer mehr nach Süden gedrückt.



Einer der Bescheid weiß...

Er gebraucht sofort das D.D.D. Hautmittel, denn er kennt dessen schnell lindernde Wirkung bei Hautleiden wie Flechten, Hautjucken, Pickeln, Berufseizemen und weiß, daß es schon vielen geholfen hat. Versuchen auch Sie das D.D.D.-Hautmittel, es ist erhältlich in allen Apotheken ab RM 1.35 die Flasche. Kostenfreie Prob-Flasche durch D.D.D.-Laboratorium Abt. 174, Berlin W 62, Kleiststraße 34.

D.D.D. Hautmittel



Über 15 Millionen Radfahrer gibt es in Deutschland.

Das Fahrrad ist ein gewohnter Gegenstand des täglichen Gebrauches geworden. Dennoch ist es nicht gleichgültig, wie ein Rad ausgestattet ist. Denn nicht nur soll es ein müheloses Fahren gewährleisten, es soll sicher sein und ohne Reparaturen lange halten.

Das wertvollste und wichtigste Organ im Fahrrad ist die Freilauf-Nabe. Von ihr hängt der leichte spielende Lauf eines Rades ab, sie ist zugleich die Bremse, die das Rad jederzeit sofort zum Halten bringen soll.

Fast 50 Millionen Radfahrer in der Welt fahren TORPEDO-Freilauf.

Man bevorzugt die Torpedo-Nabe überall, weil sie das vollkommenste Naben-system darstellt, weil sie höchste Schnelligkeit und Sicherheit verbürgt, weil sie F & S-Arbeit, d. h. beste deutsche Qualitätsarbeit ist und unbegrenzte Lebensdauer hat.

Daher, wenn Sie ein Fahrrad kaufen, achten Sie stets darauf, daß es diese bestbewährte Nabe hat



Torpedo FREILAUF

F & S

FICHTEL & SACHS A. G. SCHWEINFURT-M.

Am 18. 10. erleidet der Gegner bei Mahiwa und Lutuledi südwestlich Lindi noch einmal eine ganz schwere Niederlage. Lettow muß sich schließlich aber doch entschließen, auf portugiesisches Gebiet auszuweichen. Die Truppe wird vorber, da für die bisherige Stärke Verpflegung, Patronen und Arznei (Chinin) nicht reichen, auf 300 Deutsche und 1700 Farbige vermindert. Am 25. 11. wird der Rowuma überschritten. Eine starke, aus dem Innern der Kolonie zurückkehrende Abteilung hatte leider vorher noch kapituliert. „LZ 59“, der im Herbst der Schutztruppe Vorräte zuführen sollte, wurde nach 7000 km Fahrt in der Gegend südlich Karthum auf die falsche Nachricht hin zurückgerufen, daß Lettow selbst zur Übergabe gezwungen worden sei.

1918. Erstes Halbjahr. Dieser treibt nun aber in Wirklichkeit im ersten Halbjahr 1918 in einem einzigen Siegeszug die Portugiesen bis fast an die Sambesi-Mündung. Angriffe von allen Seiten werden immer wieder unter schweren Verlusten der Gegner abgeschüttelt. Waffen, Munition und Verpflegung „liefert“ der Feind immer wieder reichlich. Gefrönt wird der kühne Zug durch den Sieg bei Nhamaccurri, der dem Feind schwerste Verluste und uns besonders große Beute bringt. Leider ist die Gefahr, eingetreift zu werden, nun aber wieder sehr groß. Lettow entzieht sich ihr durch Kehrtmachen und Marsch nach Norden.

Trotzdem Krankheiten an den Kräften der Truppe stark zehren, erleiden Portugiesen und Engländer Schlappe auf Schlappe

und müssen weiter reichlich Material abtreten.

Am 30. 9. 18 wird wieder deutsches Gebiet betreten und längs des Njassasees nach Norden marschiert. Ein langes Verweilen in der Kolonie würde aber wohl schnelle Einkreisung der Truppe und große Verpflegungs- und Munitionsschwierigkeiten bringen. So beschließt Lettow, den Krieg nach Britisch-Rhodesien zu tragen. Zwischen Njassa- und Tanganjikasee wird die Grenze überschritten und nach Südwesten weitermarschiert.

Am 13. 11. erhält General v. Lettow südwestlich Kasama Nachricht, daß am 11. November Waffenstillstand geschlossen worden ist. Nun bleibt ihm nichts anderes übrig, als ebenfalls die Waffen zu strecken. Die Schutztruppe, nun noch 150 Europäer und 1200 Askaris, hatte 4½ Jahre einer am Schluß wohl hundertfachen Abzähl getrotzt.

Dieser Widerstand wäre auch der glänzenden Führung Lettows nicht gelungen, wenn nicht seine schwarzen Soldaten ihm die Treue gehalten hätten, eine Treue, die wie kein anderes Beweismittel geeignet ist, die Lügen unserer Feinde über unsere koloniale Unfähigkeit zu zerstören.

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler:

Wir sind der Überzeugung, daß wir genau so fähig sind, eine Kolonie zu verwalten und zu organisieren wie andere Völker.



Wirklich ein Kraftfahrzeug für Jedermann ist der SACHS-MOTOR!

Jung oder Alt, Mann oder Frau, jeder der Rad fährt, kann noch besser und sicherer SACHS-MOTOR fahren! SACHS-MOTOR erreicht eine Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometer. Jeder, auch der schmalste Weg ist fahrbar. Jede praktisch vorkommende Steigung wird mühelos genommen.

SACHS-MOTOR braucht keine Garage, überall ist er unterzustellen. An Brennstoff verbraucht er 1 Pfennig auf den Kilometer.

500000 SACHS-MOTOREN sind heute im Gebrauch!

In allen Ländern der Erde tut er bereits seinen Dienst, in jedermanns Beruf, in der Stadt, auf dem Land, anspruchslos in der Wartung, immer betriebsbereit, und viel wird überall von ihm verlangt.

SACHS-MOTOR braucht Jeder! Sicher auch Sie!

Jeder Fahrrad-Händler wird Sie gerne beraten.



3600 Dienststellen im Reiche

FICHTEL & SACHS A. G. SCHWEINFURT-M.

Die Kartaune

Eine Begebenheit aus dem ostafrikanischen Pflanzlerleben.

Von Ali Fumani.

Auf einer Jagdexpedition wurde ich eines Abends, als ich mich nach anstrengendem Waidwerken um neun Uhr zur wohlverdienten Ruhe begeben hatte, Ohrenzeuge eines Disputes einiger meiner braven, um ein unweit meines Zelttes brennendes Lagerfeuer liegenden Träger, die seit Jahren im Nebenamt Arbeiter auf meiner Pflanzung waren.

„Spah“, sagte mein alter Bretterschneider Hondo-hondo (der Nas-hornvogel), „das neue Gewehr unseres Herrn, das mit den zwei Mäulern, das so verdammt knallt, das schießt Kugeln, die beim Kifar (Nashorn) vorne rein und hinten raus gehn.“ „Ah!“ murmelte der Kreis der Genossen und ließ die auf Stäbe gereihten und am Feuer gerösteten Fleischbroden in gleichmäßig automatischen Bewegungen und unsafbaren Massen zwischen den vorbildlich ausgeprägten Freiwertzeugen verschwinden. „Owe!“ (in der Tat!) nahm mein Gewehrträger „Titili“ (die Maus) das Wort, dies Gewehr hat es in sich, und das Pulver, sagt unser Herr, sei so tali (scharf), daß es besonderer Gewehre bedarf, um die Kraft auszuhalten. Aberhaupt, sagt der Herr, ist das gelbe Pulver, das er mir mal gezeigt hat, so stark, daß unsere Gewehre, die doch auch recht gut sind und die wir doch mit vier, ja, mit fünf Fingerstärken von dem Pulver laden, wie wir es auf der Boma (Bezirksamt) kaufen können, bei Verwendung des bißchen gelben Pulvers, wie es in den Patronen unseres Herrn ist, auseinanderfliegen würden.“ „Lo!“ (Nanu) nahm einer meiner besten Artzschläger, der lange „Kabati“ (der Schrank), das Wort, „das sagt doch der Herr nur, damit er uns abweisen kann, wenn wir ihn um Pulver bitten.“ „Kabati, halt's Maul“, mischte sich wieder Hondo-hondo ins Gespräch, „wenn der Herr das hört, dann gibt es Krach“. „Ach was, der Herr schläft schon lange, und was wahr ist, ist wahr. Mein Gewehr, Ihr kennt es alle, das lange, gute, hat schon sechs Finger Pulver verschossen, das hält auch das gelbe Pulver unseres Herrn aus. Ich werbe Euch mal was sagen: Wenn wir wieder auf der Schamba (Pflanzung) sind und

Kampf den Pflanzenschädlingen mit: **Schacht!**

Schädlingsbekämpfungsmitteln

Ausführliche bebilderte Aufklärungsschriften erhalten Sie auf Anforderung kostenlos von F. SCHACHT K.-G. PFLANZENSCHUTZMITTELFABRIK · BRAUNSCHWEIG · GEGR 1854



30 Tage zur Probe

mit 5 Jahre Garantie versende
 Rasiermesser eigenes Fabrikat
 Nr. 27 fein hohl per Stück Mk. 1.35
 Nr. 33 extra hohl ff. p. Stück Mk. 2.35
 Nr. 67 beste Qual. p. Stück Mk. 3.60
 allert. Rasierklög. p. 10 St. Mk. 0.45
 Haar- und Bartschneidemaschinen
 die Haare 1/2, 3 und 5 mm schneidend,
 nur Mk. 2.95. Dieselbe Maschine, aber
 3. Qualität, nur Mk. 1.05
 Komplette Rasieranrichtung
 in fein poliertem Holzkasten mit Spiegel,
 Rasiermesser Nr. 27 und sämtlichen
 Rasierutensilien nur Mk. 4.45

Grosser Katalog
 über 2000 Artikel
 umsonst!

Versand per Nachnahme. Porto extra. Bei Nichtgefallen Geld zurück.
 Emil Jansen Stahlwarenfabrik und Versandhaus Solingen Wald Nr. 1453



Die treue Helferin



Hermann Köhler AG.

Nähmaschinenfabrik

Altenburg/Thür.

Gegründet 1871

das bekannte Markenrad
 Prospekte 325 durch die
EXPRESSWERKE
 Aktiengesellschaft
 Neumarkt (Bayer. Ostmark)

Bequeme Reinhardtquelle Heustrinkkur bei:

Nieren- und Blasenleiden Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Man befrage den Arzt:

Prospekt: Reinhardtquelle G. m. b. H.,
Stat.: Bad Wildungen.

Reinhardtquelle beachten: Mineralwasser-Handlungen, Apotheken oder Drogerien.



Germania-Boote - Zelte begeistern

durch bequemsten Aufbau, leichtesten Lauf, schnittige Form, geringstes Gewicht sowie kleinste Packung. Zerlegt überall mitzuführen.

Boote von RM 50.-, Zelte von RM 21.90 an
 Ski von RM 15.-, Wettermäntel von RM 28.80 an.
 Fahrradpacktaschen RM 5.40

Im sicheren, bequemen, mäßig warmen Germaniazelt verleben Sie die schönsten Urlaubstage. — Auf Wunsch langfristige Teilzahlung. — Katalog kostenlos.

Germania-Faltbootwerft, Neckarzimmern 12 Baden



Gnu's auf der Etoscha.

Bild: Sophie von Uhde

der Herr mal besonders guter Laune ist, dann werde ich es nochmals riskieren, ihn um gelbes Pulver zu bitten, obwohl er mir leihthin sagte: „Kabati, kommst Du mir noch ein einzigmal mit Deinem verdammten Wunsch nach Pulver, dann kriegste eine geklebt. Na, wenn wir alle die gekriegt hätten, die uns der Herr gelegentlich versprochen hat, dann hätten wir bei der Mtono (Hand) alle keine Zähne mehr.“ „Das stimmt“, fiel der Choros ein, „er stellt uns immer Senge in Aussicht, aber es gibt keine. Nur Klauen und Matata (Auflehnung pp.) kann er nicht vertragen.“ Mehr vernahm ich nicht. Das Gemurmel hatte einschläfernd auf mich gewirkt, und ich sank in tiefen Schlaf. Selbstverständlich ließ ich mir nichts merken und reagierte sauer, wenn meine Leute in Art der Eingeborenen, die etwas auf dem Kiefer haben, das Thema „Pulver“ anschnitten.

Nun waren wir schon seit einiger Zeit wieder auf der Pflanzung, als ich wohl in der Verfassung war, die Kabati mit „guter Laune“ glaubte bezeichnen zu dürfen. Er ließ sich also bei mir melden und trug mir, als

Schuppenflechten

noch veraltete be-
seitigt fast immer
ca. 3 fach 2.25 RM in Apoth. Nachnahmeporto 50 Pfg. Prosp. 4.

Alleinhersteller: Tutogen-Laboratorium, Dresden-A 46 Ko.

Kolonialbücher

Illustrierte Prospekte
kostenfrei vom

Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W.

Erhället!

dann:

Kaiser's Brust-Caramellen

„mit den 3 Tannen“

Packungen
von 35 Pfg. an.

In Beuteln und
Dosen erhältl.



Ein hübscher Lockentopf

verschönt jede Frau! Auch Sie wollen stets hübsch aussehen. Benutzen Sie unsere Kräuselkamm. Schöne, dauerhafte Locken in duffiger Fülle und allerliebste Wellen werden Sie entzücken. Unschädliches, seit Jahren erprobtes Fabrikat. Flasche zu RM 1.50; Doppelflasche zu RM 2.50 u. Porto, monatelang reichend.

Fischer & Schmidt, Z 369, Dresden-A. 1
Marshallstr. 27.



Schuppenflechte

Viele Kranke, selbst Jahrzehntelange und ich, wurden in kurzer Zeit durch ein leicht anzuwendendes Mittel von dem Leiden befreit. Fragen Sie an, ich schreibe Ihnen umsonst, wie das Mittel heißt. Ich sende Ihnen keine Mittel zu; Sie können diese durch die Apotheke selbst beziehen. Besen Sie bitte, was mir Beheile aus Dankbarkeit mitteilen. Ich sende Ihnen diese Schreiben mit.

Plantagenbesitzer Edwin Müller, Hirschleide-Sachsen 30.

Gegen Magerkeit

gebraucht man Steiner's allbewährte
„Oriental Kraft-Pillen“

Sie bewirken erfahrungsgemäß in kurzer Zeit merkliche Gewichtszunahme, vollere Körperformen und frisches Aussehen; stärken demnach die Arbeitslust, Blut u. Nerven. Ganz unschädlich, ärztlich erprobt. Viele Dankschr. 40 Jahre weltbekannt. Preisgekr. m. gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis (100 St.) RM 2.50 m. Gebrauchs- u. Porto extra (Postanweisung oder Nachnahme).

D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/K21



Gute Musik-Instrumente

von Musik-Spezialfirma
HEROLD & Co.
Klingenthal Nr. 250
Katalog kostenlos
Für Handharmonikas
Sonderliste verlangen

Wie baue ich mir selbst?



Die bewährte Sammlung praktischer Anleitungen zum Selbstaufbau mit geringsten Kosten. Sie finden leichtverständliche Bauanweisungen zu Maschinen aller Art, Lehrmittel für Schule und Haus, zu Werk- und Spielzeugen, Sammelbedarf, zu Fahrzeugen für Land, Wasser und Luft sowie zu Gebrauchsgegenständen aller Art für Haus und Hof, Garten und Werkstatt. Für jedermann bestimmt etwas!

Preis jeder Bandnummer 50 oder 80 Pfg.
Alle Bände enthalten zahlreiche Abbildungen, teils Pläne



288 verschiedene Bauanleitungen lieferbar. Es ist hier nicht möglich, alles das anzuführen, was Sie sich nach unseren Bauheften selbst herstellen können. Lesen Sie bitte unseren neuen Hauptkatalog Nr. 4 durch.

Bestellen Sie deshalb ganz unverbindlich zunächst unseren ausführlichen Katalog Nr. 4 kostenlos! Bitte fügen Sie für Porto 20 Pfg. in deutschen Briefmarken bei und geben Sie Ihren Bedarf an. Schreiben Sie an **Hermann Beyrer Verlag - Leipzig 05**

ich auf dem Hofe erschien, sein Anliegen vor, ihm doch etwas Pulver zu geben, er wolle heute Nacht Wildsäue schießen, die ihm auf seinem Mohogofeld (Tapioka) viel Schaden anrichteten. Kabati hatte seine Knarre gleich mitgebracht, um eine Ladung in Empfang nehmen zu können. Ich sagte ihm, „Kabati, Du bist jetzt wohl schon zehnmal bei mir gewesen und hast um Pulver geschmurt, und jedesmal habe ich Dir erklärt, daß Deine Donnerbüchse mein gelbes Pulver nicht aushält. Da ich aber kein anderes Pulver besitze, so kann ich Dir nicht helfen. Nun sei aber zufrieden und belämmere mich nicht wieder, sonst werde ich grob“. Da spielte Kabati seinen letzten, aber stärksten Trumpf aus. „Herr“, sagte er, „versuch es selbst mit meinem guten Gewehr, ich habe schon sechs Fingerstärken Pulver daraus verfeuert, Du wirst Dich überzeugen, daß es stark genug ist, Dein Pulver auszubalzen.“ Ich ließ mich auf den Kompromiß ein. „Gut Kabati“, antwortete ich ihm, „ich werde es auf Dein Risiko hin versuchen“ und ließ das Gewehr in's Büro bringen. Inzwischen erteilte ich dem Kabati den Auftrag, zwei etwa meterhohe, handgelenkstarke Gabelhölzer im Walde zu schlagen und an einer näher bezeichneten Stelle hinter dem Pferdestall zwei den Hölzern entsprechende, armtiefe Löcher in Meterabstand auszuheben. Als Kabati die Gabelhölzer brachte, hatte ich mittlerweile seine Donnerbüchse in halber Lauflänge mit gelbem Körnerpulver geladen und fast den ganzen Rest des Laufes mit festgestampften Papierpfropfen zugestopft. Ich ging nun hinter den Pferdestall und ließ die Gabelhölzer in den Boden senken und feststampfen. Dann wurde das Gewehr gebracht, in die Gabeln gelegt und festgedrückt. Als die Donnerbüchse mit den Hölzern so fest verbunden war, daß sich nichts rührte und rührte, wurde eine Schnur am Abzug befestigt und um die Hausede geführt. Dann überzeugte ich mich, daß niemand in der Nähe sei, spannte den Hahn und setzte da Hündhütchen auf, worauf ich mich mit Kabati an das Ende der Abzugschnur begab und abzog. — Solch eine Wirkung



Kaffee-Pulver
in 4 Größen lieferbar.

Alle
Kaffee-
Bearbeitungsmaschinen

für nasse und trockene
Aufbereitung in kleinsten
bis größt. Ausführungen:
liefert als **Spezialität**:



Kaffee-Schälmaschine mit Schalen-
absaugung, auch für Kraftbetrieb
lieferbar.

**Paul Kaack & Co., Maschinenfabrik, Hamburg 30,
Doppelstraße 48.**



Erhalte deine Gesundheit

durch naturgemäße Lebensweise und benutze bei auftretenden Beschwerden oder Krankheiten zu deren Bekämpfung heilkräftige Pflanzen, welche der Natur entsprossen. Aus solchen Naturarzneien erprobt zusammengestellt sind die durch ihre Erfolgssicherheit bekannten

Philippsburger Herbaria-Kräuter-Heilmittel

dieselben werden in Spezialmischungen für die einzelnen Krankheiten zusammengestellt und sind als Kräutertee, Kräuterpulver, Kräuterpulverkapseln, Kräutertabletten und Kräutersäfte erhältlich. Es werden empfohlen bei:

Arterienverkalkung	Mischg. Nr. 4	Unreinem Blut	Mischg. Nr. 19
Asthma	Nr. 6	Magenleiden	Nr. 68
Gicht - Rheuma	Nr. 44	Nervenleiden	Nr. 80
Herzleiden	Nr. 52	Husten u. Verschleimung	Nr. 66
Korpulenz	Nr. 52	Zuckerkrankheit	Nr. 29
Hämorrhoiden	Nr. 49	Kropfleiden	Nr. 64

Preise pro Packung je nach Sorte und Verbrauchsform RM 2.15 - 2.90.
Interessenten wollen unsere Aufklärungsbroschüre „Das Pflanzenheilverfahren“ verlangen, dieselbe wird gern kostenlos zur Verfügung gestellt.

Herbaria Kräuterparadies Philippsburg K 151 a | 39 (Baden)
Alfred Belzner

Lettow-Vorbeck Heia Safari!

Deutschlands Heldenkampf in Ostafrika während des Weltkriegs für Jugend und Volk erzählt. Mit zahlreichen Abbildungen

jetzt in Ganzleinen 4. - RM.
in Halbleinen gebunden 3,60 RM.

Senta Dingreiter: „Wann kommen die Deutschen endlich wieder?“

Dunkelbender Reisebericht aus unseren Kolonien in Afrika nach dem Kriege, eine Rechtfertigung deutscher Kolonialarbeit. Mit 19 Abbild. In Ganzleinen 2,85 RM. Verlangen Sie unseren kostenlosen, bebilderten Kolonialbücher-Prospekt!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. - Koehler & Amelang, Verlag, Leipzig



Rückkehr von der Jagd.

mich seiner erbarmte und ihm einen anderen, gleich langen und mindestens ebenso guten Vorderstopper aus dem Arsenal meiner Affenjäger schenkte und ihm nahe legte, in die Ausführungen seines Herrn künftig keine Zweifel zu setzen.

hatte selbst ich nicht erwartet! — Es gab einen brüllenden Knall, wie ein Kanonenschuß. Aus meinem Hause kamen meine Frau und die Boys heraus, aus allen Hütten und dem Anderladen stürzte das erschreckte Volk hervor, kurz, es gab eine Aufregung erster Klasse. Als ich mit Kabati zum Schießplatz kam, war seine Karfaune restlos, bis auf ein kleines Stückchen Holz von Streichholzgröße, verschwunden. Ich mußte furchtbar lachen. Kabati fand die Situation weniger lächerlich. Er spie in langem Strahl zwischen den Zähnen durch, sagte Vo! (Manu) und sah mich unsicher an. „Siehst Du jetzt, Kabati, wer recht hat?“ Er schüttelte den Kopf, spudte nochmals, wie anfangs, sagte nochmals Vo! und wollte betrübt von binnen wallen, als ich

Versuchen Sie heute schon, aber auf Weihnachten unbedingt!

Ein großes Sortiment-Post-Paket echte, feine **Schmidt's Nürnberger Lebkuchen**

Inhalt: Fünf halbe Kilo (mindestens 2250 Gramm) echte, feine, runde und edige weiße auf Oblaten in verschiedenen Geschmacksarten und drei halbe Kilo (mindestens 1350 Gramm) sortiert in feine, glasierte, sog. Basler, feine Schokolade-Lebkuchen, feine gefüllte Dominosteine, feine Spitzkuchen, feines Nürnberger Allerlei und Gewürzplätzchen. Darunter schöne viellarbige Blechdose mit Nürnberger Ansichten. Dies alles zusammen, sehr billig 3,90 Mark. Porto extra. Nachnahme oder Voreinsendung Postcheckkonto Nürnberg Nr. 45133. Garantie: Wir zahlen Geld und Porto zurück, wenn Ihnen die Sendung nicht gefallen sollte. E. Otto Schmidt, Lebkuchensabrik G. m. b. H., in Nürnberg-S 999

Ohne Sonne schnell gebräunt!

Blasse Mädchen machen auf ihre Umgebung meist einen tränklichen Eindruck, selbst wenn sie an sich kerngesund sind. Darum verbessern Tausende von Damen und Herren ihr Aussehen durch ein ganz einfaches Hilfsmittel. Sie nehmen die bekannte weiße Vitalis-Creme, reiben sie ganz leicht ein und wischen den Ueberfluß wie bei jeder anderen Hautcreme gut ab. Innerhalb 20 Minuten bildet sich durch die Hautsekretion



deutlich sichtbar eine Lebnung, die dem Benutzer ein frisches, schön gebräuntcs Aussehen verleiht, wodurch er wesentlich vorteilhafter aussieht. Die weiße Vitalis-Creme ist jetzt auch in einer kleineren Dose zu haben, die in größeren Apotheken, Drogerien und Parfümerien vorrätig ist od. schnell besorgt werden kann. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift über Vitalis-Creme von der bekannten Kufirol-Fabrik, Berlin-Lichterfelde.

Künstliche Zähne ohne Bürste

schnell **Vorher** **Nachher** sauber!



Die Reinigung herausnehmbarer Gebisse ist jetzt geradezu ein Kinderpiel. Man nimmt 1/2 Glas Wasser, schüttet etwas Kufident hinein, rührt um und legt das Gebiß über Nacht hinein. Alles andere besorgt die Kufident-Lösung. Sie nehmen das Gebiß am nächsten Morgen bliglauber heraus und spülen es

gut mit Wasser ab. Es gibt keinen unangenehmen Geruch und Geschmack mehr. Kufident wird von vielen Zahnärzten und Dentisten empfohlen. Wir senden Ihnen gern die neue Druckschrift „Die richtige Pflege künstlicher Zähne“ kostenlos und portofrei zu. Kufirol-Fabrik, Berlin-Lichterfelde.

Fußschmerzen Hühneraugen



Wenn Ihre Füße leicht ermüden, übermäßig schmerzen, anschwellen, schmerzen oder brennen, oder Hühneraugen und Schwielen Sie plagen, wird Ihnen ein Kufirol-Fußbad schnell Erleichterung verschaffen. Ihre Füße werden nach einigen Kufirol-Fußbädern wieder frisch und leistungsfähig, das Brennen verschwindet, Hühneraugen und Schwielen werden erweicht. Sie bekommen das echte Kufirol-Badesalz schon für 20 Pfg. in Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Die Original-Packung mit 4 Beuteln kostet 75 Pfg. Wenn Sie Ihre

Hühneraugen und Hornhaut nicht nur erweichen, sondern mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen, dann genügt kein Fußbad, sondern Sie tauchen dann das millionenfach bewährte Kufirol-Pflaster. Es tötet den Schmerz und zerfließt die vorhandenen Druckstellen wblutig und gefahrlos. Für 75 Pfennig werden Sie Ihre Hühneraugen sehr bald los, weil das Kufirol-Pflaster eine große Tiefenwirkung entfaltet. Kaufen Sie! Kufirolen Sie! Kufirol-Fabrik, Berlin-Lichterfelde.

Die Koloniale Frauenschule in Nendeburg

Was will die Schule? Sie möchte den deutschen Frauen in Übersee für ihr oft schweres aber noch öfter reiches Leben tüchtige Helferinnen zur Seite geben, insbesondere Mädel, die nicht nur für ein begrenztes Arbeitsgebiet hinübergehen wollen, die ihr Leben mit dem Lande verbinden möchten. Das aber sollen Mädel sein, die eine starke Seele haben, die notwendig ist, um dem viel stärkeren Auf und Ab des Schicksals drüben zu widerstehen, die selbständig sind und keine Scheu haben, ganz unbekannte Aufgaben anzugreifen, die gesund an Leib und Seele sind und die vor allem auch der sehr viel größeren persönlichen Freiheit da draußen gewachsen sind. Darum ist der Grundgedanke unserer Schule die Auswahl der Tüchtigsten. Es versteht sich von selbst, daß das auch für die nationale Einstellung gilt.

In dem Nendeburger Jahr steckt ein sehr umfassender Arbeitsplan. Er ist bunter und vielseitiger als an anderen Frauenschulen, und das ist mit Bedacht so eingerichtet. Wir möchten nur Mädel haben, die mehr als der Durchschnitt zu leisten vermögen, die oft nur einer Anregung bedürfen und nur kurzer Übung, um zu einer guten Leistung zu kommen. Was Durchschnitt ist, behauptet sich in der Heimat besser als in der Fremde.

Wollen Sie nach Kolonien oder Ausland und dort teilnehmen an deutscher Arbeit und Siedlung od. über die deutschen Kolonien unterrichtet sein, dann abonnieren Sie die

Afrika-Nachrichten

Illustrierte Kolonial- und Auslandszeitung

Beilagen:

Deutsche Siedlung und Wanderung. Koloniale Technik. Die Wirtschaft Afrikas.

Hauptschriftleiter Dr. H. W. Bauer

Hervorragende Fachleute sind Mitarbeiter. Reich bebildert. Auskünfte für Abonnenten in allen Entschädigungs-, Ansiedlungs- und Passagenangelegenheiten und sonstigen Fragen. Viele glänzende Urteile. Probenummern kostenlos (gegen RM -20 Porto). Preis vierteljährlich durch jede Postanstalt nur RM 2.10, direkt unter Kreuzband vom Verlag RM 2.40

Verlag der „**Afrika-Nachrichten**“
Dr. Gustav Engel Leipzig C 1 / Hospitalstr. 10

Rad Wildungen für Niere und Blase
ZUR HAUS-TRINKKUR: bei Nieren-, Blasen- und Stoffwechselliden
Helenenquelle

Laubfägerei
Alle Hölzer, Werkzeuge, Vorlagen, Bastlerartikel in großer Auswahl. Katalog gratis.
I. Brendel, Limburgerhof 91 Pfalz.

Rechter **Lappe** seit 1828
Aromatique
Der feine Magenlikör
Th. Lappe-Neudietendorf i. Sh.

Gebr. Stüber, Weinbau u. Weinhandel
Manzbach bei Bacharach am Rhein.
Spezialitäten: Original-Weine u. alkoholfreier Traubensaft.
Versand in 15er, 30er und 50er Kisten.

Zeiss-Ikon Apparate
1/5 Anzahlung Rest bis 10 Monatsraten.
Kameratousch. Druckschrift 839 kostenlos.

Karl Römer, Berlin SW 61.
Blücherstr. N. 1.

Wer zur See will, findet alles Wissenswerte in dem nach den neuesten Bestimmungen bearbeiteten, im Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W., erschienenen Buche „Die Laufbahnen in der Handels- u. Kriegsmarine“ (100 Seiten Text, Preis nur RM 2.—).



F. TODT PFORZHEIM
RATENZahlungen
VERKAUF AN PRIVATE

Zur Ausbildung gehört alles, was eine Farmersfrau können sollte. Ganz im Vordergrund steht die Hauswirtschaft mit Küche, Wäsche, Nähen und Hausarbeit. Wichtig sind Garten, Viehwirtschaft, Molkerei und Käseerei. Mancherlei Handwerk wird in den Anfängen gelehrt, das Schustern, Glasern, Anstreichen, das Baden, das Polstern und so fort. Für Sport ist reichlich gesorgt durch einen Unterricht in Leichtathletik, durch Reiten, Schießen, Autofahren, Kutschieren, Schwimmen. Ein wichtiges Gebiet ist die Pflege der Kinder, der Unterricht in den ersten Schuljahren, der oft auf der Farm durchgeführt werden muß. Besonders starke Betonung erfahren alle mit der Krankenpflege zusammenhängenden Fächer, selbstverständlich auch Tropenhygiene und die Kenntnis der Tropenkrankheiten. Ein junges Mädchen sagte mir einmal, daß die rein praktische Seite des Daseins allein, so wichtig sie auch für die Frau sei, sie nicht befriedigen könne. Gilt das schon hier in der Heimat, um so mehr in Aberssee, wo auf einsamer Pflanzung kein Theater, kein Kino und sehr oft nicht einmal Radio die Menschen erreicht. Darum sollen Mädchen nach drüben gehen, die den Ausgleich zwischen den geistigen und praktischen Dingen lieben. Im Lehrplan der Schule ist das wohl bedacht. Die theoretischen Fächer richten sich auf ein wirkliches Erfassen der nationalpolitischen und wirtschaftlichen Fragen und auf eine Begründung der Praxis. Daß eine Frau über den Durchschnitt intelligent ist, ist für Aberssee ebenso notwendig, wie gute Gesundheit und Neigung zu praktischer Arbeit. Hier in der Heimat in engeren Berufskreisen, in denen noch dazu der eine Nachbar dem anderen eine Stütze sein kann, weil sie immer dicht beieinander sind, kann man schließlich mit einer Art „Kochbuchmethode“ durchkommen. Man tue in dem und dem Fall das und das. Weiß man's nicht selbst, so weiß es der Nachbar. Das geht nicht in Aberssee. Unerwartete Situationen kommen immer wieder und dann kann man nicht nach irgendeiner Vorschrift suchen, sie zu lösen. Ein Beispiel: wenn jemand



Jordan-Bade-Kur ist eine Haus-Bade-Kur oder Einreibung eine Beruhigungskur zur Muskelauflockerung, verleiht Schlafen und Harnsäureabsonnerungen, erhält frisch, jugendlich, leistungsfähig. Vorbeugend gegen Arterienverkalkung und hat schon vielen geholfen bei: Gelenk- und Muskelschwächen, Gicht, Nerven, Krämpfe, rheumatische Zustände, Stoffwechsel- und Ernährungstörungen und Müdigkeit in den Füßen. Es ist dringend nötig, daß jeder von Zeit zu Zeit eine Jordan-Badestoffkur durchführt, damit der Körper von wichtigen Schäden befreit wird und dem Blut die nötigen Aufbaustoffe zugeführt werden. Dadurch wird die Drüsenleistung wieder normal, Krankheiten vorgebeugt, das Wohlbefinden gehoben, der Organismus gestärkt, die Widerstandskraft des Körpers erhöht. Angenehm in der Anwendung! Zu haben in den Apotheken und Drogerien.

Gutscheine! Nr. 21. An Firma E. O. Schmidt, in Nürnberg, Gynälerstraße 9 senden Sie mir kostenlos das nötige Material evtl. eine Probe, damit ich mich von der guten Wirkung der Jordan-Kur überzeugen kann.

Name: Ort:
 Beruf: Straße:

KALI

notwendiger Nährstoff der Pflanzen!

Auskunft
in allen Düngungsfragen erteilt:
DEUTSCHES KALISYNDIKAT BERLIN SW 11



Achtung! Stannenerregende Neuheit!

Die leicht tragbare Motorpumpe „Pumpmobil“

Ein Meisterwerk d. Technik! Vorrüge: Selbsttätige, handlich, leicht bedienbar, billig im Betrieb, unempfindlich gegen Verschmutzungen, nicht rostende Hochleistungspumpe, in zahlreichen Größen. Zum Be- u. Entwässern. Einfachste wirksame Feuerspritze. In Verbindung mit Tiefaugevorrichtung geeignet für Tiefen bis zu 25 m. Anfragen erbeten mit Angabe der gewünschten Stundenleistung u. Förderhöhe. Vom Reichsverb. d. D. Gartenbauers e. V., Berlin, gepr. anerk. u. empfohlen.
F. W. Schule & Co., Hamburg 26-Ko, Wendenstr. 349, Telegr.-Adresse „Pumpmobil“



für Erwachsene und Kinder. Vertonen Sie Katalog. Günstige Ratenszahlung.

Alfred Arnold
 Dandoniens- und
 Konzertins-Fabrik
 Carlsfeld Str. 25

Bei Bedarf zum Wdn. soll den bescheiden Menschen fast mögen!

Uhren aller Art

mit schriftlicher Garantie.
 Taschenuhren 2.10, 2.40, 3.-, 3.40
 Arm.-Uhren f. Herren 2.90, 7.25,
 8.-, 9.- f. Damen 2.90, 3.50, 7.-, 13.50
 Ketten Nick. 0.20 verg. 0.60 Rassel 0.20
 0.50 Wecker gutgeh. 1.95, 2.65, 3.20
 Küchenuhr 5.75, 6.-, 9.- Tischuhr
 Nuash. 20x40, 14Tage, Bism. Schöng. 20.-
 21.50, 25.- Regulatoreuhren 17.-
 21.50, 27.50 Kuckuckuhren 1/1, sidl.
 ruf. 3.75, 4.50, 8.-. Werke s. Selbst-
 einbau f. Küchen-, Tisch-, Regulator- u.
 Hansuhren. Halsketten, Armbänder, Bro-
 schen, Ringe, Ohrhinge, Silber-Dreh-
 Bleistifte, Füllhalter und Photo-Apparate
 Ausführl. Katalog gratis. Umtauschrecht
Albert Schmoll jun., Uhrenhaus
 Neuenrade 736



erkrankt und der Arzt Hunderte von Kilometern entfernt wohnt und medizinische Nachschlagbücher nicht zur Hand sind, und das Gedächtnis einmal verlagert, hilft nur eine kluge und verständige Überlegung. Wer in einem solchen Fall nach einer eingelernten Vorschrift sucht, versäumt die Zeit und tut wahrscheinlich außerdem gerade das Falsche.

Was das Rendsburger Jahr möchte, ist folgendes: Alle Aufgaben einer Kolonialen Fachschule sollen für hohe Ansprüche erfüllt werden, aber die Schule soll darüber hinaus in der Arbeit und in der Freizeit ein Stück des vollen wirklichen Lebens sein, in dem junge Menschen ihre gute Art bewahren können. Was sich dann am Schluß des Jahres als menschliches Bild ergibt, das ist das wesentliche Ergebnis der Schule. Mädchen, die die eingangs erwähnten Eigenschaften erwiesen haben, sollen dann hinausgehen, um drüben ihre Kräfte einzusetzen und vielleicht ein neues Reis am Baume Deutschen Volkstums in Übersee abzugeben.

Kine EXAKTA

die vielseitige Spiegelreflex-Kamera 24x36 mm Schlitzverschluss von 1/1000 bis 1/2 Sek. / Selbstauslöser / Auswechselbare Objektive bis 1:1,9 Mikrozweischicht / Vakuumverschluss

Das Schwestermodell STANDARD-EXAKTA verwendet Rollfilm 4x6,5 cm

Prosp. gratis

Thagee
DRESDEN - Strinsen 54 B



„Turmhoch

über der ganzen übrigen Weltreise - Erlebnisliteratur steht dieses in seiner Art einzige Werk" urteilt die „Berliner Börsenzeitung" über das dreibändige Reise- und Erlebniswerk von

Alma M. Karlin

Einsame Weltreise

300 Seiten

Im Banne der Südsee

272 Seiten

Erlebe Welt -

Das Schicksal einer Frau
250 Seiten

Jeder Band illustriert. In sich abgeschlossen. Preis kari. je RM. 1.95, in Leinen RM. 3.25

Wilhelm Köhler Verlag, Minden L. W.

Seit 40 Jahren bekannt gut und billig
WMS-Karabiner waffenähnlich die guten und beliebten Sportbüchsen. Cal. 6 mm gezogen Lauf in Schuß nur RM 11.-
100 Kugelpatronen RM 1.10.
Winchesterpatr. RM 2.- 6 schüssige Rep.
Gas-Pistolen 6 mm, mit 25 Alarm- und 10 Gaspatr. n. RM 7.50. - Alle Jagd-, Sport- und Kleinkaliberbüchsen, Luftgewehre, Pistolen usw. nur vom Fachmann gut und billig.
Preisliste frei. W. Müchler Söhne, Neuenrade Nr. 113 I. W.




Albrecht-Kölitzsch
DRESDEN 17. A. 20.
Haus-Uhren
Sprechmaschinen
SAXONIA
Uhren, Gold u. Silber-Waren.
Zahlungserleicht.
Preisliste Nr. 17 verlangen



Jhr Gebiß sitzt fest
beim Essen
Sprossen
Husten

durch Befressen mit
APOLLOPULVER
Packung 54.4. in Apotheken
und in Drogerien
DEO DÖTZER
Pharm. Fabrik, Frankfurt, M.



Drei interessante Kolonialromane!

J. C. Rathmann und Sohn

Ein Hamburger Roman v. H. Jünger.
Das pulsierende Leben Hamburgs, kolonialistische Anschauung ferner Weltteile und die Schicksale des Hauses Rathmann schildert Jünger in spannender Weise.

Rodenkamp Söhne

Kolonialroman v. H. Jünger.

40 Jahre einzigartiger deutscher Kolonialarbeit und -politik rollen in diesem wuchtigen, großen Romane vor den Augen der Leser ab. Vornehmlich das Verdienst der Bremerischen Kaufleute kommt in einer bewegten Handlung zur Darstellung.

Ein alter Afrikaner

Erzählung aus Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika von Joh. Dose.

Aus jeder Zeile spricht die große Liebe zu den früheren deutschen Kolonien. Ein packend geschriebenes Buch, auch besonders für die Jugend geeignet.

In Leinen je 2.85 RM.

Hinstorffsche Verlagbuchhandlung, Seestadt Wismar.

Beziehen Sie sich bei Anfragen und Bestellungen auf Köhlers Kolonial-Kalender.

ROEDER
SEIT 1841



Proben kostenlos bei
Bezugnahme auf diesen Kalender
Stahlfederfabrik Roeder Berlin 42

Lassen Sie sich in Ihrer Buchhandlung auch
Köhlers Heeres-Kalender
vorlegen. In gleicher Ausstattung wie
dieser Kalender. Preis RM. 1.30.

AUSRÜSTUNGEN
für Kolonialbedarf:
Helme,
Reis- und
Tragesäbel,
Tornister,
Koppel,
Taschen u. a.



C-POSE-WEHRAUSRÜSTUNGEN
BERLIN O 34, BOXHAGENER STRASSE 18

Für verwöhnte Natron-Verbraucher:
Natrondoctor-Tabletten
vorzüglich gegen Sodbrennen,
Druck und Magenbeschwerden.
milde, bekömmlich, unschädlich.
Rezepte gratis. Brief bitte Ver. Köhler

Auch in präparierten Beuteln erhältlich!
Kaiser-Natron
aufbewahrt zum Weichkochen
von Hülsenfrüchten, beim Obst-
Einmachen - Zuckersparnis!
Schnelleres Weichkochen - Brennstoffersparnis





Die Schlange wird mit einer Stange, an der eine zusammenziehbare Schlinge befestigt ist, gefangen.

Schlangengift als Heilmittel

Von Dr. Crop

Mit 5 Aufnahmen des Verfassers

Wird ein Mensch von der Kobra, bekanntlich eine der gefährlichsten Giftschlangen, gebissen, so ist es binnen einer Viertelstunde um ihn geschehen. Gegen diese Gefahr ist auch heute noch kein Kraut gewachsen. Um so interessanter mag die Tatsache scheinen, daß Kobra-Gift in zunehmendem Maße von der Medizin verwandt wird und sogar einen deutschen Exportartikel darstellt.

Seit mehreren Jahren unterhält eine sächsische Heilmittelfabrik eine eigene Giftschlangenfarm. Hier hausen in der feuchtwarmen Luft eines Gewächshauses bei guter Pflege und noch besserer Verpflegung Brillenschlangen mit dem alleinigen Lebenszweck, alle 14 Tage einmal fräftig in ein mullüberspanntes Spiegglas zu beißen. Langsam tropft der todbringende gelbe Saft zu Boden. Vorsichtig, damit der kostbare Giftzahn nicht abbricht, werden die Kiefer wieder abgelöst. Eine Prozedur, die auch für den Fachmann gar nicht so einfach ist; die geringste Ungeklärtheit beim Einfangen der Schlangen und der Entnahme des Giftes setzt das Leben aufs Spiel.

Ein blinder Zufall führte zur Entdeckung des Schlangengiftes als

Traubensaft Apfelsaft

Seit 30 Jahren bewährte Qualitätsmarke

„Bechtel's Nektar“.

Interess. Schrift gratis direkt von

Friedrich Bechtel, Bad Kreuznach

Erste Rhein. Süßmosi-Kellerei

Asthma und Bronchitis

Neuen Lebensmut durch

Breitkreutz-Asthma-Pulver

z. Einnehmen. Wirkt anfallbesitzend — schleimlösend — beruhigend — guter Nachtschlaf — bestens begutachtet — ärztlich erprobt — begeisterte Anerkennungen. Packung RM 1.45 in allen Apotheken. Ueberzeugen Sie sich von der Wirkung. Wegen Gratisprobe oder falls nicht erhältlich schreiben Sie an

Breitkreutz-Kom.-Gesellschaft, Berlin SO 36-K 21

**Fordert
vergrößerten
Stufenbrod
Katalog!**

Über 4000 neue
mehr als 1000
andere Artikel.

Bestehen Sie ab Februar
Wachstumsstadium ab Urteilen
Gesamtheit sind auch
wenn Sie nicht gut ist!

**August Stufenbrod
Einbeck 234**

Nikotin

vergiftet den Körper.
Rasche Raucherent-
wöhnung ohne Gur-
gen. Garantiert un-
schädlich. Prosp. gratis.
Chr. Schwarz, Darmstadt 360
Herdw. 91.

Grau!

Spezial-Haaröl beseitigt
graue Haare oder Geld
zurück. Garantiert
unschädlich. Prospekt
gratis.
Chr. Schwarz, Darmstadt 480
Herdw. 91.

Formenschöne Figur

leise Biste auch bei stark Erschaf.
od. spärlich. Entwick. in kurz. Zeit
durch die garant. unschädlich-fachärztl.
begutachtete **Hormon-Emulsion**

Wirkung begünst. Darmbeweg.
Augen, mit Gelatin-Membran

Ultraform

London u. Antwerp. Pak. 3.25. Dopp.-Pak. 5.- u. Paris.
(angeben: ob Präp. A zur Aufrechterh. oder Präp. V zur
Vollentwickl.) Vers. d. d. d. Prosp. gratis! Nur echt
von Hygien-Institut, Berlin W 15/ 108



Spezialität:



Pflanzungs-Geräte

auf Grund eigener Übersee-Tätigkeit



Rutenbeck & Lausberg, Remscheid (Rhld.)



Heilmittel. Ein New Yorker Arzt erfuhr, daß ein Lepra-Kranker, der an schwersten Neuralgien litt, durch den Biß einer Minierschlange erstaunlich schnell und für lange Zeit von seinen furchtbaren Schmerzen befreit worden war. Der Arzt interessierte den inzwischen verstorbenen Chef des Pasteur-Institutes, Professor Calmett. Eingehende Versuche ergaben, daß Schlangengift eine außerordentlich schmerzstillende Wirkung besitzt. Vor allem bewährte es sich in schwersten Krebsfällen. Eine Injektion von 0,0001 g Schlangengift alle 8 bis 10 Tage verabreicht, genügt nach den bisherigen Erfahrungen, um den Kranken in der Regel dauernd schmerzfrei zu erhalten. Dem stark schmerzenden Gefühl eines Bisses unmittelbar nach der Einspritzung folgt mehr oder weniger rasch die durchgreifende Beruhigung. Damit nicht genug. Im Nachlaß Professor Calmetts wurde darauf hingewiesen, daß das Schlangengift möglicherweise auch als Krebsheilmittel in Frage kommen könnte. Tierversuche ergaben recht günstige Erfolge. Freilich ist damit noch nicht mehr als eine Hoffnung gegeben, da sich die Untersuchungen nur auf wenige Jahre, also eine viel zu kurze Zeit, erstrecken und Tierversuche nicht ohne

Oben: Die gereizte Kobra richtet sich auf. Man sieht deutlich die Brille, die ihr den bei uns geläufigen Namen Brillenschlange gab.
Unten: Eine gereizte Kobra saugt einen Besucher an.

Alles mit Dr. Oetker's bewährten Erzeugnissen!



Verlangen Sie kostenlose Rezeptsendung, Dr. August Oetker, Bielefeld.

Bitte hier ausschneiden und als

Drucksache (Porto 3 Pf.) einenden

Gutschein!

An das Rustinsche Lehrinstitut für Fernunterricht, Potsdam - Kol. 7

Ich wünsche eine **unverbindliche Ansichtssendung** von dem unterstrichenen Lehrgang:

Höhere Schulbildung Abiturientenexamen an der Oberschule a) sprachlicher Zweig b) math.-naturwiss. Zweig am Gymnasium an d. Oberschule f. Mädchen	Lehrwerke für Wehrmachtangehörige Abschlußprüfung I Abschlußprüfung II	Technik Ingenieurkaufmann Techniker f. d. Kraftfahrwesen Elektrowerkmeister Elektrotechniker Funkingenieur Flugzeugbau Laborant Chemotechniker Textiltechniker Maurerpolier Installationstechniker Hochbautechniker Tiefbautechniker Vermessungstechniker Tischler (Schreiner) Gießereitechniker u. a.
Kaufmänn. Ausbildung Zweijährige Handelsschule Höhere Handelsschule Wirtschaftsleherschule Kaufmann Handlungsgehilfe	Beamtenschule Kursus I für einf. mittl. Dienst Kursus II für geh. mittl. Dienst	
Fremdsprachen Englisch Französisch Latein	Musiktheorie Konservatorium Schule des Gesanges	
Italienisch Spanisch Griechisch	Technik Maschinenmeister Maschinensteuertechniker Maschineningenieur Betriebskaufmann Werkmeister Betriebsingenieur	

Studieren auch Sie das moderne deutsche Bildungsgut als Fernschüler nach der über 40 Jahren bewährten Fernunterrichtsmethode Rustin!

Probe-Nr. d. „Rustin-Nachrichten“, Fachzeitschrift f. Fernunterricht (m. Erfolgsberichten), gratis

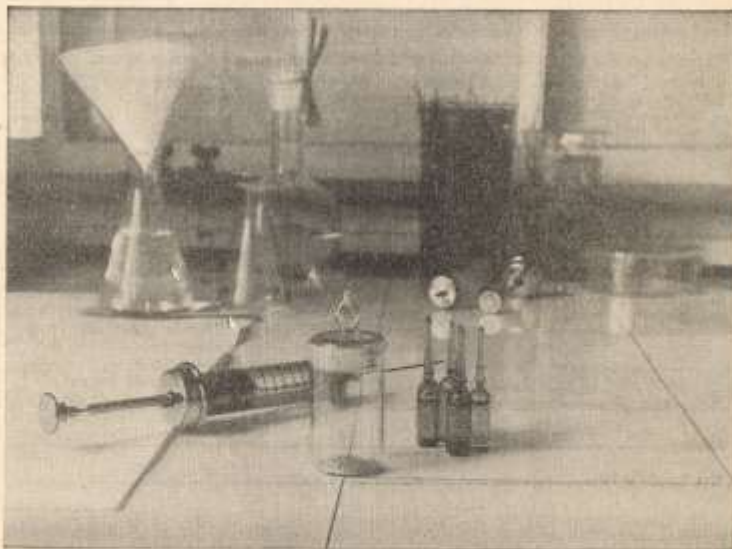
Name: Beruf u. Alter:

Ort, Straße u. Nr.:



Die gereizte Kobra beißt in ein steril gemachtes Glas.
Tropfen gelben Saftes sickern durch den Mull.

Fertig gefüllte Ampullen und ein Glas mit getrocknetem Schlangengift.
Die Körnchen am Boden des Gefäßes stellen einen Wert von
etwa 1400 RM. dar.



RS
*Sobald
 8 Erwachsene
 gemeinschaftlich fahren*

ermöglicht sich auf Antrag bis
 zu 29 Personen der Fahrpreis
 um 33% Von 30 Erwachse-
 nen an ist der Fahrpreis sogar
 um 50% herabgesetzt.

Weitere Vorteile wie zusätz-
 liche Freikarten, Kinderkarten,
 Benutzungsmöglichkeit
 schneller Züge kommen hinzu.
 Lassen Sie sich das alles ein-
 mal auf der Auskunft vorrech-
 nen; Sie werden sehen, daß
 sie immer auf der Höhe ist, die



Deutsche Reichsbahn

Zinsser
Allesat Knoblauchsaft
 ein bewährtes
 Mittel bei
Altersbeschwerden in
 Apotheke und Drogerie. Ge-
 ruchlos in Tabl. u. Kapfeln. Packung 60 Pfg.
 und 2.85. M. Viele Anerkennungen.

Dr. Zinsser & Co.
 Leipzig 316.

Enthaart Exhaarsin
 durch
 ab Damenhaar, Achsel- oder Körnerhaar
 in ca. 3 Min. zuverlässig u. sichere Entfernung
 durch das neue wohlschmeckend. Grand Prix
 u. gold. Medall. London 1936 ausgezeichnete
 Exhaarsin Notan bei Daxascha,
 a. B. ausbühend. Neuwuchs (Bauer-
 erfolge) Garant. unersch. Kaut. Nr. 2. 65. Kundopp.
 Paz. 4. 00. vorkauf. Großhändl. Pak. 6. 40. u. Porto.
 Dtsch. Vers. Markt. Prospekt. Schönbrunnplatz, Licht
 vom Hygiene-Institut, Berlin W 18 A 230

Alles ohne W.-Schein! **Sport-Karabiner**
 60.9mm v. 8. on.
 6 zerog. 9.50 Kleinkalib.-Büchsen
 f. Winchesterpatr. Modern. Gas-Browning mit
 Magazin. Tach. für diese
 Gespatr. 6.35
 13.-bess. 18.-
Original-
Walther-Gasp. 6 mm 7sch. m. 50 Pat.
 9.90. Eleganz. Westentasch.-Alarm-Repetierpist.
 4sch. massiv 250 gr. m. 50 Pat. 9.50. Katalog.
Waffen-Suhr, Neuenrade-Westfalen Nr. 919



Helikon - Harmonikas I
 21/8 Tasten in Solldog RM 30.—
 Klavierharm. 25/12 Tasten 32.—
 Größere 30/12 „ 72.—
 Orchester-Harm. 6 chörig. 40.—
 Wiener-Harm. 19/4 Tasten 10.50
 Bandoneon 21/8 „ 12.—
 Katalog gratis!
H. Suhr, Neuenrade 674

**Polstermöbel, Klein- und Einzelmöbel,
 Bücher- u. Schreibschränke,
 Flurgarderob., Dielenmöbel.**
 Franko, Teilzahlg. Katalog kostenfrei.
G. Pense & Sohn, Kulmbach 53 A

weiteres Schlüsse auf die Wirkung im Menschenkörper zulassen. Das Interesse ist aber, vornehmlich in den romanischen Ländern, geweckt worden, und so geht das Schlangengift, das in Sachlen gewonnen und sorgfältig verarbeitet wird, als kostbarer Exportartikel in erster Linie nach Frankreich und Belgien. Billig ist es nicht. Die winzige Menge, die eines unserer Vilder zeigt, kostet die Kleinigkeit von 1400.— RM. Außerdem geht die Wirkung des verarbeiteten Giftes sehr rasch zurück, so daß es laufend verbraucht werden muß.

In der Schlangenfarm hat man nacheinander alle möglichen Schlangenarten gehalten. Es zeigt sich aber, daß sie mehr oder weniger empfindlich waren und meist schon nach wenigen Monaten eingingen. Die besten Erfahrungen hat man bisher mit den Brillenschlangen gemacht, die nun auch regelmäßig gehalten werden. Leicht hat es allerdings der Pfleger auch mit ihnen nicht, da sie außerordentlich empfindlich gegen Kälte sind. Es ist auch schon einmal vorgekommen, daß eine große weiße Maus eine Kobra vor ihrem Ende so kräftig biß, daß die Schlange an der Wunde zugrunde ging.

Eine Kolonialskizze

Von A. Hoffmann.

Es war an einem schönen Juninachmittag des Jahres 1898, als mich der stolze Dampfer „Herzog“ der Deutsch-Ostafrika-Linie nach Tanga brachte.

In jahrelanger Vorbereitung für meinen künftigen Beruf als Pflanzer hatte ich diejenige Ausbildung erhalten, die ein neues großes Plantageunternehmen ermutigte, mich als 1. Assistenten zu engagieren.

Nun lag das Land meiner Sehnsucht vor mir.

Vom hohen Gestade her grühten die weißen Häuser des kleinen Küstenstädtchens Tanga, unter Kokospalmen hervorlugend, zu mir herüber. Dort rechter Hand lag das Bezirksamt, jenes kleine, von Dr. Carl Peters erbaute Fort. Der obligate Zoll am Strande wurde überhöht von zwei fast gleichartigen Baulichkeiten, dem Gericht und dem Hospital, und jenes liebliche Eiland im Hafenbecken, das mir so lauschig und verträumt erschien, wurde mir zur Beruhigung als die Toteninsel bezeichnet. Nunwohl, dann war ja für alles weise gesorgt.

Mein Chef war mit von der Partie gewesen, wir hatten eine gemeinsame Kabine gehabt und uns schon näher kennen und schätzen gelernt. Nun kam als Dritter im Bunde, der erste Beamte der Firma an Bord, um uns zu begrüßen.

Er hatte uns in Tanga erwartet, um mit uns die Vorbereitungen zum Marsch ins Innere, in die blauen Berge von Usambara, zu treffen.

Die Usambarabahn befand sich damals in den ersten Anfängen und hatte die stattliche Länge von ganzen 40 Kilometern, nach deren Über-

Unbrennlich in Ihre Welt

wird

JEDER DEUTSCHE WANDERER UND DEUTSCHE AUSWANDERER

seine Ausrüstungen neben dem Gesichtspunkt „brauchbar und preiswert“ auch danach auswählen, ob die für die Herstellung benötigten Rohstoffe der Heimat in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen. Ein solcher heimischer Werkstoff, der seine Brauchbarkeit und Preiswürdigkeit in der Heimat und in der Fremde erwiesen hat, ist das Aluminium. Leicht ist dieses Metall, formschön, fest und hygienisch einwandfrei.

Wer sich über den Heimwerkstoff Aluminium und seine Legierungen technisch unterrichten oder Lieferquellen erfahren will, wendet sich an

ALUMINIUM - ZENTRALE GMBH
Berlin W 50 Budapest Str. 53

Prospekte über einschlägiges technisches Schrifttum stehen zur Verfügung

Immer sprungbereit



ist die „Bob“-Springkamera von Zeiss Ikon zu RM 24.— Ob diese nun die richtige ist für Sie, ersehen Sie aus dem 224 seitigen farbigen Porst-Photo-Helfer B 34, der Ihnen kostenlos zugeht, wenn Sie heute noch darum schreiben. Und für die billige „Bob“ zu RM 24.— genügen RM 5.— Anzahlung und RM 5.— als Rate im Monat.

Der Photo-Porst

Der Welt größtes Photohaus, Nürnberg O 34



Bild: Walter Dobbertin
In den Magurubergen in Deutsch-Ostafrika

windung sich die Züge, mit Erreichung der Station Mubega, für zwei Tage der wohlverdienten Ruhe hingaben. Da die Geschwindigkeit der Bahn keine sehr erhebliche genannt werden konnte, so zogen wir es vor, mit der aus etwa 200 angeworbenen Arbeitern bestehenden Trägerkarawane an einem schönen Tage die Reise nach West-Umbara zu Fuß anzutreten.

Die große Regenzeit war vor einigen Wochen zu Ende gegangen, und die Natur grünte und blühte in märchenhafter Pracht. Da sah man nichts von jenen sandigen Wüstenzonen, mit denen man zu jenen Zeiten genügt war, den Begriff „Afrika“ zu verquiden.

Nach sechs Tagen war das Ziel der Karawane erreicht. Auf hoher Bergeshöhe, am Rande eines mächtigen Urwaldes wurde das erste provisorische Lager geschlagen und sodann ungesäumt an die Ausschließung des Landes gegangen.

In unentwegter, harter Arbeit zogen die Jahre ins Land.

Wo einst undurchdringlicher Urwald gestanden hatte, dehnten sich weite Kaffeefelder und wuchsen der ersten Ernte entgegen, Wohnhäuser und wirtschaftliche Bauten und Anlagen folgten den Pflanzungsarbeiten und zielbewußte Tätigkeit sicherte das Emporblühen des Unternehmens.

Nach vielen kostspieligen Versuchen der ersten, opferbereit eingestellten, deutschen Pflanzungsgesellschaften, wurden neue Kulturen gefunden,

Waschen **Schwann Pulver** **Bohnern** **Scheuern**

Bewährt, beliebt und ausgezeichnet

Ratgeber für Haar- u. Hautkranke
Geheile **ROSEMANN**
 Lüneburg V

Kein Kaufzwang! Keine unerwünschte Nachnahme!

Schön geformte Büste

erlangten schon viele Frauen durch unser gut schmeckend, Hormonpräparat „Hormonella“ U od. E. Unentwickelte oder erschaffte Büsten ist unschön! Bei Unentwickelung nehmen Sie daher Hormonella „U“ bei Erschlaffung „E“, (2-3 kleine Kaffeelöffel täglich.) Teilweise geradzuzu verblühende Wirkung! 150-Gr-Packung RM. 3.50, Doppelpackung RM. 6.-, dazu Porto. Genau angeben, ob U od. E erwünscht wird.

Versandhaus „Lebeneglück“ Z. 389 Dresden-A. 1, Marschallstr. 27

Direkt ins Haus

kommen für die ganze Familie die bewährten und so gut passenden Pöhlmann-Schuhe. In aller Ruhe können Sie aus dem großen Katalog wählen, den Sie kostenlos erhalten. Postkarte genügt. Spatkauf ist gewiss.

Pöhlmann
NORNBERG-A 150
Altes Unternehmen

Kolonial- Bücher

Prospekte gratis vom
Wilhelm Köhler Verlag,
 Minden in Westf. Gepr. 1865

3 monatlich 12 Raten
 Anzahlung 10-
 Anerkannt
 gut-billig
 Katalog frei
Hans W. Müller
 Ohligs 652

Klavier-Harmonik.

21 Tn. 8 Bk. 25.-
 21 Tn. 8 Bk. 5t. 27.-
 25 Tn. 12 Bk. 40.-
 25 Tn. 24 Bk. 58.-

Sonder-Angebot!

Apparat Eiche, 3 Pl.
 Nadeln, gutes Werk,
 Mk. 19.50. Zithern,
 Lauten, Gitarren, Viol.
 Katalog gratis.
Robert Hasberg,
 Neucrade 156.

Gerade weg aus der Goldstadt
 Uhren, Schmuck,
 Belled Porzellan
 Lederwaren.
 Bequeme Zahlung
 Katalog **Leben!**
Robert Klingel
 Plorzhelm 188

200 Fotoapparate
 enthält der
Brenner-Katalog!
 Zudem Vorteile wie
 Ansichtsendung, Fototausch, Gelegenheitskäufe, Fernberatung, und
 l-a-n-g-s-a-m zahlen! Kameralieferung portofrei.
Katalog gratis

Photo Brenner
 Köln 088

die der Kolonie den Aufstieg ermöglichten. Hand in Hand mit der auch für das Wohl der Kolonien maßgebenden Entwicklung der tropischen Landwirtschaft, des Plantagenbaues, trat der Kaufmann auf den Plan, als Verbindungsmann mit dem Weltmarkt, als Bankier und Stütze der Landwirtschaft, als Exporteur der Rohstoffe für unsere Heimat und als Importeur heimischer Industrieerzeugnisse. Unter dem rastlosen Fleiße der kolonialen Wirtschaft stieg die Kurve von Handel und Verkehr unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika steil an.

Die Usambarabahn besann sich auf ihre Aufgaben, sie erhob sich mit einem energischen Ruck zu neuem Leben und tat einen weiten Schritt, um bei Kilometer 352 den Kilimandscharo zu erreichen. Gleichzeitig empfand auch die Hauptstadt Dar-es-Salaam den zwingenden Wunsch, das Hinterland zu erschließen und ließ sich durch einen Schienenstrang von 1245 Kilometern Länge mit dem Tanganyika-See verbinden.

Weit, weit in die fruchtbaren Gebiete hinein, wo vorher Löwe und Leopard, Wildschweine und Hundssaffen ihr Anwesen trieben, entstand: n blühende Plantagen, die sich rechts und links der Usambara-Bahn unübersehbar aneinander reiheten.

Unter den neuen Pflanzungen befand sich auch meine im Jahre 1910 ins Leben gerufene Plantage Kwangwe in Größe von 1500 Hektaren. Freude am Gelingen des Aufbaues, eifrige Arbeit, gefördert durch den Frohsinn des Erfolges, beherrschte die Kolonie.

Das Städtchen Tanga war eine Stadt mit anmutigen Villen und imponierenden Geschäftshäusern geworden. Große öffentliche Bauten, wie Zoll, Hospital und Bezirksamt waren entstanden, und reger Handel und Verkehr zeigten die Entwicklung des Landes.

Da fielen in Serajewo jene Schüsse, die in ihren Folgeerscheinungen auch unsere Kolonie Deutsch-Ostafrika in ein Kampffeld verwandelten.

Abgeschnitten von der Heimat, nur auf uns selbst gestellt, hat uns der Krieg so recht eindringlich den Wert unserer schönen, fruchtbaren Kolonie Deutsch-Ostafrika vor Augen geführt.

Wer es bis dahin noch nicht wußte, was diese Kolonie für Deutschland bedeute, der wurde wissend, der erkannte den ungeahnten Reichtum dieses Landes als Rohstoff- und Nahrungslieferant.

Und dieses Land, diese Kulturgebiete, die wir der Wildnis abgerungen hatten, wollte man uns rauben? Nimmermehr!

Und dieser Wille, uns zu behaupten und unsere Scholle gegen feindliche Raubgelüste zu verteidigen, die nimmer schwindende Mut über diese Vergewaltigung ist, nächst der überragenden Führung unseres Kommandeurs, des Generals v. Lettow, der Schlüssel dazu, wie es möglich sein konnte, daß sich das kleine Häuflein der Ostafrikaner über viereinviertel Jahr gegen eine gigantische, mit allem modernen Kriegsmaterial ausgerüstete Übermacht halten konnte. Aber noch ein weiterer Faktor spielte hierbei mit, dem hohe Bedeutung beigemessen werden muß: Die deutsche Regierung hatte eine weise Eingeborenenpolitik verfolgt und die Pflanzler hatten es verstanden, ein patriarchalisches Verhältnis zwischen sich und ihren Arbeitern herbeizuführen. Tausende und Abertausende von Trä-

Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik HESS

liefert an Private:

 10 Taster, 2 Bässe M 4,25 an 10 " 4 " M 8.— an 21 " 8 " M 16.— an	 Trompeten ab 25.— M
Chromatische 20 Klaviertasten, Perlemerseel, Substanz, Geranite 21 Taster, 8 Bässe M 24.— 25 " 12 " M 35.— 25 " 24 " M 50.—	 Fanfaren ab 9.— M
Große Chromat. 34 Taster, 40 Bässe M 84.— 34 " 80 " M 93.— 34 Taster, 80 Bässe, 100 Klaviertasten M 120.— 41 " 120 " 1. Stück ab M 128.— 3 Stück ab M 168.— Klaviere 146.—	 Orchesterinstr. besonders preiswert
 30000 Dankkohären Teilzahlung! Katalog gratis!	 Mandolinen ab 4.— M Geigen ab 4.— M Gitarren ab 8.— M Lauten ab 12.— M

Harmonika-, Musikinstrumenten-Fabrik

Alle Musik von **Hess** Nachf. Klingenthal 075

Sommerproffen

Mitesser u. Pickel wirken stets entstellend. Wissen Sie schon, daß die obersten Hautschichten durch unser Abschuppungspräparat „Schuppasa“ unmerklich in Form winzig kleiner Schüppchen entfernt werden können? Pflegen Sie dann aber gleich anschließend mit unserer Hautlotion „Sammata“ die neue zarte, samtweiche junge Haut. Beide Präparate in der Kombinationspackung kosten RM. 3,25 und Porto.

Fischer & Schmidt Z. 369 Dresden-A. 1, Marschallstr. 27

EXPRESS
Kleinkraftrad

mit 98 ccm Sachs- motor		mit 98 ccm Sachs- motor
----------------------------------	---	----------------------------------

Prospekte 326 durch die
EXPRESSWERKE AG.
Neumarkt (Bayer. Ostmark)

FOTO

Eine gute Kamera, die einfach zu handhaben, dabei auch wirklich preiswert ist und als wichtigstes, mit der man einwandfreie Bilder erzielt, ist die **Agfa-Billy** in vielen Leistungsstufen ab RM 19.50. Sie erhält die Billy, wie auch jede andere Kamera

aus 5 Tage zur Ansicht. Auch Teilzahlung und Garantie. **Kostenlos**: Ausführliche Lektüreschrift sowie 200-stelliger Foto-Führer mit „sprechenden“ Bildern und regelmäßig di: Schaja-Foto-Mitteilungen wie auch Beratung durch:

Photo-Schaja, Mündel n K 37
Deutschlands größter Photoladen

gern und Asaris gingen aus eben diesen Pflanzungsarbeitern hervor, die bei gerechter und wohlwollender Behandlung an Disziplin gewöhnt worden waren und machten die Sache ihrer Herren zu ihrer eigenen.

Es kam der Befehl aus der Heimat, und am 25. November 1918 mußte unsere Truppe unbesiegt die Waffen strecken. Das Deutsch-Ostafrika, das Dr. Carl Peters dem Deutschen Reiche erworben hatte, wurde unserer Macht entzogen.

Es folgte der Abtransport aller Deutschen in die Heimat, unser Privateigentum wurde uns geraubt und der Versailler Vertrag besiegelte und sanktionierte, unter erdachter Begründung, den Raub des deutschen Kolonialbesitzes. Wir müssen uns fragen: „Wer ist der eigentliche heutige Besitzer? Die Mandatare? Nein! Der Völkerbund? Nein! Denn er ist nicht souverän, sondern nur eine Art Treuhänder. Wer dann? Nun, wir selbst, denn lediglich unserer Verwaltung ist unser Kolonialbesitz entzogen worden und nirgends finden wir die Inrechnung seines Wertes. Wir haben die Kolonien aus Wildnis und Urzuständen befreit und geschaffen, also sind wir, an sich schon rein biologisch, die Bildner, die Erschaffer der Kolonien und damit ihre Besitzer von rechtmäßigem Recht.“

Bis zum Jahre 1925 war Deutsch-Ostafrika für deutsche Einwanderung und Siedlung gesperrt. Als die Engländer, die Mandatare unseres Deutsch-Ostafrikas, uns wieder gastlich die Tore öffneten, nahm auch ich die mir verbliebenen Mittel jener almosenhafte Zwangenshabigung (für den Raub meiner Lebensarbeit) und kehrte zurück in das Land meiner früheren Erfolge.

Die Arbeit unter den neuen Verhältnissen war sehr schwer. Der Landwerb verschlang ungeahnte Summen, die Arbeiterlöhne waren hoch und die Leistungen, gegen früher, gering. Das Auto beherrschte die Straßen, aber die Wege stellten oft, namentlich nach starken Regenfällen mit Dammbürchen und abgeschwemmten Brüden, unüberwindliche Verkehrs Hindernisse dar, so daß ich beispielsweise einmal ein rundes Vierteljahr von jedem Verkehr abgeschnitten war und mir den einundzwanzig Kilometer langen öffentlichen Weg zum Hauptverkehrsstrang auf eigene Kosten durch Knüppeldämme pp. herrichten mußte.

Es wäre unrecht, wollte ich mich über das Verhalten der Engländer gegen die Deutschen beklagen. Im Gegenteil fand ich stets höfliche und korrekte Behandlung bei Behörden und englischen Kaufleuten, wie sich auch die höheren englischen Beamten bemühten, mich persönlich in meinen Kulturbestrebungen mit allen Kräften zu fördern und mir ihre Freude über den Erfolg meiner Arbeiten schriftlich zum Ausdruck zu bringen.

Nur eines konnten sie nicht: Sie konnten uns die deutschen Verhältnisse, die gute deutsche Zucht und Ordnung, nicht wiedergeben. Nach deutschen Begriffen ist der Eingeborene heute sozusagen aus Rand und Band, so daß sich die Verständigeren unter ihnen nach alter, guter, deutscher Art sehnen. Aber die Verständigen stellen nur ein recht geringes Kontingent dar. Auch das schon zu unseren Zeiten kümmerlich zudende Flämmchen der Arbeitsfreudigkeit zeigt nur noch bei starkem Winde ein

Frauen nach Jakarta

Kolonialroman von A. den Hertog
Gebunden RM 4.30

Im Benziger Verlag Einsiedeln-Köln

„Der unerhörte Aufwand an menschlicher Energie, der aus dem elenden, versumpften Nest Jakarta die stolze Kolonialresidenz Batavia entstehen läßt, ist mit Kraft und Ernst geschildert. Hertog, der Kolonialoffizier, hat es vermieden, diese heroische Epoche der Kolonisation zu verfälschen — er läßt das Harte hart sein.“

Wiener Zeitung, 7. Februar 1938

Schicksale deutscher Afrika-Kämpfer

Kameraden in Südwest

Ein Tafsachen-Roman von Karl Eingebauer. Mit 35 Zeichnungen von North Parke und 22 Photos. Dieser Tafsachenroman eines Deutschen, dem Süd-West-Afrika durch lange Jahre eine harte heimatliche Heimat war, ist erfüllt von Kämpfen, Jagden und geschwollenen Fahrten. Den Auftakt bildet die heimliche Verabredung der Hereros zum Aufstand und die hinterlistige Ermordung vieler Deutscher. In unserer Kolonialtruppe, die auf dieses blutige Fanal hin den Kampf gegen die Hereros erdient und zum Siege führt, finden sich die Kameraden, die als Hauptgefallen die Handlung dieses Romans tragen. In den folgenden Friedensjahren begannen wir ihnen als Farmern, die hier ein Stück wilden Buschlandes in Kulturland umschaffen. Da bricht der Weltkrieg aus, der den Kameraden schließlich die schwer erzwungene Heimat raubt. Ganzleinen RM. 4.30.

Joachim Seegerl

Die dritte Heimat

Kolonialland — eine deutsche Schicksalsfrage

Mit einem Beileitwort v. Gouverneur Dr. Schnee. Erzählter, abenteuerliche Schicksale von Kolonialdeutschen, die nach dem Verlust unserer Kolonien in Übersee eine dritte Heimat vergebens suchen. Mit 65 Photos. Ganzl. RM. 3.80, Kart. RM. 2.80

Joachim Seegerl

Koloniale Schicksalsstunde der weißen Rasse

Diese inhaltschwere Schrift zeigt wie notwendig Deutschland Kolonien braucht und bietet wichtige Anhaltspunkte auf die Zukunft Europas auch in bezug auf die Auseinandersetzung mit der gelben Rasse. Mit erläuternden Zeichnungen. Karton. RM. 4.20.

Fritz Otto Busch

Das Buch von der Kriegsmarine

unter Mitarbeit namhafter Fachleute

Ein Weltbild von Geschichte, Aufgaben und Zusammenhängen der Kriegsmarine, von ihrem kleinen und großen Dienst, von Schiffbau und Typen und Tradition. Schöne Bilder und kunte Plagenlafeln begleiten den Text. Ein gelungenes Werk. (Deutsche Allgemeine Zeitung).

Mit 214 Photos, Zeichnungen und 4 Dumstafeln. Ganzleinen RM. 5.50

Germann Röhl

Bremstlöge weg!

Das Lebensbuch eines Fliegers

Sturmraubende Luftkämpfe hinter massierendem Maschinengewehr, retende Sturzflüge aus der Mente kühner Jagdflieger, phantastische Kampfzüge in Großbomben über den Dächern von Paris, die Flucht durch Feindesland, die bangen Stunden in der einmütigen „Bremen“ über den Wellen des Atlantik — alles beschreibt Röhl so meisterhaft und lebendig, daß wir es mit ihm erleben. (Der Angriff.)

Mit über 50 Bildern und Dokumenten. Kartoniert RM. 3.50, Ganzleinen RM. 4.50

In gleicher Ausstattung wie Busch „Kriegsmarine“ erscheint im Herbst 1935: Hauptmann Dr. Fischelbaum „Das Buch von der Luftwaffe“ Das Standardwerk über die gesamte Luftwaffe mit vielen Zeichnungen und Photos.

Fordern Sie illustrierte Prospekte durch die Buchhandlungen oder durch

Verlagshaus Bong & Co. / Berlin-Charl. 9



Ein alter Askari



Neo-Ballistol-Kleber. Das Waffenöl altbekannter Qualitäten

Eines der vielen Zeugnisse:

„Stripe/Bole, den 8. 4. 36.
(Goldküste)“

Ich habe das **Waffenöl Neo-Ballistol** in den hiesigen Northern Territories der Goldküste **ausprobiert**, und es hat sich in der Tat auf das **allerbeste bewährt**. Das Neo-Ballistol ist das einzige Öl, das in dem stets humiden Klima Westafrikas auch auf Wochen hinaus einen **wirklichen Rostschutz** darstellt. Ich kann es jedem, der in den Tropen und besonders in den **feuchtwarmen Gebieten Afrikas** mit Waffen umzugehen hat, auf das allerwärmste empfehlen.

gez.: Dr. Herbert P. T. Rohleder, Geologe,
Gold Coast Selection Trust Ltd.“

Neo-Ballistol ist unentbehrlich für Gewehrschrank u. Rucksack!

F. W. Klever, Chem. Fabrik, Köln 68, Brandenburgerstr. 6



PRISMEN-GLÄSER

Leichtmetall, f. Militär, Reise, Jagd, Luftschut. Dtr. ob Fabr. v. 45. — an. Kol. fr. Rotensohl. Optica, G. m. b. H., Kassel 33



O-X-Beine

betreffend
Prospect. diskret

F. H. Müller, Chemnitz 10 A 11
Gabelbergerstraße 61.



Geflügelzucht-Gerät
Fleischmann Dich bedarf!
Großer Katalog gratis
H. Fleischmann,
Geflügelzucht - Geräte
Berlin W. 30
Gleditschstrasse 213.

Die Laufbahnen in der Deutschen Wehrmacht

(Heer, Kriegsmarine, Luftwaffe)
und im Reichsarbeitsdienst

Nach den neuesten, 1938 gültigen Bestimmungen bearbeitet von Major a. D. Weberstedt. 196 Seiten Text. Preis RM. 2. —.

Wichtiger Ratgeber für jeden Dienstpflichtigen und für alle, die in der Wehrmacht ihren Lebensberuf suchen, als Offizier, Unteroffizier, Militärbeamter usw.

Wilhelm Köhler Verlag, Minden (Westf.)

Billige aber gute Uhren



mit Garantie. Bei Nichterfall Umtausch oder Geld zurück. Nr. 2. Taschenuhr Nr. 3. Herren Taschenuhr mit perlittem 30-tägig. Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90. Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 vergoldete Ränder, M. 2.30. Nr. 5. **Besseres Werk**, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deckel, vergoldet, M. 4.90, besseres Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Riemenband, M. 4. —. Nr. 89. Dto., Gold-double, 5 Jahre Garantie für Gehäuse, für Damen, mit Riemenband, M. 6.90. Für Herren, viereckige Form, M. 6.90.



Nr. 642. **Tischuhr**, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, M. 8. —. Nr. 1461. **Geschätzte Kuckucksuhr**, stündlich Kuckuck rufend, M. 2.50.



Weckeruhr, genau gehend, M. 1.60. Nickelkette M. —. 25. Doppelkette, vergoldet M. —. 70. Kapsel M. —. 25. Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogr. M. 1.10. Nr. 614. **Siegelring**, Beckige Platte, M. 1.30. Nr. 2803. **Siegelring**, moderne Form, 1.40. **Trauring**, Double, M. —. 80. **Double-Ring** mit Simili - 80. Als Wegweiser Papiarstreif. silberd.



Vers. 997. Nachtr. Jahrgang, 30 000 Uhren, 20 000 Ringe.



Katalog mit zirka 700 Bildern gratis!

Fritz Heinecke

Braunschweig 33

winziges, ersterbendes Fünkchen. Und trotzdem befindet sich die Kolonie wieder im Aufstieg.

Ich darf wohl in Anspruch nehmen, als Kenner der Kolonie in ihren drei Phasen, vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege, zu gelten und stehe nicht an, zu erklären, daß es deutscher Art und Rechtslichkeit in kurzer Zeit gelingen würde, die notwendige Ruhe und Ordnung wieder ins Land zu bringen, die einzig und allein die Vorbedingungen für diejenige Entwicklung bedeuten, mit der wir bei den ungeheuren Möglichkeiten der Rohstoffproduktion rechnen dürfen.

Daß schon allein unsere Kolonie Deutsch-Ostafrika durch Rohstoffexport und die Einfuhr heimischer Industrie-Erzeugnisse, bei eigener Währung, Hunderttausenden deutscher Volksgenossen Arbeit und Brot gewähren kann und mit ständiger Weiterentwicklung immer neue Erwerbsmöglichkeiten ausschließen wird, ist von unantastbarer Sicherheit.

Wann unsere Zeit gekommen ist?, das zu erwägen, dürfen wir getrost unserem Führer und den führenden Männern in Betreuung unserer kolonialen Belange überlassen, daß wir auch auf diesem Gebiet mit Zuversicht vertrauen dürfen, das steht so fest, wie die Treue und Liebe zu unserem Führer im Herzen eines aufrechten deutschen Mannes und einer echten deutschen Frau verankert ist.

Arbeiten wir mit, jeder nach seinem Können, um durch Verbreitung und Vertiefung des kolonialen Gedankens, den Weg mitzubereiten zu helfen zum Wohle, zum Aufstieg, zum Zwecke der wirtschaftlichen Freiheit und Unabhängigkeit des Deutschen Volkes, zur Schaffung deutschen Neulandes übersee für unseren eingeeengten Volkskörper.

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler:

„Wir sind der Überzeugung, daß wir genau so fähig sind, eine Kolonie zu verwalten und zu organisieren, wie andere Völker.“

Ministerpräsident Generalfeldmarschall Hermann Göring

„Wenn wir heute sagen: Deutschland ist gleichberechtigt, dann meinen wir das ernst. Wir verstehen darunter, daß wir die gleichen Rechte haben wie die anderen Völker, und wenn andere Völker Kolonien besitzen, so ist das kein Vorrecht, das für sie allein gültig ist!“



Wahrscheinlich brauchen Sie noch nicht einmal so einen Schein,

wenn Sie sich eine Anzahl Werkzeuge anschaffen wollen — obwohl diese Werkzeuge wirklich gut sind. Viele meinen ja, etwas Gutes müsse immer sein Geld kosten und dadurch, daß man es eben vielfach nicht anders kann, hat man dieses Geld auch hingelegt. Ganz erstaunt sind die Meister dann, wenn man ihnen beispielsweise von einem ganz geschmiedeten, praktisch unzerbrechlichen Schraubstock im Gewicht von 12 kg erzählt, der in seiner ganzen Größe für 50 Pf. und schreibe RM 12.75 zu haben ist. Solche Beispiele können wir aus jedem Handwerk bringen, und an mehr als 584 Werkzeugen, landwirtschaftlichen Geräten und Haushaltgegenständen können wir Ihnen beweisen, daß man diese wirklich preiswert einkaufen kann — wenn man bloß die rechte Einkaufsquelle hat.



Hier müßten Sie mal reingucken,

um selbst kontrollieren zu können, was wir eben sagten. In diesem Buch sind unsere mehr als 984 Werkzeuge und Geräte genau abgebildet und beschrieben, so daß Sie ein exaktes Bild davon haben, was wir bieten. — Über diesen Vorteil hinaus — gute Werkzeuge preiswert zu liefern — bieten wir noch eine ganze Reihe von Annehmlichkeiten. Das ist: Sie brauchen keineswegs zu bezahlen, was Sie bestellen. Haben Sie sich das Gerät anders vorgestellt, dann können Sie es innerhalb acht Tagen anstandslos umtauschen, und wenn Sie keinen Umtausch wünschen, erhalten Sie ebenso anstandslos Ihr Geld wieder. Niemand soll ein Risiko beim Kauf von uns haben. Weiter leisten wir selbstverständlich die normale Garantie für jedes Stück. — Jedermann kann die großen Vorteile des Kaufes von der Westfalia ausnutzen, weil wir auch den kleinsten Auftrag ausführen und an jedermann liefern. Von RM 25. — an sogar froht und verpackungsfrei. — Daß tausende — nein, hunderttausende von Männern und Frauen, Firmen und Behörden Kunden von uns sind, ist eigentlich gernicht verwunderlich für den, der unsere Leistungen kennt. Man spart eine Menge und hat etwas Gutes. — Lassen doch auch Sie sich einmal kostenlos unsern Katalog schicken (mittels nebenstehenden Gutscheines oder durch Postkarte). Sie lernen dann wenigstens schon unsere große Auswahl kennen,



Das Lohnendste, was Sie heute tun können,

ist, uns untenstehenden Gutschein in einem offenbleibenden Umschlag (3 Pf. Porto) einzusenden, oder uns Ihre Adresse auf einer Postkarte mitzuteilen. Wir schicken Ihnen dann wol kommen kostenlos und ohne jeden Kaufrang unseren 100 Seiten starken Katalog, in dem Sie folgendes genau abgebildet, beschrieben und angeboten finden:

-  Werkzeuge für alle möglichen Berufe (Metallhandwerker, Holzhandwerker, Anstreicher, Reparatur-Werkstätten, für die Industrie usw.);
-  eine ganze Menge vorzüglicher Angebote in Werkzeugen für Bauherren. Für diese ist unser Katalog geradezu eine Fundgrube; dann Geräte und Werkzeuge für die Landwirtschaft, für Sticker, den Gärtner, Kleingärtner und alle, die irgendwas pflanzen und ernten; und nicht zuletzt viele Haushaltgeräte, z. B. Aluminiumtöpfe, Stahlschmortöpfe, Besteck, Kaffeemöhlen, Fleischhackmaschinen und zahlreiche andere Dinge gut und preiswert.
-  Sie werden erstaunt sein, welche Vorteile Sie haben werden, wenn Sie Ihre Einkäufe in diesen Dingen in Zukunft nach diesem Buch machen.

Westfalia Werkzeugco., Hagen 479 / Westf.

Dieser Gutschein 479 berechtigt zum kostenlosen Bezug eines großen Werkzeug-Katalogs.

Name

Beruf

Ort

Straße

Westfalia Werkzeugco., Hagen 479 | W.

Mamadu

Von Ludwig Scholz

Es war in der Zeit der ersten Inbesitznahme und Erschließung des nächsten Hinterlandes von Kamerun, als Expeditionen, die zunächst nur der Erforschung des Landes dienen sollten, in kriegerische Verwicklungen mit einigen der mächtigeren Häuptlinge im Innern gerieten. Diese merkten, daß das Vordringen der Europäer ihrer Macht, die sie als Sklavenhändler und Despoten bis dahin ungestört ausüben konnten, bald ein Ende machen würde. So mußte jede Expedition auf Feindseligkeit und Überfälle gefaßt sein, die auch nie ausblieben. Mancher der deutschen Offiziere und Unteroffiziere solcher Expeditionen fiel in diesen Kämpfen, wurde verwundet oder erlag den Tropenkrankheiten.

Das gleiche Los teilten aber auch die Leiter und Angestellten der deutschen Handelsfirmen, welche als erste Pioniere nach mancherlei Kämpfen mit den Zwischenhändlern der Küstentämme ins Innere vorgezogen waren und nun auf eine friedliche Entwicklung ihrer Geschäfte hofften. Doch die notwendig gewordenen militärischen Expeditionen ließen es dazu sobald nicht kommen.

Vor und während dieser unruhigen Zeiten war ich bereits vom Njong- und Sanaga-Fluß aus, als erster Europäer und Leiter der Boermannschen Geschäfte, vorgezogen und hatte an beiden Flüssen die ersten Handelsniederlassungen errichtet, die infolge der fortgesetzten Unruhen oft schwer zu leiden hatten, worüber bei anderer Gelegenheit berichtet sei.

Erzählen will ich hier nur ein besonderes Erlebnis aus der Zeit, als ich in Edea an den Wasserläufen des Sanaga meinen zeitweiligen Wohnsitz hatte:

Die erste Regierungsstation war gerade dort errichtet worden unter dem Rittmeister von Gemmingen, der kurz darauf schon am Fieber starb. Dann kam Lt. von Brauchitsch, der zuerst zur Gravenreuthschen Expedition gehörte. Vor Jahresfrist etwa war eine Expedition unter Hauptmann von Ramsay ins Innere gegangen, die aber nach mancherlei Kämpfen und Verlusten in Balinga (Lt. von Vossamer †) wieder zurückgekommen war. Es war etwa ein Jahr später, an einem Weihnachtsabend, als ich gerade mit v. Br. zusammen unsere Festmahlzeit einnahm, bestehend aus Stachelshwein, Schildkröten-Eiern und Palmentwein, als vom schwarzen Stationsunteroffizier ein Mann gemeldet wurde, der angeblich ein Dahomey sei und Mamadu zu heißen. Er sei Unteroffizier bei der Ramsayschen Expedition gewesen und als solcher mit zwei



Fordern Sie



Abstehende Ohren

verleihen dem Gesicht einen unschönen Ausdruck.



Wenden Sie "Rectodor" an, und abstehende Ohren werden sofort anliegend, ohne daß das Hilfsmittel sichtbar ist. Schmerzlos. Kauterische Anwendung. RM 6.25 + Porto.

Versand gegen Nachnahme plus Porto durch

Schröder-Schenke, gegr. 1896, Berlin W 46, Kleist-Straße 27 II.



Kaltak!

„Ich wackelt und habedurch Kaltak mein volles Kopfhaar wiederbekommen.“
Viele, viele Anerkennungen über gute Wirkung bei Schuppen und Haarausfall.
Prospekt kostenlos

Ein Probetaste für 50 Rpf. in Briefmarken.
J. H. Brittain, Berlin W 35,
Potsdamer Straße 199 / Kd. 840

Deutsche Kolonialpolitik

in Dokumenten

Gedanken und Gesellen aus den letzten fünfzig Jahren
Herausgegeben von Dr. Ernst Gerhard Jacob
Geleitwort von Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schner, 636 Seiten mit 35 Abb. und 6 Karten.
Leinen RM. 5.50
Aufbau, Blüte und Niedergang des deutschen Kolonialreiches in den Berichten der großen Gründer, Gouverneure, Offiziere.
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.



Silberbestecke massiv

800/000

72 Teile RM 390.—

90 g Feinsilberauslage:

12 Eßlöffel, 12 Eßgabeln,

12 Eßmesser rostfrei, 12 Des-

sertmesser rostfrei, 12 Dessertgabeln, 12 Kaffeelöffel, 12 Kuchengabeln, 1 Suppenschieber, 1 Gemüselöffel, 1 Saucelöffel, 1 Tortenheber, 1 Fleischgabel, 1 Zuckerzange, 90 Teile RM 135.—. Rotenstahl, gestatt. Muster und Abbildungen unveränderlich.

Allons Minister, Pforzheim 100

Köhlers' Flieger-Kalender

In Ihrer Buchhandlung erhältlich in gleicher Ausstattung wie dieser Kalender. RM. 1.30



Solche

und viele andere hässliche Nasenformen bei DAMEN, HERREN u. Kindern erhalten durch meinen 15-fach patentierten

Nasenformer ORTHODOR

eine edle Linie. Stups-, Sattel-, Entenchnabel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. RM 6.50, mit weichem Lederpolster RM 8.— + Porto.



Holz- u. Sessel Matratzen, Polster- Polsterauß. Schoner, Wäschetrocken, Beste Qualitätsarbeit! Rotenstahl. Prospekt frei.

Osc. Motter, Hochstadt über Lichtenfels 30



Qualitäts-Fahrräder u. doch nicht teuer. Katalog kostenlos. Laufend Nachbestellungen.

OSNING-Fahrradbau

W. Wellerdiek-Drackwede-Bielefeld 65

Mann auf Patrouille vom Feind überfallen. Seine Kameraden seien niedergemacht worden, er selbst habe einen Speerwurf in den Rücken erhalten. Der Feind aber sei sich nicht gleich schlüssig gewesen, ob sie ihn töten sollten, doch habe der Häuptling schließlich entschieden, ihn am Leben zu lassen, da man ihn dann vielleicht noch als Sklaven verkaufen könne und so noch einen Nutzen an ihm habe. Der Speer sei glücklicherweise nicht vergiftet gewesen, die Wunde bis auf eine kleine Öffnung verheilt und man habe ihn weiter im Innern verkaufen können. Der Speer habe ihm aber stets Schmerzen verursacht, so daß er nicht recht arbeitsfähig war, und er noch zweimal verkauft wurde, ohne daß die Käufer etwas über seine Herkunft wußten. Sein letzter Besitzer, ein Eisenhändler, habe ihn auf einem Transport nach Edea mitgenommen, nicht ahnend, daß er von dort als Krieger mit einer Expedition ins Innere gekommen war. Und nun sei er glücklich zurück, melde sich zur Stelle und hätte zunächst nur die eine Bitte, von seinem Speer befreit zu werden, der ihm immer mehr Schmerzen bereite und ihn nicht mehr schlafen lasse.

Da nur ein schwarzer Heilgehilfe „small doctor“ auf der Station war, der erklärte, dem Manne nicht helfen zu können und da auch fürs erste keine Gelegenheit bestand, Mamadu nach Duala zu bringen, um ihn dort operieren zu lassen, so meinte v. Br., dann müßte ich wohl helfen, da sich mein Ruf als „big doctor“ weit verbreitet habe. Seit sechs Jahren hatte ich allerdings mir und meinen Leuten schon immer selbst helfen müssen, da auf meinem Posten im Innern nie ein Arzt zur Hand oder in der Nähe war. Für größere Operationen war ich zwar nie eingerichtet und bei kleineren hatte ich noch immer Glück gehabt, was natürlich mein Selbstvertrauen stärkte.

Selbst hatte ich mir ja schon einmal fünf Eisenstücke eines alten Kochtopfes, die ich aus dem Vorderlader eines Batangamannes beim Kampf in meinen Unterschenkel bekommen hatte, aus diesem heraus operiert, also warum sollte mir nicht auch eine Speeroperation aus dem Rücken eines anderen glücken! — Aber bei der näheren Befichtigung der Operationsstelle wurde ich doch zweifelhaft ob meines Könnens, denn nur eine kleine leicht eiternde Einschußstelle war noch zu sehen.

Nach der Schilderung Mamadus habe der Speerschaft unter seiner rechten Schulter gestanden, als man ihm den Holzstach herausgezogen habe, auch meinte er, er könne nicht tief sitzen. Dies waren immerhin schon Anhaltspunkte für mein Vorgehen, und ich machte zunächst einen Kreuzschnitt bei der Narbe und wartet dann den nächsten Tag ab. Beim Sondieren stieß ich dann auf einen harten Gegenstand, den ich mit einer größeren Pinzette fassen konnte. Nur nach wiederholtem Ansehen gelang es, den Speer so weit zu heben, daß er bis an die Oberfläche kam. Wenn ich nun zwar die Lage des Speeres erkennen konnte, so wußte ich immer noch nicht, wie lang er war und ob er Widerhaken hatte. Mamadu, der bei der Behandlung ein bewundernswertes Verhalten an den Tag legte, denn Schmerzen schien er kaum zu fühlen, meinte, der Feind habe nur Speere mit Widerhaken benutzt und die Länge schätzte er auf etwa 15 Zentimeter.

Zu jeder Mahlzeit eine Flasche



RHENSER

des führenden deutschen Mineralwassers



HÖHNER
an Klang u. Qualität un-
übertraffen, dabei
wirklich preiswert,
denn es gibt schon
echte HÖHNER-
Handharmonikas v.
19.50 an. Illustrierter
Katalog kostenlos. Auf
Wunsch bequeme
Ratenzahlung. Günstige
Bezugsquelle:
Musikhaus
Gebr. Obergefell,
Troisdorf 35. Witzg.



1 Woche zur Probe
Prismen - Feldstecher
für Jagd, Reise u. Sport
Montbrillen - Tauch
Kostlos erhalten Sie
auch Beratung, Katalog
und die Druckschiff
„Mehr sehen,
mehr erleben“ und
die Gelegenheitsliste von
**OPTIK-GELLER
GIESSEN 44**

Auch für Sie ist das Stricker-Rad richtig!



Preiswert, stabil, schön.
Katalog mit großer
Auswahl kostenlos.
Wer ein Fahrrad kaufen
will, fordere d. Katalog von

E. & P. STRICKER Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld K 104



Kräuterpfarrer
Künlzes Heilmittel
in Apotheken oder durch
Apotheker A. Erren
Freiburg i. Br.
Prospekte kostenlos



KATALOG über
Zauber-Kunst
gratis.

Hans Bartl Hamburg 36/152, Jungfernstieg

Fahnenrichter, gegr. Köln 8

Fahnenfabrik - Flaggen dampf-
druckerei - Stickerei - Kunst-
werkstätten. Sämtlicher Vereins-
und Festbedarf. Lieferant des
Heeres, der Luftwaffe und
Kriegsmarine. - Preislisten kostenfrei.



Taschuhren, Wecker,
Uhren aller Art
auch Synchronuhren.



Silberauflage
90 gr.
Bestecke, künstlerische
Muster in bester Qualität.



Silberwaren, Silberporzellan,
auserlesene Muster.



Damen- und Herrenarm-
banduhren, Gold, Silber,
Stahl, Chrom, Goldauflage



u. Ringe in allen Qualitäten,
Gold, Silber Trauringe.



Qualitätsschmuck in allen
Preislagen, in Gold und
Silber, Brillantwaren,
künstlerischen Schmuck
mit echten Steinen, auch
synthetische Steine.
Präzisionskatalog zum
Teil farbige gratis. Raten
ohne Aufschlag bei Kasse
3%, erste Qualität, niedrige
Preise. Auswahlen unbedingtes
Umtauschrecht
und Geld zurück daher
ohne jedes Risiko.

Gäckle & Co
Pforzheim 101
Was wünschen Sie?

Da ich nun den Speer mit einer Zimmermannszange fassen konnte, versuchte ich ihn herauszuziehen, das gelang aber nur 2 Zentimeter. Nun kamen mir neue Bedenken, wenn ich ihn durch die Widerhaken die Rippen zerschneiden würde? Mamadu aber sagte immer dringlicher, ihn von dem Speer zu befreien. — Ich konnte ihn nun doch unmöglich mit hervorstehendem Speer laufen lassen! — Ich sprach mir dann selbst Mut zu: Wie vielen Menschen werden bei Unglücksfällen die Rippen zerbrochen, — wie vielen werden bei Operationen Rippen herausgenommen, — selbst Adam mußte sich das schon gefallen lassen und wurde trotzdem der Stammvater der Menschheit, — der Mann verlangt es ja auch dringend —, also Mut! Fester packte ich die Zange, dann mit aller Kraft einen Ruck und ich hatte einen wunderschönen 16 Zentimeter langen Speer mit Widerhaken an der Zange. — Mamadu tat einen Schrei, dann lachte er zu gleicher Zeit, küßte mir vor Freude die Hände. Als ich dann aber als Anerkennung meiner chirurgischen Leistung den Speer behalten wollte, versprach er mir alles mögliche, nur den Speer solle ich ihm lassen, denn das wäre für ihn ein wertvoller Fetisch. So ließ ich ihm denselben. Seine Wunde desinfizierte und verband ich noch einige Zeit fachgemäß. Der Speer mußte sehr günstig zwischen den Rippen gefesselt und keine größeren Verletzungen verursacht haben, denn die Heilung verlief schnell. Ein Europäer würde nach solcher Operation wahrscheinlich Wundfieber bekommen und noch länger gepflegt worden sein. Mamadu aber war sofort in bester Stimmung, wollte von Schonung nichts wissen und gleich wieder Dienst tun. Ich habe mich über die Schmerzempfindungslosigkeit der Neger öfter wundern müssen und war nicht ganz klar darüber, ob es Tapferkeit oder ein weniger empfindliches Nervensystem war, das sie im Vergleich zu Europäern vielleicht besaßen. Mamadu ging bald nach Duala, wo er zum Feldwebel bei der Polizeitruppe avancierte.

Es war etwa ein Jahr später, als ich mit meinem Kameraden Kapitän Lütge in Malimba an der Mündung des Sanaga war und als Gäste den Bergassessor Knochenhauer und Leutnant v. Brauchitsch bei mir hatte, als zwei Malimbas meldeten, sie hätten aus Duala die Trommelnachricht erhalten, die Dahomey-Polizeitruppe habe gemeutert, die Offiziersmesse beschossen und den Kaiserl. Richter, Assessor Niebow, getötet. Da die schwarzen Soldaten im Besitz der ganzen Waffen und Munition seien, hätten sich die Gouvernements-Beamten auf die vor Akwadorf liegenden Schiffe „Nachtigal“ und die Hospitalhulk „Cyclop“ zurückge-



Josef Wehr, Weingutsbesitzer - Weinkellerei,

Bernkastel-Kues, Postfach 67.

Qualität in jeder Preislage. * Export nach allen Ländern

Bei Asthma u. Bronchitis

müssen nicht nur die Symptome, sondern auch die Ursachen des Leidens bekämpft werden. Das erreichen Sie durch **O.H.E.-Tabletten** selbst in veralteten Fällen. Zahlreiche Anerkennungen von Ärzten und Patienten bezeugen die **gute Wirkung** der O.H.E.-Tabletten bei allen Erkrankungen der Luftwege. Packung 100 Tabl. RM 2.55 in allen Apotheken, bestimmt in Adler-Apothek, Kempten/Allgäu. Achten Sie auf die eingetragene Schutzmarke. (2 Weltkugeln) Nachahmungen weisen man zurück. Verlangen Sie kostenfreie Zusendung der neuen Aufklärungsschrift von Oskar Heinrich Ernst Garmisch, A 6 Risserskopfstrasse 20, Erfinder der O.H.E. Tabletten.

Schuhchränke

in verschiedener Ausführung
Man verlange Angebot

Oskar Köhler Möbelwerkstätten, Dippoldswalde I. Sa.

Lassen Sie sich in Ihrer Buchhandlung auch **Köhlers Flotten-Kalender** vorlegen. Ca. 300 Textseiten; 150 Bilder. Preis RM. 1.30.

Neue Kraft u. Lebensfreude

durch anregende **Spezial-Kreme** (nach Dr. Weise) Tube für 20 x RM 2.20. **VIRILINETS**, bewährt. Hormon-SPEZIAL-Präparat gegen vorzeitige Schwäche, **praktisch erprobt und von bald. Wirkung anerkannt**, 50 Stck. RM 3.95. Beide zus. RM 6.— (Nachn.-Kosten extra) Postlagernd und Ausland nur gegen Vorkasse. Aufkl. Schrift. frei (verschlossen gegen 24 Pf.-Marken). Bestellen Sie noch heute! Sie haben mehr vom Leben! **F.J. SCHELENZ, Pharm. Spezialitäten, Lörrach K.**

Neue u. gebrauchte **neuwertige Instrumente** jed. Art. Preisliste frei: Reparaturen. Eintausch. **Courad Eschenbach, Markneukirchen V.**

GÄNSEFEDERN!

Gewaschene staubfreie Ware! Schlachtfedern mit Daunen 1/2 Kg. RM 2.50. Gänsehahndaunen 4.50, 5.50, 6.75, gerastene Federn 4.—, 5.— und 6.50 Gänse-daunen 10.—. Nachn.-Versand. Ab 2 1/2 Kg. portofrei. Rücknahme bei Nichtgefallen. **Reinhold Lauersdorf Gänsefedernfabrik, Neustrebbin (Oderbruch)**

Umsonst
Katalog
Teilzahl
8 Tage z.
Ansicht
1 Jahr Gar.
M. Schreyer
Regensburg K. 114

Bücherkatalog gratis!

Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westfalen.

Prismen-Feldstecher

in Leichtmetall
bis 40% Gewichtsersparnis
Robra 6x30 Jagdglas an 70-
8x30 Reiseglas an 75-
Zeiss-Bausch-Hensoldt-
Ferngläser in großer Auswahl



RODENSTOCK

Berlin: Leipziger-Str. 101-102, Friedrichstr. 59-60
München: Bayerstr. 3

Augenkläser, Schutzbrillen, Autos-Fingerbrillen, Mars-Akompass, Entfernungsmesser

Photo-Markenkameras

LEICA CON TAX
u. a. d.



Ausführt
Prospekte kostenlos.
Verlangen Sie
unser Angebot
Auf Wunsch
Teilzahlung

zogen und erwarteten nun das nach der Insel Sao Thomé gefahrene Kriegsschiff S.M.S. „Hyäne“ von seinem Ausfluge zurück.

Mein Entschluß stand sofort fest, mit einer Barkasse und einem Boot und allen waffenfähigen Leuten im Schleppe nach Duala zu fahren und mich dem stellvertretenden Gouverneur zur Verfügung zu stellen. So gab ich Auftrag, die Barkasse unter Dampf zu setzen.

Meine Gäste hielten es zwar für richtiger, am Sanaga zu bleiben denn man könne ja nicht wissen, ob nicht die Malimbos, welche die ihnen vor wenigen Jahren zuteil gewordene schwere Züchtigung durch die Morgen'sche Expedition noch nicht vergessen hätten, jetzt vielleicht eine günstige Gelegenheit sähen, mit den gut bewaffneten Dahomeys und den auch immer noch grollenden Dualas gemeinsame Sache zu machen. Darum wäre es doch wichtiger, hier auf dem Posten zu bleiben, um unsere Faktoreien und Station zu schützen. In Duala würde das Kriegsschiff schon wieder Ordnung schaffen. Dies Argument hatte zwar etwas für sich, doch hielt ich eine sofortige Hilfe in Duala für dringlicher.

So setzte ich mich durch und wir fuhren sofort los, auch der Leutnant und Bergassessor kamen mit. Letzterer war von Boermann herausgeholt worden, um ein von mir im Hinterland von Ebea entbedes Goldvorkommen zu untersuchen. Als mein Vertreter der Boermann'schen Interessen ließ ich meinen oft bewährten Kameraden Kapitän Lütge zurück, der ja am liebsten mitgefahren wäre.

Wir fuhren die Nacht durch den Quaqua-Kreef, überquerten am Vormittag das Kamerun-Beden, hielten möglichst weit links von der von den Dahomeys besetzten Jochplatte und gerieten dabei mit der Barkasse auf eine Sandbank. Die Reuterer hatten das natürlich gesehen und eröffneten nun auf nahezu 600 Meter ein heftiges Feuer, das zwar zu kurz einschlug, aber doch einem meiner Schwarzen einen Armschuß und der Barkasse mehrere Treffer beibrachte. Ehe sich der Gegner aber richtig einschließen konnte, waren wir von der Sandbank wieder frei. Da gerade ablaufend Wasser war, so hätte unsere Lage recht verhängnisvoll werden können. In Duala meldete ich mich sofort bei Kanzler Leist auf der „Nachtigal“ und stellte mich mit meinen Leuten und Barkasse zur Verfügung. Der Bergassessor, der auf der Fahrt einen Fieberanfall, seinen erlitten, bekam, wurde gleich auf dem „Cyclop“ untergebracht. Nun erfuhren wir die Einzelheiten der Ereignisse, die uns in der Hauptsache schon durch das Trommeltelegramm der Eingeborenen übermittelt waren.

Wir mußten noch längere Zeit auf die „Hyäne“ warten, gab es damals doch noch keine drahtlose Telegraphie, um sie über den Zustand zu benachrichtigen. Und als dann das Gerücht ging, einzelne Kameruner Stämme wollten sich den Aufständischen anschließen, beunruhigte mich das nicht wenig wegen der von mir zurückgelassenen Leute und Faktoreien am Sanaga. Schließlich aber kam die „Hyäne“, und es wurde in einem Kriegsrat der Tag unseres Angriffs auf die von den Reuterern noch besetzte Jochplatte festgesetzt.

Aus den sich freiwillig stellenden Deutschen aus der Nachbarschaft wurden einige Züge unter Leutnant J. S. Deimling, Leutnant v. Brauchitsch und Dr. Preuß gebildet, die als linker Flügel von Akwador Richtung



Die Lebensdauer Ihrer Möbel

Ist in der Hauptsache von der Güte des verwendeten Holzes und des sonstigen Materials und von der Art der äußeren und inneren Verarbeitung abhängig. Wenn Sie Möbel kaufen wollen, die Ihnen Ihr Leben lang keinen Verdruß machen, so kommen Sie zu uns! Wir zeigen Ihnen in einer großen, interessantesten Schau, was die uns angegeschlossenene 33 Berliner Tischlermeister leisten. Jedes Stück entstammt der Werkstatt eines Handwerksmeisters und ist vorzüglich in Form, Material und Verarbeitung, dabei sehr preiswert.

Verkaufsgemeinschaft Berliner Tischlermeister
Berlin SW 19, Krcusenstr. 35
Direkt am Dönhofsplatz
Verlangen Sie unseren Prospekt!

Musikinstrumente

aller Art liefert billig u. gut nach Hauptkatalog der gratis und franko versandt wird. d. Fo.



Husberg & Comp., Neuenrade (Westf.) Nr. 17



Keiler und Wisent

hervorrag. Kunstwerke in Ton-Lasurbrand, gesuchte Geschenke für jeden. Je 15.- RM, Länge 30 cm. Rechtzeitig bestellen bei

Flein - Wagner, Tonwerke, Speicher / Eifel.



Auswahlen nur echter Marken an Anfänger und milt. Sammler gegen Berufsangabe. Oskar Kneitz, Weinsberg 50 (Würtbg.)

Pelzwarenfabrik versendet Pelzkragen

auch echte Silber- u. Blausüchse, ebenfalls Pelzjacken und -mäntel, auch echte

Persianer-Mäntel. Auf Wunsch Teilzahlung!

Pelz-Vogel, AACHEN - 15
Katalog gratis! Auswahlendung unverbindlich!

Tragen Sie gerne echten Schmuck!
Uhren und Bestecke jeder Art Gold u. Silberwaren Juwelen
In allen Preisen nur gute Qualität Teilzahlung
Katalog gratis
ROBERT SCHOLL
PFORZHEIM 144

Auch die Kinderlandverschickung fördert Sie mit Deinem Mitgedächtnis zur NSV. I

Laut lesen und! weiter erzählen!

ich hole ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) briefflich zu lernen ist wirklich sehr leicht. Der Geübte kann so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 600 Briefe sind unter unseren begünstigten Fernschulen vertretbar. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von staatlich geprüften Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum! — Wir verbürgen eine Schreibfertigkeit von 120 Silben je Minute (sonst Geld zurück!) — Bitte senden Sie sofort in offenem Umschlag (3 Pfennig Porto) diese Anzeige ein!

An die Kurzschrift - Fernschule Jordan Berlin - Pankow Nr. 1a 3

Bitte senden Sie mir ganz unentgeltlich und unverbindlich 5000 Worte Ankauf mit dem glanz. Urteilen von Fachleuten u. Schülern!

Vor- und Zuname:
Ort und Straße:



Johsdorf vorgehen, d. h., den Feind, wenn möglich, von links umfassen sollten. Die Marine hatte die Aufgabe, zuerst die von den Meutern besetzten Gouvernementsgebäude unter Feuer zu nehmen, alsdann mit ihrer Landungstruppe vom Johstrand nach dem Gouvernament rechts vorzugehen. Ich hatte die Verbindung zwischen v. Br.'s Zug und der Sanitätskolonne des Dr. Plehn mit meinen Leuten am rechten Flügel zu halten. Eine Zeitlang gelang mir diese Fühlungnahme, dann war ich auf einmal mit meinen Leuten

— mein Freund, der Schwede Lindow, hatte sich mir freiwillig angeschlossen — allein und kam bis dicht ans Palaverhaus (worin sich unten Gericht und Post, oben Beamtenwohnungen befanden).

Ich lag hinter dem Palaverhaus mit meinen Leuten hinter Palmen in Deckung, an deren Stämmen sich Hügel von leeren Bierflaschen befanden, als wir von vorne starkes Feuer erhielten. Die Flaschensplitter flogen uns um den Kopf, und meinem schwedischen Freund wurde durch einen Schuß in seinen Gewehrchaft das Leben gerettet, da ihm sonst das Geschoß in die Brust gegangen wäre, so aber nur seine Hand verletzte. Ein plötzliches Aufhören der Beschießung ließ mich annehmen, daß der Feind das Palaverhaus verlassen und sich zurückgezogen habe, worauf wir auf dieses weiter vorrückten und es dann erstürmten. Kaum waren wir die Treppe hinauf und hatten festgestellt, daß vom Feind niemand mehr drinnen war, erhielten wir ein starkes Gewehrfeuer, das uns aber glücklicherweise nur Mörtel und Kalk von den Wänden in die Augen trieb. Aber gleich darauf hörten wir ein „Marsch, Marsch, Hurrah!“ unserer blauen Jungens, die nun ihrerseits das Palaverhaus stürmten und überrast waren, uns dort zu finden.

Im Postraum fand ich eine Gouvernementsflagge, die ich gleich an dem in der Nähe befindlichen Flaggenmast aufhielte. Während sich die Marine im Schützenzug nach rechts weiter entwickelte, lief ich mit meinen Leuten nach dem Gouverneurshaus, welches auch kurz vorher vom Feind verlassen worden war, denn ein vor dem Gebäude aufgestelltes Revolvergeschütz hatte noch ein heißes Rohr. Bei näherem Hinsehen bemerkte ich, daß die am Boden und in Kisten herumliegende Munition aus Exerzier-

Muskelrheumatismus verursachte unaufhörliche Schmerzen

„Durch unschädliches Mittel wieder wohl und frei.“

Frau Hedwig Müller, Frankfurt-Bedernheim, Severusstraße 12, berichtet uns am 24. März und 5. Mai 1938:



„Im Oktober 1936 litt ich erst unmerklich an Schmerzen im linken Armmuskel. Ich gab aber weiter nichts darauf, bis es schlimmer wurde und sich als Muskelrheumatismus erwies. Ich versuchte verschiedenes, doch wurde der Arm ansatz besser fast vollkommen still. Ich plagte mich nun schon über ein halbes Jahr mit unaufhörlichen Schmerzen herum, hatte ohne Behandlungsmittel keinen Schlaf und brachte die Nacht mehr in der Küche als im Bett zu. Ich wollte vor Schmerzen nicht mehr ein noch aus, da ging ich zur Apotheke und kaufte Togat. Die ersten Tage nahm ich 10 Tabletten, dieselben haben mir gar nicht gehoben und dankte dem Himmel für die Schmerzänderung. Ich setzte die Kur volle 4 Wochen durch und schickte mich wieder wohl und frei. Werde Togat immer aus wärmste jedem Leidenden empfehlen. Ich schwöre auf Togat, es hat mir nur allein geholfen.“

Togat hat Unschlügen, die von Rheuma, Gicht, Jodias, Hegenisch sowie Nervens- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Gefäßkrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Togat die Krankheitsereger, wirkt bakterienlösend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Die hervorragende Wirkung des Togat ist von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie sich heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togat! In allen Apotheken III. 124. Das ausführliche Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“, welches für Kranke sowohl wie für Freunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Togatwerk München K 27/93.

Koloniale Frauenschule Rendsburg

EINZIGE FACHSCHULE
FÜR DEUTSCHE FRAUENARBEIT IN ÜBERSEE



Karl Springenschmid: „Saat in der Nacht“

Robert Nimra: „Batterie 4“

Zwei berühmte Bücher von
deutscher Schiffsalgemeinschaft

30. Tausend

40. Tausend

Jeder Band in Ganzleinen RM 2.85

Verlag „Das Bergland-Buch“, Salzburg, Leipzig



Als Farmerin in Deutsch-Südwest. Was ich in Afrika erlebte. Von Lydia Hüfner. Mit über 20 Abb. der ansich zu diesem vorzüglichen Buch, in dem eine deutsche Frau, die schon über 25 Jahre im ehemaligen Deutsch-Südwest lebt, ihr Leben als Farmerin schildert. Sie gibt ein Bild von ihrem Lebenskampf, von der ungetrübten Energie und — mit Humor füllte. Von beidem ist ihr Buch ein Vorbild, das aus der Nachkriegszeit und der Zeit des Weltkrieges erzählt.

180 Seiten Text. Ganzleinen RM 3.85. Wilhelm Köhler Verlag, Minden in Westf.

patronen bestand. Man hatte diese wohl aus Mangel an scharfen Patronen benutzt, nachdem man in die Holzmäntel der Geschosse je fünf scharfe Mauser-Patronen gesteckt hatte.

Die weitere Verfolgung des Feindes im Busch wurde noch eine Zeitlang von der Marine fortgesetzt, aber ohne Erfolg. Des Nachts entwickelte sich auf der Hoßplatte ein buntes Lagerleben, an dem auch die Marine teilnahm. Im Palaverhaus wurde abgelocht. Das ledere Eintopfgericht, bestehend aus Sauertraut mit Speck, wurde einem zum Verhängnis, und zwar dem Gouvernementssekretär Müller, der zum Unterschied von zwei anderen gleichen Namens „Bursmüller“ genannt wurde. Er hatte beim Ausbruch der Meuterei auf der Flucht in einem am Strand liegenden Dampfessel Unterschlupf gesucht, diesen nicht mehr verlassen und die ganze Zeit nur von Regenwasser gelebt. So ausgehungert und geschwächt, mutete er seinem Magen bei der ersten schweren Mahlzeit zuviel zu und starb in den nächsten Tagen. Leider verlor die Marine ihren ersten Offizier der „Hoene“, den Grafen Monts, der sich trotz hohen Fiebers nicht vom Dienst abhalten ließ.

Die Dahomeys hatten sich ins Innere zurückgezogen und versucht, die Dualas zur Teilnahme am Aufstand zu zwingen, wozu diese aber keine Lust verspürten, so sogar die drei Haupträdelsführer gegen eine vom Gouvernment ausgefetzte Belohnung, an diese ausgeliefert. Es wurde kurzer Prozeß mit ihnen gemacht. Im Bootshaus an der Gouvernements-Landestelle wurden sie aufgehängt und einen Tag als warnendes Beispiel hängen gelassen.

Als ich hörte, daß einer der drei Haupträdelsführer der Feldweibel Mamabu von der Polizeitruppe gewesen sei, konnte ich nicht umhin, mit kurz vor meiner Rückreise nach Malimba, die drei anzusehen. Da sah ich wirklich einen, auf dessen nackter Brust ein unwidderlicher Gegenstand baumelte. Es war der Fetisch meines in Edea operierten Speerträgers. Der Fetisch hatte ihm nicht geholfen. Ein stärkerer Gott hatte seinen Tod bestimmt. —

Mamabu nannte man später „Mamabu I.“, da er drei Wochen auf der Hoßplatte registriert hatte.

„Kein Staat Europas ist besser geeignet, eine Rolle als Kolonialmacht zu spielen.“

Der konservative Unterhausabgeordnete Oberstleutnant Sir Arnold Wilson in einer Zuschrift an die „Times“:

„Zu der Behauptung, daß das nationalsozialistische Deutschland kein zuverlässiger Treuhänder der Eingeborenen wäre, ist zu erklären, daß kein Staat in Europa besser geeignet ist, eine würdige Rolle als Kolonialmacht zu spielen. Die Vorkriegsleistungen in den deutschen Kolonien sind anerkennenswert und ebenso gut wie die irgendeiner anderen Macht.“



Alles spielt die weltberühmte HOHNER

vollendet schön ist ihr Klang und wirklich hervorragend die Qualität. Die Preise sind klein und hundert schöne Modelle und Lindbergs bekannt angenehme Zahlungsbedingungen (10 Monatsraten) machen die Wahl leicht. Hier nur sechs Beispiele:



Hohner Nr. 7054, 21/8/2
21 Melodietasten und 8 Baß-tasten, zweichörig, Größe 280 x 150 mm
Barpreis.....RM. 28.50
oder Anzahlung...RM. 10.—
und 5 monatliche Raten



Hohner Liliput
21 Melodietast., 4 Hilfstast., 8 Baß-tasten, zweichörig, Gewicht 2000 g, Gr. 230 x 125 mm
Barpreis, mit Koffer 60.—
oder Anzahlung...RM. 12.—
und 10 monatliche Raten



Hohner-Klub 214 Erika
21 Melodietasten und 4 Hilfstasten, 8 Baß-tasten, zweichörig, Größe 295 x 155 mm
Barpreis, mit Koffer 60.—
oder Anzahlung...RM. 12.—
und 10 monatliche Raten



Hohner-Student I
22 Pianotasten und 8 Baß-tasten, zweichörig, Größe 280 x 150 mm
Barpr., Koffer u. Schule 55.—
oder Anzahlung...RM. 15.—
und 5 monatliche Raten



Hohner Imperial I
25 Pianotasten, 12 Baß-tasten, zweichörig, Gr. 240 x 135 mm, Gewicht 2500 Gramm
Barpr., Koffer u. Schule 83.—
oder Anzahlung...RM. 16.60
und 10 monatliche Raten



Hohner Verdi I
34 Pianotasten und 48 Baß-tasten, zweichörig, Größe 394 x 180 mm
Barpr., Koffer u. Schule 141.—
oder Anzahlung...RM. 28.20
und 10 monatliche Raten

Zu den bekannt angenehmen Lindberg-Teilzahlungsbedingungen

Verlangen Sie bitte in jedem Falle meinen großen vielfarbigen Handharmonika-Katalog mit vielen wichtigen Ratschlägen, insgesamt 150 Abbildungen - alle Instrumente in Originalfarben - und den angenehmen Teilzahlungspreisen - 10 Monatsraten. Sie erhalten ihn kostenlos und portofrei. Gewissenhafte, fachkundige schriftliche Beratung, pünktliche Lieferung, aufmerksame Bedienung.

LINDBERG

Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands

MÜNCHEN, KAUFINGERSTR. 10, DEUTSCHES GESCHAFT





Große Söhne kleiner Städte

Die Denhardts bezahlten Helgoland

Die kleine Stadt ist in mancher Hinsicht ein Stielkind der Betrachtung. Man sieht sie aus einer alten Gewohnheit ein wenig über die Achsel an. Sie gilt häufig als der warme, behübige Brutplatz der Mittelmäßigkeit. Man traut ihr nichts Böses zu, aber auch nichts Großes. Mit dem Urteil „kleinstädtisch“ meint man vielfach, sie ganz zu umreißen: geruhsam, etwas spießig und abseits vom Strom der Zeit.

Wie gedankenlos ist dieses Urteil, das in einer fernen Zeit entstanden ist! Die kleine Stadt ist ein notwendiges Glied des großen Staates geworden. In ihr pulst das Leben so fleißig und notwendig für das Ganze wie in jeder großen Stadt, und darüber hinaus hat sie noch eine unmittelbare Verbindung mit dem Lande, das ihr ständig Kräfte reserven zuführt. Wenn die kleine Stadt in ihrer ganzen Art wirklich den Geistesflug

hemmen würde, dann dürften folgerichtig aus den kleinen Städten keine großen Männer kommen, die von überragender Bedeutung sind und für ihr Vaterland Taten vollbringen, von denen spätere Zeiten noch zu sprechen wissen. Wie ist es aber in Wirklichkeit? Wenn man die Geschichte der Literatur, der großen Erfindungen, der Forschung oder der Politik durchblättert, wird man die Feststellung machen, daß viele der Pioniere aus dem Lebensbezirk kleiner Städte und sogar Dörfer stammen. Für sie alle gilt das Goethewort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille“ — und die Stille, das Abseitssein vom lauten Hasten der Großstadt, in denen vieles zum Guten reift, das ist das Wichtige.

Aus der Fülle derer, die aus der kleinen Stadt aufstiegen zu großen Leistungen, wollen wir einige herausgreifen und in den nächsten Folgen ihr Schicksal und Werk aufzeichnen.



Gustav Denhardt

Wer durch das Heimatmuseum der kleinen Industriestadt Zeitz, unweit der Handelsmetropole Leipzig gelegen, wandert, wird kaum daran denken, daß er plötzlich mitten aus der sächsischen Landschaft heraus nach — Afrika verschleppt werden könnte. Und wenn er zu einem Zimmer kommt, das dem Andenken der Geschwister Denhardt von der Stadt Zeitz gewidmet ist, dann wird ihm der Name Denhardt, wenn er nicht gerade in der Kolonialgeschichte gut bewandert ist, wenig zu sagen haben. Vielleicht mag er gar glauben, daß Kolonialpatriotismus freundlich übertrieben hat, wenn hier Schmuckstücke, Waffen und Hausrat afrikanischer Eingeborener als bedeutsame Erinnerungstücke gerade für einen Bürger der Stadt Zeitz gezeigt werden. Aber das, was das kleine Heimatmuseum dieser Stadt mit keinem Denhardtzimmer dem Betrachter erschließt, das ist nicht mehr und nicht weniger als ein bedeutames Stück deutscher Kolonialgeschichte. Und jeder Gegenstand, der hier liegt, erzählt von zwei

zischen aufs Geratewohl in die Welt. Die Denhardts gehen aber zunächst als Forscher hinaus, nachdem sie sich vorher das notwendige Küstzeug, das notwendige Wissen durch das Studium verschafft haben. Doch in ihrem tiefsten Herzen war schon damals wahrscheinlich für sie der Gedanke mitbestimmend, Deutschland in Afrika ein koloniales Betätigungsfeld zu sichern. Sanftbar ist der Ausgangspunkt ihrer ersten Forschungsreise im Jahre 1878. Von hier aus wagen sie den Sprung auf das afrikanische Fest-

barleute, die Todfeinde Witus. Wie wäre es aber mit den Deutschen, von denen auch in Busch und Steppe Afrikas die Kunde gedrungen ist, daß sie ein hartes und gerechtes Volk seien? Die Denhardts hören den Wunsch des Sultans, aber sie können ihm keinen Beistand geben. Denn sie sind Privatleute und haben keine Vollmachten. So reisen sie nach Deutschland zurück. Aber sie nehmen den Wunsch mit, wiederzukehren und behalten die Sehnsucht im Herzen nach dem ewigen Zau-

liche Verhältnis, das zwischen dem Sultan und den Brüdern seit ihrem ersten Aufenthalt im Lande bestand, verstärkt sich noch. Der Sultan möchte die beiden Deutschen an sein Land fesseln, und es bedarf nicht vieler Mühe, um ihn dazu zu bewegen, ein Gebiet von 25 Quadratmeilen den Denhardts zu verkaufen und ihnen gleichzeitig die gesamten Hoheitsrechte darüber zu übertragen. Und wieder äußert Sultan Ahmed den Wunsch, daß Deutschland die Schutzherrschaft über sein Sultanat übernehmen möge. Die Denhardts übernehmen gern die Rolle des Vermittlers, und diesmal, da sie als Deutsche Landbesitz in Witu erworben haben, glauben sie, dem Wunsch des Sultans Gehör verschaffen zu können. In Sanibar sit-



Aufnahme: Archiv
Zeichnung: Starzberger



Zeitungsbericht aus:

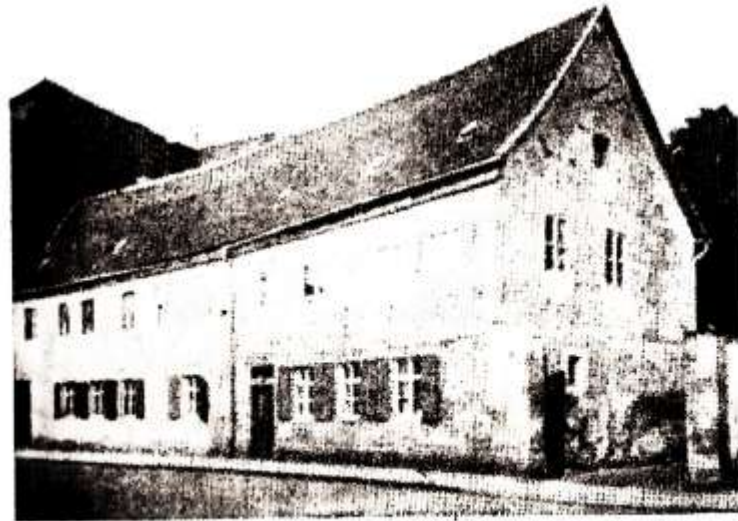
Vom 18.03.1939

von der kleinen Stadt Zeitz aus schlägt das Schicksal eine Brücke nach Afrika.

Der ewige Zauber Afrikas

Als die beiden Brüder Denhardt, geboren in der Steintorvorstadt von Zeitz, das damals nicht mehr als ein bescheidenes Landstädtchen war, im Jünglingsalter standen, da wächst aus den Blutopfern des Krieges 1870/71 auf den Schlachtfeldern Frankreichs die neue deutsche Reichseinheit zusammen. Im Schloß von Versailles wird das deutsche Kaiserreich begründet, ein Reich, das unter den Völkern der Erde seinen Platz beansprucht. Es ist eine stürmische Zeit, die dem Krieg von 1870/71 folgt, in der Industrie und Wirtschaft sich sprunghaft entwickeln. Aber nicht nur nach innen richten sich die Blicke unternehmungslustiger Männer. Die weiterschauenden unter ihnen wissen, daß ein großes Volk in einer künftigen Zeit nicht ohne Rohstoffe sein kann, daß der Lebensbedarf die Erschließung von Gebieten nötig macht, aus denen das Lebensnotwendige herangeschafft werden kann. Diese Gebiete aber liegen nicht in Europa. Die Forderung des Tages lautet: Kolonien. Die Engländer haben sich bereits ein großes Kolonialreich aufgebaut. Auch Deutschland braucht Kolonien.

Es ist von Anfang an nicht bloße Abenteuerlust, die die beiden Denhardts, Clemens und Gustav, nach Afrika hinaustreibt. Abenteuer



Das Geburtshaus der Denhardts in Zeitz



Sansibar und das Sultanat von Witu

land und erforschen ganz allein das Flußgebiet des Tana, knüpfen Beziehungen zu dem Beherrscher des Witulandes, dem Sultan Ahmed an, dessen Vertraute sie bald werden und von dessen Sorgen sie hören. Die große Sorge jenes Sultans Ahmed, der einer der wenigen fortschrittlichen afrikanischen Herrscher ist und in ehrlicher Sorge für sein Volk aufgeht, ist der Fürst der Insel Sansibar, Said Bargaish. Seit Jahrhunderten liegen die Leute von Sansibar unter ihren Fürsten mit den Leuten von Witu in heftigen Kämpfen, es herrscht immerwährende Fehde, und die Krieger des Said Bargaish überfallen immer wieder in Raubzügen Wituland. Aber ebensowenig wie seinen Vorfahren gelingt es Said Bargaish, den Sultan von Witu unter sein Joch zu zwingen, ihn zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bewegen. Der Sansibarfürst hat hinter sich das mächtige England. Er hat Kriegsschiffe und Kanonen. Kein Wunder, daß auch der Sultan von Witu sich nach einem mächtigen Schutz umsieht. Die Engländer können es nicht sein, denn die beschützen ja die Sansi-

ber Afrikas, der jeden Weißen, der diesen Kontinent einmal betrat, nicht mehr losläßt.

Wen interessiert schon Witu?

Man sollte eigentlich meinen, daß es den Denhardts mit Leichtigkeit hätte gelingen müssen, in Deutschland genug Männer zu finden, die sich für ihr Vorhaben einer kolonialen Gründung in Afrika begeistern. Aber es ist das alte Lied: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und die Denhardts ernten mit ihren „Phantastereien“ im besten Falle Schweigen, meist aber ein überlegenes Lächeln. Sie werben unermüdllich für ihren Gedanken, doch nur ganz langsam glückt es ihnen, einige Geldmittel aufzutreiben, ein kleines Stammkapital zu schaffen, das den ersten Abprung ermöglicht. Ein paar tausend Mark sind es, die sie mühsam zusammentragen, ein paar Männer haben sich gefunden, die an die Ideen der Denhardts glauben. Jahre sind darüber vergangen, und als sie endlich wieder nach Afrika fahren können, um ihre Pläne zu verwirklichen, da schreibt man schon das Jahr 1884. Wieder landen sie in Sansibar, aber man sieht ihnen auf die Finger. Der englische Geheimdienst arbeitet gut, und der Generalkonsul Englands in Sansibar weiß genau, was die beiden Deutschen auf dem afrikanischen Festland vorhaben. Den Interessen Englands ist es durchaus nicht erwünscht, daß Deutsche Fuß in Afrika fassen. Man macht den Denhardts alle erdenklichen Schwierigkeiten, aber man kann schließlich nicht verhindern, daß sie doch wieder nach Witu gehen.

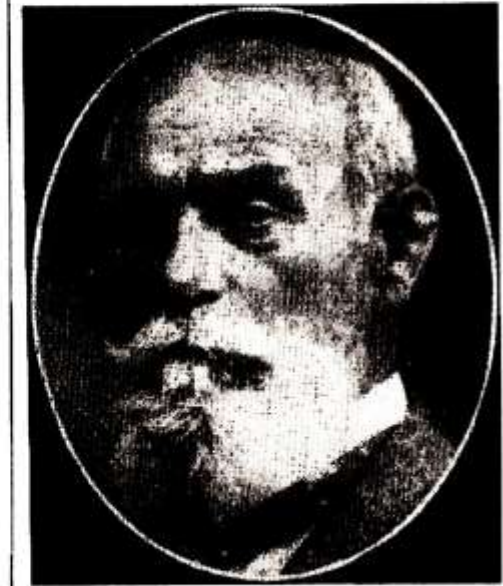
In Witu werden die beiden Denhardts mit offenen Armen aufgenommen. Und das herz-

und doch dauert es noch Wochen, bis man sich endlich in Berlin entschließt, die Schutzherrschaft anzunehmen. Denn im Hintergrund steht England, und man überlegt erst einmal genau, ob es sich lohnt, wegen Witu diplomatische Schwierigkeiten mit dem mächtigen Albion heraufzubeschwören. Bismarcks „Ja“ klärt die Lage, und über Witu steigt die deutsche Flagge hoch.

Junge Kolonie in Nöten

Doch noch sind nicht alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt. Said Bargaish, der Fürst von Sansibar, der sich nach wie vor Hoheitsrechte über Witu anmaßt, will die deutsche Schutzherrschaft nicht anerkennen. Er trifft alle Vorbereitungen, um in Wituland einzubringen. Die Engländer reifen ihm selbstverständlich den Raden, und erst als ein Geschwader deutscher Kriegsschiffe vor Sansibar erscheint und die Geschützrohre feuerbereit gegen den Sultanspalast ausgeschwenkt werden, bewegen sie ihn zum Nachgeben. Offiziell gibt er jetzt Ruhe, aber seine Abgesandten wiegeln die Nachbarkämme auf, damit sie Witu beunruhigen. Schwere Kämpfe gibt es, bis die Eindringlinge aus dem Land geschlagen sind.

Endlich ist Frieden, endlich können die Brüder
Fortsetzung auf Seite 15



Clemens Denhardt

Bad Sulza. Wer weiß heute etwas von Clemens Denhardt? Außer bei ein paar alten Kolonialpionieren und einigen, die ihn aus den letzten Jahren seiner Lebenszeit in Bad Sulza persönlich gekannt haben, ist sein Name im deutschen Volke vergessen. Und doch wäre Helgoland heute nicht unser ohne das von den beiden Brüdern Denhardt erworbene einstige deutsche Schutzgebiet Witu-Land in Ostafrika.

Darum mußten die am Sonnabend und Sonntag von der NSDAP. und der Stadtverwaltung in Bad Sulza aus Anlaß der Wiederkehr des 10jährigen Todestages von Clemens Denhardt veranstalteten Feierlichkeiten mehr sein als bloße Gedächtnisfeiern: sie wären Kundgebungen des Bekenntnisses der Treue zum kolonialen Gedanken, mitzuschaffen an der Aufgabe, unserem deutschen 100-Millionenvolke Lebens- und Entwicklungsraum und Weltgeltung zu sichern.

Am Sonnabend, abends 20.30 Uhr, waren im Schützenhause alle Formationen der Partei angetreten; auch die übrige Einwohnerschaft und die Frauen waren zahlreich vertreten. In Vertretung des dienstlich auswärtig weilenden Bürgermeisters Pg. Illing begrüßte nach dem Fahneneinmarsch der erste Beigeordnete Pg. Lehrer Mag Böttlinger die Ehrengäste: Oberst a. D. Peter, den Bundesgeschäftsführer des Reichskolonialbundes und zugleich Vertreter des Stabsamtes München, und seinen Adjutanten SS.-Sturmführer Pg. Bohn, Korvettenkapitän Peucer vom Kolonialamt in Berlin, die Vertreter der Gauführung Thüringen des Reichskolonialbundes Landgerichtsrat Dr. Nixte und Geschäftsführer Döllner in Erfurt, den Kreisführer des Reichskolonialbundes Direktor Ehrhardt in Weimar, ferner den Vertreter des Landrats, Regierungsrat Dr. Schaar-Weimar, den Stadtortältesten von Bad Sulza, Hauptmann Bundt und vor allem den Hauptvortragenden Dr. Hindorf aus Berlin, den alten Afrika-Pionier, den Begründer der Sisal-Agavenkulturen in Deutsch-Ostafrika. Er wies in kurzen Ausführungen darauf hin, daß Bad Sulza die Ehrenpflicht habe, des Mannes zu gedenken, der nach harter erfolg- und enttäuschungsreicher Lebensarbeit dort seinen Lebensabend verbracht und die letzte Ruhestätte gefunden habe.

Kolonial-Kundgebung in Bad Sulza zum Gedächtnis von Clemens Denhardt

Bericht aus dem:



von 12.06.1939

Direktor Ehrhardt fügte in seiner Begrüßung als Kreisführer hinzu, daß Männer wie Denhardt zur Kolonialarbeit verpflichteten. Er bestellte für die Stadt und den Kreisabschnitt Bad Sulza zur vorläufigen Leitung der Arbeit des Reichskolonialbundes den Geschäftsführer der Kurverwaltung, Zeidler.

Dann begrüßte der Bundesgeschäftsführer, Oberst Peter. Er ging davon aus, daß für alle dem Volke geleistete Arbeit der Dank des Vaterlandes gewiß sei. So seien die Kriegerdenkmäler im Vaterlande steinerne Zeugen eines dankbaren Volkes. Doch auch die stille und ungesehene, aber darum nicht minder harte und gefahrenreiche Arbeit draußen in fernem Erdteilen sei für Deutschland geschehen und müsse darum unversehrt bleiben. Jeder Pimpf soll wissen, daß in den Kolonien für ihn gekämpft und gearbeitet worden ist. Der Tag der Erinnerung an Denhardt, der für ein deutsches Schutzgebiet Ostafrika ein Leben lang gerungen hat, sei für ihn als alten Kolonialkrieger ein Tag dankbaren Gedenkens und stolzer Erinnerung. Die Jugend aber solle wissen, daß sie zur Nachfolge in der Kolonialarbeit einst vom Führer gerufen werde.

An die Jugend wandte sich darum auch zuerst der Hauptredner Dr. Hindorf und erzählte, wie er vor 60 Jahren als 16jähriger mit himmelstürmendem jugendlichen Idealismus sich der kolonialen Arbeit zugetwendet habe. Nach Vollendung juristischer und landwirtschaftlicher Studien ist Dr. Hindorf zunächst nach der Südsee, später nach Ostafrika gegangen. Er hat sich das bleibende Verdienst erworben, die Sisal-Agave, deren wirtschaftliche Bedeutung für Ostafrika wie für unsere deutsche Heimat heute unbestritten ist, unter unendlichen Schwierigkeiten aus Mexiko eingeführt zu haben. Aus

einer Pflanzung von 62 Versuchspflanzen n. d. v. u. n. u. Millionen und Übermillionen Sisal-Agaven gezüchtet worden, die heute dem Landschaftsbilde Ostafrikas das Gepräge geben. Besonders interessant verstand Dr. Hindorf seine Erlebnisse in Ostafrika in der Zeit des Weltkrieges zu schildern. So hat er die schweren Schiffsgeschütze der im Rufidje-Delta vorac geschossenen „Königsberg“ z. T. auf Fahrgestellen alter Lokomobilen, z. T. auf hölzernen Schlitten tausende von Kilometern bis an den Kilimandjaro transportieren müssen. Ohne die Hilfe von Zugtieren, nur mit Schwarzen, von denen je 300 Mann an einem Seil Schritt um Schritt trecken mußten. Für die ungeheure Ueberlegenheit der Engländer während Dettow-Vorbeck's Heldenkampf möge die Tatsache sprechen, daß die englischen Truppen über 15 000 Motorfahrzeuge verfügten, während die Deutschen 9 Automobile hatten, die auch bald unbrauchbar waren. Nach dem Weltkriege mußte Dr. Hindorf zunächst in Mozambique arbeiten; erst 1925 konnte er wieder nach Ostafrika zurückkehren. Der Vortragende schloß mit einem Appell an die Jugend, die die neue koloniale Arbeit wieder beginnen müsse an dem Tage, da der Führer sie zu dieser Aufgabe ruft. Dieser Tag sei nicht mehr fern.

Geschäftsführer Zeidler führte aus, daß der Mensch durch sein Werk lebe und daß darum die deutschen Kolonialpioniere und -Krieger unvergessen bleiben. Die feige Lüge von Versailles, Deutschland sei zum Kolonisieren fremder Erdteile ungeeignet, muß zusammenbrechen vor solchen Männern der Tat wie Dr. Hindorf oder Clemens Denhardt. Das größere Deutschland muß sein Angesicht dem weiten Weltraum offen zuwenden. Denn es braucht aus wirtschaftlichen und moralischen Gründen Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten für 100 Millionen.

Mit dem Führerheil, das von Pg. Lehrer Böttinger ausgebracht wurde, und den Liedern der Nation schloß die eindrucksvolle Kundgebung nach dem Ausmarsch der Fahnen.

Die Blasmusik der Kurkapelle spielte die Overtüre aus dem Freischütz und den Kolonialmarsch. Die Gesangsvereine von Stadt Bad Sulza und Bergsulza umrahmten die Kundgebung mit drei Liedern.

Am Sonntag vormittag um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr fand auf dem Friedhof am Grabe Denhardts ein kurzes Gedenken statt. Nachdem die Kapelle das weiheliche „Heilig“ von Schubert zu Gehör gebracht hatte, wies Geschäftsführer Zeidler darauf hin, wie Denhardts Leben von uns Nachfolge heische. Gedenken muß Tat sein. Ein Volk erinnert sich der Großen, die ihm das Schicksal geschenkt hat, nur dann recht, wenn es danach strebt, so treu zu sein wie sie. Denhardt sei während seines Lebens verkannt worden — ein hartes Schicksal, aber eine heilige Saat. Das Deutschland Adolf Hitlers und besonders die Jugend schaut auf die Arbeit der Kolonialpioniere und sieht in ihrem Werk die Aufgabe einer neuen Zeit. „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“. Am Grabe legten dann Pg. Lehrer Böttinger für die Stadt Bad Sulza und der Vertreter der Stadt Zeiß, Stadtassessor Winkler, Kränze nieder.

Unter Vorantritt des Spielmannszuges formierte sich der Zug der Jugend und anderer Parteigliederungen, um durch den Kurpark zum Denhardt-Hause zu ziehen. Dort schilderte Pg. Lehrer Böttinger ergreifend Denhardt's Kampf, Aufstieg und Not. Dann fiel die Hülle der Gedenktafel, die die dankbare Stadt ihrem großen Bürger geweiht hat. Mit dem Besuch des Denhardt-Museums, dessen Einrichtung allseitige Anerkennung fand, schlossen die Gedenkfeierlichkeiten.

In kurzer Zeit wird in Bad Sulza und Umgebung eine rege Arbeit einsetzen, um dem kolonialen Gedanken im Kreisabschnitt Bad Sulza feste und dauerhafte Formen in Gestalt einer Gruppe des Reichskolonialbundes zu geben.

Deutsche Kolonial Ausstellung DRESDEN 21. JUNI-10. SEPTEMBER 1939



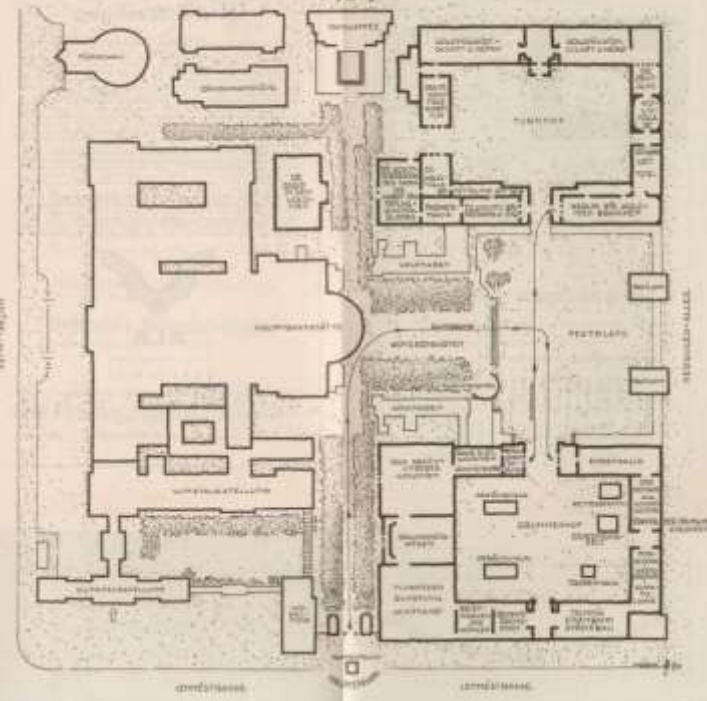
DER REITER VON SÜDWEST WINDHUK



veranstaltet von der Landeshauptstadt
Dresden
und dem Reichskolonialbund.



Übersichtsplau Deutsche Kolonial-Ausstellung Dresden 1939



Schlrichherr:
Reichsstatthalter General d. Inf. Ritter von Epp
Ausstellungsbaueer: 21. Juni bis 10. Sept. 1939

Postkarte



Deutsche Kolonial-Ausstellung
Dresden 1939
21. Juni bis 10. September



Bericht aus dem Heimatheft:

Das Thüringer Fähnlein

Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat

8. Jahrgang

August 1939

Heft 8

Heimatmuseum in Bad Sulza.

Mit der feierlichen Einweihung des Denhardt-Zimmers im Sterbehause des verdienten Kolonialpioniers Clemens Denhardt in der Clemens-Denhardt-Straße 6 wird der Grundstoß zu einem Heimatmuseum der Stadt Bad Sulza geschaffen. Hier soll das Gedächtnis von Bad Sulzas hervorragenden Männern Denhardt, Müller-Hartung, Liedner u. a. gepflegt und die nachfolgenden Generationen zum gleichen Dienst an unserem Volke angespornt werden.

Zeitungsbericht:

Afrika Nachrichten (Leipzig)

Bericht in den Afrika Nachrichten von September 1939

Die Brüder Denhardt

Je länger uns die Verwaltung unserer Kolonien vorenthalten wird und wir uns zu einem guten Teile mit der Erinnerung an unsere erste Kolonialzeit befassen, um so mehr treten auch jene Kolonialpioniere hervor, deren Wirken für ein deutsches Übersee dem deutschen Volk nur wenig bekannt ist. So hat man sich jüngst auch der Forscher- und Pioniertätigkeit der Brüder Clemens und Gustav Denhardt in Ostafrika wieder erinnert und deren Andenken anlässlich des zehnjährigen Todestages von Clemens Denhardt am 25. Juni in Bad Sulza gefeiert.

Wie bei manchen unserer Kolonialpioniere die Reisen und Werke unserer großen Afrikaforscher Schweinfurth, Junker, Vogel, Rohlf, Nachtigal, Robert Flegel u. a. befruchtend gewirkt und zu einer Tätigkeit in Afrika veranlaßt haben, so war es bei den Brüdern Denhardt die Forschungsreise des Frhn. Klaus von der Decken in die Länder um die Schneeberge Ostafrikas zu den Stämmen der Gallas und Somalis in den Jahren 1860/65. Nach Deckens Ermordung durch Somalis am Jubafluß setzten seine Mitarbeiter Dr. Richard Brenner und Dr. Kersten solche Reisen in das Wituland 1867 fort, wo

sie die ersten freundlichen Beziehungen zu dessen Sultan Achmed anknüpften. 1878 gingen dann die Brüder Denhardt, von Beruf Architekten, in Begleitung des Dr. Kersten und des Arztes Dr. G. A. Fischer ins Wituland, wo sie das Tana- und Osiflußgebiet gründlichst erforschten und von Sultan Achmed freundlich empfangen und unterstützt wurden. 1885 erwarb Denhardt vom Witu-Sultan einen 60 km langen Küstenstreifen mit dahinterliegendem Land von zuerst 50, dann 1300 qkm Größe mit allen Privat- und Hoheitsrechten. Schon lange hatten sich die Brüder mit ihren Freunden in Deutschland vergebens bemüht, die nötigen Mittel für die Verwirklichung ihrer weitschauenden Pläne im Wituland zu finden. Dagegen waren ihnen sowohl von England wie vom geschäftstüchtigen König Leopold von Belgien Angebote zwecks Verwertung ihrer Landerwerbungen in Witu gemacht worden, die sie aber aus nationalen Gründen ablehnten. Schließlich gelang es ihnen 1885, den damaligen Präsidenten des Deutschen Kolonialvereins, Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg, für das Witugebiet zu interessieren, der sich dann an die Spitze eines Komitees setzte, welches 1886 die Witu-Gesellschaft gründete, in welche die Brüder Denhardt 25 qkm ihrer Landerwerbungen einbrachten.

Clemens Denhardt konnte immer mehr das Vertrauen des englandfeindlichen Sultans Achmed erwerben, so daß dieser ihn zu seinem Minister und Ratgeber in allen inneren und äußeren Angelegenheiten und seinen Bruder Gustav zum Bevollmächtigten ernannte. Sultan Achmed hatte 1884 bei der deutschen Regierung um den Schutz des Deutschen Reiches über sein Witugebiet gebeten, der ihm aber erst nach der Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft über die von Dr. Karl Peters erworbenen südlicheren Gebiete 1885 erteilt wurde. Interessant ist, daß bereits 1867 derselbe Sultan eine solche Bitte um Schutz an den König von Preußen gerichtet hatte!

In welchem gefahrenreichen Lande die Witu-Gesellschaft zu jener Zeit tätig war, schildert Rochus Schmidt in seinem sich mit der kolonialen Frühzeit in Ostafrika befassenden interessanten Buch „Kolonialpioniere“ (Safari-Verlag, Berlin). Hierin berichtet er ausführlich von seinen Erlebnissen als Vertreter und Stationschef der Witu-Gesellschaft, von den Überfällen der blutdürstigen Somalis auf die Gallas und von den vielen Intrigen der im Witugebiet zuerst noch sehr einflußreichen und im Auftrage Englands handelnden Sansibariten gegen das deutsche Vordringen, von dem dort herrschenden Völkergemisch und schließlich von der 1890 erfolgten plötzlichen Abtretung dieses deutschen Schutzgebietes an England durch den als kolonialfeindlich bekannten General Caprivi.

Es wird im politischen wie staatlichen Leben der Völker immer wieder vorkommen, sich auch nicht immer vermeiden lassen, daß kleinere Interessen größeren geopfert werden müssen, aber die Art und Weise, wie das im Falle Wituland geschah, kann nicht scharf genug verurteilt werden. Man hätte den Geschädigten, sowohl dem Sultan wie den Brüdern Denhardt, die Notwendigkeit ihrer Opfer mit Bedauern mitteilen und ihnen dafür Entschädigung zusagen müssen. Das geschah aber nicht!

Die Brüder Denhardt waren während der Abtretung gerade in Europa. Sie hatten 12 Jahre der Erwerbung und Erschließung dieses wertvollen Landes umsonst gewidmet und nicht nur ihre Stellungen und wohl erworbenen Rechte verloren, auch ihr ganzes Vermögen. Als sie nun von der deutschen Regierung einen Schadensersatz dafür beanspruchten, mußten sie sich längere Zeit mit kleinlichen Beamten herumstreiten, bis man ihnen 1899 schließlich eine im Verhältnis zum Verlust geringe Entschädigung anbot, auf die sie jedoch verzichteten.

Trotz dieser schweren Verluste waren sie bereit, ihre koloniale Tätigkeit in Ostafrika weiter fortzusetzen. Als ich Clemens Denhardt vor dem Weltkrieg das letztemal traf, schien er von neuem große Hoffnungen gesetzt zu haben auf die von ihm erworbene Konzession zwecks Verwertung der Mangroverinde in Ostafrika wegen deren Gerbsäuregehalts. Das brachte ihm aber nicht genug ein, um davon leben zu können. So zogen sich die Brüder schließlich verarmt und bitter enttäuscht in ihre thüringische Heimat zurück, wo Clemens 1929 mit 75 Jahren starb, nachdem ihm sein Bruder Gustav 1917 schon im Tode vorausgegangen war.

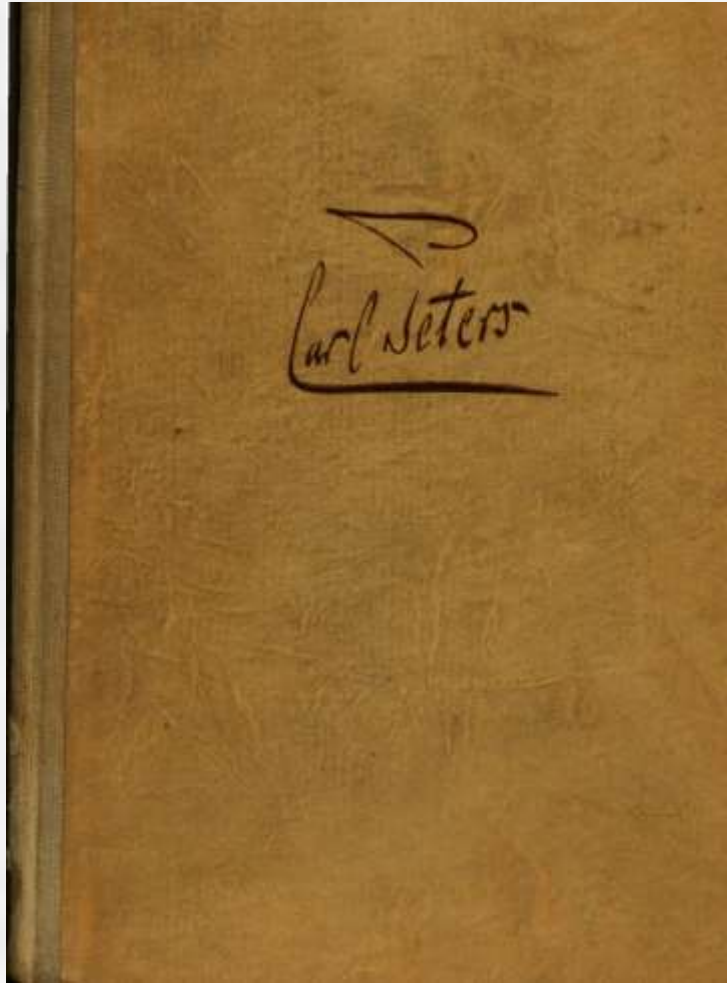
Durch den deutsch-englischen Vertrag von 1890 hatte Deutschland zwar eine wertvolle Kolonie verloren, aber der Wert Helgolands als wichtigster deutscher Flottenstützpunkt in der Nordsee wurde erst richtig im Weltkrieg erkannt. Der unglückliche Verlauf des Krieges und Verlust aller unserer Kolonien ließ dann die Verdienste der Denhardts, die sie sich durch Schaffung des Tauschobjektes für Helgoland erworben hatten, zu deren Lebzeiten leider nicht mehr in Erscheinung treten. Und so kann die am 25. Juni in Bad Sulza erfolgte Gedenkfeier für die Brüder Denhardt und Anbringung einer Gedenktafel als nachträgliche Ehrung und Anerkennung dieser Kolonialpioniere gewertet werden. Die Stadt Sulza hatte Clemens Denhardt noch kurz vor seinem Tode zu ihrem Ehrenbürger gemacht.



Anno 1940



Komplettes Buch



Dr. Carl Peters

Wie Deutsch-Ostafrika entstand!

Persönlicher Bericht des Gründers

Verlagsnummer 3703

Koehler & Voigtländer · Verlag · Leipzig

3. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1940 by Koehler & Voigtländer, Verlag in Leipzig
Printed in Germany



(Aus Privatbesitz)

Dr. Carl Peters

Nach einer Zeichnung aus seinem Freundeskreis

I. Kapitel

Die nachfolgende Darstellung will in knappster Form und auf sichersten Unterlagen klar und deutlich die Gründung von Deutsch-Ostafrika erzählen, wie sie sich von 1884 bis 1890 vollzog. Der Standpunkt, von dem aus sie geschrieben ist, ist naturgemäß mein eigener. Ich habe die Vorgänge so erzählt, wie sie mir als dem Handelnden erscheinen, und wie ich die einzelnen Ereignisse als Förderung oder Hemmung für das angestrebte Ziel empfunden habe.

Carl Peters.

Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, in Ostafrika eine deutsche Kolonie zu gründen?" Wie oft ist diese Frage wohl an mich gerichtet worden!

Wenn ich selbst auf meinen Lebenslauf zurückblicke, so wundert mich viel mehr, als daß ich Deutsch-Ostafrika gegründet habe, die umgekehrte Tatsache, daß ich nicht viel weitere Länderstrecken dem Deutschen Reiche zuführen konnte und daß es mir nicht gelungen ist, mir persönlich ein Reich nach meinem Geschmack zu erwerben. Von Kindheit auf war meine Phantasie mit solchen Plänen beschäftigt. Meine Vorbilder in der Geschichte waren Perikles, Hannibal, die Gracchen bis zu Cortez, Sir Walter Raleigh, Nelson usw. Das Subjektive für solche Entschlüsse war also in mir selbst gegeben. Das Motiv lag in der Entwicklung Deutschlands von der Gründung des Reiches an. Meine Generation hatte den Krieg von 1870–71 an der Schwelle der Mannheit mit erlebt, die gewaltigen Eindrücke von Sedan und Versailles konnten nicht wirkungslos an unseren Herzen vorbeigehen. Für uns war das deutsche das kriegsstärkste Volk der Erde. Und wenn wir dann auf die Landkarten sahen und fanden, daß von allen europäischen Staaten dieses mächtige Land fast allein ohne jeden Kolonialbesitz war, oder, wenn wir ins Aus-

land kamen und fanden, daß der Deutsche der Mindestgeachtete unter den Völkern Europas war, daß selbst Holländer, Dänen, Norweger mit Verachtung auf uns heruntersahen, dann mußte tiefe Beschämung unser Herz erfüllen, und in der Reaktion sich auch bei uns der Nationalstolz emporbäumen.

Ich habe solche Empfindungen von 1880—1883, als ich nach Beendigung meiner Studien und Absolvierung aller meiner Examina einige Jahre in finanzieller Unabhängigkeit in England verbrachte, auf das leidenschaftlichste durchgelitten, und aus ihnen heraus ist mir der feste Entschluß gekommen, meine ganze Kraft daranzusetzen, meinem Volk aus diesem öden Zustand herauszuhelfen.

In ganz England ging mir die Rückwirkung einer großen Kolonialpolitik auch positiv auf. Ich erkannte, was die Wechselwirkung zwischen Mutterland und Kolonien handelspolitisch und volkswirtschaftlich bedeute und was Deutschland jährlich verliere dadurch, daß es seinen Kaffee, seinen Tee, seinen Reis, seinen Tabak, seine Gewürze, kurz, alle seine Kolonialartikel von fremden Völkern sich kaufen müsse; welchen Wert es für die einzelnen Persönlichkeiten in England habe, daß ein jeder in den Kolonien Gelegenheit finden könne, seinen Unterhalt zu verdienen und sich ein unabhängiges Vermögen zu machen, im Staatsdienst oder außerhalb desselben. Dies erschien mir das Wesentliche in der freien und stolzen Entwicklung im Gegensatz zu der Engherzigkeit und dem Strebertum, auf die man in Deutschland auf Schritt und Tritt stieß. In

der That, der Vergleich fiel durchaus zugunsten der Fremden aus; und ich gestehe, daß er es in erster Linie war, der mich zur deutschen Kolonialpolitik trieb.

Ich will hier erwähnen, daß mein Instinkt mich warnte, nach meiner Heimat und zu meinem Volke zurückzukehren, und daß es ausschließlich mein Patriotismus war, der diesen Instinkt überwand. Mein Onkel Carl Engel, der eine angesehene Stellung in England hatte und keine Kinder besaß, bot mir an, mich zu adoptieren und mir sein Vermögen zu hinterlassen, wenn ich mich entschließen könne, wie er, Engländer zu werden und meinen Ehrgeiz im Umfang des britischen Reiches zu befriedigen. Sein angeheirateter Neffe, Joseph Chamberlain, war zu jener Zeit Handelsminister, und würde mir leicht den Eintritt in den britisch-indischen Dienst eröffnet haben. Ich sagte „nein“, und mit diesem Entschluß habe ich all das Unglück und das Leiden meines Lebens mir selbst zugezogen. Ich meinte damals aber, als ich mich entschloß, meine ganze Existenz und Karriere in eine Unternehmung für mein Vaterland zu werfen, daß es zweierlei für mich dabei gäbe: entweder Untergang oder vollen Erfolg. Ich konnte nicht rechnen mit der Möglichkeit, daß ich zwar vollen Erfolg haben werde, aber dennoch mein eigenes Volk mir den Untergang bereiten würde, wie es hernach gekommen ist.

2. Kapitel

Ich hatte in London einen Amerikaner, namens Stacey, kennengelernt. Dieser kam von Südafrika und lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Goldreichtum von Mafhonaland. Ich schlug ihm vor, dort mit mir eine Kolonialunternehmung ins Leben zu rufen. Die Buren hatten gerade ihren Sieg bei Majuba Hill über die Briten errungen, und es schien, als ob sie die Überlegenheit in Südafrika behalten würden. An den Küsten herrschten freilich die Portugiesen und weiter nördlich die Araber. Aber es war alles noch unbestimmt und im Werden. Überall, wenn ich die deutsche Flagge über See tragen wollte, mußte ich darauf gefaßt sein, in Kollision mit fremden Rechten oder doch Ansprüchen zu geraten. Nirgendwo schienen die Aussichten so günstig, wie in Südoafrika. Hier winkte das Gold von Mafhonaland und von Sambesia, hier hatte Livingstone weite wohlbewässerte und fruchtbare Hochländer entdeckt. Hier hielten sich Buren und Engländer das Gleichgewicht, und wohl konnte ein energischer Deutscher hoffen, Tertius Gaudens zu werden.

Meine Verhandlungen mit Mr. Stacey kamen nicht zum Abschluß. Er lehnte es ab, unter der deutschen Flagge vorzugehen. Somit entschloß ich mich kurzerhand, mein Glück in Deutschland selbst zu versuchen.

In Deutschland hatte sich um 1880 eine Art von Kolonialbewegung organisiert. Patriotische Männer, wie Fürst Hohenlohe-Langenburg, Rudolf von Bennigsen, der Missionsinspektor Fabri, Miquel u. a. mehr hatten den Deutschen Kolonialverein gegründet. Dieser Verein sollte Stimmung im deutschen Volk für eine aktive Kolonialpolitik machen. „Wirkliche Kolonien zu erwerben, wird Sache des zwanzigsten Jahrhunderts sein, wir im neunzehnten müssen uns darauf beschränken, koloniale Agitation zu betreiben“, so verkündete der Missionsinspektor Fabri das Programm des neuen Vereins. Mir war es nach Lage der Dinge klar, daß, wenn man erst im 20. Jahrhundert Kolonien gründen wollte, es weit richtiger war, die Augen des neidischen Auslandes nicht schon um 1880 auf diese Wünsche unseres Volkes zu lenken. Daß unsere Kolonien am Ausgange des 19. Jahrhunderts durchweg so minderwertig ausgefallen sind, ist in erster Linie diesem Geschrei von Leuten zuzuschreiben, welche ursprünglich gar nicht die Absicht hatten, irgend etwas zu tun, und erst durch unser Vorgehen hier und da zu periodischem Handeln veranlaßt sind. Freilich, Fürst Bismarck wäre kaum so energisch 1884 in Südwestafrika und in Kamerun aufgetreten, wenn er diese Volksbewegung nicht hinter sich gehabt hätte.

Ich siedelte Ende 1883 nach Berlin über. Für meinen südoafrikanischen Kolonialplan wäre es sicherlich das richtigste gewesen, irgendeinen Großkapitalisten von Ansehen, zum Beispiel Alfred Krupp, in der Stille dafür zu interessieren und alsdann die Besitzergreifung so schnell

wie möglich durchzuführen. Das Ganze ließ sich mit zwanzig bis dreißigtausend Mark machen. Hierzu fand ich nirgendwo eine Ermutigung. Da blieb nur übrig, Fürst Bismarck persönlich dafür zu gewinnen. Ich arbeitete mein Projekt im Herbst 1883 aus und sandte es dem Auswärtigen Amt zu. Aber ich erhielt überhaupt keinerlei Antwort. Zu Anfang 1884 setzte ich mich mit dem Kolonialverein und seinem Vorstehenden, dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg, in Verbindung. Fürst Hohenlohe empfing mich sehr höflich im Kaiserhof zu Berlin. Aber er eröffnete mir sofort, daß der Kolonialverein nicht die Absicht habe, deutsche Kolonien zu begründen, und daß ich von dort nichts zu erwarten habe.

Nun stand ich vor dem Dilemma, entweder das Projekt fallen zu lassen oder in die Vereinigten Staaten von Amerika überzusiedeln, wohin ein zweiter Bruder meiner Mutter, Anton Engel, mich einlud, um drüben Interesse zu gewinnen; oder aber ich konnte in Deutschland bleiben und auf eigene Faust vorgehen. Zwischen diesen Möglichkeiten schwankte ich im Winter 1883–84 hin und her. Ich war damals 27 Jahre alt, hatte 1879 mein Staatsexamen als Historiker und Geograph gemacht mit der Berechtigung, in der Prima eines Gymnasiums in beiden Fakultäten zu unterrichten, neben dem Dokorexamen an der Berliner Universität. Um meinen deutschen Plänen einen soliden Untergrund zu geben, bereitete ich mich jetzt vor, mich an der Universität Leipzig zu habilitieren. Ich schrieb eine Habilitierungsarbeit über das Thema „Inwiefern ist

Metaphysik als Wissenschaft möglich", eine Frage, welche ich 1884 nicht völlig abwies, der gegenüber ich meinen Standpunkt aber inzwischen verändert habe.

Das Entscheidende im Frühling 1884 für das Thema, welches uns hier interessiert, war, daß ich mich entschloß, für die Lösung des mir vorliegenden Kolonialproblems das Vorbild aus der englischen Geschichte, welche ich kannte, mir zunutze zu machen. Dort, als es sich um Eroberungen über See im Westen wie im Osten handelte, taten sich unternehmende Männer zusammen, welche ein Betriebskapital zusammenschossen, fogenante adventurers, Schiffe, oder auch nur ein Schiff ausrüsteten und unterschneidigen Führern in die ins Auge gefaßte Weltgegend entsandten. Der Gewinn der Fahrt wurde, je nach Höhe der Einlage, verteilt. Die Regierung erteilte, wo nobody's country in Frage kam, wohl vor Auslaufen der Flottille ein grant oder eine charter, oder aber auch erst nachträglich, auf Grund nachzuweisender Rechtstitel. So entstanden im 16. und 17. Jahrhundert die britischen Besitzungen in Amerika und Ostindien und anderswo, aus denen jetzt das britische Weltreich sich bildet.

Dieses Vorbild ließ sich freilich nicht automatisch auf Deutschland übertragen. Einerseits erschien den meisten meiner Landsleute die Erde wieder einmal vergeben. Andererseits hatte mein Name absolut nicht genügendes Gewicht, als daß ich persönlich vor die Nation mit einem derartigen Plan hätte treten können. Ich mußte zunächst eine Firma schaffen, welcher man eine solche Einzahlung

zu machen bereit wäre. Zu diesem Zweck gründete ich mit dem Grafen Behr-Bandelin am 28. März 1884 „Die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation“, eine Körperschaft, welche die Aufgabe durchführen wollte, etwas zu gründen, was den alten englischen Abenteurergesellschaften entsprach: d. h. eine „Kapitalistengruppe zur Annexion und später zur Verwaltung möglichst großer Kolonialländer unter deutscher Flagge“.

Zu den Männern, welche sich bei den Arbeiten des Ausschusses der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation besonders verdient machten, gehörten außer dem Grafen Behr-Bandelin mein alter Schul- und Universitätsfreund Dr. jur. Carl Jühlke und Dr. Friedrich Lange, damals Redakteur der Täglichen Rundschau. Ich verfaßte im Auftrag der Gesellschaft einen Aufruf an das Deutsche Volk, welcher unsere Ziele klar darstellte und zur Unterstützung aufforderte. Ich lasse ihn auch an dieser Stelle folgen:

„Deutsche Kolonisation.“

Die deutsche Nation ist bei der Verteilung der Erde, wie sie vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage hin stattgefunden hat, leer ausgegangen. Alle übrigen Kulturvölker Europas besitzen auch außerhalb unseres Erdteils Stätten, wo ihre Sprache und Art feste Wurzel fassen und sich entfalten kann. Der deutsche Auswanderer, sobald er die Grenzen des Reiches hinter sich gelassen hat, ist ein Fremdling auf ausländischem Grund und Boden.

Das Deutsche Reich, groß und stark durch die mit Blut errungene Einheit, steht da als die führende Macht auf dem Kontinent von Europa: seine Söhne in der Fremde müssen sich überall Nationen einfügen, welche der unsrigen entweder gleichgültig oder geradezu feindlich gegenüberstehen. Der große Strom deutscher Auswanderung taucht seit Jahrhunderten in fremde Rassen ein, um in ihnen zu verschwinden. Das Deutschtum außerhalb Europas verfällt fortdauernd nationalem Untergang.

In dieser für den Nationalstolz so schmerzlichen Tatsache liegt ein ungeheurer wirtschaftlicher Nachteil für unser Volk! Alljährlich geht die Kraft von 200 000 Deutschen unserem Vaterland verloren! Diese Kraftmasse strömt meistens unmittelbar in das Lager unserer wirtschaftlichen Konkurrenten ab und vermehrt die Stärke unserer Gegner. Der deutsche Import von Produkten tropischer Zonen geht von ausländischen Niederlassungen aus, wodurch alljährlich viele Millionen deutschen Kapitals an fremde Nationen verloren gehen! Der deutsche Export ist abhängig von der Willkür fremdländischer Zollpolitik. Ein unter allen Umständen sicherer Absatzmarkt fehlt unserer Industrie, weil eigene Kolonien unserem Volke fehlen.

Um diesem nationalen Mißstande abzuhelfen, dazu bedarf es praktischen und tatkräftigen Handelns.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, ist in Berlin eine Gesellschaft zusammengetreten, welche die praktische Inangriffnahme solchen Handelns als ihr Ziel sich gestellt



Der Vater, Pastor Peters
aus Neuhaus a. d. Elbe



„Pastors Carl“
im 6. Lebensjahr



(Wolfgang Schade)

Die Mutter, „Frau Pastor“,
geb. Engel



(Wolfgang Schäde)

Drei Männer — eine Kolonie

Dr. E. Peters mit Graf J. Pfeil (links) und Dr. E. Jühlke
vor der ersten Ausreise nach Afrika, Berlin 1884.

hat. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation will in entschlossener und durchgreifender Weise die Ausführung von sorgfältig erwogenen Kolonisationsprojekten selbst in die Hand nehmen und somit ergänzend den Bestrebungen von Vereinigungen ähnlicher Tendenzen zur Seite treten.

Als ihre Aufgabe stellt sie sich im besonderen:

1. Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals,
2. Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte,
3. Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete.

Durchdrungen von der Überzeugung, daß mit der energischen Inangriffnahme dieser großen nationalen Aufgabe nicht länger gezögert werden darf, wagen wir es, mit der Bitte vor das deutsche Volk zu treten, die Bestrebungen unserer Gesellschaft tatkräftig zu fördern! Die deutsche Nation hat wiederholt bewiesen, daß sie bereit ist, für allgemein patriotische Unternehmungen Opfer zu bringen: sie möge auch der Lösung dieser großen geschichtlichen Aufgabe ihre Beteiligung in tatkräftiger Weise zuwenden.

Jeder Deutsche, dem ein Herz für die Größe unserer Nation schlägt, ist aufgefordert, unserer Gesellschaft beizutreten. Es gilt, das Versäumnis von Jahrhunderten gutzumachen, der Welt zu beweisen, daß das deutsche Volk mit der alten Reichsherrlichkeit auch den alten deutsch-nationalen Geist der Väter überkommen hat! — "

Ich will meinen Leser hier nicht mit den Kämpfen des Sommers 1884 unterhalten. Ich hatte die Gesellschaft für deutsche Kolonisation so konstruiert, daß die Haltung der deutschen Presse den Fortgang der Unternehmung nicht stören konnte, solange die Mehrheit im Ausschuss sich nicht einschüchtern ließ. Der Ausschuss nämlich hatte alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Gesellschaft diktatorisch zu erledigen, und es kam demnach nur darauf an, in ihm stets der Mehrheit sicher zu bleiben, um den Erfolg der Arbeit zu gewinnen. Der Ausschuss bestand aus sechs bis zwölf Personen. So lange ich demnach fünf Mitglieder für meine Pläne hinter mir hatte, da ich selbst als Vorsitzender die ausschlaggebende Stimme besaß, konnten wir handeln.

Die Berliner Presse verstand gar nicht, worum es sich handelte. Sie bekämpfte mich, mit einzelnen Ausnahmen, in so unvornehmer Weise, daß mir von vornherein klar war, daß ich auf die öffentliche Meinung in Deutschland nicht zählen könne. Aber sie verstanden meine Pläne überhaupt nicht und schimpften auf uns wie auf einen gewöhnlichen Verein, dem es auf möglichst viele Mitglieder ankommt. Auf Vereinsmeierei konnten wir uns 1884 indes überhaupt nicht einlassen.

Uns kam es wesentlich auf zwei Ziele an: 1. um die Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals, 2. um die Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte. Ich mußte, daß fünfzigtausend Mitglieder der Gesellschaft weder das eine noch das andere erreichen

konnten, wenn die nötige Entschlossenheit und Überlegung in der Leitung fehlte, daß andererseits die Massen in der Mitgliederzahl sich von selbst einfinden mußten, wenn wir unser sachliches Ziel erreichten. Die Finanzierung von Deutsch-Ostafrika ist wesentlich einem Antrag von mir zuzuschreiben, nach Analogie holländischer und englischer Kompagnien: nämlich Anteile von fünftausend Mark auszugeben auf eine von uns zu gründende deutsche Kolonie hin. Hierfür gewannen wir unterderhand eine Reihe von Beteiligungen. Die Beteiligten sollten pro rata ihrer Zeichnungen an den Gewinnen aus den zu erwerbenden Ländern interessiert sein. Da dies der eigentliche Kernpunkt unserer Arbeit war, lasse ich den Wortlaut der Zeichenscheine folgen, welche den Inhalt meines Antrages zum Ausdruck bringen:

„Der Unterzeichnete verpflichtet sich, den Herren Dr. Carl Peters, Graf Behr-Bandelin, Dr. jur. Jühlke, Dr. Friedrich Lange und Graf Joachim Pfeil, als Vertretern des Ausschusses der ‚Gesellschaft für Kolonisation‘ gegenüber, sich mit

Mark fünftausend mindestens an der Anlegung einer selbständigen deutschen Ackerbau- und Handelskolonie in Südafrika zu beteiligen. Der Unterzeichnete verpflichtet sich, bis zum 5. September d. J. 20 Prozent, den Rest in Raten von je tausend Mark binnen vier Wochen nach jedesmal durch Herrn Dr. Friedrich Lange im Auftrage des Ausschusses erfolgter schriftlicher Aufforderung einzuzahlen.

Die obengenannten Herren als Vertreter des Ausschusses der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘ verpflichten sich, die von den Unterzeichneten gezeichneten Gesamtsummen als Norm für die Zurechnung seines Anteils an dem zu kaufenden Lande nach Qualität und Quantität gelten zu lassen.“

Das war der entscheidende Wurf. Ausschließlich die „Times“ erkannte seine Tragweite. „Dies ist der erste beachtenswerte Schritt in der Richtung auf eine eigentliche deutsche Kolonialpolitik“, kommentierte sie diese Nachricht, und die Frage war nur, ob er in Deutschland Anklang fand oder nicht. Herr Dr. Friedrich Lange beantragte, zu gleicher Zeit Anteile a fonds perdu zu je fünfzig Mark auszugeben. Auch dies nahmen wir an. Aber wir schlossen sie bereits am 16. September 1884, nachdem sich, ich glaube, fünfunddreißig Zeichner für die von mir vorgeschlagene Zeichnung zu je fünftausend Mark gemeldet hatten und das Projekt demnach vollkommen gesichert war.

Am 19. und 20. August 1884 traten wir mit den Zeichnern in Berlin zusammen, entwickelten ihnen unseren Plan und schufen eine vorläufige lockere Organisation. Insbesondere wurde eine Finanzkontrolle geschaffen, deren Vorsitzender Herr Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm aus Karlsruhe ward. Dies war das eigentliche „Adventurers Committee“ des englischen Vorbildes, der Nukleus der späteren „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“.

Zur Kennzeichnung der Lage im September 1884 mußte ich hier den Ton darstellen, welchen die radikale

deutsche Presse anschlug, als sie davon erfuhr. Die Notwendigkeit, einen eigenen Verein zur Durchführung meines Grundplanes gründen zu müssen, hatte den Deutschen Kolonialverein in eine verbissene eifersüchtige Gegenstellung zu uns gebracht. Man vergaß da scheinbar ganz, daß ich mich doch zuerst an den Verein selbst gewandt hatte und ich nur gezwungenerweise allein vorgegangen war. Ich habe das immer für sehr unbillig gehalten. Es drängte den größeren Teil der nationalliberalen Presse in die Gegenstellung gegen uns.

Ich mußte all das hinnehmen, wie es kam. An dem realen Gang der Dinge konnte es nichts mehr ändern. Es kam jetzt darauf an, ob wir selbst Spannkraft und Energie genug besaßen, die Annexion von Ländermassen in Afrika durchzuführen.

3. Kapitel

Mein ganzes Vorgehen im Winter 1883/84 beruhte auf meiner Kenntnis von den Verhältnissen in den oberen Ländern zwischen dem Sambesi und dem Transvaal, insbesondere von Mashona- und Matebeleland. Dort wollte ich eine Kolonie gründen. Der Gesellschaft für deutsche Kolonisation war bald nach ihrer Gründung der Missionsinspektor Merensky beigetreten, den ich in unseren Ausschuss zu wählen ließ. Er kannte das Land um das Humpata-Gebirge hinter Mossamedes in Portugiesisch-Angola und hielt es für vorzüglich geeignet zu einer deutschen Ackerbaukolonie. Im Sommer 1884 erhielt ich endlich einen offiziellen Bescheid auf meine Eingabe vom Winter 1883/84, betreffend meinen Kolonialplan in Sambesia, dahin lautend, der Reichskanzler Fürst von Bismarck erkenne alles Land südlich des Sambesi als britische Interessensphäre an und lasse mich warnen, in jenen Gebieten für deutsche Besitzergreifung vorzugehen. Diese Antwort wurde mir persönlich durch den damals zuerst hervortretenden späteren Kolonialdirektor Dr. Kayser übermittelt. Ich weise darauf hin, daß Cecil Rhodes damals noch nicht in diesen Gebieten aufgetaucht war; er erhielt seine Charter für Rhodesien erst 1889. Da war also auch nicht der geringste Grund, weshalb sich nicht ein Deutscher in den Be-

sitz dieses vielversprechenden Gebietes setzen sollte. Indes ich durfte nicht hoffen, daß ich meine Kollegen im Ausschuss bewegen könne, sich trotz der Entscheidung des Reichskanzlers für mein Projekt zu entscheiden. Nun brachte Missionsinspektor Merensky seinen Antrag vor. Ich befand mich damals in Hannover, um mich ernstlich für meine Habilitation in Leipzig vorzubereiten. In meiner Abwesenheit und gegen meine eigene Stimme wurde der Merensky'sche Antrag vom Ausschuss der Gesellschaft für deutsche Kolonisation angenommen, und er blieb nunmehr für den ganzen Sommer die Grundlage für die Arbeiten der Gesellschaft. Wir legten ihn am 19. August den eigentlichen Zeichnern vor, welche ihn ebenfalls annahmen. Tatsächlich also war seine Durchführung die Bedingung für die Rechtsgültigkeit der Zeichnungen selbst. Dann wurde uns der Bescheid, daß auch dieser Plan niemals die Zustimmung der Regierung haben werde; sie denke gar nicht daran, einer deutschen Erwerbung im Hinterland portugiesischer Kolonien den deutschen Reichsschutz zu erteilen.

Ich war mir nun im klaren darüber, daß, wo immer wir vorgehen wollten, es sicherlich nicht lohne, der Kaiserlichen Regierung davon Mitteilung zu machen. Das hieß nur, uns einer neuen kühlen Ablehnung aussetzen und mußte uns schließlich einfach lächerlich machen. So entschloß ich mich, zu den übrigen Risiken einer Kolonialgründung auf privatem Wege auch noch das einer nachträglichen Ablehnung durch die Kaiserliche Reichsregierung auf mich zu nehmen; ebenso wie das Risiko, daß die Zeichner für die

notwendig werdende Verschiebung der Marschroute uns hafter machen könnten. Mit einem Worte, ich schlug dem Ausschuss am 16. September 1884 ein einfaches *Banque* vor, als ich beantragte: „das *Mossamedes*-Projekt fallen zu lassen und dafür an der Ostküste, *Sansibar* gegenüber, in *Usagara*, falls dies nicht möglich, an einem anderen Punkt der Ostküste die Landerwerbung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation vorzunehmen.“

Es waren *Stanleys* Schilderungen in seinem Buch „*Through the dark Continent*“, die *Graf Pfeil* mir zeigte, welche mich veranlaßt hatten, als Objekt unserer ersten Erwerbung nunmehr *Usagara* vorzuschlagen, und der Ausschuss nahm meinen Antrag einstimmig an.

Den Antrag, mir das Kommando der Expedition zu übertragen, hatte ich *Dr. Friedrich Lange* gebeten, formell einzubringen. Sein Antrag lautete: „Folgende Vollmacht den Mitgliedern der Expedition auszustellen: 1. Die Herren *Dr. E. Peters*, *Dr. jur. Jühlke*, *J. Graf Pfeil* werden hierdurch bevollmächtigt und beauftragt, an der Ostküste *Afrikas*, in erster Reihe in *Usagara*, eine Landerwerbung behufs Anlegung einer deutschen Ackerbau- und Handelskolonie zu vollziehen. 2. Das zu erwerbende Gebiet muß politisch die Möglichkeit deutscher Oberhoheit bieten, wirtschaftlich für deutsche Ansiedlung behufs Ackerbau geeignet sein. 3. Sollte es unmöglich sein, auf dem ins Auge gefaßten Gebiete den Ankauf vorzunehmen, so sind die genannten drei Herren bevollmächtigt, an einem anderen Punkte, sofern er den ab 2 gestellten Bedingungen ent-

spricht, Land zu erwerben. 4. Die Leitung der Expedition übernimmt *Herr Dr. E. Peters*, derselbe entscheidet über die zu tuenden Schritte und hat das Verfügungsrecht über die mitzunehmenden Gelder. Ist derselbe verhindert, die Leitung auszuüben, so tritt an seine Stelle *Herr Dr. E. Jühlke*; ist auch dieser verhindert, so fällt die Ausführung auf *Herrn J. Graf Pfeil*. 5. Den Ankaufskontarkt und etwa sonst nötig werdende Kontrakte, soweit sie sich auf die Installation der Kolonie beziehen, zeichnen die beim Ankauf anwesenden Herren der Expedition im Namen des Ausschusses der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. 6. Der Ausschuss spricht die feste Erwartung aus, daß die Herren keinesfalls, ohne den Ankauf von geeignetem Land irgendwo vollzogen zu haben, nach Deutschland zurückkehren werden.“

Eine Rückkehr ohne klaren und durchschlagenden Erfolg war nach Lage der Dinge unmöglich. Aber im September 1884 lebte ich noch in der Einbildung, daß meine Landsleute mir den Erfolg wenigstens danken würden. Darüber wurde ich erst in den kommenden Jahren enttäuscht; ich mußte erkennen, daß ich den Einsatz, den ich wagte, eine anständige Lebenstätigkeit innerhalb meiner Nation, trotz des Erfolges draußen, ein für allemal verloren hatte.

Was mögen meine Leser sich unter „Ankauf von großen Ländereien in Afrika“ vorstellen? Wir waren drei relativ junge Deutsche, von denen kein einziger die in Frage kommenden Gebiete kannte oder etwa einen Grundbesitzer oder einen Agenten, welcher Ländereien zum Verkauf ausböte. Auch lag uns mehr an den Hoheits- als an den Privatrechten. Mit den in Europa gebräuchlichen Anschauungen konnten wir also unter keinen Umständen auskommen. Auch wollte ich von vornherein preussische Ruten oder Quadratmeter ganz ausschalten; ich beabsichtigte schon auf der Ausreise, Länderstrecken wie Süddeutschland oder, besser noch, soundso vielmal das Deutsche Reich für meine „Erwerbungen“ zum Maßstab zu nehmen. Ich wußte aus der Weltgeschichte, daß alte und neuere Konquistadoren ihre Rechtstitel auf Verträge stützten, welche sie mit eingeborenen Häuptlingen abschlossen, sogenannte Abtretungsurkunden. Die Schwierigkeit bei solchem Rechtsverfahren lag auf der Hand. Sie bestand darin, daß die Häuptlinge in Afrika weder lesen noch schreiben konnten. Dies ließ sich durch Dolmetscher und Zeugen zum guten Teil beseitigen; vor allem auch durch das Zeugnis einwandfreier anwesender Weißer. Freilich war es nicht möglich, auf diese Weise notariell unanfechtbare Dokumente zu schaffen.

Mehrere Staaten nehmen Besitzergreifungen vor dadurch, daß sie ihre Flaggen in den betreffenden Gebieten hissen lassen. Dies würde mir kaum genügt haben, da ich von der Kaiserlichen Regierung nicht zu solchem Akt der Besitzergreifung bevollmächtigt war. Indes nahm ich an, daß fremde Staaten vor der deutschen Reichsflagge immerhin so viel Respekt haben würden, um sie anzuerkennen, bis der deutsche Kaiser und Fürst Bismarck sie verleugneten.

Ich beschloß demnach, beide Arten der Ländererwerbung vorzunehmen, Abtretungsverträge mit den eingeborenen Häuptlingen abzuschließen und daneben jedesmal die internationale Form der deutschen Flaggenhissung zu vollziehen. Damit habe ich die Formen festgestellt, welche für den modernen Kampf um die Aufteilung Afrikas international angenommen worden sind — wenigstens in Zentralafrika. Engländer, Franzosen, Italiener, der Kongostaat, Portugiesen haben sich ganz derselben in diesem Verfahren enthaltenen Fiktionen bedient und damit für die Verhandlungen und die verschiedenen Interessensphären stets genügende Rechtsdokumente beigebracht.

Nur in Deutschland machte man sich über dieses Vorgehen lustig; man wollte sich toflachen, freilich nur gegen den eigenen Landsmann; beileibe nicht, wo es sich um englische oder andere ausländische Rechtsansprüche handelte. Die nahm man ernst.

Als ich mit meinen drei Gefährten in Sansibar eintraf, fand ich die politische Lage daselbst folgendermaßen. Es regierte der Sultan Said Bargasch aus dem Geschlecht

der Abusaïdi von Maskat. Aber Großbritannien besaß auch hier eine Kontrolle, die seine Stellung zum Sultan etwa wie die gegenüber einem der großen Maharadscha in Indien erscheinen ließ. Sir John Kirk, der britische Generalkonsul, bestimmte die auswärtige Politik des Reiches und Mr. Matthews war der Kommandant der Sultantruppe. Vor Sansibar lagen drei englische Kreuzer, welche den Sultanspalast direkt unter ihren Kanonen hatten, und weitere Kriegsschiffe gab es da nicht. Sansibar entwickelte sich schnell zu einer politischen Dependenz Ostindiens. Das Geldgeschäft lag damals bereits wesentlich in indischen Händen.

Vor einigen Jahren hatte der Direktor der British India Steam Navigation Co., Mr. William Mac'Kinnon, einen Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen, welcher ihm die volle wirtschaftliche Kontrolle über das Hinterland bis zu den Seen hin gab. Glücklicherweise hatte der damalige britische Staatssekretär des Außern, der Earl of Derby, diesem Vertrag seine Ratifikation versagt. So war das Land formell noch frei.

Aber in Sansibar trafen wir schon bei unserer Ankunft eine zweite dringendere Gefahr für unseren Plan. In dem Hotel, in welchem wir abstiegen, wohnten gleichzeitig die Herren der Expedition des belgischen Hauptmanns Vekker. Sie waren da im Auftrag des Königs der Belgier, Leopold II., welcher die Association africaine internationale gegründet hatte und das ganze Zentralafrika von Sansibar bis zur Mündung des Kongo mit einem Netz

von Stationen überzog. Er war gerade mit der Gründung des Kongostaates beschäftigt. Mehrere Stationen hatte er auch bereits östlich vom Tanganjika anlegen lassen, so z. B. eine in Kondoa in Usagara, der Kapitän Bloyet vorstand, eine andere in Tabora, eine dritte in Udsidji am Tanganjika. Kapitän Vekker hatte den Auftrag, dieses Netz zu vervollständigen und das östliche Seeengebiet für den sich bildenden Kongostaat in Besitz zu nehmen. Er wie mehrere seiner Begleiter waren „alte Afrikaner“ und nahmen sich mit ihrer kriegerischen Ausrüstung gar schmuß aus gegenüber uns Deutschen.

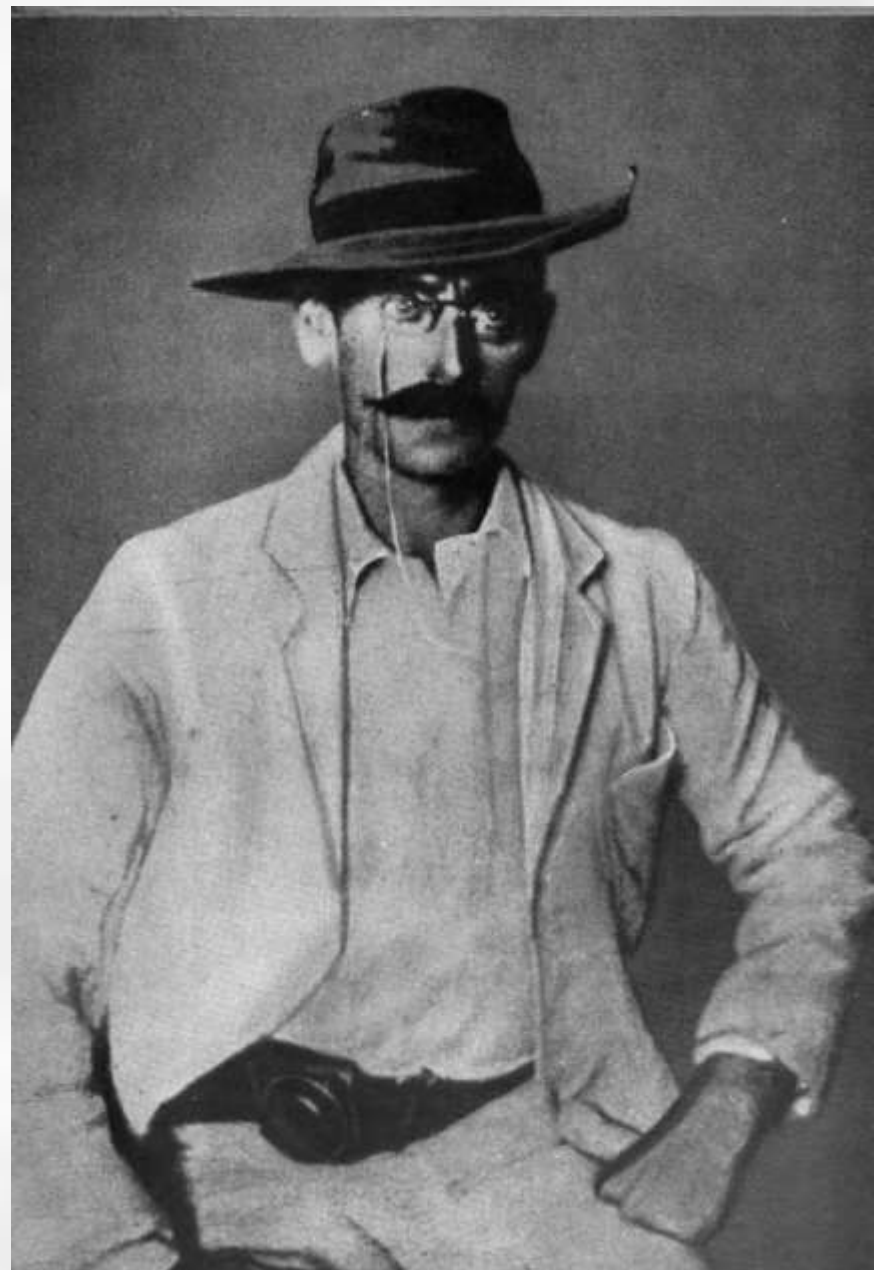
In diese durchweg entmutigenden Eindrücke hinein fiel nun noch, last not least, eine neue Maßnahme des Auswärtigen Amtes von Berlin. Ich habe es erzählt, daß ich es absichtlich unterlassen hatte, dem Auswärtigen Amt von unserem letzten Kolonialplan überhaupt eine Mitteilung zu machen. Dasselbe hatte demnach auch gar keine Veranlassung, sich dazu zu äußern. Nichtsdestoweniger hatten die Herren es eilig gehabt, mir, soweit sie es konnten, die Expedition noch in Sansibar zu verlegen. Am 7. November lud der damalige Konsul, Herr William D'Swald, mich auf das deutsche Konsulat ein, wohin ich mich am Nachmittag mit Dr. Carl Jühlke begab. Hier legte uns Herr D'Swald „zur Kenntnisnahme“ einen Erlaß des Reichskanzlers vor, der i. W. vom Grafen Hatzfeldt gezeichnet war, dem damaligen Staatssekretär des Außern in Berlin. Der Erlaß hatte folgenden Inhalt: „Es sei der Regierung zu Ohren gekommen, daß ein gewisser Dr.

Peters sich nach Sansibar begeben habe, um im Gebiet Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar eine deutsche Kolonie zu gründen. Falls der „p. p. Peters“ wirklich in Sansibar eintreffen sollte, so wolle der deutsche Konsul ihm eröffnen, daß er dort Anspruch weder auf Reichsschutz für eine Kolonie, noch auch Garantie für sein eigenes Leben habe. Gehe er dennoch mit seinem Plan vor, so geschehe dies lediglich auf seine eigene Gefahr und Verantwortung.“ Dies schien das Ende zu sein. Wenn die Ablehnung des Auswärtigen Amtes so weit ging, daß sie mir gar in die schwierige Situation nach Sansibar nachgeschickt wurde, so mußte ich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß sie ernst gemeint sei, daß also alles, was ich weiter tun möge, ganz hoffnungslos sein müsse. Es war einer jener Augenblicke, wo ich meines Lebensmottos „Aequam mentem rebus in arduis servare mentem“ besonders bedurfte. Wie später bei der Emin-Pascha-Expedition entschloß ich mich indes, vor dem scheinbar Unmöglichen nicht zurückzuweichen, sondern, alles gegen alles setzend, bis an die Grenzen des physisch Möglichen vorzugehen. Am Dienstag, den 4. November, waren wir in Sansibar angekommen, am Freitag, den 7., erhielten wir den ablehnenden Bescheid der Kaiserlichen Regierung; für Sonntag, den 9. November, befahl ich die Abreise auf den Kontinent. Freilich warnte mich jedermann in Sansibar davor. Mordende Massaihorden sollten bis an die Küste schweifen, Hungersnot die Eingeborenen zu Tausenden aufreiben. Hauptmann Bekker mit seiner Expedition blieb vor solchen Erwägungen abwartend

in Sansibar liegen. Mich trieben sie, gerade umgekehrt, an, meinen Abmarsch zu beschleunigen. In der Hungersnot der ostafrikanischen Steppen und zwischen den Horden plündernder Massais war ich wenigstens vor einem sicher: nämlich vor weiteren Schikanen und Intrigen von Berlin. Es erschien mir des deutschen Namens würdiger, an Ort und Stelle unterzugehen, als gegenüber meinen eigenen Landsleuten zu unterliegen. Also: vorwärts mit der sinkenden Sonne!

Aber vorher wollte ich wenigstens meine Antwort nach Deutschland schicken. Ich schrieb demnach dem deutschen Reichskanzler Fürsten von Bismarck etwa folgendermaßen: „Daß ich mir nicht bewußt sei, um deutschen Reichsschutz an der Sansibarküste nachgesucht zu haben, und bitte, in Zukunft mit dem Abschlagen einer Sache zu warten, bis ich um etwas bitte.“

Wir hatten die Absicht, am Sonntag, den 9. November, mittags 12 Uhr nach Saadani überzusetzen, wo der Hindu mit den Pagasis unserer wartete. Eine Windstille zwang uns, den ganzen Sonntagnachmittag noch in Sansibar zu bleiben. Erst am Montagmorgen bei sinkender Flut konnten wir hoffen zu fahren. Ich befahl also unseren Dienern, Montag um 3 Uhr morgens sich einzufinden. Indes kamen einzelne erst nach 6 Uhr, und den einen von ihnen mußte ich mit dem freundlichen Beistand eines deutschen Kapitäns noch persönlich auffspüren und heranziehen. So wurde es gegen 8 Uhr, bis wir an Bord unseres gebrechlichen Fahrzeuges gehen konnten. Es war ein herr-





(Reichskolonialbund)

Erstes Nachtlager der Erwerbungs-Expedition 1884

„. . . ich darf gestehen, ich bin durch den Mangel an Komfort
auf den meisten Märschen nicht weiter berührt worden . . .“

licher Morgen; über uns das kristallblaue Himmelszelt, unter uns das kristallblaue Meer! Eine leichte Brise schwellte unsere Segel; am Ufer standen mehrere deutsche Herren, mit ihren Taschentüchern uns nachwinkend, und dahin sank allmählich der weiße Häuserkranz von Sansibar! Mit eigentümlichen Empfindungen sahen wir sie verschwinden. Unsere Landsleute da drüben, das wußten wir, gaben uns verloren, und wir selbst? Durften wir hoffen, die europäische Welt, deren letzte Vertreter wir soeben verlassen hatten, je wiederzusehen? Konnten wir hoffen, das große Werk, zu dem wir zogen, auszuführen?

In Saadani ließ ich die mitgebrachten Sachen in tragbare Lasten verpacken, kaufte Kessel für die Leute und mehrere andere erforderliche Utensilien, auch einige Zentner Reis. Wir hatten gegen fünfzig Träger und Privatdiener engagiert, und am Mittwochmittag durfte unsere Expedition als marschfähig erscheinen.

Man wird sich nicht leicht vorstellen können, mit welcher brennenden Ungeduld ich dem Ende des Verpackens entgegen sah. Am Mittwochnachmittag, als dasselbe beendet war, beschloß ich, sofort in das Innere abzumarschieren, trotz der Warnung des Hindu, der mir riet, bis zum folgenden Morgen zu warten, da gerade zu Anfang einer derartigen Expedition die Gefahr des Davonlaufens der Leute am größten sei.

Vorher badete ich noch mit meinem Freund Jühlke in der See, kaufte alsdann für unsere Diener zweihundert Pfund Reis, einen Kochkessel und sechs Patronentaschen

und ließ nachmittags 4 Uhr die ganze Mannschaft antreten. Ich hatte an diesem ersten Tage sechsunddreißig Träger mit Speeren bewaffnet, sechs persönliche Diener mit Vorderladern und die drei europäischen Herren mit modernen doppelläufigen Schrotflinten. Ich selbst führte eine Henry-Martinibüchse mit fünfhundert Patronen Munition, von denen ich selbstverständlich in meiner Patronentasche nur immer zwanzig bis fünfundzwanzig Stück trug. Außerdem hatten wir jeder einen guten Revolver, Jühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

So marschierten wir von Saadani gegen 5 Uhr ab; voran ich mit meinen zwei persönlichen, bewaffneten Dienern, dann Dr. Jühlke mit seinem Diener, dann die Träger und schließlich Herr Graf Pfeil und Herr Otto mit Graf Pfeils Diener und dem Koch. Unser sechster Diener, der Dolmetsch, hielt sich meist in der Front auf bei dem Kidongosi, dem eigentlichen Wegführer, seinem Freunde.

Ich werde niemals die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf die Höhe von dreihundert Fuß. Hinter uns das Meer begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Blut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen; bunte, hellshimmernde

Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle empor ragte von den größeren Erhebungen die stolze, melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz alle die unbezeichnenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüsch zu funkeln und zu leuchten. Schwärme von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen anderen Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich.

Nach dreistündigem Marsch langten wir auf unserer ersten Station, einem wohlbefestigten Kral, Munduni, an. Hier wollten wir die erste Nacht rasten. Kaum waren Jühlke und ich eingezogen, und kaum hatten wir unseren brennenden Durst durch einen Trunk warmen Wassers gestillt, als plötzlich neben dem Kral eine mächtige Feuergerbe auflochte. Auf meine Erkundigungen wurde mir mitgeteilt, daß eine Hütte in Brand gesteckt sei. Ich ließ nun auch unsererseits die Lagerfeuer anzünden, und nach und nach sammelten sich die ermüdeten Pagasis um dieselben.

Ich ließ eine Ziege schlachten, die ich kaufte, und um 10 Uhr abends etwa konnten wir unsern sehr energischen Appetit noch stillen. Ich darf gestehen, ich bin durch den Mangel an Komfort auf den meisten Märschen nicht weiter berührt worden. An diesem Abend indes empfanden wir wohl alle mehr oder weniger die Unbehaglichkeit eines Soupers, in Zinntellern auf einer nicht eben übergroßen Kiste serviert und stehend oder in unbequemer Lage sitzend eingenommen. Entschädigt wurden wir alle durch einen tiefen und sehr gesunden Schlaf in unsern Hängematten, welcher darauf folgte.

Auf dem Marsche hatte sich herausgestellt, daß die Lasten für die einzelnen Träger zu schwer waren. Ich erfuhr, daß der Hindu, welcher mich schon beim Preis der Trägerlast (je 11 Dollar) über das Ohr gehauen hatte, mich auch derart zu betrügen suchte, daß er das mir auf einundvierzig Trägerlasten berechnete Gepäck auf sechs- unddreißig Neger verpackte. Dem mußte ein Ende gemacht werden. Ich machte infolgedessen einen Rasttag, schickte den Kidongosi mit dem Dolmetscher nach Saabani zurück und ließ dem Hindu sagen, er möge die fehlenden fünf Träger schicken, oder ich würde selbst zurückkommen und den Kontrakt annullieren. Dies half. Schon am Nachmittag 3 Uhr kamen die zwei mit den fünf Trägern und brachten, vermutlich für mich zur Beruhigung, zwei Hühner, eine Flasche Escherbet und eine Flasche Milch vom Hindu als Geschenk mit, was uns natürlich äußerst willkommen war.

Somit konnten wir am folgenden Tage in schnellerem Tempo unseren Marsch fortsetzen.

So brachen wir am Freitag, den 14. November, von Munduni auf, um an diesem Tage einen respektablen Marsch vorzunehmen. Da unsere Tagesmärsche beim Hineinziehen im wesentlichen ziemlich gleichmäßig verliefen, so gebe ich nur im allgemeinen eine kurze Skizze. In der ersten Zeit mit Sonnenaufgang, in der Folge mehr und mehr in der Nacht, standen wir auf und weckten durch energischen Zuruf unsere Schwarzen. Dann wurde ein Schluck kalten Kaffees genommen, zu dem es, wenn das Glück gut war, ein Stückchen übriggebliebenen kalten Fleisches gab. Alsdann begab ich mich mit zwei bewaffneten Dienern auf den Weg in der einzuschlagenden Richtung an einen Punkt, wo sich die Träger, jeder mit seinem Bündel, einzufinden hatten. Dr. Jühlke folgte nach kurzer Zeit, und Graf Pfeil und Otto zogen ab, wenn der letzte Pagasi in Bewegung war. Inzwischen hatten wir den Marsch begonnen, und nun zogen wir zunächst drei bis vier Stunden ohne Unterbrechung; alsdann ließ ich an einem geeigneten Punkte vorn haltmachen und wartete, bis Graf Pfeil in Sicht kam, worauf der Marsch in gleicher Ordnung bis zum nächsten Halteplatze fortgesetzt wurde. Kamen wir an einen Fluß, so wateten oder schwammen wir hindurch, oft mit größter Schwierigkeit das Gepäck hinübertransportierend. In bezug auf den mitgeführten Kaffee bestand ein gewisser Ehrgeiz unter uns, möglichst wenig davon zu nehmen und möglichst viel dem Gefährten zu über-

lassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches mit anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Schnelligkeit, halb und halb geteilt, zu verschwinden pflegte. Ich für meine Person trank wenigstens prinzipiell in den ersten zwei Stunden des Marsches nie, so sehr der Durst auch mahnen mochte. Es pflegte sich dann eine Art von Vision einzustellen, insofern mir die Phantasie lebhaft die Vorzüge eines Glases deutschen Bieres ausmalte.

Man wird nicht von mir erwarten, daß ich an dieser Stelle im einzelnen darlege, wie es geschah, daß die Beherrscher des Landes oft recht schnell so große Abtretungen an uns Deutsche vornahmen, das wäre im allgemeinen gar nicht möglich. Zur Erklärung darf im großen und ganzen auf die an allen Orten herrschende Not hingewiesen werden, welche die Eingeborenen besonders geneigt machte, an weiße Männer sich anzuschmiegen. Genau wie Deutschland nach der aktiven, so ist Ostafrika kolonisationsbedürftig nach der passiven Seite hin. Die üppigen Landschaften, verödet durch jahrhundertelange Sklavenjagden, liegen da wie die Obstbäume der Frau Holle und harren der Hand, die bereit ist, den reichen Segen zu ernten. Selbst in den Schwarzen dämmert die Erkenntnis auf, daß es besser mit ihnen werden wird, wenn Weiße als Herren des Landes unter ihnen wohnen. Heute leben sie dahin wie Fabrikarbeiter ohne Beschäftigung; sie fühlen selbst, daß es der organisierenden Tätigkeit jener unheimlichen Rasse bedarf, als deren Repräsentanten wir bei ihnen erschienen, damit

auch sie ein wenig mehr von den Schätzen ihres eigenen Landes genießen können. Das hat mir der alte, ehrwürdige Muinin Sagara, wenn auch nicht gerade mit denselben Worten, persönlich gesagt. „Siebzig Jahre“, so etwa sprach er, „sitz ich nun hier, und wiederholt sind Weiße mit den Gütern Europas durch mein Land gezogen und zu Gast bei mir gewesen; ich habe oft gehofft, daß sie sich einmal auch in meinem schönen Lande (Usagara Basuri) niederlassen würden und das Land in ihrer Weise bestellen; nun soll ich das selbst noch erleben.“ Dann zählte er mir die Vorteile Usagaras für uns im einzelnen auf; besonders wies er hin auf den Wasserreichtum und das herrliche Gartenland. Muinin Sagara selbst betreibt ein wenig Gartenkultur im Mfondokwa-Tal.

Der Neger im allgemeinen will ganz eigenartig behandelt sein. Man muß ihm imponieren und Vertrauen einflößen zu gleicher Zeit. Vor allem aber kommt es auch hier darauf an, der Individualität als solcher gerecht zu werden. Es würde ungeheuer töricht gewesen sein, den jovialen Mbuela (Sultan in Usagaha), den etwas täppischen Sultan Masungu Biniani, den egoistisch schlauen Magungo und den sie alle überragenden Muinin Sagara auf eine Stufe zu stellen. Wo auf der einen Seite eine gewisse burschikose Art des Auftretens am Plage war, da wirkte auf der anderen eine Art von ernster Freundlichkeit, und auf der dritten mußte man zu herrischer und brüsker Hochfahrenheit greifen.

Nachten wir uns einem Kral, wo ein Kontrakt zu machen war, so pflegte ich mit dem Dolmetscher und denjenigen von meinen Leuten zusammen zu marschieren, welche irgend etwas von dem betreffenden Herrscher, seinem Charakter, seinen Schicksalen, seinem Besitzstand mitteilen konnten. Wir hielten uns dichter zusammen als an anderen Tagen, und der Einzug in den Kral geschah mit einer Art von Pomp. Waren Araber in der Nähe, von denen wir Gegenintrigen erwarteten, so ließ ich unsere Leute auf gut Glück ihre Büchsen abfeuern, um die „Kanailen“ einzuschüchtern. Ich selbst hatte mir, um den Sultanen ebenbürtiger zu erscheinen, eine Reihe von Fahnen mitgenommen, die ich aufziehen ließ, wo dies am Plage schien. Außerdem waren Gerüchte von meiner Macht und meinem Einfluß in Umlauf gesetzt, und schließlich hatte ich mir meine Haare glatt herunterscheren lassen und sah nun aus, da ich auch meinen Bart anders trug, wie ein alter, ehrwürdiger Mann.

Zogen wir in einen Kral ein, so begaben Jühlke und ich uns zu Seiner Hoheit und fragten, was sonst nie geschah, ob er gestatte, daß auch wir unser Lager aufschlügen. In Mbustne, bei Mbuela, knüpften wir sofort ein recht kordiales Verhältnis an, indem wir den Sultan zwischen uns auf ein Lager (Kitanda) nahmen, von beiden Seiten unsere Arme um ihn schlagend. Wir tranken dann einen Trunk guten Brogs und brachten Seine Hoheit von vorn herein in die vergnüglichste Stimmung. Als Graf Pfeil erschien, meinte er, das sei ja schon ein recht vielversprechen-

der Anblick. Alsdann wurden die Ehrengeschenke ausgetauscht, und wir zogen uns zum Mittagessen in unser Lager zurück. Nach dem Essen machte uns der Sultan seinen Gegenbesuch, wobei wir ihn mit süßem Kaffee traktierten. Alsdann begannen auch die diplomatischen Verhandlungen, und auf Grund derselben wurde der Kontrakt abgeschlossen.

Als dies geschehen war, wurden die Fahnen auf einer die Umgegend beherrschenden Höhe gehißt, der Vertrag in deutschem Text von Dr. Jühlke verlesen, ich hielt eine kurze Ansprache, wodurch ich die Besitzergreifung als solche vornahm, die mit einem Hoch auf Seine Majestät den deutschen Kaiser endete, und drei Salven, von uns und den Dienern abgegeben, demonstrierten den Schwarzen ad oculos, was sie im Fall einer Kontraktbrüchigkeit zu erwarten hätten. Man wird sich nicht leicht vorstellen, welchen Eindruck der ganze Vorgang auf die Neger zu machen pflegte. In das Hoch auf den Kaiser stimmten sie kreischend und springend, die Sultane voran, mit ein, bei den Salven wichen sie scheu zurück.

Die Reise ging von Mbustne weiter westlich nach Nguru und von dort gegen Süden und wieder Westen nach Usagara. Es handelte sich also im ganzen um die Gebiete Usagaha, Nguru, Usagara und Ukami, welches auf dem Rückmarsch von mir und Dr. Jühlke berührt wurde. Im ganzen war es ein Landgebiet so groß wie Süddeutschland, welches ich für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Besitz nahm. Das geschah in einem Eilmarsch von fünf Wochen, und gerade auf diese Schnelligkeit kam es an.

Diese ganze Expedition hat nur 2000 Mark gekostet, wir hatten also von dem mitgenommenen Gelde (35 000 Mark) noch sehr viel übrig, und der Hauptbetrag der Zeichnungen vom 20. August vorigen Jahres war noch gar nicht eingezogen. Die Expedition war also, was immer kommen mochte, an sich ein großer und realer Erfolg, den nur der Neid bestreiten konnte. Was immer nun Fürst Bismarck und die Deutschen entscheiden mochten, wir durften uns sagen, unsere Aufgabe pflichtgetreu und männlich durchgeführt zu haben.

Um den Charakter der von uns vollzogenen Besitzergreifung meinen Lesern klarer zu machen, bringe ich hier zwei der abgeschlossenen Verträge zum Abdruck. Ich wähle dafür die beiden auf die Landschaft Nguru bezüglichen, da die Usagaraverträge bereits früher häufiger bekanntgegeben sind. Sie waren am 23. und 24. November 1884 abgeschlossen. Mein Reisebericht erzählt dazu folgendes:

Zwei besonders vergnügte Tage verlebten wir bei meinem Freund und Blutsbruder, dem Sultan Mafungu Biniani von Nguru. Wir waren am Sonnabend, den 22. November, in doppeltem Tagesmarsch aus der Landschaft Usaguha bei glühendster Sonnenhitze von morgens 2 Uhr bis in den Nachmittag hinein in die Gebirgslandschaft Nguru marschirt. In einem Kral, namens Kidudue, hatten wir die Nacht zum Sonntag bivalliert und daselbst erfahren, daß der Haupt Sultan dieser Gegend noch einen starken Tagesmarsch entfernt wohne. So brachen wir am

Sonntagmorgen von neuem vor Sonnenaufgang auf und zogen nunmehr in der Richtung Südsüdwest auf Kwindolaniani zu.

Nachdem wir drei schäumende Flüsse überschritten hatten, langten wir in einem Kral an, dessen Name mir entfallen ist, etwa 11½ Uhr morgens. Dort hörte ich, daß Sultan Mafungu sich zurzeit nicht in Kwindolaniani befinde, sondern in einem anderen Kral westlich von uns, Kwatunge. Da nun einmal die Marschorder auf Kwindolaniani gegeben war und eine Abänderung des Befehls das sehr zeitraubende Sammeln der Leute erforderlich gemacht haben würde, so beschloß ich meinerseits, den Marsch auf Kwindolaniani fortzusetzen, schickte aber Dr. Jühlke mit dem Dolmetscher und einiger Mannschaft nach Kwatunge mit dem Auftrag, den Sultan Mafungu unter allen Umständen nach Kwindolaniani, unserem Hauptquartier, zu schaffen. Um 12½ Uhr traf ich mit sechs bis acht Mann in Kwindolaniani ein, etwa um 2 Uhr langte Dr. Jühlke an mit der Meldung, es sei ihm nicht gelungen, den Sultan zum Kommen zu bewegen, dafür aber bringe er dessen Premierminister mit sich. Diesen Premierminister sah ich mir sofort ein bißchen näher an, einen alten, äußerst einfach gekleideten schwarzen Herrn, welcher schüchtern und verlegen dastand. Ich machte ihm sofort, nachdem ich ihm ein wenig Kognak angeboten hatte, welchen er indes scheu verschmähte, ein Stück Kattun zum Geschenk und schickte ihn zurück zum Sultan Mafungu mit dem Bemerkten, ich warte nur auf seine Ankunft, um ihm reichliche und schöne

Geschenke zu überreichen. Seine Exzellenz verschwanden darauf, und, als bald nachher Graf Pfeil und Herr Otto mit dem Rest unserer Leute eingezogen, traf ich nach einem unruhig und erwartungsvoll eingenommenen Mittagssmahl einige Anordnungen zum Empfange Sr. Hoheit des Sultans Mafungu Biniani von Nguru. Unsere Leute hatten sich zusammenzuhalten mit ihren Waffen in der Hand, wir selbst blieben in voller Ausrüstung. Drei deutsche Reichsfahnen wurden herbeigeholt und gehißt. Inzwischen suchte ich meine Ungebuld durch die Lektüre der Lessingschen Kritik von Voltaires „Semiramis“ zu bändigen. Umsonst. Die Stunde bis zum Erscheinen Mafungus war sehr ungemütlich. Etwa um 4 Uhr zog er mit großem Gefolge ein. Wir stellten unsere Mannschaften auf, und ich trat etwa fünf Schritte vor, um den Sultan zu begrüßen.

Ich schüttelte Sr. Hoheit kräftig die Hand, wir nötigten ihn, sich auf einen Schemel zu setzen, zwischen Jühlke und mir, und einige Tassen süßen Kakaos stellten alsbald ein freundliches Verhältnis zwischen mir und dem jungen Fürsten her. Nach einer halben Stunde wagte ich es, Sr. Hoheit Freundschaft anzubieten. Er geruhte nicht nur, diese anzunehmen, sondern trug mir sogar Blutsbrüderschaft an. Ich zog mich zu einer kurzen Beratung zu meinen Gefährten zurück und ging alsdann auf seinen Vorschlag ein. Unsere Oberarme wurden entblößt; wir traten, jeder seine Mannschaft hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Riß in beide Oberarme geschnitten, und nun sogen wir gegenseitig von jenem

roten Naß, welches nach Mephistopheles „ein ganz besonderer Saft“ ist.

Nachdem wir uns so verbunden hatten und ein neues Händeschütteln erfolgt war, traten wir in die diplomatischen Verhandlungen ein, welche nach etwa einer Stunde zur Abfassung und Zeichnung des ersten Vertrages führten, der hier folgt:

„Mafungu Biniani, Herr von Kwatunge Kaniani usw., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterscribenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigem Souverän gehörige Land Kaniani Kwatunge in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, ab.

Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes die Staatsoberheit sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter anderm das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Carl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation gefällt, Farmen, Straßen, Bergwerke usw. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse usw.

in jeder ihm beliebigen Weise auszunutzen; das alleinige Recht, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und Steuern aufzulegen.

Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, und verspricht durch ihren Vertreter, Dr. Carl Peters, den Sultan Mafungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen jedermann, soweit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reserviertes Eigentum als solches zu respektieren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche mündlich vereinbarte Rente, in Vieh und Handelsartikeln zahlbar, zu gewähren.

Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen, und nachdem Herr Dr. Carl Peters mit dem Sultan Mafungu Biniani Blutsbrüderschaft gemacht hatte, unter Zuziehung rechtsgültiger Zeugen als für ewige Zeiten gültig und beide Teile ohne Widerruf bindend, am 23. November Eintausendacht Hundert und vierundachtzig in Kaniani abgeschlossen und von beiden Teilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Mafungu Biniani durch den Dolmetscher Kamassani sachgemäß und wortgetreu mitgeteilt war.

Dr. Carl Peters. (Handzeichen des Sultans Mafungu Biniani.)

Für die Richtigkeit der wortgetreuen Übersetzung:
Kamassani.

Zeugen: Osmani.

(Handzeichen von Bori, Neffen des Sultans Mafungu.)

(Handzeichen des Dieners Hamisi Adi Osmani.)

(Handzeichen des Dieners Sururu.)

(Handzeichen des Dieners Ali, früheren Begleiters des Majors Cambier.)

(Handzeichen des Dieners Marabu, früheren Begleiters von Stanley.)

Dr. Carl Jüblke.

J. F. Graf Pfeil.

August Otto.“

Der zweite Vertrag, den ich mit demselben Herrscher abschloß, hatte zum Gegenstande im wesentlichen die Ausnutzung der prachtvollen Arbeitskraft, welche ich in diesem Lande fand. Er lautet folgendermaßen:

„Kwindokaniani, den 24. November 1884.

Zweiter Vertrag

zwischen Sr. Hoheit dem Sultan Mafungu von Nguru, Besitzer von Kwamkungu, Kwindokaniani usw. usw., und Herrn Dr. Carl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha und Nguru.

Der Sultan von Nguru, Mafungu, nachdem er gestern, Sonntag, den 23. November 1884, sein Land mit allen Hoheitsrechten an Herrn Dr. Carl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, auf ewige Zeiten abgetreten hat, fühlt das Bedürfnis, mit seinem

Blutsfreund und Bruder Dr. Carl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, eine noch engere Verbindung zu schaffen. Zu diesem Zweck erklärt er am 4. November 1884, abends 6 Uhr, vor versammeltem Volk in seiner Nebenresidenz Kwindokaniani, daß er die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche er als Herrin von Useguha anerkennt, in deren Vertreter, seinem Blutsfreund und Bruder Herrn Dr. Carl Peters, auf ewige Zeiten als alleinige und ausschließliche Oberherrin seiner selbst und seines ganzen Volkes anerkennt.

Insbepondere verspricht er, die Bestrebungen des Herrn Dr. Carl Peters und der von ihm vertretenen Gesellschaft in Ostafrika mit allen Mitteln und in jeder Weise zu unterstützen. Er verspricht auf Wunsch Arbeitsleistungen und militärische Gefolgschaft gegen jedermann.

Dafür verspricht Herr Dr. Carl Peters im Namen der von ihm vertretenen Gesellschaft Sr. Hoheit dem Sultan von Nguru, seinem Blutsfreund, nach Kräften Schutz und dauernde Freundschaft.

Dr. Carl Peters. (Handzeichen des Sultans von Nguru.)

Daß Se. Hoheit der Sultan von Nguru, Mafungu Biniani, mit Herrn Dr. Carl Peters durch dieses sein eigenes Handzeichen den vorstehenden Kontrakt rechtsgültig abgeschlossen hat, bezeugen:

(Handzeichen des Dolmetschers Kamassani.)

(Handzeichen von Marabu, Stanleys Begleiter.)



Lager der Erwerbungs-Expedition 1884

(Wolfgang Schade)

„ . . . zogen wir in einen Kral ein, so begaben Zühlke und ich uns zu Seiner Majestät . . .“



(Aus dem Kaiserdiorama der Berliner Kunstausstellung, Historia Photo)

Blutsbrüderschaft mit Sultan Masungu Biniani

„ . . . und nun fogen wir gegenseitig von jenem roten Nasf . . . “

(Handzeichen von Ali, Begleiters Cambiers.)
 (Handzeichen von Sururu, v. Schöllers Begleiter.)
 (Handzeichen von Hamissi, Kamafans Bruder.)
 (Handzeichen von Sembdi, Neffen Sr. Hoheit des
 Sultans von Nguru.)

Osmani.

(Handzeichen des Mariko, Schwagers Sr. Hoheit
 des Sultans von Nguru.)

(Handzeichen des Sekoromo, Schwagers Sr. Hoheit
 des Sultans von Nguru.)

Dr. Carl Jühlke.

J. F. Graf Pfeil.

August Otto.“

Da ich wußte, daß die sogenannten Anrechte des Sultans von Sansibar bei den weiteren internationalen Verhandlungen über unser Unternehmen eine Hauptrolle spielen würden, war es mir sehr lieb, am zweiten Tage nach unserem Abmarsch von Nguru auf einen vornehmen Araber, namens Salim Bin Hamid, zu stoßen, der dort das Amt eines Handelsagenten für Said Bargasch ausübte. Ich veranlaßte ihn, nachfolgende Erklärung mir auszustellen, indem ich ihn ersuchte, einige Akte für mich auszuüben, z. B. eine Eskorte zu stellen, welche ihm zugekommen wären, falls sein Herr in Sansibar die Rechte der Oberhoheit hier beansprucht hätte. Das Dokument ist der Kaiserlichen Regierung hernach bei den Verhandlungen in London wohl zustatten gekommen. Es war von der briti-

schen Regierung auch in dem Blaubuch für Sansibar mit abgedruckt.

„Mvomero, den 26. November 1884.

Salim Bin Hamid, seit vier Jahren erster Bevollmächtigter Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar in Nguru, erklärt vor einer Reihe rechtsgültiger Zeugen, daß der Sultan von Sansibar auf dem Kontinent von Ostafrika, speziell in Nguru und Usagara, Oberhoheit und Schutzrecht nicht besitzt. Er erklärt sich zum Freund von Dr. Carl Peters und verspricht, die Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Kräften zu unterstützen. Er erbittet die Freundschaft von Dr. Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, und erhält sie.

Dr. Carl Peters.

Salim Bin Hamid.

Vorstehende Erklärung und Ausmachung ist vollständig sachgemäß und freiwillig von beiden Seiten vollzogen, nachdem sie Salim Bin Hamid durch Kamafan genau mitgeteilt war. Dies bezeugen durch Unterschrift:

(Handzeichen Marabus.)

Osmani.

(Handzeichen Hamassis.)

(Handzeichen Alis.)

(Handzeichen Sururus.)

J. F. Graf Pfeil.

(Handzeichen Kamafans.)

August Otto.

Dr. Carl Jühlke.“

Am 4. Dezember trafen wir vollständig erschöpft in Muinin Sagara, der Hauptstadt Usagaras, ein, wo ich den Hauptvertrag der ganzen Expedition von meiner Hängematte aus abschloß. Ich hatte eine Wunde an meinem rechten Fuß, die mich mit Blutvergiftung bedrohte und mir den ersten Fieberanfall zu kosten gab. Da ich mich nicht hatte tragen lassen wollen und noch einige Tage weitermarschiert war, war eine hohe Entzündung eingetreten. Meine sämtlichen weißen Begleiter litten an starken Fieberanfällen. Muinin Sagara war von vornherein als das Ende der Expedition geplant. Ich wollte von hier nach Berlin zurückkehren, um zu versuchen, was sich mit unseren Verträgen beim Fürsten Bismarck erreichen lasse. Jühlke sollte mich bis Sansibar begleiten, um eine Expedition mit Proviant heraufzuführen. Graf Pfeil sollte unsere Gesellschaft bis auf weiteres in Usagara vertreten und in dem kühlen und gesunden Hochland eine provisorische Station anlegen. Ich stellte ihm dahin seine Vollmacht aus.

Ich selbst mit meinem Freunde Jühlke hatte die unerquickliche Aussicht auf einen erneuerten Parforcemarsch hinunter an die Küste: einen Marsch mit unzulänglichem Proviant, mit einer Wunde am Fuß und Fieber in den Adern. Ich behielt acht der Träger und drei persönliche Diener zurück. Die beiden Tage in Muinin Sagara hatten weder Dr. Jühlke noch mir Erholung gebracht, trotzdem ich sehr respektable Dosen Chinin verschluckte. Die Fußwunde führte das Fieber immer zurück. Angstliche und wilde Träume quälten mich in der Nacht vom 6. zum

7. Dezember, und halb betäubt ließ ich mich ankleiden, um in einer Hängematte die kleine Expedition bis an die Küste hin zurückzuführen.

So zogen wir in der Frühe des 7. Dezember bei feinem Regen an einem Sonntagmorgen aus, um zunächst in das Mfondokwatal zurückzuziehen. „Denn dem väterlichen Herd sind die Schiffe zugekehrt, und zur Heimat geht es wieder.“ Ach, wir dachten an diesem Morgen nicht, daß wir die Heimat wieder erreichen würden. Nach einer Viertelstunde ging Graf Pfeil von uns, ein letzter Händedruck, ein letztes Lebewohl! Und nun begann in schnellerem Tempo jener eigenartige Rückzug, der mir stets in all seinen oft fürchterlichen Qualen gegenwärtig sein wird.

Dr. Jühlke hatte gegen meinen Rat es vorgezogen, zunächst zu marschieren. Dies rächte sich sehr bald. Ich selbst mußte meiner Fußwunde wegen mich tragen lassen. An einer Stange war eine Hängematte vorn und hinten befestigt; die Stange wurde von zwei Negern auf die Schulter genommen, und in der Hängematte lag ich, geklemmt und gedrückt wie ein Fisch im Netz. Die Schwarzen, trotz meiner Reitpeitsche und meines drohenden Revolvers, behandelten mich, schon aus alter Trägergewohnheit, rücksichtslos wie jedes andere Stück Gepäck, warfen mich unbarmherzig über den Kopf hinüber von einer Schulter auf die andere, sie setzten mich, zu Anfang wenigstens, nieder, ob in der Sonne oder im Schatten, ganz gleich, wenn sie müde waren — bis meine Peitsche, die jetzt erst in Anwendung kam, wo ich krank war, sie belehrte, daß

wenigstens meine Arme noch nicht abgestorben waren. Zweimal ließ eine der Kanailen mich auf die Erde fallen, daß mein Körper auf dem steinigen Boden erdröhnte und die Stange mir ins Gesicht schlug. Dr. Jühlke, der vom zweiten Tage an getragen werden mußte, versuchten sie sogar Geld abzupressen. Zuweilen mußte der Revolver, der auf dem Hineinmarsch meist im Futteral steckenblieb, den Kerlen beweisen, daß wir noch immer ihre Herren waren.

Ich gebrauche absichtlich sehr schroffe Ausdrücke für unsere Träger, weil nur sie die Stimmung bezeichnen können, wie sie auf dem Rückmarsch zwischen uns und den Wapagasi herrschte. Unsere alte Garde freilich blieb auch jetzt noch im wesentlichen treu; aber sie war auf acht, dann sechs zusammengeschrumpft und konnte, erschöpft wie sie war, für die Hängematten kaum noch verwendet werden. Da mußten fortwährend neue Leute genommen werden, da bei den lang ausgedehnten Märschen für jede Hängematte zum wenigsten vier Träger erforderlich waren. Und zwischen diesen wildfremden Wapagasi und uns herrschte naturgemäß ein gespanntes Verhältnis, welches zuweilen bis zur Feindseligkeit ausartete. Denn unsere Interessen standen sich diametral gegenüber. Wir verlangten übermäßig forcierte Märsche und wollten uns doch nicht auf die übermäßig gesteigerten Forderungen der Schwarzen einlassen; die Schwarzen verlangten übermäßige Bezahlung und wollten doch keine übermäßigen Arbeiten leisten. Uns aber war vollständig und aufs deutlichste klar, daß, wenn es überhaupt eine Rettung für uns noch gab, sie nur

in der angespanntesten Schnelligkeit bestand, da wir ja hungerten.

Ich will nicht auf die Einzelheiten dieses originellen Rückzuges eingehen; im allgemeinen darf ich bemerken, daß bei dem ganzen ziemlich tollkühn angelegten und in mancherlei Beziehung ans Abenteuerliche grenzenden Unternehmen mir als das Wunderbarste erscheint nicht der reale Erfolg, so sehr, besonders in der ersten Zeit, mir auch dieser oft fast überraschend erschien, sondern die Tatsache, daß Jühlke und ich lebendig wieder nach Bagamojo gekommen sind. Dazu hat, man wird mir diese Bemerkung gestatten, ohne Frage ein verhältnismäßig größeres Einsehen von Willenskraft und Kaltblütigkeit gehört, als zum Einmarsch mit seinen produktiven Aufgaben.

Am ersten Tage marschierten wir bis Mtondokwa zurück, wo wir einige Tage zuvor einen Kontrakt abgeschlossen hatten. Welch ein Kontrast! Damals waren wir selbstbewußt und gebieterisch eingezogen; jetzt erschienen wir matt, krank und fast bemitleidenswert, wie ein geschlagenes Heer. Wir langten erst gegen 1½ Uhr an, stundenlang durch unerträgliche Sonnenglut belästigt. In der Hängematte, wo es kaum einen Schutz dagegen gab, daß wir unsere Helme nicht tragen konnten, wirkte dieselbe fast wahnsinnig machend. Dazu kam, daß man in den Hängematten sich eigentlich gar nicht gegen die Dornen der Mimosen von beiden Seiten, gegen die Baumwurzeln von der Erde aus schützen konnte. Der Körper blutete aus vielen kleinen Wunden, und Tausende von blutgierigen Insekten

aller Art, die wir nicht immer abwehren konnten, sorgten dafür, daß diese Wunden sobald nicht zubeilten. In Mtondokwa gelang es Dr. Jühlke mit dem Dolmetscher, zwei Pfund Zucker von einem Araber zu erstehen. Es ist kaum möglich, zu beschreiben, mit welchem Jubel dieser Erwerb von mir begrüßt ward. Denn nunmehr konnten wir uns ja noch einmal an dem köstlichen, Milch ersetzenden Kakao laben. Außerdem untersuchte Jühlke am Nachmittag meine Fußwunde vom letzten Dienstag, und nun erst ward dieselbe gereinigt und mit einem notdürftigen Verband versehen. Den Nachmittag saß mein Freund an meinem Lager und kühlte mir die glühende Stirn mit kalten Umschlägen. Er riet mir, in den schnellsten Märschen an die Küste zu eilen und Kontrakte Kontrakte sein zu lassen.

Es folgte eine kalte Nacht! Jühlke und ich schliefen auf der bloßen Erde, in eine Wolldecke eingehüllt, nachdem wir uns an ein wenig Kakao gelabt hatten. In dieser Nacht trat zum erstenmal bei mir jener fieberhaft visionäre Zustand ein, der von nun ab auf dem Marsch mich selten wieder verließ. Mir war es, als ob die ganze Afrikaexpedition ein Traum sei, und ich pflegte mich zu wundern über die ungeheure Naturwahrheit der Umgebung.

Das Mysteriöse an diesem Traum ist, daß ich ihn immer und immer wieder bis auf den heutigen Tag träume. Die mondbeschienene Landschaft in ihrer feierlichen Größe wird wieder lebendig in mir, und ich empfinde den Schauer des Geheimnisvollen wie in der Nacht vom 6. – 7. Dezember 1884. Das war ein schicksallündender Traum, der

mir, so ist es, meine ganze weitere Zukunft enthüllte, ohne daß ich die Einzelheiten in meinem Wachzustand mit hinübergenommen hätte. Geheimnisvoll und unerklärlich sind die Tiefen unseres Seelenlebens.

Am Montag auf dem Marsch brach Dr. Jühlke zusammen, und nun war die Verlegenheit groß; denn ich mußte Träger beschaffen, um auch ihn tragen zu lassen. Es war merkwürdig, wie schnell meine eigene Tatkraft sich wieder belebte, als Jühlke unfähig wurde, zu handeln. Was ich am Tage vorher für ganz unmöglich gehalten haben würde, trat nun ein: den ganzen Nachmittag konnte ich mit einer Horde schwarzer Leute verhandeln, und am Dienstagmorgen vermochten wir unseren Marsch in zwei Hängematten fortzusetzen. So ging es über Berg und Tal, durch Flüsse und Wälder rastlos fort. Oft marschierten wir von morgens 1 Uhr – bei vorausgetragenen Talglöchtern – bis mittags 12 Uhr und von nachmittags um 3 wieder bis des Abends um 10 Uhr. Zuweilen, wenn die Träger nicht aufstehen wollten so früh in der Nacht, mußte ich mich mit gezogenem Revolver unter sie führen lassen und zum Aufbruch zwingen. Wie oft haben wir wohl beide hernach stundenlang zum funkelnden Sternenhimmel emporgeblickt, an dem über dem Meridian das schimmernde Sternbild des Orion, im Norden unmittelbar über dem Horizont der alte liebe Bär, im Süden aber das geheimnisvolle südliche Kreuz mit jenen eigentümlichen „Kohlensäcken“ daneben standen, und versucht, im Anschauen des Unendlichen die Qualen der Gegenwart zu vergessen. Dann flammte der

Himmel im Osten auf und scharf, zunächst fast gespensterhaft, tauchten die Umrisse der Felsen und Berge mit ihrem Palmenschmuck hervor — bis plötzlich er selbst emporstieg, der Schmerzbringer, der unheimliche, glühende Sonnenball.

Die Rettung unseres Lebens danken wir vornehmlich der Treue und Hingebung unseres Dolmetschers Ramasan und einem französischen Missionar bei Simbammene, welcher uns durch Ramasan eine ganze Ladung Kohlrabi, Stedrüben, Wirsingkohl und Mohrrüben schickte. Davon haben wir vier Tage lang uns genährt und daraus die Widerstandskraft geschöpft, die drei letzten Tage der Rückreise völlig ohne Nahrung zubringen zu können. Die Art, wie wir über unsere Vorräte zuweilen disponierten, zwingt mir selbst jetzt fast ein Lächeln ab. Kamen wir des Mittags, glühend und dampfend vor Hitze und Fieber, in unserm Lagerplatz an, so ließen wir uns wohl einen kleinen Beutel mit dem Rest unseres Backobstes bringen, um das behagliche Gefühl seiner Nähe zu haben. Dann tauchte die ernste Frage auf, welche lebhaft erörtert ward, ob wir nicht jeder ein Stück dieses Backobstes verzehren sollten. Meistens siegte auch hier, wie so oft, der Wille über den Intellekt — wir hatten ja den ganzen Morgen noch gar nichts genossen —, und wir suchten zwei möglichst gleichmäßige Exemplare aus, welche verlost wurden; oft folgte noch eine zweite Backbeere, zuweilen gar eine dritte. Dann aber regte sich das Gewissen, da ja die Backbeeren, gekocht, zu einer Tasse Schokolade das den ganzen Tag über ersohnte Abendessen darstellten. Der Beutel wurde zugeschnürt und

aus unserer Nähe entfernt. Darauf aber kam ein zweiter Genuß. Das Gemüse ward gebracht. Ich ließ mich in die Nähe von Jühlke tragen, und nun begann derselbe sachverständig die herrlichen Geschenke selbst zu schälen und zu waschen. Hin und wieder fiel dabei ein Stückchen für uns ab. Dann ward gebracht, was an Fleisch da war, und in Stücken zu dem Gemüse getan, Wasser darauf gegossen, Salz hinzugeworfen und das Ganze auf zwei Steinen übers Feuer gerückt. Während des Kochens hielten wir uns erwartungsvoll und gespannt in der Nähe auf, so daß wir einstweilen am köstlichen Geruch uns laben konnten. Ach! leider hatte die Freude nach vier Tagen ihr Ende.

In solchem Zustande trafen wir am 14. Dezember in Ukami, und zwar dem Hauptkral davon, Kangasi, ein. Hier haben wir noch einmal verhandelt, noch einmal darauf einen Kontrakt zustande gebracht. Damit war die herrlichste Gebirgslandschaft, welche bis etwa fünf Meilen an die Küste reicht, ebenfalls in deutschen Besitz gebracht. Aber die Anstrengung und die damit verbundene Aufregung hatten meinen Zustand aufs äußerste verschlimmert. Am Abend hatte ich 140 Pulsschläge, und ich sah für die Nacht meinem Ende entgegen. Ich traf nun Anordnungen für diese Eventualität. Ich verbot Jühlke, welcher traurig und ängstlich meine Hand hielt, sich auch nur für das Eingraben meines Körpers in Kangasi aufzuhalten; er habe in beschleunigtem Tempo ohne Unterbrechung bis an die Küste zu eilen; sterbe auch er, so solle Ramasan die Kontrakte zu Hansings bringen.

Zwischen Sterben und Leben verrannen die folgenden fünf Tage. Die qualvollsten Stunden waren stets die von 8 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Dann traten regelmäßig jene Beängstigungen ein, wie sie bei beschleunigtem Pulsschlag im Fieber stattzufinden pflegen; Jühlke litt in diesen Tagen mindestens ebensosehr, wenn nicht mehr als ich selbst. Düster und niedergeschlagen, fast apathisch gegeneinander, zogen wir dahin.

Am Abend des 17. Dezember, nachdem wir in der Mittagssonne den Kingani überschritten hatten, tauchte plötzlich die See vor uns auf. Unsere Träger und Diener brachen in ein betäubendes Freudengeschrei aus. Vor uns lag Bagamojo — vor uns stand ein Weißer, ein Weißer, welcher mich französisch anredete und nach kurzer Unterhaltung deutsch zu mir sprach. Es war ein Bruder des Klosters, welcher einen Spaziergang machte und uns freundlich im Namen seiner Brüderschaft zu sich einlud. Nun ging es in beschleunigtem Trabe bergab. Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu marschieren, und so wurde es 7 Uhr abends, bevor wir in die breite Allee, welche zum Kloster führte, einlenkten. Nie werde ich die nun folgende Szene vergessen!

Aus dem Halbdunkel vor uns traten allmählich die mächtigen Umrisse der herrlichen Gebäude hervor. Vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz: ein Symbol, daß wir uns der europäischen Kulturwelt wieder näherten. Und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hell erleuchteten gotischen Fenster uns entgegen, und dar-

aus hervor brausten die ernsten Töne der Orgel — Den Eindruck zu beschreiben, ist nicht möglich; aber ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich in ein krampfhaftes Schluhzen ausbrach und die ganze Spannung der letzten Wochen in einem Tränenstrom sich Luft machte.

In Bagamojo haben wir uns dann zwei Nächte und einen Tag aufgehalten. Das Kloster birgt zwölf Brüder und zwölf Schwestern, welche sich vornehmlich nach alter bewährter jesuitischer Taktik mit der Erziehung der Jugend befassen.

Wir selbst fanden, wie alle Reisenden, die liebenswürdigste Aufnahme im Kloster. Es war ein ungeheuer behagliches Gefühl, als wir nach herzlicher Begrüßung zum erstenmal uns wieder gefragt fanden, was wir zu essen wünschten. Ich bat sofort um ein Glas Milch und bestellte, da solche nicht vorhanden war, eine Tasse Schokolade mit einem Glas Rotwein. Ebenso mein Freund Jühlke. Als die Leckerbissen, auf welche wir uns wochenlang im voraus gefreut hatten, alsbald gebracht wurden, stellte sich merkwürdigerweise heraus, daß wir dieselben nur mit Widerwillen verzehren konnten. Wir hatten das Essen verlernt und haben dasselbe auch erst nach mehreren Tagen wiedergelernt. Köstlich war dann die Empfindung, als wir gleich darauf in das kühle Krankenzimmer gebracht wurden. Wir sollten wieder in einem Bett schlafen, unter einem Moskitoneß, in der Erwartung, nach langer Zeit unbelästigt von den Insekten eine Nacht zubringen zu können. Auch hier

erfolgte eine Enttäuschung. Seit Wochen daran gewöhnt, unter freiem Himmel zu schlafen, erschien uns das Gemach drückend und schwül, und wir fanden eigentlich gar keinen Schlaf. Angenehm besonders für mich war, daß jetzt endlich meine Fußwunde sachgemäß verbunden ward, und ich dadurch der Besorgnis vor einer Blutvergiftung enthoben wurde. Außerdem erhielten wir beide eine angemessene Dosis Chinin.

Meine Absicht war eigentlich, am folgenden Morgen sofort nach Sansibar überzusetzen. Dem sehr freundlichen Drängen unserer Wirte gab ich indes nach, und so blieben wir den ganzen Freitag in Bagamojo. Dies war insofern sehr interessant, als es mir Gelegenheit gab, mich bei den Brüdern nach einer Reihe von Dingen, die uns sehr nahe angingen, zu erkundigen. Insbesondere war es ein junger aus Deutschland vertriebener Mönch, der uns manchen beherzigenswerten Wink gab über die Art, wie sein Orden mit der Kultur des Landes vorgehe, in welcher Weise sie ihre Karawanen ausrüsteten, überhaupt über ihr ganzes Leben und Treiben in Ostafrika; das war der Bruder Oskar. Ich darf offen gestehen, daß ich, so sehr wir am Fieber zu leiden hatten, an diesen Freitag stets mit großem Vergnügen zurückdenken werde. Es war eine Art von Festtagsstimmung. Das Gefühl, nicht marschieren zu müssen, genug zu essen zu haben, behaglich im Bett zu liegen und der Heimat verhältnismäßig nahe zu sein, verklärte unser ganzes Empfinden. Am Nachmittage besorgte unser deutscher Freund eine Dau und holte mir außerdem

von einem Araber gegen Scheck auf Hansing 200 Rupien, so daß ich den Rest meiner Leute ablohnen konnte.

Am folgenden Morgen 6 Uhr wurden wir auf zwei Sesseln ans Meer und in unser Fahrzeug getragen, welches mit der Ebbe in See ging. Es war wiederum ein köstlicher Morgen wie bei unserer Abfahrt von Sansibar. Ebenso wie damals strahlte und funkelte die See in dem ganzen Flimmer tropischer Farbenglut, und von der Küste her schwellte eine kühle Brise das Segel unseres schwankenden Fahrzeuges. Aber welch ein Kontrast im großen und ganzen! Damals hatte eine große Aufgabe vor uns gelegen, deren Lösung uns mehr als unwahrscheinlich schien; jetzt war diese Aufgabe gelöst, und wie ein toller grotesker Traum lagen die letzten sechs Wochen hinter uns da! Was wollte es demgegenüber sagen, daß wir krank, matt und zum Tode erschöpft in Sansibar anlangten?

Die Fahrt über den Kanal verlief ebenso günstig wie die vor sechs Wochen. Dr. Jühlke und ich lagen auf dem beschatteten Hinterdeck, indem wir uns von Zeit zu Zeit durch den Genuß einer Apfelsine erquickten. Dazwischen verschluckten wir einige Dosen Chinin. Etwa um 5 Uhr nachmittags kam Sansibar in Sicht, und gegen 6 Uhr legten wir an, genau an der Stelle, wo wir ausgefahren waren, gegenüber unserem Hotel, unter einem ungeheuren Zulauf von schwarzen und braunen Volkshaufen. Wir wurden sofort in unser Hotel getragen, wo wir als alte Bekannte begrüßt wurden.

Das erste, was wir taten, nachdem wir uns in einem

Zimmer einquartiert hatten, war, daß wir uns den besten Arzt von Sansibar, den russischen Leibarzt des Sultans, Herrn Dr. Gregory, kommen ließen. Sodann versuchte ich eine Depesche für Deutschland aufzusetzen, welche unseren Freunden das glückliche Gelingen der Expedition mitteilen sollte. Ich war indes zu schwach zum Schreiben und mußte nach mehreren vergeblichen Versuchen, trotzdem es sich nur um das eine Wort „richtig“ handelte, die Sache bis zum folgenden Tage verschieben. Als Dr. Gregory kam, lag Jühlke im heftigsten Fieber, und es stellte sich heraus, daß ich selbst eine Körpertemperatur von 40 Grad hatte. Dr. Gregory sprach mir am folgenden Tage, als mein Zustand sich bereits gebessert hatte, seine aufrichtige Verwunderung darüber aus, daß ich bei meinem sehr reduzierten körperlichen Zustand überhaupt noch am Leben sei. Indes hat er mich in einigen wenigen Tagen völlig wiederhergestellt, während mein Freund Jühlke noch einige Wochen länger zu leiden gehabt hat.

Der nächstfolgende Sonntag wird ebenfalls zu den Tagen unserer Expedition gehören, welche mir unvergeßlich bleiben werden. Schon in der Frühe, nachdem ich gebadet und mich durch eine Tasse herrlicher Milch erquickt hatte, schickte ich Kamasan, einen meiner Diener, zu D'Swalds, um nach Briefen zu fragen; er kam mit einem großen Paken zurück, und wir machten uns sofort über die Lektüre her. Mit welcher Empfindung dieselbe vor sich ging, wird man sich leicht denken können. Um etwa 9 Uhr morgens erschien Herr Strandes, um sich nach unserem Be-

finden zu erkundigen. Er war stichtlich einigermaßen überrascht, als er die Erfolge unserer originellen Expedition vernahm. Er bestätigte die Nachricht, welche wir bereits in Bagamojo erhalten hatten, nämlich, daß Dr. Kohls als Generalkonsul demnächst mit einem deutschen Kriegsschiff nach Sansibar kommen werde. Ich darf gestehen, daß mir diese Mitteilung wie liebliche Musik erschien.

Über die nächsten Tage in Sansibar gehe ich hinweg. Die deutschen Herren, insbesondere Hansings, nahmen sich unser auf das liebenswürdigste an. Sie schickten uns gute Weine, Austern und Früchte zur Erquickung, sie ließen uns beglaubigte Abschriften von unseren Kontrakten herstellen und erkundigten sich nach unserem Befinden. Für das bevorstehende Weihnachtsfest wurden wir in der herzlichsten Weise von ihnen eingeladen; indes hatte ich mir für meine eigene Person bereits eine andere Art von Weihnachtsfeier ausgedacht. Ich erfuhr, daß im Hafen gerade ein arabisches Schiff liege, welches am 24. Dezember nach Bombay in See gehen wolle. Es war die „Avoca“ des Sultans von Sansibar. Ich beschloß sofort, diese Fahrgelegenheit zu benutzen, da ich sicher erwarten durfte, daß ich in Bombay Anschluß nach Europa erreichen würde, und mir die Luft in Sansibar aus mancherlei Gründen, die ich nicht darlegen will, bis zur Ankunft von Kohls und des deutschen Kriegsschiffes einigermaßen schwül und unbehaglich vorkam.

Am Nachmittag des 24. Dezember saß ich zum letzten Male mit meinem Freunde Jühlke auf der Veranda un-



(Wolfgang Schade)

Simathal, die erste deutsche Station in Ostafrika

„. . . zunächst sollte das Seengebiet von Ostafrika das unsrige werden.
Und später wollten wir weiter sehen.“

Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden
 römischer Kaiser, König von Preußen,
 etc etc etc

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft



Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Wir haben die vorerwähnten
 Gesellschaften in derartigen Absichten
 als Gesellschaft für christliche Missionen
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft
 und die Verbreitung des christlichen
 Glaubens in den Gegenden der Gesellschaft

Kaiserlicher Schutzbrief für die Ostafrikanische Gesellschaft

(Wolfgang Schade)

... als der Abdruck des kaiserlichen Schutzbriefes im Reichsanzeiger all diesem Gerede mit einem Schlage ein Ende machte."

seres Hotels, schwelgend im Genuß einer gehörigen Portion rohen Rindfleischs, welches wir zum Entsetzen der übrigen Gäste in jenen Tagen zu verzehren pflegten. Wir waren beide fieberfrei, und meine Fußwunde war in überraschend schneller Heilung begriffen. Nur hatte das Chinin unser Gehörvermögen erheblich geschädigt, so daß unsere Unterhaltung in brüllendem Ton geführt werden mußte, was mich lebhaft an das großväterlich Müßlersche Ehepaar aus Reuters „Ut mine Stromtid“ erinnerte. Unbequem war dies insofern, als wir mehrere sehr wichtige geschäftliche Dinge abzumachen hatten.

Etwas um 5 Uhr brach ich auf, um an Bord der „Avoca“ zu gehen, in Begleitung von Herrn Scheele, einem der Herren von Hansing. Von Jühlke verabschiedete ich mich auf der Veranda. Er eilte indes, als ich das Hotel verlassen hatte, noch nach einem Seitenflügel und winkte mir mit seinem Taschentuche nach, solange wir uns sehen konnten.

Dann folgte eine köstliche, sonnige Meeresfahrt von zwei Wochen, welche meine Nervenkrast und auch meine Fußwunde völlig wiederherstellte. Am 8. Januar traf ich in Bombay ein, wo der letzte Rest meines Fiebers verschwand. Gegen Mitte Januar konnte ich schon wieder ausreiten. Am 16. Januar dampfte ich in der „Massilia“ von der P.- u. D.-Linie nach Europa ab.

Mein Gesundheitszustand hob sich mit jedem Tage, und mit jedem Tage wuchs auch meine Ungeduld wieder, die Entscheidung über die von uns gemachten Erwerbungen

in Ostafrika schnell herbeizuführen. Höchst eigentümlich war das Gefühl, als ich Europa zum ersten Male wieder zu Gesicht bekam. Es war eine stürmische Fahrt über das Mittelländische Meer, der Sturm toste, und die Wellen schlugen brausend über unser Fahrzeug hinweg. Fast alle meine Reisegefährten, sogar einige Marineoffiziere waren seekrank. Ich war allein auf dem hohen Quarterdeck, welches einigen Schutz gegen die Wellen bot, als Kandia in Sicht kam. Ich darf aussprechen, daß mich in diesem Moment ein gewisses Gefühl des Triumphes durchzuckte. Unsere kleine Gesellschaft erschien mir im Rückblick genau wie unser Fahrzeug, wie es durch Sturm und Wogen seinem Ziel entgegenarbeitete. Selang es uns, die ostafrikanischen Erwerbungen anerkannt zu sehen, so war auf jeden Fall ein erstes großes Ziel erreicht, von welchem aus die weitere Fahrt mit gesteigerten Kräften möglich war.

Am Sonntag, dem 1. Februar, trafen wir in Venedig ein und am folgenden Tage fuhr ich über den Brennerpaß nach Deutschland zurück. Die Expedition hatte gerade vier Monate gedauert.

Schon auf der Fahrt zwischen Sansibar und Bombay hatte ich mir die Aufgaben klargelegt, denen ich nun gegenüberstand, und die Möglichkeiten erwogen, wie ich sie überwinden könne. Es galt, kurz gesagt, für unsere Erwerbungen die Anerkennung der Kaiserlichen Regierung zu gewinnen; oder aber, wenn dies nicht möglich sein sollte, einen anderen Weg zu finden, um sie international unter Dach zu bringen. Dafür schien mir eine Möglichkeit in dem Vorgehen des Königs der Belgier zu liegen, dem wir uns schlimmstenfalls anschließen konnten. Aber würde, konnte Fürst Bismarck vor der Geschichte die Verantwortung übernehmen, dem deutschen Volk diese Expansionsmöglichkeit am Indischen Ozean entgehen zu lassen? Ich konnte es mir nicht denken. Und in der Entsendung eines Kriegsschiffes nach Sansibar mit Gerhard Koblfs an Bord schien mir doch eine Andeutung zu liegen, daß in den maßgebenden Kreisen Berlins irgendwie ein Wechsel der Anschauungen in bezug auf ostafrikanische Politik eingetreten sein müsse. Ich beschloß, auf diese Voraussetzung hin weiter vorzugehen, und die entgegengesetzte Alternative einstweilen außer acht zu lassen.

Infolgedessen schrieb ich von Bombay aus eine Mitteilung an den Reichskanzler von meinen Verträgen und

legte eine kurze Beschreibung der erworbenen Landschaften bei. Ich fügte hinzu, daß es unsere Absicht gewesen wäre, Se. Majestät den deutschen Kaiser zu bitten, die Oberhoheit über dieses Gebiet allergnädigst anzunehmen, wenn nicht das Schreiben des Reichskanzlers, welches ich in Sansibar erhielt, mich von diesem Entschluß zurückhielte.

In diesen Wochen entwarf ich auch die Pläne, welche ich dem Ausschuss vorschlagen wollte. Die Zeichner vom August sollten zu einer Kompagnie zusammengefaßt werden, welcher ich den Namen Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geben wollte; für die Kolonie schlug ich den Namen Deutsch-Ostafrika vor. Fürst Bismarck sagte mir im März, wir nennen sie hier „Usagara“. Ich überhörte diesen Wink, weil in demselben ein völlig verschiedenes Programm lag, als das, welches mir vorschwebte. Ich dachte gar nicht daran, dem Deutschen Reich eine Liliputkolonie gegenüber Sansibar zu Füßen zu legen; sondern zunächst, also im Sommer 1885, sollte das Seengebiet von Ostafrika das unserige werden. Und später wollten wir weiter sehen.

Um diese Pläne in Angriff zu nehmen, berief ich für den Abend meiner Ankunft in Berlin, am 5. Februar 1885, durch Telegraph den Ausschuss der Gesellschaft für Kolonisation zu einer Sitzung. Hier legte ich die ostafrikanischen Verträge und im allgemeinen auch meine weitergehenden Pläne vor. Der Ausschuss stellte sich auf den Boden meiner Vorschläge, erkannte dankend unsere Arbeit in Afrika an und gab mir zunächst Vollmacht, wegen Ertei-

lung eines kaiserlichen Schutzbriefes mit der Reichsregierung in Verbindung zu treten.

In einer zweiten Sitzung am 12. Februar nahm der Ausschuss den wesentlichen Antrag für die Durchführung meines Programms an:

„Ein Direktorium aus fünf Mitgliedern auf 15 Jahre zu ernennen, welchem die Ausübung der in Afrika erworbenen Rechte unter Zuziehung der verschiedenen Interessengruppen allein und ausschließlich zusteht. Das zu ernennende Direktorium soll zur nächsten Ausschusssitzung einen Entwurf der bezüglichen Satzungen dem Ausschuss zur Kenntnisaufnahme und Begutachtung vorlegen.“

Derselbe wurde einstimmig angenommen und in das Direktorium gewählt die Herren: Dr. Peters, Graf Behr, Dr. Lange, Hofgardendirektor Jühlke und Konsul Roghé.

Dies war die Begründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Es blieb nur noch nötig, Namen und Rechtsform zu finden. Jedenfalls war der gefährliche Zustand beendet, daß ein Verein, dessen Mitgliedschaft einem jeden für einen Jahresbeitrag von fünf Mark offen stand, die Verfügung über weite Landgebiete in Ostafrika hatte. Die Leute, welche das Geld für die erste Expedition aufgebracht hatten, sollten naturgemäß auch die Entscheidung über die Fortführung der Angelegenheit haben.

In meinen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt trat mir nunmehr Herr Geheimrat von Kusserow entgegen, ein Mann voll von patriotischer Begeisterung, der von der Notwendigkeit einer deutschen Kolonialpolitik über-

zeugt war. Er verstand es, die Verstimmung, unter der ich noch von Sansibar her litt, schnell zu beseitigen, und wir haben die ganze Zeit, solange er die Kolonialpolitik des Reichskanzlers vertrat, einmütig und erfolgreich zusammen gearbeitet. Das Ergebnis dieser Arbeit war, daß mir bereits am Morgen des 28. Februar der folgende kaiserliche Schutzbrief, der erste, den die deutsche Geschichte kennt, vom Auswärtigen Amt zugesandt wurde.

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘ Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr Felix, Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Carl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Usegha und Ukami im November und Dezember v. J. abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschliessung auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger

in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reichs und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes.

Zu Urkund dessen haben wir diesen Schutzbrief höchst-eigenhändig vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insigne versehen lassen.

Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885.

(gez.) Wilhelm.

(gez.) v. Bismarck."

Dem größeren Teil der deutschen Presse war von jemand in Sanftbar, den ich sehr gut kenne, aufgebunden worden, meine Expedition sei auf die lächerlichste Weise gescheitert, ja direkt auseinandergelaufen, es sei ein Skandal für den deutschen Namen. Auf diese Unwahrheit hin hatten sich die meisten Zeitungen in einen wilden Erguß

von Hohn und Schimpfwörtern gegen uns, und besonders gegen mich, ergangen. Man kann sich mein eigenes Amusement vorstellen, als der Abdruck des kaiserlichen Schutzbriefes im Reichsanzeiger all diesem Gerede mit einem Schlage ein Ende machte. Zwar erinnere ich mich nicht, daß auch nur ein einziges dieser feindseligen Blätter es für anständig gehalten hätte, ein Wort der Anerkennung für diese Arbeit von elf Monaten zu finden. Aber für den Augenblick mußten sie ihren Mund halten, bis sie bald darauf neue Angriffspunkte gegen unser Vorgehen fanden. Die Blößen, welche wir der Kritik gaben, lagen einerseits in der Schwierigkeit, für unsere aus einem Verein hervorgegangene Unternehmung eine in Deutschland juristisch gültige Form zu finden. Ich will hier nur mitteilen, daß ich am 18. März beauftragt wurde, „die nötigen Schritte zu tun, um die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als Kommanditgesellschaft mit so viel haftenden Mitgliedern, als das Direktorium Mitglieder zählt, und den übrigen Mitgliedern als stillen Teilnehmern gerichtlich einzutragen“. Demgemäß wurde am 30. März beim hiesigen Rechtsanwalt und Notar Adermann der Gesellschaftsvertrag abgeschlossen, nach dem die Herren Dr. Carl Peters, Dr. F. Lange, Konsul W. Roghé und Hofgardendirektor F. Jühle sich als persönlich haftende Mitglieder der Kommanditgesellschaft verpflichteten, wogegen Herr Graf Behr-Bandelin sich nur mit einer Vermögenseinlage beteiligte, also Kommanditist wurde; als Firma nannte sich die Gesellschaft „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Carl Peters und Ge-

nossen“. Auf Grund dieses Vertrages erfolgte am 2. April 1885 die Eintragung der Gesellschaft in das Gesellschaftsregister.

Es stellte sich sehr bald heraus, daß diese Gesellschaftsform für unsere Zwecke viel zu schwerfällig war. Das Kapital, welches durch die fortwährenden Angriffe in den meisten deutschen Zeitungen schon kopfscheu gemacht war, lehnte es ab, in dieser Form sich der Unternehmung anzuschließen. Ausschließlich Herr Karl von der Heydt beteiligte sich mit 100 000 Mark als Kommanditär an unserer Gesellschaft und wurde am 11. Juli 1885 auf meinen Antrag ins Direktorium aufgenommen. Dieser Zutritt und eine Zuwendung von 50 000 Mark, welche Herr Friß Krupp mir machte, erlaubte mir, unsere Annehmlichkeiten nach allen Richtungen auszudehnen.

Bereits am 9. April 1885 hatte das Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mir eine Generalvollmacht ausgestellt, welche die Ausübung aller Gesellschaftsrechte nach außen völlig in meine Hand legte. Am 8. Juni 1885 wurde beschlossen, „demselben (mir) die ihm am 9. April erteilte Generalvollmacht als Chef der Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zunächst auf zehn Jahre nunmehr durch Notar Adermann vollziehungsweise zu erteilen und ihn selbst zu beauftragen, zu gleicher Zeit den von ihm am 9. April protokolларisch unterzeichneten Revers dem Direktorium gegenüber ebenfalls notariell zu vollziehen“. Der Beschluß wurde ausgeführt am 27. Juni. Die Generalvollmacht lautete folgender-

maßen: „Namens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Carl Peters und Genossen erteilen wir hierdurch dem Mitglied der Gesellschaft Herrn Dr. Peters zu Berlin die Vollmacht, die allgemein administrative und politische Leitung der Gesellschaft zu führen. Insbesondere ist derselbe ermächtigt, die Beamten im Namen des Direktoriums anzustellen, zu befördern, zu entlassen, die Aufsicht und Kontrolle über dieselben zu führen, alle administrativen Anordnungen selbständig zu treffen, Befehle zu erteilen, die Disziplin zu handhaben, Disziplinarstrafen zu verhängen. Diese Vollmacht hat Bezug auf alle Beamte der Gesellschaft in Deutschland wie in Afrika und sonst an anderen Orten, Zivilbeamte wie Militär und Militärbeamte. Ferner wird Herr Dr. Peters ermächtigt, als erster Exekutivbeamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle in sein Ressort fallenden Beschlüsse des Direktoriums zur Ausführung zu bringen, in dringlichen Fällen ist er ermächtigt, Maßregeln und Bestimmungen für die Interessen der Gesellschaft auch ohne vorherige Einholung eines Direktorialbeschlusses zu treffen; indes ist er für derartige Akte dem Direktorium verantwortlich.“

Der Revers, welchen ich dagegen vollzog, bestand in der Verpflichtung, die mir erteilten diktatorischen Vollmachten nur im kollegialen Zusammenarbeiten mit dem Direktorium auszuüben.

Diese Zuspitzung der Exekutive auf meine Person war nötig gegenüber den vielen Schwierigkeiten, denen unsere Gesellschaft zu begegnen hatte. Bequemer wäre es natür-

lich für mich gewesen, mit einem Vereinsbetrieb zu arbeiten, wo einer immer dem anderen die Verantwortung zuschiebt, bis eine Gelegenheit nach der anderen vorüber ist. Ich aber wollte Ernst machen mit dem kaiserlichen Schutzbrief und zunächst den Ansporn zu einer schnellen Erweiterung unserer Erwerbungen, welcher darin ausgesprochen war, zur Ausführung bringen. Ich wollte ein großes deutsches Kolonialreich an der Westseite des Indischen Ozeans schaffen. Die Kaiserliche Regierung sollte sich nicht getäuscht haben, als sie uns die Rechte einer Hoheitsgesellschaft verlieh. Ich wollte alles tun, was an mir lag, um solche Hoheits-Gesellschaft zur Wahrheit zu machen.

Um eine Schwierigkeit der ersten Expedition zu eliminieren, beantragte ich, für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine eigene Flagge zu schaffen. Wir wählten eine weiße Flagge mit schwarzem durchgehendem Kreuz, links oben mit einem roten Eckfeld, in welchem die fünf weißen Sterne des südlichen Kreuzes strahlten. Wir entgingen dadurch dem Dilemma, die Reichsflagge hissen zu müssen, wozu wir doch keinen offiziellen Befehl hatten. Die Hissung der deutsch-ostafrikanischen Flagge bedeutete, daß wir die betreffende Landschaft für unser Eigentum erklärten, bis die Kaiserliche Regierung sich darüber entschieden haben würde.

Nachdem so einige grundlegende Formen und Bestimmungen geschaffen waren, ging ich sofort daran, die eigentliche Kolonie aufzubauen, welche mir schon 1884 vorge-schwebt hatte. Zunächst das gesamte Seengebiet von der

Sansibarküste bis zum Tanganjika-, Njassa- und Viktoria-see! Mit Kilimandscharo und Kenia, und womöglich Uganda und dem oberen Nil, an welchem gerade Gordon Pascha ermordet war und wo zu jener Zeit die Flagge Emin Paschas wehte. Wir Deutsche kamen spät in die kolonialpolitische Arena. Um so mehr hielt ich es für meine Pflicht, den anderen Völkern der Erde zu zeigen, daß wir entschlossen waren, nach Kräften einzulenken in eine große und stolze Kolonialpolitik, uns alles Land zu nehmen, was zunächst in Ostafrika freilag. Hier glaubte ich das letzte Mittel zu sehen, um den schlummernden Nationalstolz unserer Art bis in seine Tiefen zu wecken. So begann im Februar 1885 jene „Politik der Überstürzung“, wie meine Gegner sie nannten. Sie war nötig, weil wir unsere Mitbewerber draußen auf allen Punkten überrennen mußten, wenn wir wollten, daß Deutschland vom Nil bis zum Sambesi herrsche. Das ging 1885 bis 1886 vielleicht zu machen, während wir später befürchten mußten, die halbe Erde auch hier im Wettbewerb zu sehen; und dann verlor unsere kleine Gesellschaft den Vorsprung, welchen sie in diesem einen Augenblick hatte, weil sie ein klares Ziel, einen entschlossenen Willen, ein konzentriertes Einheitsbewußtsein besaß. Damit läßt sich viel machen in dieser Welt der Rücksichtnahme und Angste.

6. Kapitel

Es ist immer die Geschichte von dem weiten und dem engen Wege. Als ich im Februar 1885 zum ersten Mal aus Afrika zurückkam, hätte ich mir und meinen Freunden wohl das Leben leicht machen können, indem wir das erworbene Gebiet nach unseren besten Kräften in Ausbeutung nahmen. Aber, da es nirgendwo anders damals einen kolonialpolitischen Willen gab, so hätte unsere gesamte Ausbreitung aufhören müssen, wenn wir selbst die Sache nicht in der Hand behalten hätten. So beschloß ich, sofort wieder alles an alles zu setzen und mit unseren Land-erwerbungen so weit zu gehen, als die Mittel irgendwie reichten, „um uns zu fressen wie die Wölfe“. So depe- schierte ich schon am Abend des 8. Februar an Dr. Jühlke: „Vorwärts! Peters.“ Nach einer mündlichen Verein- barung sollte dies bedeuten, daß Graf Pfeil, der sich in Usa- gara befand, durch Dr. Jühlke der Befehl zu übermitteln sei, sofort nach dem Njassa aufzubrechen. Da Jühlke wäh- rend der Verabredung jedoch stark malarialkrank gewesen war, mißverstand er den Befehl und wollte sich selbst marsch- fähig machen. Dies drahtete er zurück, und ich depe- schierte am 12. Februar: „Pfeil sofort Njassa.“ Graf Pfeil mar- schierte auf Empfang dieses Befehls durch die Landschaft Kutu nach Sansibar, um sich daselbst für die Njassa-Reise

vorzubereiten, so daß ich am 2. Juli Extrablätter in Ber- lin zum erstenmal nach Erteilung des Schutzbriefes aus- geben konnte: „Kutu bis zum Rufiji erworben.“ Dies machte damals großes Aufsehen, weil es das erste sichere Anzeichen der von uns verfolgten ostafrikanischen Poli- tik war.

Bevor ich jedoch mit den einzelnen Entscheidungen in diesem Programm weiter fortfahre, muß ich das Eingreifen der großen Politik in unser Unternehmen darstellen, wel- ches im Sommer 1885 diesem selbst um ein Haar das Ende bereitet hätte. Bereits am 5. Mai berichtete Graf Pfeil, daß der Sultan von Sansibar Soldaten nach Usagara geschickt habe, um seine Flagge bei Muinin Sagara aufzu- ziehen. Und zwar hatte er die Naivität, sie neben der schwarz-weiß-roten aufzupflanzen. Dies geschah, obgleich der Kaiserliche Schutzbrief Said Bargasch bereits am 25. April bekanntgegeben war.

Als er deutsches Gebiet durch seine Flaggenhissung verletzete, wußte er demnach ganz genau, daß dasselbe unter der Oberhoheit Sr. Majestät des deutschen Kaisers stand. Diesem sandte er am 27. April folgendes Telegramm: „Wir haben vom Generalkonsul Kohlfs Abschrift von Euer Majestät Proklamation vom 27. Februar empfan- gen, wonach Gebiete in Usagara, Usegha, Nguru und Ukami, von denen es heißt, daß sie westlich von unseren Be- sitzungen liegen, Euerer Oberhoheit und deutscher Regie- rung unterstellt sind. Wir protestieren hiergegen, weil diese Gebiete uns gehören und wir dort Militärstationen halten

und jene Häuptlinge, welche die Abtretung von Souveräni- tätsrechten an die Agenten der Gesellschaft anbieten, dazu nicht Befugnis haben. Diese Plätze haben uns gehört seit der Zeit unserer Väter. Ich bitte daher Eure Majestät, hierin Gerechtigkeit walten zu lassen, und ich bin daher sicher, daß Ew. Majestät . . .“ (Schluß im englischen BLaubuch nicht wiedergegeben, weil beleidigend für den Kaiser).

In Übereinstimmung hiermit richtete der Sultan von Sansibar einen Protest an die Regierungen von Großbri- tannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und in einem ferneren Brief an den Für- sten Bismarck vom 21. Mai behauptete er, daß seine Be- sitzungen „eine ununterbrochene Linie längs der Seeküste bildeten von der Stadt Warscheid im Norden bis zu Tonga-Bai im Süden, wo die portugiesischen Besitzungen beginnen. Alle Häfen, Städte, Küsten und Inseln inner- halb dieses Gebietes gehören mir, und es gibt nichts, was nicht mein wäre, wie man aus der Korrespondenz der Kaufleute aller Länder, welche mit jenen Strichen Handel treiben, ersehen kann. Was das Innere des Festlandes von Afrika betrifft, so erstreckt sich meine Jurisdiktion bis Kaffa-el-Ugigi, und von da bis zu den großen Seen und den Karawanenstraßen des Innern, auf denen meine Kauf- leute schon seit Jahren zu reisen gewöhnt sind und an wel- chen meine Autorität sicher befestigt ist, wie in Ugogo und Unianjembe und anderen Plätzen längs der ganzen er- wähnten Reiselinie bis zum Tanganjika-See und den Ge-

bieten, welche das Massai-Königreich bilden. Meine Gouverneure sind stationiert bis nach Meshaga hin. Um zu den oben erwähnten Plätzen zurückzukehren — Usagara, Ukami, Useguba und Nguru —, so sind meine Besitzrechte darauf klar und unbestreitbar. Meine Flagge weht dort, und alles ist mir dort untertan. Ich bin auch geneigt, eine Kommission zu ernennen und die schiedsrichterliche Entscheidung in betreff der oben erwähnten Plätze den Engländern und Franzosen zu überlassen, welche sich in jenen Gegenden niedergelassen haben.“

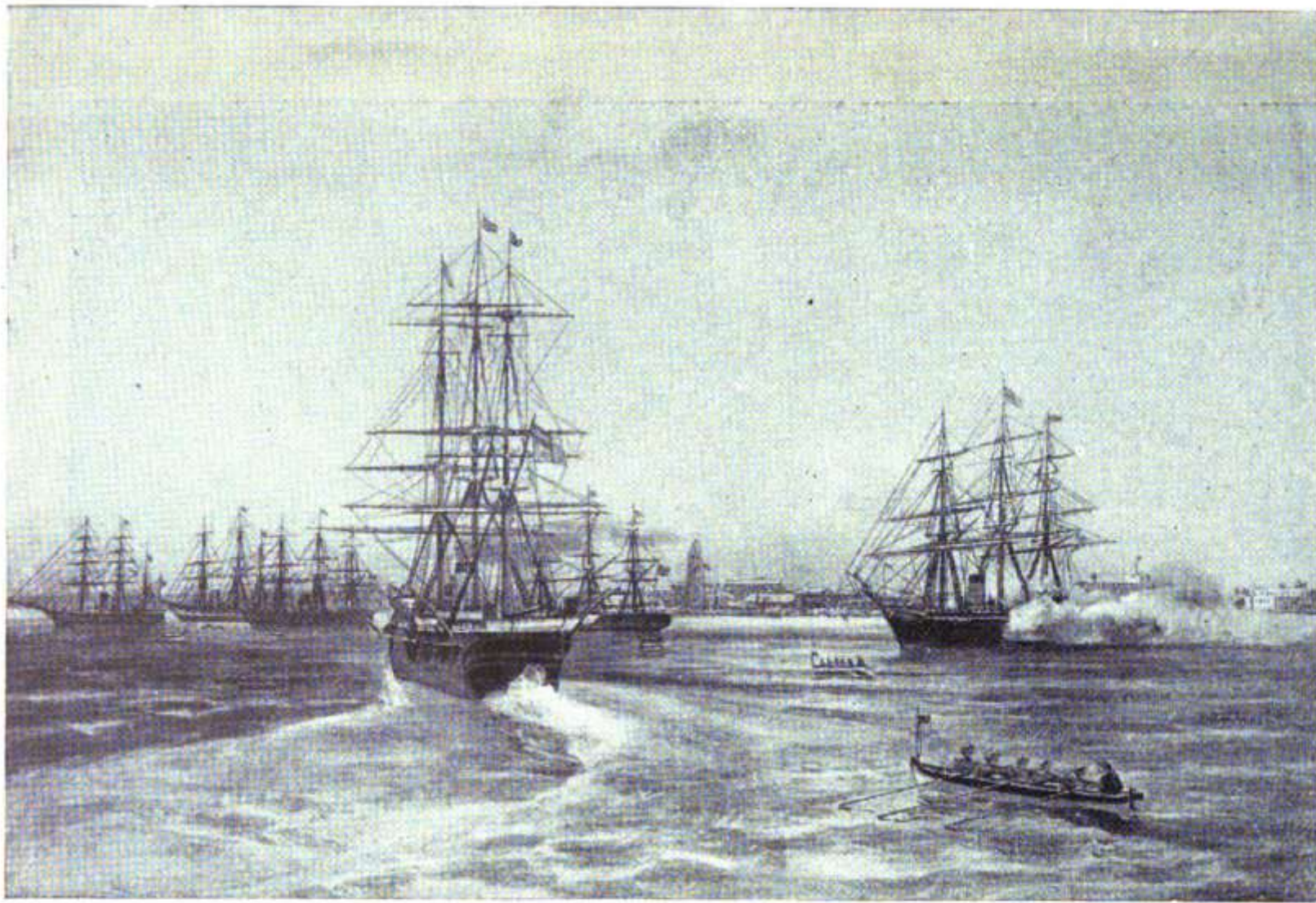
Zugleich mit diesem Brief kam die Nachricht bei uns an, daß der Sultan von Sansibar Truppen gegen Usagara und das ebenfalls unter deutscher Oberhoheit stehende Witu gesandt habe. Letztere traten insbesondere den von mir dorthin geschickten Expeditionen entgegen. Jeder Mensch wußte, daß es Sir John Kirk war, welcher hinter Said Bargasch, und Großbritannien, welches hinter Sansibar stand. Sir John Kirk sah, wie sein Lebenswerk — die Britisierung Ostafrikas — vor seinen Augen zugrunde ging.

Fürst Bismarck befahl mich in diesen Tagen einmal zu sich. Ich traf den stolzen Staatsmann sehr ärgerlich über die Dreistigkeit des Said Bargasch. Er fragte: „Was können wir da machen?“ Ich antwortete: „Das Sultanspalais liegt unmittelbar an der offenen See. Einige deutsche Kriegsschiffe würden die ganze Geschichte dort in Ordnung bringen.“ „Nun, das können wir ja tun. Bitte, gehen Sie doch jetzt gleich zu Herrn von Kusserow, und sehen Sie mit ihm eine Beantwortung gegen den Protest



(Historia Photo)

Fürst Bismarck im Jahre 1885



(Originalzeichnung von Prof. H. Eschke. Historia Photo)

Die Flottendemonstration vor Sansibar

„ . . . ich hatte den Eindruck, daß es nicht schwer sei, Fürst Bismarck zum Handeln zu bewegen, wenn es sich um das Ansehen des deutschen Volkes handele.“

von Said Bargasch auf.“ Ich hatte den Eindruck vom Fürsten Bismarck, daß es nicht schwer sei, ihn zum Handeln zu bewegen, wenn es sich um das Ansehen des deutschen Volkes und seinen eigenen Stolz handele. Die Antwort, welche Herr von Kusserow und ich ausarbeiteten, ging in folgender Form nach Sansibar:

„Ew. Hoheit richteten am 27. April ein Telegramm an Se. Majestät den Kaiser, worin Ew. Hoheit Ansprüche zum Vorschein bringen auf einige Gebiete Ihrer Nachbarn und Protest erheben gegen die deutsche Erwerbung von Souveränitätsrechten darin. Ich bin instruiert, diesen Protest und die von Ew. Hoheit erhobenen Ansprüche für unbegründet zu erklären und im Namen Sr. Majestät des Kaisers Protest zu erheben gegen Ihre nachträgliche Besetzung von Gebieten, welche innerhalb des deutschen Schutzgebietes liegen. Die fraglichen Territorien sind erworben von Untertanen Sr. Majestät des Kaisers auf Grund von Verträgen mit unabhängigen Fürsten, welche in keiner Weise von Ew. Hoheit weder abhängig sind, noch gewesen sind. Die Unabhängigkeit dieser Fürsten kann keinem Zweifel unterliegen; sie ist von älterem Datum im Vergleich zur Herrschaft von Ew. Hoheit Familie in Sansibar, und Ew. Hoheit können keinen Rechtstitel aufweisen, auf Grund dessen Ew. Hoheit Souveränitätsrechte über diese Fürsten erworben haben. Es ist im Gegentheil Tatsache, daß Ew. Hoheit niemals irgendeinen Akt der Souveränität in diesen Gebieten ausgeübt haben, sondern selbst ihre Unabhängigkeit anerkannt haben in der Mitteilung an

Deutsche und andere Reisenden, welche Ew. Hoheit Schutz im Innern des gegenüberliegenden Festlandes nachsuchten, daß Ew. Hoheit Einfluß sich jenseits der Küste nicht erstreckte. Ew. Hoheit Stationen, an gewissen Punkten im Innern gelegen, sind einfach Handelsniederlassungen, begründet im Interesse der Karawanen, vermittels deren der Handel zwischen Sansibar und dem Innern Afrikas betrieben wird. Daß diese Stationen ebenfalls in keiner Weise Souveränität seitens Ew. Hoheit repräsentieren, ist zu ersehen aus der Tatsache, daß eingeborene Fürsten bis jetzt Steuer erhoben haben von Karawanen, welche ihre Territorien durchzogen, wie z. B. zu Mbumi in Usagara. Solche Stationen zum Schutz des Handels sind auch von anderen Mächten in Afrika eingerichtet worden in mancherlei Fällen, ohne in irgendeiner Weise Ansprüche auf Souveränität zu begründen. Seit diese Gebiete, mit allen Rechten der Souveränität über sie, von der deutschen Gesellschaft auf Grund von Verträgen erworben worden sind, ist die alleinige Befugnis, die Souveränitätsrechte unter der Oberaufsicht der Regierung Sr. Majestät des Kaisers auszuüben, auf die deutschen Untertanen übergegangen, welche sie erworben haben. Die Gesellschaft wird auch sowohl die Karawanenstrassen schützen, als überhaupt Schutz gewähren innerhalb der erworbenen Gebiete. Se. Majestät wünschen aufrichtig, das freundliche Einvernehmen aufrecht zu erhalten, welches bis jetzt mit Ew. Hoheit bestanden hat, und sind in dieser Hinsicht bereit, mit Ew. Hoheit in Verhandlungen zu treten, um die internationalen Be-

ziehungen zwischen dem deutschen Schutzgebiet und Ew. Hoheit zu regeln. Se. Majestät erwarten, daß Ew. Hoheit deren Wünschen in dieser Hinsicht entgegenkommen und Ihre Beamten und Truppen aus dem deutschen Gebiete zurückziehen werden.“ An demselben Tage, am 19. Juni, war des Sultans Brief vom 21. Mai in Berlin angelangt. Er fand seitens des Auswärtigen Amtes in einer Mitteilung an Lord Granville (Engl. Bl. 63) eine scharfe Zurückweisung, indem nochmals betont wurde, daß die arabischen Niederlassungen lediglich im Interesse des Handels gegründet und deren Vorsteher weiter nichts als Handelsagenten seien. Als Beleg hierfür werden erwähnt die betreffenden Stellen in den von mir geschlossenen Verträgen und besonders hervorgehoben die Erklärung des Salim Bin Hamid. Am Schlusse heißt es: „Unter diesen Umständen erscheint der Brief des Sultans als eine Beleidigung und ein Angriff auf Rechte, welche in gehöriger Weise von deutschen Untertanen erworben worden sind, und wir sind folglich genötigt, dies zurückzuweisen.“

Nun begann die britische Regierung in Sansibar abzuwiegeln; der Sultan wurde angehalten, seine Truppen aus Usagara und aus Witu zurückzuziehen. Am 27. Juli verließ der Generalkonsul Gerhard Koblfs Sansibar, welches er am 27. Januar betreten hatte. An seine Stelle trat Generalkonsul Travers. Inzwischen hatte sich ein starkes deutsches Geschwader im Süden des Indischen Ozeans zusammengezogen. „Am Freitag 7 Uhr morgens“, meldete Jühlke mir am 11. August, „ist das deutsche Ge-

schwader, bestehend aus den Schiffen ‚Sneisenau‘, ‚Prinz Adalbert‘, ‚Stosch‘, ‚Elisabeth‘ und ‚Ehrenfels‘ hier eingelaufen. Vier oder fünf andere Schiffe werden noch erwartet. Die ‚Sneisenau‘ führte an Bord die Leiche des am Donnerstag auf hoher See am Herzschlag verstorbenen Kapitäns von Mostik, welche am Sonnabend früh um 7 Uhr feierlich hier auf Sansibar bestattet worden ist.“ Der Kommandant des Geschwaders war Kommodore Paschen, und dieser überreichte schon am 10. August dem Said Bargasch eine Art von Ultimatum. Er verlangte: „Die deutliche und unumwundene Erklärung, daß Ew. Hoheit Ihren Protest gegen die Verträge zurückziehen, welche mit den freien und legalen Sultanen der Länder Usagara, Nguru, Ufeguha und Ukami geschlossen worden sind, wie auch mit dem Sultan des Gebietes von Witu, und die Truppen und Agenten in den oben genannten Plätzen zurückrufen.“ Ferner: „Auf Befehl meiner Regierung wünsche und verlange ich von Ew. Hoheit die Erklärung, daß Ew. Hoheit meines Kaisers Schutzgebiete anerkennen und alle Ihre Leute zurückrufen mit Ausnahme derjenigen, welchen die deutsche Regierung gestattet, in diesen Ländern sich aufzuhalten, und zur Kenntnis von Ew. Hoheit Beamten an den Küstenplätzen zu bringen, daß sie die deutschen Gebiete zu achten haben und in Frieden und Freundschaft mit den Einwohnern dieser Länder zu leben.“

Said Bargasch versuchte noch, weitere Ausflüchte zu machen, da aber Paschen energisch auf seiner Forderung bestand, wurde Sir John Kirk von seiner Regierung an-

gewiesen, dem Sultan die Anerkennung der deutschen Forderung zu empfehlen, und dieser gab am 14. August die nachfolgende Erklärung ab: „Infolge der Forderung, welche von Sr. Majestät dem Kaiser gestellt ist, als Ultimatum und unerläßlich für die Aufnahme freundlicher Verhandlungen, anerkennen wir die Schutzherrschaft Deutschlands über die Länder von Usagara, Nguru, Ukami und über das Gebiet von Witu, deren Grenzen später festgestellt werden sollen; Wir anerkennen über besagte Länder die Schutzherrschaft Sr. Majestät und übernehmen es, unsere Soldaten zurückzurufen, und machen dies unseren Beamten bekannt, welche die sämtlichen Küstengebiete besetzt halten.“

Hiermit erklärte sich das Deutsche Reich einverstanden, indem es die Frage, wie weit dem Sultan von Sansibar auf dem Festlande Hoheitsrechte zukämen, einer internationalen Kommission vom Deutschen Reich, Großbritannien und der französischen Republik zu überlassen sich bereit erklärte. Diese Kommission trat am 10. Dezember in Sansibar zusammen, bestehend aus den Herren: Dr. Schmidt, Konsul des Deutschen Reiches in Kairo, dem britischen Oberstleutnant Kitchner und dem französischen Konsul Raffray. Sie haben dann eine längere Weile an der Küste herumgeforscht und sind schließlich, rein willkürlich, zu der Entscheidung gelangt, daß dem Sultan ein Küstenstreifen von zehn Meilen landeinwärts zuzusprechen sei.

Dies ist die einzige diplomatische Aktion des Fürsten Bismarck, an welcher ich habe mitarbeiten dürfen, und

welche ich gewissermaßen von innen mit beobachtet habe. Sie war in jedem einzelnen Zug meisterhaft: Die Art, wie er sich in der Kontrolle Sansibars neben Großbritannien schob und nun dieses veranlaßte, den Sultan zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Freilich, das Wesentliche in seinem Vorgehen war die deutsche Flottendemonstration unter Admiral Paschen, und da gab auch ich meiner Begeisterung für den großen Staatsmann durch folgende Adresse Ausdruck: „Durchlauchtigster Fürst! Hochgebietender Herr Reichskanzler! Im Namen des Direktoriums der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gebe ich mir die Ehre, Ew. Durchlaucht unseren gehorsamsten Dank zu übermitteln für das großartige und durchgreifende Eintreten der hohen Reichsregierung gegenüber den Präensionen Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar für deutsche Interessen und speziell für die Rechte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Das Direktorium, welches durch eine deutsche Machtentfaltung im Hafen von Sansibar eine feste internationale Grundlage für das Unternehmen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gewonnen hat, ist der Überzeugung, daß hierdurch zugleich der Sache des gesamten Deutschland, nicht nur im Indischen Ozean, sondern auch auf der ganzen Erde in mächtiger Weise gedient ist und daß die Gesinnung aller deutschen, national gesinnten Männer sich mit unserm Dank gegen die durch Ew. Durchlaucht vertretene Politik Sr. Majestät des Kaisers verbinden werden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wird sich bemühen, ihren Dank in praktischer Weise zum Ausdruck zu bringen dadurch, daß

sie mit den ihr zugefallenen Arbeiten hilft an dem großen durch Ew. Durchlaucht geschaffenen Werk der Emporrichtung unserer Nation gegenüber anderen Völkern.“

Aber es erschien mir von meinem Standpunkt aus, daß der eiserne Kanzler den Fehler gemacht habe, „tant de bruit pour une omelette“. Ich versuchte damals, ihn zu überreden, wenn nun einmal ein solcher Kraftaufwand gemacht werden sollte, die Forderung des Reiches gleich auf ein Protektorat über das Sultanat Sansibar selbst zu richten. Ich meine noch heute, daß dies in London erreichbar war, wenn Deutschland die britische Politik in Afghanistan rückhaltlos unterstützte. Die Tatsache, daß England damals das Sultanat Sansibar überhaupt fallen ließ, bewies mir, wieviel Wert es auf die deutsche Freundschaft legte, und daß es um ein deutsches Protektorat über Ostafrika 1885 einen Krieg nicht gemacht haben würde. Fürst Bismarck aber meinte, wohl mit Recht, ich könne das nicht beurteilen.

Aber er meinte auch, wir würden das Seengebiet von Ostafrika nicht für Deutschland erwerben können. Ich hatte auf seinen Befehl eine Karte des Seengebietes mitgebracht. Auf dieser Karte hatte ich mit einer rot-blauen Linie etwa das heutige Gebiet von Deutsch-Ostafrika eingezeichnet, mit Hinzuziehung von Uganda und Mombasa, und ohne die Küste. Der Fürst fragte mich, „was soll denn diese Linie da?“ Ich antwortete: „Die zeichnet das Gebiet ein, für welches ich nächsten September den Kaiserlichen Schutz zu erbitten hoffe.“ Da faßte mich der Fürst mit seiner

schweren Hand auf eine Schulter und sagte gutmütig lächelnd: „Na, wenn Sie das fertiggebracht haben, dann kommen Sie man mal wieder.“

In Deutschland hatte sich in diesen Monaten ein Kreis neuer Freunde um die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geschart, von denen ich nur einige nennen kann: Dr. Wilhelm Schroeder-Poggelow, Dr. Otto Arendt, Generalmajor Regely, Wilhelm von Kardorff, Graf Arnim-Muskau, Graf von Mirbach-Sorquitten, Marcus Graf Pfeil, Justizrat Zengyski, Vize-Admiral Livonius, Prediger Diestelkamp, Kapitänleutnant von Hoven, Kapitänleutnant a. D. Graf Pfeil, von Sydow-Dobberphul, Kommerzienrat Gebhard-Elberfeld, Dr. Hübbe-Schleiden, Konteradmiral a. D. Graf Hacke, Graf von Krokow, Ernst von Weber, Missionsinspektor a. D. Merensky, Dr. Eduard von Hartmann, Frieda Freiin von Bülow, Komtesse Martha Pfeil, Hofgardendirektor Jühlke, Postsekretär Ebel, Justizrat Haenschke, Missionsinspektor Fabri usw. usw. Herr August Leue trat April 1885 als Generalsekretär und Herr Wilhelm Hollmann im September als Kassierer bei uns ein, Herr Friß Bley später als Chefredakteur der „Kolonialpolitischen Korrespondenz“.

Auch hatte sich die Popularität des Unternehmens durch die Erfolge in Mittelafrica über ganz Deutschland entschieden gehoben, wie aus dem immer schnelleren An-

steigen der Mitgliederzahl der Gesellschaft für deutsche Kolonisation hervorging, welche die des Deutschen Kolonialvereins alsbald überholte. Aber unser Ehrgeiz war es gar nicht, in Vereinsmeierei mit andern zu rivalisieren, und so habe ich dann später die Hand geboten, eine Verschmelzung der beiden Körperschaften in eine Kolonialgesellschaft durchzuführen, deren Erster Vorsitzender Prinz Hohenlohe-Langenburg ward, während ich zum Zweiten Vorsitzenden gemacht wurde.

Das Entscheidende war, ob wir unsere Kolonialpolitik draußen durchführen konnten oder nicht. Die Schwierigkeit für mich persönlich war, daß der unfertige Zustand unserer Gesellschaft mich in den nächsten Jahren an Berlin fesselte, die maßgebenden Entscheidungen aber in Ostafrika getroffen werden mußten. Dort überstürzten sich die Ereignisse manches Mal so, daß Instruktionen, welche ich den Expeditionen bei ihrer Abreise in Berlin erteilte, schon auf der Ausreise überholt waren und durch Telegrammbefehle ersetzt werden mußten. In Sansibar hatte ich 1885 in Dr. Carl Jühlke einen Stellvertreter, wie ich ihn mir nicht loyaler und rühriger wünschen konnte. Aber die Telegraphenlinie kontrollierte Sir John Kirk, nicht Jühlke. Somit erhielt die Gegenpartei von einigen meiner wichtigsten Pläne Kenntnis, und dies hätte um ein Haar mein ganzes Projekt umgeworfen.

Doch ich will eine kurze Übersicht der einzelnen Expeditionen zu geben versuchen. Bereits in der ersten ordentlichen Sitzung des neu eingesetzten Direktoriums am 12.

Februar 1885 waren die Instruktionen für Herrn Premierleutnant Weiß und Garten-Ingenieur Schmidt beschlossen worden, welche als zweite Expedition nach Ostafrika abgehen sollten. Der Erstere sollte vor allem bis zum Tanganyika vordringen und das Gebiet bis zum Kongostaat nehmen. Daneben sollte er die polizeiliche Frage studieren und Vorschläge für eine Gesellschaftstruppe machen. Schmidt aber sollte die noch wichtigere Frage der Bepflanzungsmöglichkeit in Usagara studieren und einen Versuchsgarten anlegen. Damit sollte ein erster Schritt zur Inangriffnahme unseres Besiedlungsproblems geschehen. In Deutschland gingen die Diskussionen damals hoch über die Frage des ostafrikanischen Klimas. Dasselbe war natürlich schlecht; denn warum hätten sonst andere Mächte das Land nicht genommen? „Wo Ostafrika gesund ist, da ist es unfruchtbar; und wo es fruchtbar ist, da ist es ungesund“, so sagte der Dr. Fischer und setzte sich dadurch ein kolonialpolitisches Denkmal für alle Zeiten. Er hat unserm Unternehmen geschadet, mehr als irgendein anderer ihm hätte schaden können, indem er seine sehr beschränkten Erfahrungen auf ganz unwissenschaftliche Art verallgemeinerte. Das war so ein Mann, so recht für den deutschen Philister, abstrakt, geist- und phantastelos, völlig unfähig, die Rückwirkung europäischer Kultureinrichtungen auf frische, jungfräuliche Gebiete einzuschätzen; dabei erfüllt von jenem unbewußten Neide, der dem kühneren Genossen den Erfolg seiner Entschlußfähigkeit nicht gönnt, wie er für den Deutschen von jeher typisch gewesen ist:

einem Gefühl, welches um jene Zeit einen hämischen Konkurrenten aus so manchem Kommis in Sansibar gegen mich schuf und die deutsche Presse mit boshaften Lügen „von Ort und Stelle“ über mich füllte. Diese Taktik des Schießens mit vergifteten Pfeilen aus dem Dunkel der Anonymität war ja bequem und billig. Damals ist mir der elende Gang der deutschen Geschichte im Vergleich mit der anderer Völker klar geworden.

Ich hatte am 28. Februar Carl Jühlke in Sansibar angewiesen, Weiß und Schmidt dort zu erwarten. Herr Premierleutnant Kurt Weiß brachte Jühlke die Bestallung als Generalvertreter der Gesellschaft mit heraus. Am 22. März traf die Expedition Weiß in Sansibar ein.

Ich beantragte beim Direktorium bereits am 14. März, eine weitere Expedition von vier Personen mit erster Dampfergelegenheit nach Sansibar zu schicken: 1. einen mit gewissen kaufmännischen Kenntnissen versehenen Detaillisten zur Anlegung einer ersten Faktorei in dem Hauptquartier, 2. einen Gärtner, 3. einen Ingenieur, 4. einen Geologen. „Dieser Expedition ist aufzutragen, daß sie einesteils für neue Landerwerbungen gemäß zu erteilenden Spezialvollmachten, anderenteils für gewisse technische Aufgaben tätig zu sein hat.“ Das Kommando dieser Expedition erhielt der sehr energische Regierungsbaumeister Hörnecke, mit dem Kaufmann Söhngge und Gärtner Morris gingen. Der Expedition schlossen sich an die Herren Leutnant von Anderten und Leutnant von Carnap-Quernheimb. Die Verhandlungen mit einem Geologen

hatten sich vorläufig zerstritten. Dies ist bis heute der schwache Punkt in der wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Ostafrikas geblieben. Im übrigen sah ich dem Abgang dieser Expedition mit besonderem Vertrauen entgegen. Es waren kühne und unternehmende Männer dabei.

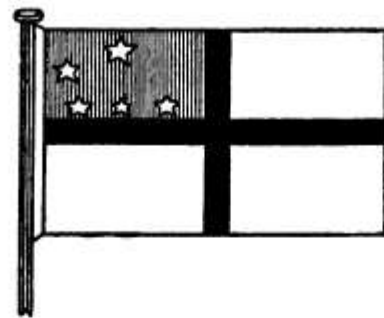
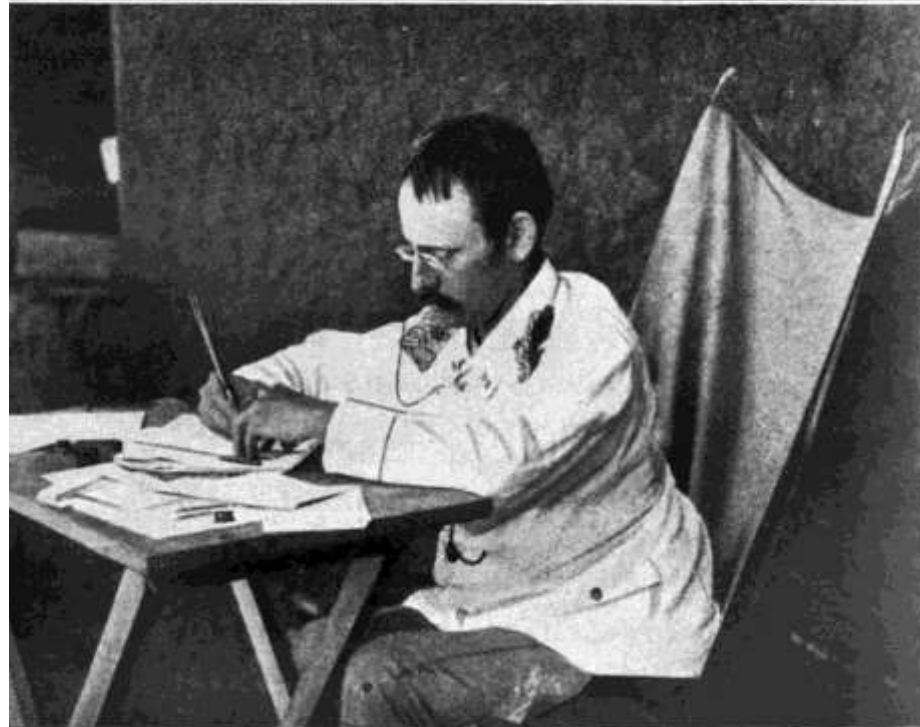
Anfang April, als Weiß bereits in Sansibar war und Hörnecke mit seinen Gefährten noch auf dem Ozean schwamm, war mir in Berlin klar geworden, daß das Hinterland von Mombasa mit dem Kilimandscharo das meist gefährdete Gebiet im Wettkampf um Ostafrika sei; und ich beschloß daher, alle disponiblen Kräfte zunächst auf diesen Punkt zu werfen. Ich depeschierte demnach: „Jühlke Sansibar. Jühlke, Weiß Mombas Nordwest. Hörnecke, Anderten, Carnap Lamu Westen Kenia. Peters.“ Dies Kabel wurde von Sir John Kirk aufgefangen und dem Sultan von Sansibar vorgelegt. Dieser, der natürlich stets besser vorbereitet war als unsere eigenen Expeditionsführer, setzte am 3. Mai dreihundert Mann nach Mombasa über, unter seinem General Matthews, der am 7. Mai nach dem Innern aufbrach, um den Häuptlingen von Taveta und Dschagga „die Vorteile der Anhänglichkeit an die Autorität des Sultans auseinanderzusetzen und sie zu überreden, seine Flagge zu hissen; zuletzt förmlich zu proklamieren, daß die ganze Gegend zu Sansibar gehöre“.

Der Aufbruch der Jühlkeschen Expedition hatte sich bis zum Ende April hingezogen. Am 1. Mai setzten sie, nicht nach Mombasa, sondern vielmehr nach dem etwas näheren Pangani über. In Mombasa war der arabische

Einfluß stärker, und Jühlke befürchtete, dort keine Träger bekommen zu können. Auch in Pangani suchte der Gouverneur des Sultans jede Unterstützung zu hintertreiben. So kam es, daß Dr. Jühlke und Leutnant Weiß erst am 10. Mai von Pangani zum Kilimandscharo aufbrachen, drei Tage später, als General Matthews von Mombasa. So geschah es, daß in dieser Race um den gewaltigen Geisterberg zunächst die Deutschen geschlagen wurden. Sie trafen auf die Sansibartruppe noch diesseits des Ortes Taveta, wo General Matthews einen Vertrag zeigte, den er mit fünfundzwanzig Häuptlingen von Taveta und dem Kilimandscharo abgeschlossen haben wollte. Jühlke berichtet: „Nachdem mir am gestrigen Tage der Häuptling von Moschi, Mandara, Blutsbrüderschaft angeboten hatte, und nachdem dieser Akt in feierlicher Weise vollzogen war, ließ mich derselbe heute in sein Haus bitten, wo er, wie er mir bereits gestern erklärt hatte, den von mir gewünschten Kontrakt unterzeichnen wollte. Nach vielfachen Freundschaftsbeteuerungen, welche von ihm in ernster Weise gegeben wurden, gab mir Mandara teils auf meine Fragen, teils aus eigenem Antriebe, folgende Erklärungen bezüglich seines Landes, seiner Besitzungen und seines Verhältnisses zum Sultan von Sansibar: „Dadurch, daß ich mit Dir Blutsbrüderschaft gemacht habe, habe ich den Freundschaftsbund erneuert, welcher mich bereits seit langen Jahren mit Dir und Deinen deutschen Brüdern verbindet. Denn, als ich noch jung war und meine Mutter noch regierte, habe ich dasselbe mit dem Baroni (der

Name, unter welchem Baron von der Decken in Ostafrika noch heute allgemein bekannt ist) getan und mich gewundert, daß er sein Versprechen, mir weiße Leute ins Land zu bringen, nicht eingelöst hat. Aber ich habe erfahren, daß er getötet ist, und so habe ich ihn entschuldigt. Ich habe aber auch nach seinem Tode jenes Bündnis nicht für gelöst erachtet und meine Freundschaft auch dem Dr. Fischer, als er vor mehreren Jahren durch meine Provinz Aruscha zog, betätigt. Jetzt, wo Du in mein Land gekommen bist und mich fragst, ob Deine deutschen Brüder kommen dürfen, erteile ich Dir diese Erlaubnis mit Freuden und werde Dir alles gewähren, was Du willst. Ich liebe die Deutschen mehr als andere Völker, insbesondere mehr als die Engländer und Araber, und Euch allein will ich mein Land, wenn ich es überhaupt an Weiße gebe, überlassen. Sollten die Araber in mein Land kommen, so werde ich mich freuen, wenn auch die Deutschen kommen und jene mit bewaffneter Hand vertreiben.“ Als ich ihn darauf fragte, was denn die rote Fahne in seinem Dorf bedeute, äußerte er darüber: „Ich bin ein freier, unabhängiger Fürst, gleich dem Sultan von Sansibar, und besitze vielleicht die gleiche Macht wie er. Ich kenne die Araber nur von den einzelnen Karawanen, welche selten hier durchkommen; in meinem Lande wohnt kein einziger. Es ist hier keine arabische Ansiedlung, am allerwenigsten aber gar ein Fort oder eine Besatzung des Sultans. Vor etwa zehn oder zwölf Tagen ist nun plötzlich und ohne jeden Grund ein General des Sultans von Sansibar,

Matthews, gekommen mit einer Truppenmacht von hundertachtzig Mann und hundert Trägern. Derselbe übergab mir sechshundert Rupies und einige Geschenke nebst zwölf roten Fahnen und bat mich, dieselben in den mir untertänigen zwölf Landschaften aufzupflanzen, um dadurch zu zeigen, daß ich ein Freund des Sultans von Sansibar sei. Auf das letztere ging ich ein. Das erstere habe ich nicht getan, sondern die Fahnen fortgelegt. Darauf hat mir Matthews mehr geboten, und ich habe ihm erwidert, daß ich, wenn er es sende, mir die Sache überlegen wolle. Sodann hat mich der General aufgefordert, ich solle, wenn ich Weißen ins Land zu kommen gestatte, dies nicht den Deutschen, sondern nur den Engländern gestatten, und wenn Deutsche kämen, ihnen sagen, daß sie erst einen Erlaubnisbrief vom Sultan von Sansibar zu bringen hätten. Ich habe darauf dem General erwidert, daß ich ein freier Sultan und unumschränkter Herr von zwölf Landschaften bin und in meinem Lande tun könne, was ich wolle. Jenes Ansinnen habe ich abgelehnt. Auch fühle ich mich durch die Geschenke, die ich erhalten, dem Sultan gegenüber nicht mehr verpflichtet, da ich seinem General ein Gegengeschenk von hundert Büffeln gemacht habe. Geld und Geschenke werden mich nicht vermögen, mein Land an ein anderes Volk fortzugeben und nur, wo ich, wie bei Dir und Deinen deutschen Brüdern, durch Blutsbrüderschaft befreundet bin, werde ich bereit sein. Ich machte den Sultan Mandara sodann darauf aufmerksam, daß, weil die rote Fahne jetzt hier wehe, der Sultan von



(Eigenes Archiv)

Die Flagge der Ostafrikanischen Gesellschaft

„... wir wählten ... links oben mit einem roten Eckfeld, in welchem die fünf weißen Sterne des südlichen Kreuzes strahlten.“

Münzen und Siegel der Ostafrikanischen Gesellschaft zeigten als Symbol den Löwen mit erhobener Pranke

Sansibar vielleicht sagen werde, daß das Land Mandaras nun ihm gehöre. Darauf geriet Mandara außer sich und sagte, dies solle einzig und allein ein Akt persönlicher Freundschaft gewesen sein, ebenso wie die Zeichnung seines Namens unter das ihm vom General Matthews vorgelegte Schriftstück. „Ich werde, fuhr er fort, nicht nur jedem Deutschen, der in mein Land kommt, erlauben, zu wohnen und die deutsche Fahne aufzupflanzen, wo er will, sondern ich werde auch dieselbe, sobald Du selbst wieder heraufkommst, in meinem Wohnort aufpflanzen und bitte Dich, zu dem Zweck einen besseren Flaggenmast mitzubringen, als der vom General Matthews mitgebracht ist.“ Mandara ermächtigte mich sodann, in seinem Namen gegen jedermann, der behaupten wolle, daß das Land einem anderen als ihm selbst gehöre, Protest zu erheben. Nach Beendigung dieser Erklärungen fragte ich den Sultan Mandara nochmals ausdrücklich, ob er bereit sei, mit mir einen Freundschaftsvertrag zu schließen, worauf er dies mit Freuden bejahte. Auf die ausdrückliche Erklärung des Sultans von Dschagga habe ich dann sofort, an obige Verhandlung anschließend, folgenden Vertrag geschlossen:

„Zwischen Herrn Dr. Carl Jühlke, als dem rechtmäßigen Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Berlin, und dem Sultan Mandara, unumschränktem Herrn und rechtmäßigem Besitzer des gesamten Dschaggalandes, Aruscha, Ugueno usw., wird folgender Vertrag auf ewige Zeiten geschlossen.

Der Sultan Mandara tritt mit dem heutigen Tage unter den Schutz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Dafür tritt er sein Land mit allen Rechten, welche nach europäischem Staatsrecht den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, an Dr. Jühlke als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ab. Insbesondere werden nach ausdrücklicher Verdolmetschung von diesen Rechten folgende hervorgehoben: das Recht, eigene Justiz und Verwaltung einzuführen; das Recht, Zölle und Steuern zu erheben; das Recht, Berge, Flüsse, Seen und Forsten in beliebiger Weise auszunutzen. Ferner gibt Sultan Mandara, um die völlige privatrechtliche Ausbeutung des Dschaggalandes zu ermöglichen, Herrn Dr. Carl Jühlke (oder dessen Vertretern) das alleinige Recht, weiße Kolonisten ins Land zu bringen. Dem Sultan Mandara und seinen Nachkommen bleibt für alle Zeiten der Titel eines „Sultan von Dschagga“; sein, seiner Familie und seiner Untertanen Privatbesitz wird demselben von der Gesellschaft garantiert. Sollte die Kolonisation von Dschagga in genügend rascher Weise erfolgen, so verpflichtet sich Dr. Carl Jühlke als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die Erziehung der Söhne des Sultans Mandara in deutscher Weise zu bewirken.

Dr. Carl Jühlke verpflichtet sich, als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, den abtrünnigen Gouverneur der Provinz Kibosso womöglich auf freundslichem Wege wieder unter die Botmäßigkeit des Sultans Mandara zurückzubringen.

Der Sultan Mandara gibt Herrn Dr. Carl Jühlke oder einem von ihm ernannten Vertreter hiermit das ausdrückliche Recht, selbst oder durch diesen Vertreter gegen alle etwaigen Behauptungen anderer Mächte, insbesondere englischer- und arabischerseits, daß er die englische Oberhoheit oder diejenige des Sultans von Sansibar anerkannt habe, sofort bei seiner Ankunft in Sansibar Protest zu erheben.

Dieser Vertrag ist am heutigen Tage in legaler Form und vor rechtsgültigen Zeugen für ewige Zeiten gültig und beide Parteien bindend geschlossen worden.“

Dr. Carl Jühlke.

(Handzeichen des Sultans Mandara.)

Als Zeugen, daß dieser Vertrag am heutigen Tage geschlossen, geben ihr Handzeichen:

(Handzeichen des Dolmetschers Kamasan.)

(Handzeichen des Dolmetschers Mabruk.)

(Handzeichen des Dolmetschers Uladdi.)

Kurt Weiß.

Moschi, den 19. Juni 1885.

Premierleutnant Weiß bestätigte in vollem Umfange in seiner Darstellung dieser Expedition die oben dargelegten Tatsachen. Schon am 19. Juni traten die beiden Herren den Rückmarsch an, welcher zunächst durch Kabe ging.

Diese Expedition brachte durch acht Verträge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Länder Usambara,

Pare und Dschagga, das eigentliche Plantagengebiet unserer Kolonie, darunter das Paradies Ostafrikas, die prachtvollen Landschaften um den Kilimandscharo. Es war ein Terrain, etwa halb so groß wie meine ersten Erwerbungen, und trotz aller meiner und meiner Kameraden Anstrengungen ist es uns nicht gelungen, die Grenze der Kolonie wesentlich weiter nach Norden vorzuschieben.

Man erkennt schon aus dem Schicksal der Jühlkeschen Expedition, wie gierig England nach dem Besitz des Kilimandscharo war. Noch zweimal hat es später versucht, denselben uns zu entreißen. Jühlke und Weiß haben voll auf ihre Schuldigkeit getan, und das Deutsche Reich sollte es ihnen nachträglich danken. Aber, soweit mir bekannt ist, hat keiner von ihnen auch nur die geringste Anerkennung offizieller Art erhalten. Auch ist, soweit ich weiß, kein Platz, keine Straße in irgendeiner der ostafrikanischen Städte nach diesen Helden benannt.

Was das Verhältnis der Eingeborenen zum Sultanat Sansibar betraf, so brachte die Expedition Jühlke noch zwei wichtige Beiträge. Der eine stammt von dem Häuptling Fungo im südlichen Usambara und lautet: „Das Land, welches ich aus eigener Machtbefugnis mit meinem Stamm in Besitz genommen habe, gehört zu der großen Landschaft Wondei. Ich selbst indessen bin aus Useguba herübergekommen und habe mich hier niedergelassen. In Wondei selbst gibt es keinen großen Häuptling, sondern es leben da selbst lauter Herrscher über Gebiete gleich dem meinigen, und niemand hat weder ihnen noch mir bisher die Herrschaft

streitig gemacht. Ich bin weder Untertan des Sultans Said Bargasch noch sonst jemandes, und hat der Sultan weder Besitzungen noch Befestigungen in meinem Lande; auch sendet er keine Soldaten bis hierher. Da wir aber alle wissen, daß der Sultan ein mächtiger Mann ist, welcher weiß, was recht ist, so haben wir, wenn Streitigkeiten unter uns vorkommen, uns freiwillig zu seinem Gouverneur in Pangani begeben, damit er uns sage, was recht sei. Ich weiß aber sehr wohl, daß der weiße Mann das ebenso gut und besser weiß, und ich und mein Stamm würden sehr froh sein, wenn weiße Leute sich bei uns niederlassen wollten; denn wir glauben, daß sie die Macht haben, uns zu schützen, und daß wir selbst großen Vorteil von ihnen haben werden. Alsdann wird der Krieg zwischen den schwarzen Leuten aufhören, und die Massai werden nicht mehr räuberisch in unser Land kommen. Wenn Ihr weiße Leute in unser Land bringen wollt, werden wir von ihnen unsere Streitigkeiten schlichten lassen und nicht mehr nach Pangani gehen. Auch werden wir den weißen Leuten alles Land, was sie zu haben wünschen, geben und ihnen, soweit es in unserer Kraft steht, beim Bauen ihrer Häuser und beim Bestellen des Landes sowie bei allen anderen Arbeiten helfen.“

Die andere Erklärung gab der Sultan Muango von Taveta ab, welcher mit der Zulassung der Fahne des Sultans von Sansibar auf seinem Gebiet sich keineswegs unter dessen Oberhoheit begeben haben will. Er sagt: „Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Sachen, welche von den Arabern

hierher gebracht werden, nicht von diesen selbst, sondern von den weißen Leuten gemacht werden, weil jene es nicht verstehen, und weiß darum auch, daß es mir von größerem Nutzen sein wird, wenn weiße Leute in mein Land kommen, als wenn die Araber kommen, welche nicht verstehen, das Land zu bebauen und uns vor Hungersnot, wie sie uns in dem letzten Jahre betroffen hat, zu schützen. Ich werde es den weißen Leuten sehr gern gestatten, in mein Land zu kommen, und werde ihnen so viel Grund und Boden zu nehmen erlauben, als sie immer gebrauchen, mit Ausnahme der Äcker, welche mein Volk und ich selbst bebauen. Auch werde ich ihnen erlauben, an jedem Platz, an welchem sie wohnen werden, ihre eigene Fahne aufzupflanzen und sie ungestört so leben lassen, wie sie es in ihrer Heimat gewohnt gewesen sind.“ All ihre mitgeteilten Aussprüche beweisen, daß jene Neger des Festlandes sehr wohl die Vorzüge europäischer Kultur vor der arabischen zu schätzen wissen und daß sie es vorziehen, mit Weißen in Verbindung zu treten. Daher erklärt sich die bald offene, bald versteckte Feindschaft der Araber gegen die Deutschen, die mit den Eingeborenen, welche im übrigen völlig unabhängig sind, Beziehungen anknüpfen und sich in jenen Gebieten festgesetzt haben. Ganz besonders kam diese feindselige Gesinnung zum Ausdruck gegenüber der Expedition, welche am Tana vorgehen sollte.

Während dieser Vorgänge in Deutsch-Ostafrika entsandte ich jeden Monat neue Kräfte nach der Kolonie: Im Mai Albrecht von Bülow, Premierleutnant Schlüter und

Ingenieur Kohde. Später Major von Devivere mit Premierleutnant von Kleist, Leutnant Rochus Schmidt, Leutnant Krenzler, von Saint Paul-Jllaire, von Zelewsky, im Herbst 1885 Assessor Lucas mit Bergingenieur Dr. Carl Schmidt und den Maler Rudolf Hellgreve, der zum ersten Male Deutsch-Ostafrika durch seinen genialen Pinsel dem deutschen Volke seelisch näher brachte.

Es würde mich zu weit führen, alle die einzelnen Erwerbungs Expeditionen hier eingehend zu schildern, so sehr die meisten von ihnen wegen des dabei entwickelten Heldentums, der bewiesenen Umsicht und Gewandtheit es verdienen, dem deutschen Volk bekannt zu werden.

Im Winter 1885/86 erwarben Graf Pfeil und Premierleutnant Schlüter die südlichen Gebiete: Ubena, Wamadshonde, Mahenge, Wagindo sowie mehr oder weniger auch Uhehe. Es hatte sich in Europa bei den diplomatischen Verhandlungen um solche Erwerbungen der Grundsatz eingebürgert, daß die besitzergreifende Macht auch gleichzeitig das Hinterland als „Interessensphäre“ für sich beanspruchte. Demgemäß proklamierte ich im Süden alles Gebiet bis zu den portugiesischen Besitzungen, insbesondere auch mit Einschluß des nördlichen Njassa für unsere Gesellschaft. Von 1886 ab ist der Rowuma als Grenzfluß auch nie mehr beanstandet worden.

Leutnant Rochus Schmidt erhielt von Dr. Carl Jühlke den Auftrag, die außerordentlich wichtige Landschaft Usaramo für die Gesellschaft zu erwerben. Derselbe unternahm seine Aufgabe schneidig und gewandt. Er erwarb

Gesellschaftsrechte bis dicht an die Küste unweit Dar-es-Salam, so daß hier Ansprüche des Sultanats Sansibar mit den deutschen zusammenstoßen mußten. So erklärte am 1. September der Sultan Kasangeli Kahambua, „daß er bisher stets unumschränkter Herrscher seines Sultanats, welches dicht an der Küste des Indischen Ozeans im Osten beginnt, gewesen ist, und daß er speziell in keiner Weise abhängig vom Sultan von Sansibar ist“. Am 3. September erklärte zu Sofu der Sultan Tschuma Morika von Kibaha: „daß er völlig unabhängiger und alleiniger Herrscher des Landes von Kibaha ist. Im Osten grenzt das Sultanat Kibaha an die Sansibarküste, Sultan Tschuma Morika versichert indes, in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis zum Sultan von Sansibar zu stehen.“ Darauf schloß Herr Leutnant Schmidt mit diesen beiden und neunzehn weiteren unabhängigen Sultanen von Usaramo Verträge ab, welche sie unter die Hoheit unserer Gesellschaft brachten.

Ich hielt diese Besitzergreifungen für besonders wichtig und ließ bereits Anfang 1886 ein Stationsnetz den Kingani aufwärts anlegen. Krenzler begründete im März Dunda, von Saint Paul-Jllaire im April Madimola und von Zelewski im Mai 1886 noch weiter stromaufwärts die Station Usungula.

Während so die Verhältnisse im Süden der Kolonie sich einigermaßen normal und friedlich entwickelten, fand der eigentliche Zusammenstoß mit den britischen Interessen im Norden zwischen Pangani und Tana statt. Hier spielte sich denn auch der Kampf für den ganzen Schluß des Jah-

res 1885 am heftigsten ab. Ich erinnere an mein generelles Telegramm vom Anfang April an Jühlke: „Jühlke Sansibar. Jühlke, Weiß Mombas Nordwest, Hörnecke, Anderten, Carnap, Lamu Westen Kenia. Peters.“ Dieses Telegramm war zunächst maßgebend für die Verteilung der Arbeit von der in Frage stehenden Küste aus. Wie Jühlke und Weiß ihre Aufgabe im südlichen Gebiete lösten, haben wir gesehen. Im Norden hatte Regierungsbaumeister Hörnecke den Oberbefehl, und Herr von Anderten mit Herrn von Carnap sowie einem Herrn Künzel, der sich der Hörneckeschen Expedition in Aden angeschlossen hatte, waren ihm unterstellt. Sie trafen in Lamu um Mitte Mai ein. Das war zu jener Zeit, als Said Bargasch dreihundert Mann seiner Truppe gegenüber dem Sultanat Witu aufgestellt hatte. Schon am 21. Mai schrieb mir Hörnecke: „Die Araber bereiten uns die größten Schwierigkeiten. Die Leute dürfen uns nichts verkaufen, vor allem auch kein Brot, sowie keine Dau geben, um an Land gehen zu können. Schließlich gelang es unserer Expedition, sich unter List einer Dau zu bemächtigen, und unter Bliß und Donner aufs Festland überzusetzen. Aber hier stießen sie auf die Soldaten des Sultans von Sansibar, die ihnen natürlich feindlich entgegentraten.“ Die Lage der Expedition diesen Schwierigkeiten gegenüber ergibt sich am deutlichsten aus den Berichten der einzelnen Mitglieder, die ich hier folgen lasse: „Die Araber, die Untertanen und die Soldaten des Said Bargasch führen fort, uns feindselig zu behandeln. Sie verkauften nichts und zeigten uns

keine oder falsche Wege. So sind wir nach Mpeccatoni und Kipini gelangt. In letzterem Ort tauchten plötzlich etwa zwanzig Schritt vor mir zweihundert Soldaten mit angelegten Gewehren und brennenden Lunten auf. Jeder, auf den ich loshielt, duckte sich hinter einen Strauch oder sonstigen passenden Gegenstand. Meine Leute begannen Reißaus zu nehmen. Dennoch gelang es meiner Besonnenheit und der Bestimmtheit, mit der ich ihrem Hetmann entgegentrat, alles Weitere zu vermeiden.“ Und vom 2. Juni meldet Leutnant von Anderten: „Am Abend rückten Soldaten vom Sultan Bargasch in Mpeccatoni ein und belästigten fortwährend mein Lager. Da ich mehrfach durch Kugeln, welche dicht an meinem Kopfe vorbeiflogen oder in der Nähe meines Zelttes einschlugen, belästigt wurde, ging ich bewaffnet in das Dorf und verbat mir sehr energisch dieses Benehmen der Soldaten. Nach einigem Geschrei und Drohungen beruhigten sich allmählich diese unverschämten gelben und braunen Gesellen und versprachen, sich anständig benehmen zu wollen.“ Vom Tage darauf berichtet Leutnant von Carnap: „Am 3. Juni gegen 4 Uhr kam ich mit sechzig Mann von Witu nach Mpeccatoni, um den Rest des Gepäcks zu holen. Gegen 5 Uhr, ich befand mich gerade in einer Hütte, traten etwa achtzig arabische Soldaten in mein Lager, sämtlich mit brennenden Lunten und schossen auf meinen Führer, einen Mann, den mir der Sultan von Witu mitgegeben hatte. Hierbei hörten Herr Künkel, welcher bisher in Mpeccatoni beim Gepäck gewesen, und ich die Kugeln an unseren Köpfen vorbeifliegen. Am folgen-

den Morgen marschierten Herr Künkel und ich mit vierzig Mann — die übrigen waren fortgelaufen, weil ihnen die Araber gesagt, daß, wenn sie mit uns gingen, der Sultan von Sansibar ihnen die Hälse abschneiden lassen würde — von Mpeccatoni ab. Nach dreiviertel Stunden lief ganz plötzlich der erste Hetmann Juhari davon, die übrigen Träger blieben stehen und einige kamen mit Messern auf mich zu, und ich sah mich genötigt, aus Notwehr von meinem Gewehr Gebrauch zu machen und auf vier Mann zu schießen. Herr Künkel schoss einen, der sein Gewehr auf mich gerichtet hatte, in den Rücken. Ein Teil der Träger lief während dieser Zeit davon, so daß am Abend nur noch siebenundzwanzig Mann übrig waren. Als ich diese fragte, was sie bewogen hätte, uns anzugreifen, gaben sie zur Antwort, der Hetman Juhari hätte es getan, und dieser sei durch die Araber veranlaßt.“

Da ich 1889 unter ganz analogen Verhältnissen gegen den verdeckten Widerstand der arabischen Rebellen mich durch diese Distrikte durcharbeiten mußte, sind mir diese Berichte so unmittelbar klar. Regierungsbaumeister Hörnecke machte ebenfalls den Versuch, auf dem Tanaflusse aufwärts den Kenia zu erreichen, wie ich es 1889 mit Herrn von Tiedemann durchführte. Dieser Versuch mißlang vollständig. Am 1. August traf Regierungsbaumeister Hörnecke wieder in Lamu ein.

Nun hatte ich Hörnecke für den Fall, daß er die vorgeschriebenen Instruktionen nicht durchführen könne, diskretionäre Gewalt gegeben, seine Kraft anderweitig im

Interesse der Gesellschaft zur Wirkung zu bringen. Mein Befehl, „die Grenzen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft so weit nach Westen vorzuschieben, als nur irgend möglich ist, womöglich sowohl den Njassa- wie den Tanganjikasee in unser Machtgebiet hineinzuziehen“, sowie der weitere, von Lamu aus die Kenia-Gebiete für uns zu erwerben, war zunächst vollständig gescheitert. Aber Hörnecke wußte seinen Mißerfolg am Tana wieder auszugleichen. In Lamu hatte er erfahren, daß die Italiener mit dem Aviso Barbarigo das Somaliland erwerben wollten, und „während ich vorher die Absicht hatte, vom mittleren Tana aus auf dem Landwege zu den Somalis vorzurücken, gegebenenfalls Herrn von Anderten dorthin zu entsenden, schien es mir jetzt geboten, auf dem Wasserwege vorzugehen“. Es gelang ihm, eine Dau zu kaufen und segelfertig zu machen, und mit Herrn von Anderten am 19. August nach Norden abzufahren. Am 22. August trafen die Herren in Merka ein, wo die Garnison und die Eingeborenen sie wenig freundlich empfingen. Sie erfuhren hier, daß die Italiener versucht hatten, ihre Flagge zu hissen, doch seien ihnen die Somalis entgegengetreten mit dem Bemerken, Said Bargasch habe kein Recht, ihr Land zu verkaufen. Am 26. August lief Regierungsbaumeister Hörnecke wieder aus, um den Großsultan der Somalis zu besuchen. Nach Umfahrung des Kap Guardafui in überaus stürmischer Fahrt traf er am Nachmittag des 1. September in Halule ein. Am 2. September wurden die beiden Herren vom Großsultan Osman in Gegenwart der benachbarten Sultane feierlich

empfangen. Nun folgten einige Tage lebhafter Verhandlungen, und am 6. September wurde ein Vertrag geschlossen, wodurch der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die wichtigsten Rechte der Hoheit eingeräumt wurden, so das Recht zur Aufstellung einer eigenen Truppe, das Recht auf Zölle, Anlegung von Befestigungen, des Handelsmonopols, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, Wäldern, Flüssen, der Perlenfischerei und anderes. Am 9. segelte Hörnecke nach Aden ab, wo er aber erst am 19. September anlangte. Von dort begab er sich über Venedig nach Berlin, wo er Bericht erstattete.

Er traf zu einem günstigen Augenblick ein. Gerade hatten Großbritannien und Ägypten ihre Hoheitsrechte über diesen Teil des Somalilandes sowie den gesamten Sudan durch eine Note an die Großmächte fallen lassen. Das Kap Las Gori wurde als der westliche Küstenpunkt für die britische Kolonie Berbera bezeichnet. Nichts stand im Wege, daß Deutschland seine Flagge am Guardafui hisse und damit die Rede von Halule als Kohlenstation für seine Schiffe gewann. Ein Dobo und ein Djibuti ließ sich dort immer schaffen. Ich ließ demnach Herrn von Anderten, der noch in Aden war, sofort ersuchen, die Hörnecksche Erwerbung nach Süden zu erweitern. Herr von Anderten schloß am 26. November mit Jussuf Ali einen Vertrag ab, der unsere Rechtsansprüche bis über Obia, 4° N., ausdehnte.

Diese ganze Seite unserer Erwerbungen war ich im Sommer 1886 imstande durchzuführen und zum formellen

Abschluß zu bringen. Herr Friß Krupp setzte mich durch eine Zuwendung von 100 000 Mark hierzu in den Stand. Ich charterte in Hamburg die „Isolde“ und schickte damit Carl Jühlke, welcher sich auf Urlaub in Deutschland befand, Herrn Leutnant Günther und Herrn Wilhelm Janke nach der Somaliküste. Jühlke regelte das provisorische Verhältnis zum Sultan Osman in Ras Halule und besetzte alsdann den Hafen Port Dunford, dessen Namen ich in Hohenzollernhafen umwandelte, was Fürst Bismarck mir jedoch untersagte. Bei dem Versuch, den Juba einzulaufen, kenterte Leutnant Günther in der Brandung und wurde vor den Augen seiner Gefährten von einem Haifisch geholt. Carl Jühlke landete indes in Kismaju, an der südlichen Mündung des Juba. Hier machte er einen Vertrag mit dem Häuptling der Somalis und hisste die deutsche sowie die deutsch-ostafrikanische Flagge. Damit vollzog er die formelle Besitzergreifung zugleich über die Benadir-Küste. Dies war Ende November geschehen. Am 1. Dezember wollte Carl Jühlke mit der „Isolde“ nach Süden weiterdampfen. Als er seine Sachen bereits gepackt hatte, zog ein Trupp von Somalis heran, mit einem scheinbar fußkranken Gefährten. Als Carl Jühlke sich bückte, um seine Wunde zu untersuchen, stieß ein Somali ihm seine Lanze durch den Rücken, so daß von vorne die Leber mit dem Blut aus der Wunde trat. Gerade in diesem Augenblick kam der Kapitän der „Isolde“ mit dem letzten der Gefährten, die mit Jühlke herausgegangen waren, Herrn Wilhelm Janke, um beim Transport der Jühlkeschen Sachen auf

das Boot zu helfen. Sie hatten nun die traurige Pflicht, den toten Führer zurückzutragen und ihm ein ehrliches Seemannsbegräbnis zuteil werden zu lassen. Durch ein Siegfriedsende wurde dieser blonde nordische Held ins Jenseits hinübergerufen.

Für mich war sein Tod der furchtbarste Schlag, der mich hätte treffen können. Carl Jühlke war mein Jugendfreund von Ilfeld her und von den Universitätsjahren. Wir waren von gleichem Alter. Begeistert und loyal hatte er sich mir von vornherein angeschlossen, und treu bis zum Tode hatte er mir als Freund zur Seite gestanden.

Dies tritt auch hervor in dem letzten Brief, den ich von ihm habe, und den ich hier folgen lasse:

„Laß mich zum Schluß nun noch einmal in alter Weise zu Dir sprechen für den Fall, daß ich später keine Gelegenheit mehr dazu haben sollte. Die ganze Art, wie Du das Kolonisationsprojekt aufgefaßt hast, hat wieder einmal gezeigt, daß Du den Nagel getroffen. Möge die Vorsehung es Dir immer auf gleiche Weise gelingen lassen, bei allem, was Du unternimmst. Aber bedenke, daß ein Mann, der zur Größe geboren, die Gaben, die die Natur ihm verliehen, in möglichst edler Weise gebrauchen soll. Du wirst wissen, was ich meine. Je reiner ein solcher in allen seinen Handlungen erscheint, um so berebere Verklünder seines Ruhmes wird er finden. Nicht, als ob ich Dir den gerechten Stolz auf alle gelungenen Taten verkümmern wollte: aber noch bist Du jung, und schwere Zeiten werden kommen, wo Du nochmals mit der ganzen Misère der Mittelmäßigkeit

keit und Halbbildung, mit der ganzen Erbärmlichkeit und Gesinnungslosigkeit aller derer zu kämpfen haben wirst, die große Ideen nicht verstehen. Das ist der Fluch, der der Größe anhaftet. Und dann, lieber Peters, laß Dich nicht verbittern, laß nicht die elende Alltäglichkeit den genialen Schwung Deiner Seele in den Staub zerren und laß statt des Hasses, wenn es Dir möglich, den Humor über alle Erbärmlichkeit siegen. Ist sie denn mehr wert? Und werde nicht ungerecht, indem Du vergißt, daß die armseligen Existenzen, die den großen Haufen bilden, doch schließlich eine Berechtigung zum Dasein haben. Versuche es doch, die kleinlichen Seiten Deines Charakters nicht zur Äußerung kommen zu lassen. Magst Du über unsere Freundschaft denken, wie Du willst — auch von Dir wurde sie ja einmal allerdings in Stunden der Entmutigung anerkannt, ich habe Dich jedenfalls immer als den meinigen betrachtet. Lebe wohl, vergiß Dein Versprechen, meine Eltern zu besuchen, nicht, und sei herzlich begrüßt von Deinem treuen Jähle.

Zur Geschichte der deutschen Somalierwerbungen muß ich noch folgende Tatsachen erwähnen. Nach Jähles Tode, bei der Übernahme von Deutsch-Ostafrika durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft von 1887, blieb das ganze Somaliland beiseite. Indes setzte ich, auf Grund meiner Vollmacht als Generaldirektor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, im Mai 1887 den Achmed bin Said bin Samenter, einen vornehmen Somali aus Halule, als



(Wolfgang Schade)

von Zeleny
Kochus Schmidt

von Tiedemann
von Ramsay

„ . . . ich spreche hier nochmals aus, daß ich stolz bin auf die Leistungen der Einzelnen . . .“



Nach einem Gemälde von Hellgreve (Historia Photo)

Somali-Land

„. . . indes setzte ich auf Grund meiner Vollmacht einen Generalvertreter
unserer Gesellschaft in Halule ein.“

Generalvertreter unserer Gesellschaft in Halule ein. Im Sommer 1887 ging Herr Kapitänleutnant Böters mit der „Möwe“ nach Kas Halule, um die Verhältnisse dieses Anlegeplatzes zu vermessen. Dies geschah auf meinen Antrag auf Veranlassung des Fürsten von Bismarck.

1889 hat schließlich mein Freund, Herr Regierungsbaumeister Kurt Hoffmann, auf eigene Rechnung und Gefahr eine Expedition an die Kap Guardafui-Ecke unternommen. Er tat dies gerade am Vorabend des sogenannten Sansibar-Vertrages, durch welchen Caprivi und Herr von Marshall diese ganzen Gebiete, ohne jeden Gegenwert, an Italien weggaben. Über den Wert dieser weiten Landstrecken waren sich die Berliner Staatsmänner damals gar nicht klar. Ich glaube, nach meinen letzten Eindrücken von einem kurzen Besuch im Frühjahr 1911, daß das Somaliland im ganzen, seinem agrikulturnen und mineralogischen Wert nach, viel zukunftsreicher ist, als auch heute noch die Europäer anzunehmen geneigt sind.

An die Arbeit, die Gebiete zwischen Witu und Mombasa für uns zu gewinnen, machte sich vom Dezember 1885 an noch einmal Herr Leutnant von Anderten. Im Tana-gebiet fand er auch damals die arabischen Intrigen zu stark, er beschloß demnach, den südlich vom Tana strömenden Sabaki hinaufzufahren. Doch auch hier belästigten ihn schon vom zweiten Reisetage an die Soldaten des Sultans von Sansibar. Indes gelang es ihm, einen Vertrag mit dem Sultan Makkaru der Wanjila abzuschließen und dadurch ein Stück des Hinterlandes von Malindi, Mombas und

Gasi für uns zu gewinnen. Ferner schloß er mit den Häuptlingen der Girjama- und Wasanja-Gallastämme am Tana ein Freundschaftsbündnis.

Ebenso gelang es Herrn Premierleutnant von Zewlowsky, der mit dem Leutnant Krenzler, von Brozowski und von Wittich ebenfalls in dieser Gegend erschien, am 28. Januar 1886 mit Makkaru einen Vertrag zu schließen, durch den er sein Land an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abtrat und im wesentlichen die Andertenschen Verhandlungen bestätigte.

Den Haupterfolg in dem Kampf um Mombas hatte Assessor Lucas, der von Sansibar nach Gasi fuhr und dort mit Mbaruch aus dem Geschlecht der Masarui einen Vertrag abschloß, durch welchen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Rechte dieses Hauses erwarb. Die Masarui waren seit 1739 Statthalter des Imams von Maskat und hatten sich im Jahre 1744, als der Urgroßvater des jetzigen Sultans von Sansibar, der Statthalter von Sohar, seinen Herrscher, den Imam von Maskat vom Throne stieß und sich zum Imam erklärte, ihrerseits in Mombas eine eigene Herrschaft begründet. Seyd Said, der Vater des Said Bargasch, hatte 1837 diese Herrschaft der Masarui durch Gewalt und Verrat auf die kleinen Küstengebiete Gasi und Takaungu beschränkt, jedoch schloß sie die Rechte auf Mombas ein, da ihre Ansprüche dort älter und besser begründet waren als die der Abusaidi.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft vertrat im Mombas-Gebiet jetzt die legitimen Rechte gegenüber den

revolutionären des Sultans von Sansibar, deren Protektor Großbritannien war. Ich beantragte bei der Kaiserlichen Regierung, daß sie unseren Rechtsstandpunkt sich zu eigen mache. Auf Wunsch des Fürsten Bismarck setzte ich mich auch mit Mr. William MacKinnon, dem Direktor der British India Line und Führer der britischen Interessentengruppe für Ostafrika, in Verbindung, mit dem ich im Juli 1886 in Bonn zusammentraf. Er hatte Mr. Henry Morton Stanley zu seiner Unterstützung mitgebracht, während ich von Herrn Geheimrat Gebhard aus Elberfeld begleitet war. Nach einer Verhandlung von mehreren Stunden erklärte MacKinnon sich bereit, keinerlei Landüberlassung in Ostafrika zu beanspruchen, wenn die Deutsche Reichsregierung ihrerseits darauf verzichten wolle, eine eigene Dampferlinie nach Ostafrika zu gründen, sondern die British India Line zu subventionieren bereit sei. Ich drahtete dies Übereinkommen noch spät in der Nacht an das Auswärtige Amt. Indes schienen die beiden Regierungen nicht geneigt, es aufzunehmen. Im August 1886 schien Mr. MacKinnon selbst davon nichts mehr wissen zu wollen. Ich fuhr damals, wieder begleitet von Herrn Gebhard, als Gast der British India Line, in einer größeren Gesellschaft von Gästen auf der „Junna“ durch die Irische See. Jetzt versuchte Mr. William MacKinnon mich zur Abtretung des Kilimandscharo breitzuschlagen. Ich lehnte es ab, darauf mich einzulassen, obwohl mich MacKinnon noch auf einige Zeit zum Grouse-Schießen und Lachsessen mit nach Valinalil, seinem reizenden Landstz bei Elachan in Argyle-

shire, nahm. Diese Verhandlungen verliefen also ganz ergebnislos. Wir wußten damals bereits, daß die beiden Regierungen beschlossen hatten, die zwischen den Interessentengruppen streitigen Punkte durch ein Übereinkommen direkt zu beseitigen. Bevor es dazu kam, rundeten wir unsere Besitzergreifungen in Ostafrika noch ab durch die Komoren-Inseln, welche Dr. Carl Schmidt erwarb und durch eine Station besetzte, und durch Südwest-Madagaskar, wo Dr. Aurel Schulz Rechtstitel im Sakalavaland für uns erwarb. Beiden Besitzergreifungen gegenüber erklärte der Reichskanzler sofort: „Hands off; das ist französische Interessensphäre, in welche ich nicht hineingreifen will.“ Als ich ihn fragte, ob er meine, daß die Franzosen um Komoren und Sakalavaland Krieg machen würden, wenn sie dies nicht um Mek und Straßburg täten, bedeutete er mir, die europäische Politik ihm selbst zu überlassen.

8. Kapitel

In Deutschland waren wir während dieser ganzen Zeit aufs gespannteste beschäftigt gewesen, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft so stark zu gestalten, daß sie die großen Aufgaben, welche vor ihr lagen, auch durchführen könne. Sie sollte eine Hobeitsgesellschaft sein. Aber es ist nie gelungen, ihr in Berlin eine entsprechende gesellschaftliche Stellung zu verschaffen. Das Milieu des Berliner Geheimrats, mit welchem wir in erster Linie rechnen mußten, ist gar spröde, und wie hätte ich es ihm zumuten können, mit Takt einzuschätzen, welche Stellung den höheren Beamten einer Kompanie zukomme, welche ein Gebiet verwalten sollte, das im Verlauf des Jahres 1886 bis auf fünfmal den Umfang des ganzen Deutschen Reiches answoll. Sie haben den Inhalt des Kaiserlichen Schutzbriefes niemals anerkannt. Er gab uns unter anderem das Postprivileg; aber als Karl von der Heydt zu Weihnachten 1886 halb scherzhaft einige Postmarken mit meinem Kopf darauf machen ließ, entstand in der Wilhelmstraße ein Lärm, als ob ein Hochverratsattentat versucht sei. Und doch hätten wir ganz andere Schlüsse aus diesem Allerhöchsten Dokument ziehen können.

Auf den diplomatischen Herrn von Rufferow war in der Behandlung der Kolonialpolitik der pedantische Dr.

Krauel gefolgt, der es für seine erste Pflicht zu halten schien, mir Steine in den Weg zu rollen und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu ducken. Jeder unserer Anträge galt ihm als unerhörte Zumutung; was in Ostafrika vor sich ging, hat er überhaupt nie verstanden. Er hat leider bis 1890 die deutsche Kolonialpolitik leiten dürfen und mit dem Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 seine Kolonialkarriere stillvoll beendet.

Er wurde vom Fürsten Bismarck ausgewählt, Ende Oktober nach London zu reisen, um über die streitigen Fragen mit unseren Rivalen zu verhandeln. Indes wurde ich vom Reichskanzler ersucht, ihn zur Wahrung unseres Interessenstandpunktes zu begleiten. Mit mir gingen Herr Karl von der Heydt und Dr. Otto Arendt. Wir brachten von unserem gewaltigen Interessengebiet nur die Länder zwischen Rowuma und Umba unter Dach. Als Geheimrat Krauel Miene machte, gleichgültig den Engländern auch die Perle des Ganzen, das Kilimandscharogebiet zuzuwerten, erhob ich mit Herrn von der Heydt einen formellen Protest und drohte mit Protestversammlungen in Deutschland. Nun war es plötzlich möglich, den Kilimandscharo vor England zu retten. Zum klaren Verständnis lasse ich den Vertrag vom 1. November 1886 hier folgen:

„1. Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba sowie über diejenigen kleineren Inseln an, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines

Umkreises von 12 Seemeilen liegen; desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia.

Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Miringaniflusses am Ausgang der Tugibucht bis Kipini reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Miringaniflusses, folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rowumaflusses trifft, durchschneidet den Rowuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang.

Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von zehn Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Flutzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an die Stationen von Kismaju, Barawa, Merka, Makdishu mit einem Umkreis landeinwärts von je 10 Seemeilen und Warscheil mit einem Umkreis von fünf Seemeilen.

2. Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen Dar-es-Salam und Pangani an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken.

3. Beide Mächte kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Teile des

ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist.

Das Gebiet, auf welches dieses Übereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein, im Süden durch den Rowumafluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tanafusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkt des Äquators mit dem 38. Grad östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkt des 1. Grades nördlicher Breite mit dem 37. Grad östlicher Länge, wo die Linie ihr Ende erreicht.

Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umba, in gerader Richtung nach dem Jipe-See laufen, dann entlang an dem Ostufer, und, um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima Ndsjaro in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Njanzasees, welcher von dem 1. Grad südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt.

4. Großbritannien wird seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Übereinkommens hinsichtlich der konkurrierenden Ansprüche des Sultans von Sansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf das Kilima-Ndsjaro-Gebiet zu befördern.

5. Beide Mächte erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Mandabucht erstreckt.

6. Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Sansibar zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz auffordern, vorbehaltlich der bestehenden Rechte Sr. Hoheit, gemäß den Bestimmungen des Artikels I der Akte.

7. Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennungen der Unabhängigkeit von Sansibar gezeichnet haben."

Diesem Vertrage trat Said Bargasch bereits am 4. Dezember in allen Einzelheiten bei, während Frankreich am 8. Dezember seine Zustimmung gab. Der vorläufige Abschluß für die Abgrenzung unseres Schutzgebietes wurde durch das deutsch-portugiesische Abkommen vom 30. Dezember 1886 bestimmt, und zwar folgendermaßen:

„Die Grenzlinie, welche in Süd-Ostafrika die deutschen Besitzungen von den portugiesischen Besitzungen schneiden soll, folgt dem Laufe des Flusses Rowuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo der Miringfluß in den

Nowuma mündet, und läuft von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassasees.“

Das so umgrenzte Gebiet entsprach im wesentlichen der heutigen Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie, mit Ausnahme des Küstenstreifens von zehn englischen Meilen, welcher vorläufig noch unter der Oberhoheit des Sultans von Sansibar verblieb. Außerdem behielt ich, solange ich in der Verwaltung der Gesellschaft war, unsere Rechte an die Somaliküste von Halule bis zur Venadirküste bei. Das Gebiet, welches uns international gesichert war, schloß den Zugang zu den drei großen mittelafrikanischen Seen ein und hatte den Umfang von etwa 1 Million Quadratkilometer, nicht ganz das doppelte Areal des Deutschen Reiches.

Ich war Ende 1886 noch nicht bereit, mich dieser Verteilung Zentral-Ostafrikas dauernd zu fügen, sondern wollte versuchen, dem Deutschen Reich ein Feld weiterer Ausdehnung im Norden der englischen Interessensphäre zu sichern. Davon hernach.

Hier muß ich kurz erwähnen, daß die Entwicklung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der Heimat dem immerhin großen Auftreten in Zentral-Afrika keineswegs entsprach. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Kommandit-Gesellschaft „Carl Peters und Genossen“ trotz aller möglichen Versuche nicht imstande war, eine Finanzierung im großen zu erwirken. Ich war von vornherein mit Karl von der Heydt einverstanden, daß wir sie fallen lassen müßten. Schon am 7. September 1885 beschloß das Direktorium einstimmig auf von der Heydts Antrag:

„Die heutige Gesellschaftsform aufzugeben und im Prinzip zu beschließen, eine korporative Form anstatt ihrer zu wählen, in welcher die Gesamtgesellschaft Trägerin der Gesellschaftsrechte wird.“ Dazu wurden meine folgenden Anträge angenommen:

„1. Die bestehenden Rechte des Direktoriums und einzelner Gesellschafter sind für die Umgestaltung zu berücksichtigen und als Vorrechte statutarisch festzustellen; 2. den gegenwärtigen Satzungsentwurf mit seiner aristokratischen Tendenz für die Ausübung der Gesellschaftsrechte dem neuen Statut zugrunde zu legen, denselben indes nach dem Vorbilde der Satzungen der Südafrikanischen Gesellschaft formell und nach Bedarf auch materiell umzuarbeiten; 3. als Grundzüge der Verfassung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft festzuhalten, daß eine Direktionskörperschaft von etwa 15 Personen auf eine näher zu bestimmende Reihe von Jahren durch Wahl der Hauptversammlung mit der Ausübung der Gesellschaftsrechte zu betrauen sei. Neben dieser aber ist einer Kontrollkörperschaft, welche jährlich aus der Hauptversammlung zu wählen ist, die Vertretung der speziell finanziellen Interessen der Gesellschaftsmitglieder zu überlassen und ihr zu dem Behufe eine kalkulatorische Kontrolle und ein gewisser Einfluß auf die Bestimmung einer etwaigen Dividende einzuräumen. Von der Direktionskörperschaft ist eine Verwaltung einzusetzen mit genügenden Kompetenzen, um eine einheitliche und starke Exekutive darzustellen.“

In Übereinstimmung mit Karl von der Heydt beschloß

ich Anfang Dezember zu versuchen, ob es nicht möglich sei, eine Form für unsere Gesellschaft zu finden, welche uns so weit als irgend möglich von der Kleinlichen und hemmenden Kontrolle der Geheimräte in Berlin freimachte: Die eigentliche Leitung der Kolonie ganz nach draußen zu legen. Wir brachten also vor die Generalversammlung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche wir für den 14. Dezember 1885 einberufen hatten, den Antrag, eine Korporation „Deutsch-Ostafrika, Schutzstaat des Reiches“ zu gründen. Aus dem Protokoll dieser ersten Hauptversammlung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft teile ich folgendes mit: 1. Das Direktorium „Kommanditgesellschaft Carl Peters und Genossen“ erklärt, daß es bereit sei, um eine leichtere und schnellere Finanzierung des Unternehmens zu ermöglichen, alle seine Rechte und Pflichten, Aktiva und Passiva an ein Syndikat behufs Übertragung auf eine später zu bildende Korporation abzutreten. 2. Auf Antrag des Herrn Dr. Peters hat die Hauptversammlung aus eben denselben Erwägungen beschlossen, ihre aus dem auf dem Beteiligungsschein vermerkten Verträge mit der „Kommanditgesellschaft Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Carl Peters und Genossen“ resultierenden Rechte ebenfalls dem Syndikat zu übertragen und als Mitglieder der künftigen Korporation in die neue Gesellschaft überzugehen. 3. Der Satzungsentwurf der beschlossenen Korporation umfaßt drei verfassungsmäßige Faktoren: eine Hauptversammlung mit ausgedehnten Kompetenzen, einen Landesrat von fünfzehn Herren, der sich durch Kü-

rung auf fünfundzwanzig erhöhen kann, mit legislativen und Kontrollkompetenzen, und eine Regierung als Exekutivbehörde mit Verordnungsvollmachten. Der Präsident der Regierung ist von der Hauptversammlung zu wählen. Auf Antrag des Herrn Karl von der Heydt wurde zum Präsidenten für die nächsten fünfzehn Jahre einstimmig Herr Dr. Carl Peters erwählt. Der Landesrat wird zu einem Drittel auf fünfzehn, zu einem Drittel auf zehn, zu einem Drittel auf fünf Jahre gewählt. 7. Als hasternder Syndikus wurde Herr Dr. Carl Peters eingesetzt, dem damit bis zum Inkrafttreten der Korporationsverfassung die gesamte Leitung zufällt, mit der Rechnungsführung das Haus von der Heydt, Kersten und Söhne betraut, welches auch die Zeichnungen zur Beteiligung entgegennimmt, während als Bevollmächtigte der Beteiligungsscheininhaber neben dem leitenden Syndikus die Herren Graf Behr, Ministerialpräsident a. D. Grimm, Karl von der Heydt, Hofgardendirektor Jühlke, Konsul Kniffler, Hofmarschall von Saint Paul-Ilairé, Arthur Graf Pfeil, Generalmajor Regely, Dr. Schroeder und von Sydow-Dobberphul in das Syndikat delegiert wurden. Diese Herren bildeten zugleich die zehn gewählten Mitglieder des Landesrates.

Am 20. März 1886 wurde die Kommanditgesellschaft „Carl Peters und Genossen“ laut Verfügung des Kgl. Amtsgerichts I zu Berlin gelöscht. An diesem Tage fielen alle Aktiva und Passiva der Gesellschaft auf meine Schultern. Ich nahm den Titel „Präsident der Deutsch-Ost-

afrikanischen Gesellschaft“ an, und die ganzen Wirren und Sorgen des Jahres 1886 habe ich allein zu tragen gehabt. Ich allein trug die Verantwortung für alle Entscheidungen.

Von den unangenehmen Rückwirkungen der ersten Schritte in unserer Finanzierung, wo wir à fonds perdu Zahlungen von 50 Mark entgegengenommen hatten, hatte mich Karl von der Heydt befreit durch eine Bekanntmachung vom 3. Dezember namens des Direktoriums: Wonach dasselbe sich bereit erklärte, bis zum 31. Dezember 1885 Beteiligungsscheine bis zur Höhe von 100 Mark (à fonds perdu Zahlungen) zum Kurse von 120, alle übrigen bis zum 15. Juli 1885 bis heute eingezahlten Summen zum Kurse von 100 einzulösen. Das Direktorium beabsichtigte damit, allen denjenigen, „welche das Unternehmen zu Anfang aus patriotischen Erwägungen unterstützten, aber nicht in der Lage oder geeignet sind, die beigesteuerten Summen längere Zeit ohne garantierte Dividende in ein Unternehmen zu stecken“ ein ferneres Opfer zu ersparen. So groß war jedoch das Vertrauen der Beteiligten und auch weiterer Kreise, daß, trotzdem die Frist bis zum 15. Januar verlängert wurde, Angebote von Anteilscheinen nur für 14 000 Mark erfolgten, während andererseits die Nachfrage nach jenen die Summe von 46 000 Mark erreichte.

Trotzdem damals der Großherzog Karl Alexander von Sachsen und die Weimarer Hofkreise, unter diesen besonders der damalige Hofmarschall Herr Major von Pa-

lécieur anfangen, meine Bestrebungen lebhaft auch finanziell zu unterstützen; trotzdem ich mich mit den Deutschen auf der ganzen Erde in Verbindung setzte, trotzdem ich veranlaßte, daß am 13. bis 16. September 1886 der erste allgemeine deutsche Kongreß zusammentrat, wäre es mir und meinen Freunden nicht gelungen, das erforderliche Kapital für eine Korporation „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ aufzubringen, wenn nicht Fürst Bismarck seinen gewaltigen Einfluß in der Berliner Haute-Finance eingesetzt hätte. Insbesondere hatte er Se. Majestät den Kaiser veranlaßt, durch die Königliche Seehandlungs-Sozietät 500 000 Mark unserem Unternehmen zuzuwenden. Als ein solcher allerhöchster Vertrauensbeweis für unsere Bestrebungen bekannt ward, der so völlig kontrastierte mit den Beschimpfungen der liberalen Presse, suchte diese nach bekannter Taktik wieder einmal die unbequeme Tatsache durch Lügen aus der Welt zu bringen. Demgegenüber erklärte am 31. Juli 1887 die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Es wurde ferner behauptet, daß die Beteiligung der Seehandlung an dem Unternehmen eine zweifelhafte sei und daß dieselbe lediglich zu Deklamationszwecken gedient habe. Demgegenüber haben wir zu konstatieren, daß die Generaldirektion der Königlichen Seehandlungssozietät durch Allerhöchste Gnade in den Stand gesetzt worden ist, sich mit einem Beitrage von 500 000 Mark, d. h. fünfzig beitragspflichtigen Anteilen an dem Unternehmen der Ostafrikanischen Gesellschaft zu beteiligen. Infolgedessen ist statutenmäßig der General-

direktion der Seehandlung das Recht eingeräumt, ein Mitglied in den Direktionsrat der Ostafrikanischen Gesellschaft zu entsenden . . ." Im ganzen wurden zweihundertacht Anteile zu je 10 000 Mark für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft untergebracht. Von diesen hatten ich und meine Freunde, zu denen sich inzwischen der sehr rührige Freiherr von Gravenreuth gesellt hatte, etwa die Hälfte zusammengebracht, die andere Hälfte dankten wir dem Eingreifen des Fürsten Bismarck. Am 26. Februar 1887 konstituierten wir uns im Reichstagsgebäude zu Berlin. In den Direktionsrat wurden einundzwanzig Herren gewählt, außerdem entsendete in denselben der Reichskanzler drei, die Generaldirektion der Seehandlung ein Mitglied. Der Vorsitzende wurde Karl von der Heydt, der erste Stellvertreter Geheimer Kommerzienrat Delbrück, zweiter Stellvertreter Geheimer Kommerzienrat Langen-Köln. Zu den Mitgliedern der Direktion wurde ich als Vorsitzender, Gerichtsassessor a. D. Lucas als mein Stellvertreter und ein Kaufmann, Adolf Bourjau, gewählt.

Die Verfügung Sr. Majestät des Königs von Preußen, durch welche der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Korporationsrechte verliehen wurden, lautet:
 „Auf Ihren Bericht vom 21. März d. J. will ich der in Berlin errichteten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf Grund des in der konstituierenden Generalversammlung vom 26. Februar d. J. Inhalts der zurückfolgenden Ausfertigung der notariellen Verhandlung von



(Sammlung Handke)

Geheimrat
 Dr. Kanfer

„Er war Meister der Intrige,
 . . . kein vornehm denkender
 Mensch.“



Geheimrat
 v. Kufferow

Er unterstützte Peters Arbeit
 verständnisvoll



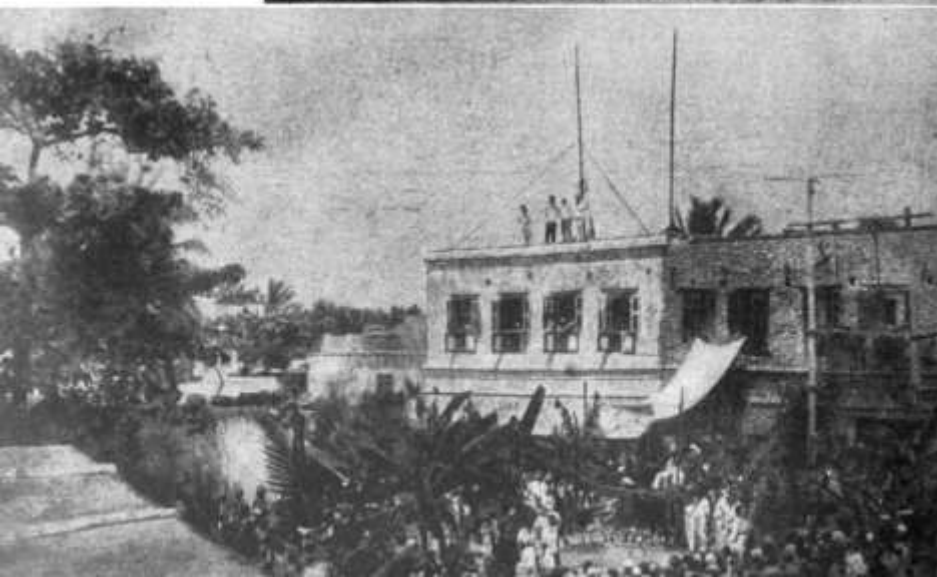
Missionsinspektor
 Fabri

Einer der frühesten Anhänger
 deutscher Kolonialpolitik

Schon wenige Jahre
nach der ersten Er-
werbungs-Expedition
wehte die deutsche
Flagge sowohl am
Nowuma



. . . wie auch an der
Küste in Bagamojo
(W. Schade)



demselben Tage beschlossenen Statuts hierdurch die Rechte
einer juristischen Person verleihen.

Berlin, den 27. März 1887.

L. S.

gez. Wilhelm.

Für den Minister für Handel
und Gewerbe.

gez. von Puttkamer. von Bötticher.

Friedberg.

An die Minister für Handel und Gewerbe,
des Innern und der Justiz.

Ich erhielt meine Bestallung als Vorsitzender Direc-
tor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf fünfzehn
Jahre und unter formeller Bestätigung des Reichskanz-
lers Fürsten Bismarck. Als ich mich am 4. April mit
einem zahlreichen Stab von Beamten einschiffte, um in
Ostafrika die Grundlagen für ein emporblühendes deut-
sches Gemeinwesen zu legen, geschah dies in der Vorstel-
lung, daß mir zunächst bis zum Jahre 1900 hin ein reiches
Arbeitsfeld draußen in der Kolonie beschieden sein werde.

9. Kapitel

Der verstorbene Gouverneur a. D. von Bennigsen ließ in einer Gerichtsstückung in München im Januar 1909 einen Brief, den er bei seiner Ausreise nach Dar-es-Salam an seine Mutter in Hannover geschrieben hatte, verlesen, in welchem er meinte, die „schlechten Elemente“ kehrten nun mehr und mehr aus der Kolonie zurück, und dieselbe fülle sich immer mehr aus guten Kreisen. Mit den schlechten Elementen, die um 1896 aus Ostafrika zurückkehrten, konnte er nur die Persönlichkeiten meinen, welche ich selbst und nach mir Herr von Wissmann dorthin gebracht hatten; mit den guten sich selbst und seinesgleichen. Meine Leser haben gesehen, welche Gesinnung, mit Ausnahmen, meine Gefährten erfüllte. Ich spreche hier noch einmal aus, daß ich stolz bin auf die Leistungen der Einzelnen in den Jahren 1885 bis 1890 und nicht vernommen habe, daß sich Herr von Bennigsen in irgendeiner Richtung vorteilhaft von ihnen abgehoben habe. Dasselbe Urteil darf ich über die Wissmannianer aussprechen. Als ich 1887 hinausfuhr, hatte ich von neuem einen tüchtigen Kreis von Männern um mich geschart. Unser tüchtiger Generalsekretär, Herr A. Leue, sowie unser bisheriger Chefredakteur, Herr Friß Bley, gingen mit hinaus. Herr Flemming als kaufmännischer Berater, der Freiherr von Eberstein, die Gebrüder

Fröhlich als Kaufleute, Herr Illich, der noch heute als Senior in der Kolonie arbeitet, Herr von Hacke, ein praktischer Eisenbahningenieur aus Nordamerika, sowie Herr Regierungsbaumeister Wolf waren einige der Herren, welche mich begleiteten. Vor allem aber zeichnete sich von vornherein Freiherr von Gravenreuth durch Eifer, Klugheit und Fleiß aus.

Das Schlimme für mich war, daß ich nicht auf eine eigentliche Rückendeckung in Berlin rechnen konnte. Der Direktionrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bestand sicherlich aus einer Reihe hervorragender und angesehenen Männer. Aber sie waren mir nur zum kleineren Teil bekannt. Schlimmer für mich war, daß der Vertreter des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Dr. Kayser, der 1887 an die Stelle des Geheimrates Krauel trat, kein vornehm denkender Mensch war. Geheimrat Krauel war ein unliebenswürdiger und für die vorliegenden Zwecke unbrauchbarer Mensch. Aber er war offen und ehrlich. Kayser war das Gegenteil: gewandt und anschniegfam, sprach er jedem nach dem Munde. Er versprach jedem alles, aber er hielt selten einem etwas! Er war Meister der Intrige und der Hintertüren-Politik. Kayser wollte als Erzellenz sterben. Für die Kolonialpolitik an sich habe ich nie irgendwelches Interesse an ihm bemerkt. Dabei war er eitel und fiel hierdurch wiederum anderen zum Opfer. Für sein Fortkommen hielt er zunächst meine Eliminierung aus der deutschen Kolonialpolitik für nützlich. Als Zwischenglied zwischen den Bismarcks und den Herren unseres Direktions-

rates war er für diesen Zweck genau am richtigen Platz, zumal es ihm an Schlaubeit keineswegs fehlte.

Unter diesen Auspizien ging ich an meine Sanstbarer Aufgabe. Es war ganz der Kayser'schen Politik gemäß, daß mir die Verhandlungen zur Ausführung von § 2 des deutsch-englischen Abkommens mit dem Sultan von Sanstbar übertragen wurden, „welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salam und Pangani an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung“ bezweckten. Herr Kayser wußte doch natürlich ganz genau, daß ich mit einem solchen Auftrag, nach menschlichem Ermessen scheitern mußte. In Sanstbar traf ich den Generalkonsul Arendt, einen sehr klugen Herrn, der gar nicht daran dachte, mir den Weg zu bereiten, damit ich mir in Sanstbar Lorbeeren erwürbe, die ihm, dem „gewiegten“ Diplomaten, versagt geblieben waren. Durch ihn ging aber mein Zugang zu Said Bargasch. Wenn Arendt nicht wollte, so konnte ich zehn Jahre in Sanstbar sitzen, ohne den Sultan auch nur zu sehen zu bekommen. Soweit wollte er freilich nicht gehen, sondern er führte mich und unsere oberen Beamten wie eine Herde Seiner Hoheit vor, mit jeder Miene ihm bekundend, daß er selbst der eigentliche bwana mkubwa sei. Das war gerade die Art, auch in dieser Frage als Vertreter des Reiches sich selbst bekannt zu geben. Ironisch forderte er mich nach dieser „Einführung“ auf, doch nun einmal Verhandlungen zu beginnen: „Bieten Sie doch einmal dem Sultan für seine Häuser in Dar-es-Salam

eine kolossale Pauschalsumme, sagen wir: „ein Laak“ (100 000 Rupien).“

Ich sah, welche ungeheuerere Dummheit es war, die Frage auf diese plumpe Weise anzupacken. Indes folgte ich seinem Rat, um festzustellen, wie weit wir damit gelangten. Ich habe auf diese Offerte überhaupt keine Antwort erhalten. Damit war ich also in der Sackgasse, welche mir in Berlin zugebacht und vom Generalkonsul Arendt eröffnet war. Es blieb nur übrig, daß ich nach Berlin meldete, ich könne den Auftrag nicht erfüllen und mich abberufen zu lassen. Dann würde „das Weitere“ schon veranlaßt werden.

Dies war nun freilich nicht meine Absicht. Ich dachte gar nicht daran, meinen Segnern diesen Gefallen zu tun. Vor allem hatte ich mich im Mai und Juni überzeugen müssen, daß mit der bloßen Zollerhebung in Dar-es-Salam und Pangani unserer Gesellschaft gar nicht gedient sei. Ohne Polizei- und Gerichtsgewalt hätten wir nicht einmal die Zölle erheben können. Wir wären aller Art von Erschwernissen seitens der Araber ausgesetzt geblieben. Sodann war mir klar, daß ich, um aus der Sackgasse herauszukommen, zunächst einen Zwischenfall schaffen müsse, der die Angelegenheit auf ein anderes Brett werfen würde.

Um diese Zeit verließ Generalkonsul Arendt, der anscheinend ernstlich krank war, Sansibar, und chargé d'affaires wurde der lebenswürdige und loyale Vizekonsul Steifensand, der sich meinen Verhandlungen gegenüber in wohlwollender Neutralität verhielt. Mein Freund, Ka-

pitänleutnant Boeters, Kommandant der „Möwe“, stellte mir diese lebenswürdigerweise zur Verfügung und setzte mich Anfang Juni mit etwa zwanzig meiner Beamten nach Dar-es-Salam über. Dort mietete ich kurzerhand einige Häuser vom Jnder Sewa Hadji und setzte A. Leue als Chef einer deutschen Station ein. Den Lwali des Said Bargasch, welcher in den Häusern des Sultans neben unserer Station mit einigen hundert Irregulären residierte und fortwährend Alarm durch seine Truppen in den Straßen schlagen ließ, besuchte ich an der Spitze meiner sämtlichen bewaffneten Herren und ersuchte ihn höflichst, aber bestimmt, den Lärm einzustellen. Ich sei hier auf Grund vertragsmäßiger Rechte, und wir beabsichtigten, hierzubleiben. Auf ganz die gleiche Art ließ ich in denselben Tagen Hörnecke in Pangani vorgehen. Wir hatten uns also zum wenigsten in den beiden Vertragshäfen festgesetzt, und nun konnten wir von einer anderen Basis aus verhandeln. Aber in Europa großer Lärm. Interpellation im englischen Unterhaus unter der Spitzmarke: „Vergewaltigung des Sultans von Sansibar durch Dr. Carl Peters.“ Das war gerade, was ich wollte!

Da das deutsche Konsulat sich völlig abseits hielt, verband ich mich mehr und mehr mit Herrn William D'Esald, der jetzt österreichisch-ungarischer Konsul war. Er führte mich vertraulich bei Said Bargasch ein, den wir in der Regel morgens 6 Uhr besuchten, und mit dem sich jetzt ein freundschaftlicher Verkehr entwickelte. Er war überrascht über meine Kenntnis der Geschichte seines Hau-

ses und des Islam im allgemeinen. Zu gleicher Zeit knüpfte ich einen regeren Verkehr mit dem britischen Generalkonsul Mr. Holmwood an. Freiin Frieda von Bülow war aus Europa nach Sansibar gekommen und wurde in ihrer geistreichen und vornehmen Art mehr und mehr zum Mittelpunkt unseres Kreises. Sie wollte die Krankenpflege in unserer Kolonie organisieren. Sie mußte naturgemäß mit ihrem Vorgehen auf meine Verhandlungen mit den Arabern warten. Sie war es, welche den Verkehr in unserem Kreise auch Fremden anziehend machte, insbesondere auch für meine politischen Freunde, Mr. Holmwood und Konsul D'Esald. Sie hat jene Monate in Sansibar mit ihren Arbeiten und Sorgen anschaulich in ihren Romanen und in kleineren Arbeiten dargestellt.

Mr. Holmwood machte mich darauf aufmerksam, daß er laut § 2 des deutsch-englischen Abkommens vom vorigen Jahre verpflichtet wäre, mich bei meinen Verhandlungen mit dem Sultan zu unterstützen. Darauf gab er mir vertraulich Einsicht in einen Vertrag, den Großbritannien über die Abtretung der Küste vor der britischen Interessensphäre mit Sr. Hoheit abzuschließen im Begriff stehe. Ich entwarf einen analogen Vertrag mit Mohamed bin Salim, dem Premier-Minister des Sultans, welchen wir seinem Herrn vorlegten. Nach mehreren Verhandlungen, bei denen die Konsuln D'Esald und Mr. Holmwood sich nützlich erwiesen, ließ Said Bargasch den Vertrag durch Mohamed bin Salim zeichnen, wobei der Konsul von Osterreich-Ungarn als Zeuge fungierte. Dieser Vertrag übertrug uns

für fünfzig Jahre die Verwaltung mit allen Hoheitsrechten, einschließlich des Münz-, Zoll- und Steuerrechts, Ausnutzung des Bodens über und unter der Erde an der ganzen Küste von Umba bis zum Rowuma. Dies schloß die Häfen Tangata, Tanga, Pangani, Bagamojo, Dar-es-Salam, Kilwa Kivindje, Kilwa Kisiwani, Lindi und Mikindani ein. Die Verwaltung dort sollten wir im Namen und unter der Flagge des Sultans von Sansibar ausüben, und hierin war gerade für den Staatsmann der Weg gegeben, wie dies System arbeitsfähig zu machen war: Durch die Auffaugung des Sultanats mit seiner arabischen Spannkraft von innen. Die einzige vertragmäßige Gegenleistung unsererseits bestand in der Ablieferung des vollen Reinertrags der Zollerträge an den Saïd. Ich darf zur Kennzeichnung dieser Konzession darauf hinweisen, daß bis heute, 1912, ein solcher Reinertrag noch nicht erzielt worden ist. Ich erwähnte ferner bereits in meinem Begleitbericht vom 31. Juli 1887, daß die mit dieser Abtretung begonnene Entwicklung ihren Abschluß nur in der Einfügung von Sansibar und Pemba finden könne. Das sahen auch die leitenden Araber in der Umgebung des Sultans, wie Mohamed bin Salim, ein; und es hätte sich leicht an die schnelle Ratifizierung dieses Vertrages schließen lassen.

Solche Ratifizierung erwartete ich als ganz selbstverständlich durch Kabel auf meinen Bericht hin mit wendender Post. „Ein Narr wartete auf Antwort.“ Ich hatte vermutet, daß mir gleichzeitig vertraulich bedeutet werden würde, auch den Rest der Sultansbesitzungen für uns zu

sichern. Das würde uns die Grundlage für eine wirklich kaufmännische Kolonialpolitik gegeben haben. Ich hätte garantieren können, uns in einem Jahr finanziell wirklich auf eigene Füße zu stellen.

Die Herren vom Direktionsrat in Berlin, sicherlich unter dem Einfluß des Geheimrat Kayser, jedenfalls unter völliger Verkennung der Situation, lehnten die Ratifizierung meines Vertrages ab, riefen mich zur Berichterstattung nach Berlin zurück und entsandten einen völlig unerfahrenen Kaufmann aus Westafrika als meinen Nachfolger. Der Vertrag wurde in verballhornisierter Form von der Reichsregierung beim Sultanat später durchgedrückt. Man brachte die Klausel hinein, daß 150 000 Rupien jährlich von den Zollerträgen, die gegen zwei Millionen Rupien betragen, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zur Administration zu überliefern seien. Damit verlor der Vertrag sein eigentlich Anziehendes. Hierüber müssen und werden zwischen mir und meinen damaligen Kollegen Spätere entscheiden. Für mich war die Möglichkeit weiteren Zusammenarbeitens erledigt, und ich schied alsbald aus der Direktion aus.

Ich habe hier in großen Zügen skizziert. Diese unerquicklichen Verhältnisse mußten gestreift werden, um das Folgende zu verstehen. Die eigentliche Ursache für meinen schnellen Bruch mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft liegt meiner Ansicht nach in der Personalpolitik Dr. Kaisers, der mir den großen diplomatischen Erfolg gegenüber dem Sultan von Sansibar nicht gönnen konnte. Sonst

ist die Ablehnung des Vertrages ja absolut unverständlich. Bevor ich ihre Folgen schildere, möchte ich nur kurz die administrativen Maßnahmen streifen, welche ich während meiner kurzen Periode der Amtsführung eingerichtet habe. Der Grundgedanke war, unsere administrativen Stationen überall, wo es irgendwie ging, mit kaufmännischen und ackerbaulichen Einrichtungen zu verbinden. Jeder Stationschef wurde angewiesen, seine finanzielle Selbständigkeit als das eigentlich zu erstrebende Endziel aufzufassen. Mit der Zeit hoffte ich, die Gesellschaftsbeamten durch selbständige Kolonisten und ein wirkliches System von Selbstverwaltung abzulösen. Entlang der Küste führte ich auch ein System deutscher Stationen durch, wollte aber das arabische Beamtenelement im weitesten Maßstabe für die Ausübung der subalternen Funktionen beibehalten.

Insbefondere aber stellte ich den Bahnbau sowie einen sich daran schließenden Wegebau europäischen Stiles als die Vorbedingung der ganzen wirtschaftlichen Erschließung hin. Infolgedessen ließ ich sofort nach der Besitzergreifung von Dar-es-Salam den ersten Teil der Seebahn, nämlich die Strecke Dar-es-Salam—Morogoro trassieren. Alles dies waren nur Ansätze, die ich mit meiner Abberufung nach Europa für verloren gab. An der Auffassung des kolonialen Projektes stimmte ich wesentlich mit Cecil Rhodes überein, welcher 1887 ebenfalls mit der Aufschließung Rhodesens begann.

Die Erwerbung der Küste war die eigentliche Gründung von Deutsch-Ostafrika. Ich halte sie für die glän-

zendste Leistung, welche mir in meiner kolonialpolitischen Tätigkeit beschieden gewesen ist. Es war ein eigentümliches Schicksal, daß sie die Ursache wurde meiner dauernden Trennung von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Wie es in Ostafrika weiter gehen würde, sah ich von vornherein. Der Vertrag war ohne loyales Zusammenarbeiten mit dem arabischen Element nicht durchführbar. Mein Nachfolger nahm ihn als ein Dokument etwa wie über ein Grundstück bei Berlin. Er glaubte, man könnte ihn einfach durch γ -beliebige Personen exekutieren lassen. Er vergaß, daß er zunächst nichts war als eine politische Urkunde, und nur durch persönliches Eintreten Sr. Hoheit des Sultans zu verwirklichen war. Das wäre mir im Juli 1887 möglich gewesen. Anderen war es bei der vollständig veränderten politischen Konstellation 1888 nicht mehr möglich. Die Beamten der Gesellschaft, mein Nachfolger voran, wurden von den meisten Punkten fortgejagt; in Kilwa Kivindje wurden sie niedergemacht. Im Jahre 1889 mußte das Reich eingreifen, um Ruhe zu schaffen, und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als Hoheitsträgerin ging zugrunde.

10. Kapitel

Schon bevor der Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, beeinflusst von Dr. Kayser, den Bruch mit mir herbeiführte, hatte mein Freund, Professor Schweinfurth, meine Aufmerksamkeit wiederholt auf die Stellung Emin Paschas am oberen Nil gelenkt. International war seine Stellung sehr verwickelt. Bis 1885 war er im Dienst des Khedive gewesen und hatte die Nilprovinz für Ägypten verwaltet. Ende 1885, nachdem Gordon in Khartum gefallen war, hatte Ägypten und mit ihm Großbritannien sich in aller Form vom Sudan zurückgezogen und dies durch ein Rundschreiben den Großmächten mitgeteilt. Dadurch traten die Länder von Labo bis zu den Quellen des Nils unter die Rubrik „Nobody's country“ zurück. Jemandeine Macht, die wollte, konnte sie nehmen. Emin Pascha benutzte die Gelegenheit, durch direkte Vereinbarung mit den Eingeborenen sich selbst die Hoheitsrechte in der Äquatorialprovinz anzueignen. Südlich lagen Uganda und seine Nebenländer offen für jeden, der zugreifen wollte. Tatsächlich waren diese Gebiete am oberen Nil die prachtvollsten Länder, die eine europäische Großmacht in Afrika nur haben konnte. Speziell ganz unbezahlbar für Deutschland, welches mit der Zeit sicherlich an vier bis fünf Millionen seiner Auswanderer dort ansiedeln konnte,

und mit dem Wasser des oberen Nil das Schicksal Ägyptens wesentlich in seine Hand bekommen hätte. Einsichtige Kreise in London erkannten dies sehr wohl. Sir William MacKinnon rüstete bereits 1887 Henry Morton Stanley aus, zu Emin Pascha und gleichzeitig nach Uganda zu marschieren, und unterstützte eine Reihe von Expeditionen in den Jahren 1888 und 1889 von Ostafrika aus.

Das persönliche Schicksal Emin Paschas spielte in allen diesen Unternehmungen seine Rolle. In Wirklichkeit aber handelte es sich doch wesentlich um die große Stellung am oberen Nil, welche entscheidend für die Vorherrschaft in Mittel-Ostafrika und Ägypten werden mußte.

So faßten auch meine nächsten Freunde und ich die Sache auf, als wir sie 1888 in Deutschland in die Hand nahmen. Hier erkannte ich eine Gelegenheit, all das Erbärmliche und Philisterhafte, dem ich bis dahin ausgesetzt gewesen war, beiseite zu schieben und mit einem Schlage Deutschland die Stellung über See zu geben, welche mir von vornherein vorgeschwebt hatte. Von den Hochplateaus im Norden des Njansa sollte mein Vaterland seine afrikanische Politik treiben. Von dort konnte es maßgebend gegen Osten, Norden und Westen auftreten. Dort konnte es einen kräftigen Stoß deutschen Blutes ansammeln und alle die wertvollen Kulturen der Tropenwelt bauen. Es gelang uns im Sommer 1888, ein einflussreiches Komitee in Deutschland zu gründen. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. übernahm das Protektorat. Fürst Bismarck versprach seine Unterstützung. Als ich am 25. Februar 1889

nach Ostafrika abfuhr, um das Kommando der Expedition zu übernehmen, mußte ich der Meinung sein, daß das offizielle Deutschland mir zur Seite stehe.

Diese Ansicht, daß die deutsche Regierung meine Expedition begünstige, erwies sich als völlig unrichtig, trotz der vom Fürsten Bismarck gegebenen Versprechungen. An der Sansibarküste hatte Graf Herbert von Bismarck die sogenannte „Kolonial-Ehe“ mit Großbritannien eingerichtet, also eine Blockade der Küste vom Kap Delgado bis zum Umba mit deutschen, vom Umba bis 2° 10' s. Br. (nördlich von Patta) mit britischen Kriegsschiffen. Diese Blockade war offiziell gegen Sklavenhandel, tatsächlich aber gegen mich gerichtet. Trotzdem es mir lächerlich erschien, mich durch den sogenannten Aufstand des Küstenpöbels davon abschrecken zu lassen, meinen Eingang zum Nilgebiet durch die von mir gegründete Kolonie zu nehmen, wie ich im folgenden Jahre, ohne jedes Bedenken, auf diesem Wege zurückzog, wurde mir von Deutschland doch offiziell der Durchmarsch durch das deutsche Gebiet verboten. Ebenso verbot mir Großbritannien die Landung an irgendeinem der von ihm blockierten Teile der Küste. Die Waffen für meine Expedition, fünfhundert Vorderlader und einige hundert Remingtons und Mauserrepetiergewehre, wurden in Sansibar, gemäß den formellen Blockadebestimmungen, von dem britischen Kommandierenden, Admiral Fremantle, konfisziert und, als dieser den deutschen Admiral Deinhard fragte, was er damit machen sollte, riet der: „throw them over board.“ Aber der Engländer war hier der größere

Gentleman. Er lieferte mir meine Jagdwaffen aus und schiffte die anderen nach Aden zurück, wo ich sie nach Beendigung der Expedition wieder erhielt.

Der deutsche Generalkonsul in Sansibar war schon vor meiner Ankunft dort angewiesen, von mir und meiner Expedition gar keine Notiz zu nehmen. Infolgedessen erhielt ich auf meine Beschwerdebefristen und andere Eingaben nie eine Antwort. Der Sultan von Sansibar erhielt die Zustimmung der deutschen Behörden, als er öffentlich anschlagen ließ, er werde jedem Schwarzen, der mit mir marschieren werde, den Kopf abschlagen lassen. Als ich mich am 10. Mai 1888 noch einmal in Berlin über alle diese Rechtsverletzungen und Roheiten beschwerte und um Hilfe bat, erhielt ich am 13. Mai 1888 die Antwort: „Auswärtiges Amt verweigert jede Vermittlung und Unterstützung!“ Das für meine Expedition, welche wesentlich durch die moralische Unterstützung der Kaiserlich Deutschen Regierung ins Leben gerufen und deren Protektor Kaiser Wilhelm II. war!! Diese Tatsache bleibt neben Sadowa und Sedan am ehernen Tempel der deutschen Geschichte bestehen!

Als ich dann meine Umgehung der Blockade um deren Nordflügel herum mit dem von uns gecharterten Dampfer, der „Neera“, vornahm, wurde ich verfolgt nicht nur von drei britischen, sondern auch von zwei deutschen Kreuzern, der „Leipzig“ und der „Schwalbe“. Den Briten konnte ich ihre Haltung gar nicht übelnehmen, denn es handelte sich um die Herrschaft über den oberen Nil; mein Hohn



(Wolfgang Schade)

„ . . . die Waffen für meine Expedition wurden gemäß den Blockadebestimmungen beschlagnahmt. Als der britische Kommandierende Admiral Fremantle den deutschen Admiral Deinhard fragte, was er damit machen sollte, riet der: ‚throw them over board‘.“



(Reichskolonialbund)

Die Kongo-Konferenz in Berlin dauerte vom 15. November 1884 bis 26. Februar 1885

„ . . . wir Deutschen kamen spät in die kolonialpolitische Arena . . . so begann im Februar 1885 jene ‚Politik der Überstürzung‘, wie meine Gegner sie nannten.“

richtete sich ausschließlich gegen meine Landsleute, denen zum Troß ich am 15. Juni durch die Brandung von Kwaihucht gelandet war.

Meine „Neera“, welche ich gemäß einer Erlaubnis des Admiral Fremantle mit Handelsartikeln unter der Obhut Herrn Oskar Borcherts nach Lamu gesandt hatte, wurde dort von einem Offizier Fremantles mit all ihren Handelsartikeln beschlagnahmt und demoliert ans Prisen-gericht nach Sansibar geschickt. Hier wurde sie später freigesprochen.

Diese Maßnahmen der Regierungen hatten nun einige tiefeinschneidende Folgen für den Geist meiner Expedition. Die Herren, welche diese Maßnahmen angeordnet hatten, mußten mich aus meinen eigenen Handlungen von 1884 bis 1889 immer noch nicht kennengelernt haben. Sonst hätten sie sich wohl nicht eingebildet, durch dieselben eine Expedition von mir zu verhindern, genau dahin zu marschieren, wohin ich wollte. Freilich, sie hätten meine „Neera“ auf dem Ozean versenken oder mich mit Übermacht zu Lande niedermachen können. Admiral Fremantle war im Juni 1889 der Meinung, er könne mich durch Wegnahme meiner Tauschartikel dazu bestimmen, die Expedition zum oberen Nil aufzugeben. Das einzige, was er fertigbrachte, war, sie um einige Wochen zu verzögern. Die ganzen Schikanen, denen ich, auch von Deutschland, ausgesetzt war, haben nur veranlaßt, daß ich anstatt einer Expedition von hundert bewaffneten Somalis, acht Weißen und etwa sechshundert Trägern — einen Deutschen, siebzehn

Somalis und sechzig Träger nach Uganda geführt habe.

Die politischen Rückwirkungen meines Marsches zum oberen Nil sind nicht um einen Deut abgeschwächt worden. Nur habe ich dabei hier und da schroffer auftreten müssen, als mir selbst lieb war. Ich habe in Selbstverteidigung unter anderen die Gallas, die Massais, die Wagogo niederschlagen müssen, mit denen ich so gern friedlich verkehrt hätte. Aber ich glaube 1890 die Welt darüber aufgeklärt zu haben, welches Zahlenverhältnis erforderlich ist, um auch die kriegerischsten afrikanischen Stämme zu bändigen; und daß man nicht gleich von „Krieg“ reden darf, wenn es gilt, Wahehe, Hottentotten oder Mahereros zu züchtigen. Wenn das Krieg war, so war es die Expedition, welche ich mit Herrn Adolf von Tiedemann führte; aber dann sind nicht verantwortlich dafür wir beiden, die wir uns unserer Haut immer wieder mit dreißig bis fünfunddreißig Mann gegen Tausende von Schwarzen zu wehren hatten, sondern die deutschen Behörden, die es zuließen, daß mir meine Tauschartikel an der Küste genommen wurden, daß mir der friedliche Zugang zur Küste verlegt ward, und daß durch meine hiergegen notwendigen Gegenmaßregeln, meine Mittel, insbesondere durch Charterung der „Neera“, so erschöpft wurden, daß ich mir eine Kriegskolonie organisieren mußte, wenn ich nicht etwa gar die ganze Sache aufgeben wollte. Diese Herren in Berlin und in Sansibar haben demnach mit offenen Augen das Blutvergießen der Emin-Pascha-Expedition bewirkt. Auf ihren Gewissen bleibt es ruhen.

Kolonialpolitisch konnte die Deutsche Emin Pascha-Expedition ihre Aufgabe bis zum letzten § erfüllen.

Herr von Tiedemann und ich waren in der Lage, die Wapokomo am unteren Tana bis nach Massa, dem Sultanat von Witu, näher anzugliedern, welches damals die Auszeichnung des Kaiserlichen Schutzes hatte. Es gelang uns ferner, die Gallas von Oba-Voru-Kuva am oberen Tana sowie die Massais am Baringo-See, also zwei wesentliche Etappen zwischen Indischem Ozean und oberem Nil, unter deutschen Einfluß zu bringen. Wir haben zum erstenmal in der Geschichte der kriegerischen und gefürchteten Massais auf den ostafrikanischen Hochplateaus die Überlegenheit der europäischen Waffen mit unserer kleinen Schar völlig deutlich gemacht und damit diese Länder erst eigentlich für den friedlichen Landverkehr geöffnet. Mir ist es auch gelungen, mit den Somalis im Norden korrekte Beziehungen zu schaffen. Ich habe in Uganda dem deutschen Prestige den Vorrang errungen. Stanley war im Westen herummarschiert, kurz gesagt, weil er den Durchmarsch durch das rebellische Uganda fürchtete, obwohl er an der Spitze von etwa tausend bewaffneten Männern stand. Mr. Jackson mit fünfhundert Mann (bewaffnet mit Remingtons) und fünfzig Lasten Extrapatronen, blieb in Kawirondo, östlich vom Ugandagebiet, liegen, ebenfalls aus Furcht. Diese beiden englischen Führer standen abseits, trotzdem die englisch-protestantische Mission wie die katholische Mission der Pères Blancs sie beide anflehten, zum Schutze gegen die arabische Rebellion einzumarschieren.

Wir marschierten mit im ganzen, glaube ich, neun- unddreißig Mann, nur zum geringen Teil mit Repetiergewehren bewaffnet, über Land vom Nil bis Mengo und führten dadurch die christliche Partei von den Inseln des Njansa nach der Hauptstadt zurück. Dadurch veranlaßte ich Mwanga, die britische Flagge, welche Mr. Jackson ihm zugesandt hatte, damit er sie in Uganda hisse, an diesen mit einem höflichen Schreiben von mir nach Kawirondo zurückzuschicken und mit der Abschrift eines Vertrages, welchen der Kaiser von Uganda mit mir am 27. Februar 1890 abgeschlossen hatte. Durch diesen Vertrag wurde Freihandel zwischen Uganda und Deutschland begründet, und der Kaiser von Uganda trat mit dem deutschen Kaiser in ein besonderes Freundschaftsverhältnis. Ich konnte bei der eigentümlichen Rolle, welche die deutsche Regierung meiner Expedition gegenüber gespielt hatte, in meinen Ausmachungen damals nicht weiter gehen, sondern mußte die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses der Zukunft überlassen. Zunächst übernahm Emin Pascha, welcher als Kaiserlicher Kommissar ins Njansagebiet marschierte, in Mpapua den Schutz der von mir erworbenen deutschen Rechte, indem er Eilboten an Mwanga schickte und ihm bedeutete, daß er als Vertreter Sr. Majestät hinaufmarschiert komme und ihn ersuche, bis dahin keine weitere Ausmachung zu treffen.

Ich selbst hatte bereits am 8. März eine genaue Berichterstattung über alle die Vorgänge in Uganda nach Deutschland entsendet, daneben ein Telegramm, in welchem ich bat, in Europa keinerlei internationale Verträge über

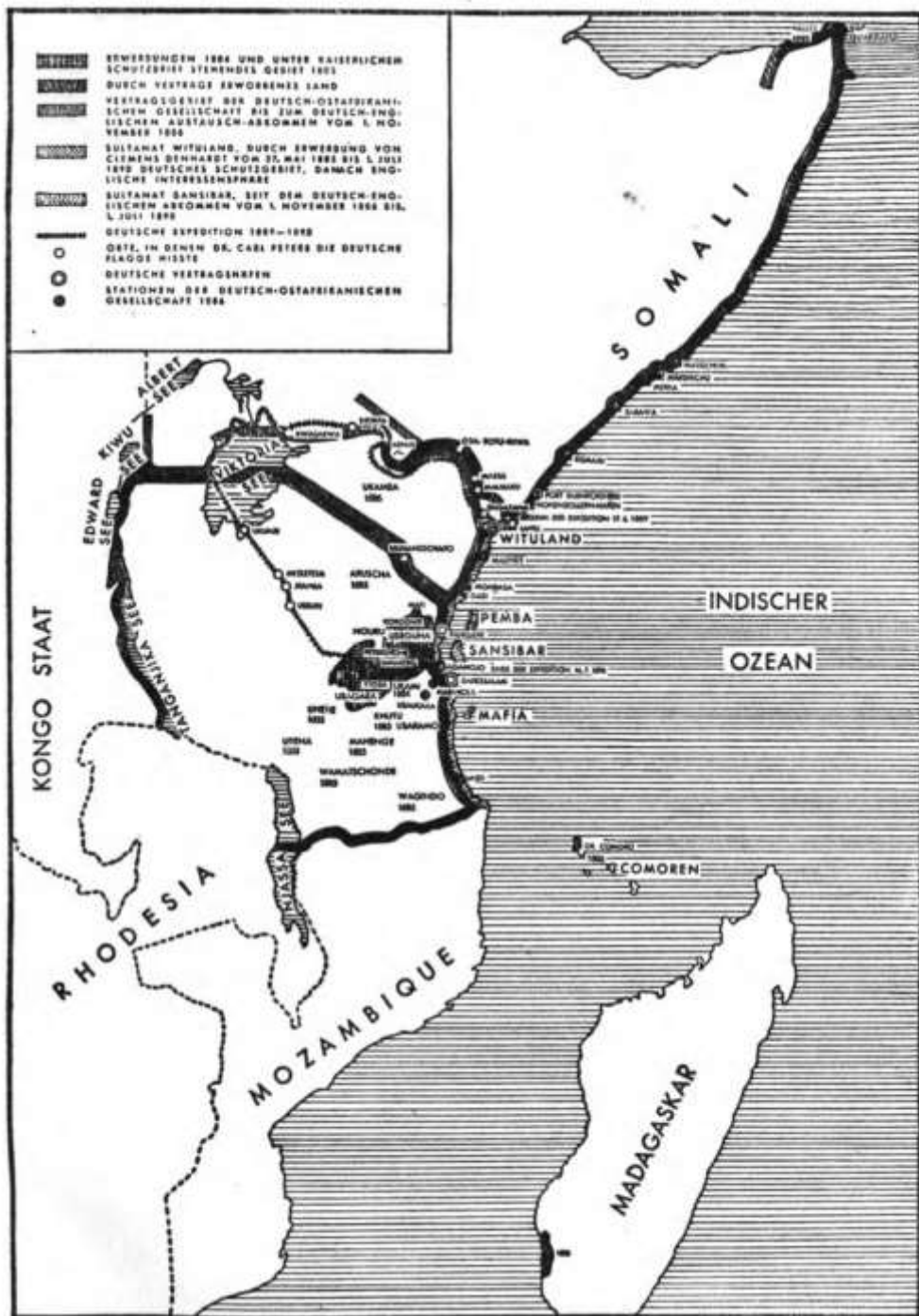
die Ugandaländer zu machen, da ich deutsche Rechtstitel dafselbst geschaffen habe. Ob Herr Dr. Carl Schmidt, der damalige Vertreter Wissmanns in Sansibar, dieses Telegramm abgeschickt, oder, wie man mir in Sansibar erzählte, unterschlagen hat, kann ich nicht sagen. Jedenfalls waren meine brieflichen Darstellungen Ende April in Berlin, und die Regierung kannte sie demnach, als sie mit Großbritannien ihren sogenannten „Sansibar-Vertrag“ verhandelte. Ich hatte gebeten, mit dem Abschluß zu warten, bis ich persönlich berichten könne. Es scheint, daß ich dadurch den Abschluß beschleunigt habe, obwohl ich mir eigentlich kaum vorstellen kann, daß rein persönliche Empfindungen gegen mich armen Teufel so große nationale und weltgeschichtliche Gesichtspunkte beiseite schieben konnten.

Denn, noch einmal: der Komplex von Ländern, Flüssen und Seen, welchen die Deutsche Emin Pascha-Expedition Sr. Majestät, unserm Allerhöchsten Herrn, zu Füßen legte, überbot an Großartigkeit und Zukunftsaussichten, was Afrika sonst in sich birgt: insbesondere ist er wohl ein Duzend des gegenwärtigen Deutsch-Ostafrika wert, mit seinem gesunden Hochlandsklima, mit seinen abfallenden Flußgeländen, insbesondere dem Nil und dem nördlichen Viktoria-Njansa. Von dort ist eine fast ununterbrochene Wasserverbindung bis zum Mittelländischen Meer und Europa. Als ich im Jahre 1911 in Assuan saß, wurde ich von Kurt Hoffmann aufgefordert, die Flußfahrt mit einem Regierungsdampfer von Khartum bis Gondokoro mitzumachen, wohin jetzt regelmäßiger Dampferverkehr besteht.

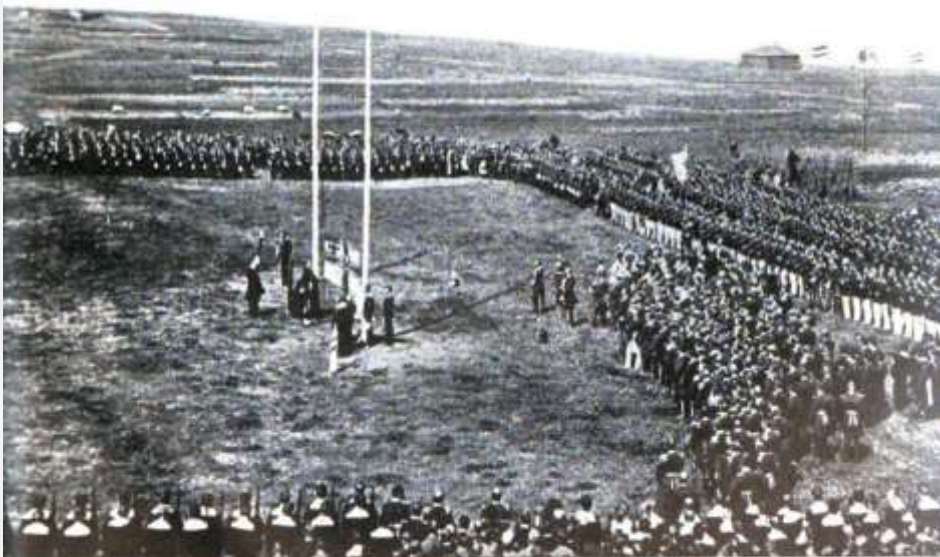
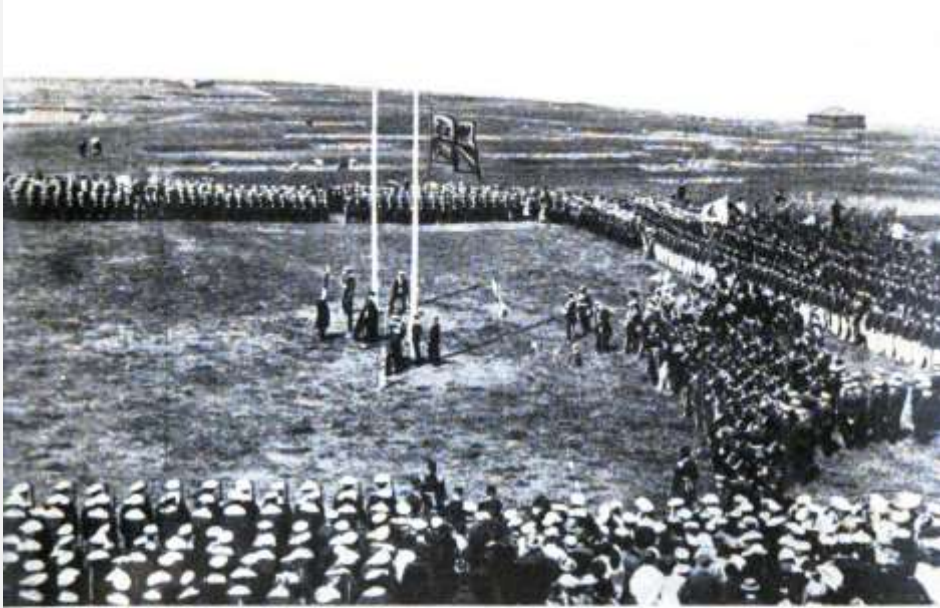
Wenn Deutschland die ihm gebotenen Chancen angenommen hätte, würde Lord Kitchener nicht imstande gewesen sein, seine großartige Politik der Nilsperrren ohne unsere Zustimmung überhaupt anzufangen. Wir könnten, wenn wir wollten, den weißen Nil ohne weiteres vom oberen Sudan gegen Osten in den großen ostafrikanischen „Graben“ ableiten. Wir könnten das, würden es indes wahrscheinlich nicht tun. Aber, welche Bedeutung würde unsere Stellung in Mittelasrika erlangt haben! Und es lag 1890 auch nicht der geringste Grund vor, den Engländern mit diesen Ländern einfach ein Geschenk zu machen. Emin Pascha und ich selbst zusammen würden genügend Einfluß auf die Stämme am oberen Nil gehabt haben, um unsere Stellung dafselbst lokal hinreichend zu befestigen. Anstatt den Vertrag mit Großbritannien zu beschleunigen, war es im Sommer 1890 vielmehr geboten, ihn möglichst zu verschleppen.

Aber wozu vergeubete Möglichkeiten nachträglich beklagen!

Für die kleine Deutsch-Ostafrikanische Kumpfkolonie, die uns verblieb, konnte die Deutsche Emin-Pascha-Expedition noch zwei Dienste tun, die wir freilich nicht hoch anschlagen dürfen: einerseits die Bestätigung der südlichen Njansa-Länder bis wohin, wie wir gesehen haben, keine meiner Expeditionen 1885 – 1886 gelangt war; ferner die gründliche Unterwerfung der Wagogo, der Eingeborenen, welche bis an die westlichen Tore von Mpapua saßen. Herr Major von Wissmann war selbst mit einigen hundert Mann seiner Truppen in Mpapua gewesen, aber er hielt sich da-



mals nicht für stark genug, die Wagogo anzugreifen, welche neues Prestige erlangt hatten, da Stanley mit tausend Mann Bewaffneter sich von ihnen hatte zwingen lassen, ihnen Tribut zu bezahlen. Wir brachten ihnen mit unserer kleinen Truppe von noch etwa dreißig Leuten eine ganz nachdrückliche Niederlage bei und zwangen sie, uns einen gehörigen Tribut an Elfenbein und Rindvieh zu zahlen und sich in aller Form der deutschen Flagge zu unterwerfen. Ich glaubte, dadurch der deutschen Verwaltung noch einmal den Dienst geleistet zu haben, die Schätzung der afrikanischen Kriegsgefährlichkeit auf das richtige Maß herabzubringen und so die zukünftigen Kolonialbudgets vorteilhaft zu beeinflussen. Hierin habe ich mich freilich getäuscht, wie in fast allem, was ich meinen Landsleuten beizubringen versucht habe.



(Wolfgang Schade)

Flaggenwechsel auf Helgoland. Die englische Flagge wird eingezogen, die deutsche gehisst.
„Ich bat, keine Verträge zu machen, da ich die deutschen Rechtstitel über Uganda
dieselbst geschaffen habe . . .“



(Historia Photo)

Am 15. November 1897 stand Dr. Carl Peters
vor dem Disziplinargerichtshof

„. . . nationale Dankbarkeit ist eine schöne Sache, aber sie ist
schließlich nicht alles; wesentlicher bleibt stets die reale Leistung.“

Schlußwort

Ich wurde von Engländern oft darauf angerebet, Deutschland müsse mir doch sehr dankbar sein und ich hätte sicherlich ein großes Vermögen, etwa wie Cecil Rhodes, bei meiner Arbeit in Deutsch-Ostafrika gemacht. Ausländern gegenüber pflege ich zu schweigen über mein Schicksal. Aber es wird mir erlaubt sein, meinen Landsleuten gegenüber etwas von meinen persönlichen Empfindungen zu zeigen, im Rückblick auf das, was sich an die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Sie haben sich auch keine Zurückhaltung auferlegt vor dem Ausland in ihrer Behandlung meiner Person. Ich darf mein Urteil zusammenfassen in der Bemerkung, daß der „Fall Peters“ noch nicht erledigt ist. Noch ist nicht aufgeklärt, wer die Fälschung vorgenommen hat, wer den Diebstahl meiner Aktenliste veranlaßte, die mein Verteidigungsmaterial für meinen Disziplinarprozeß enthielt und im Herbst 1896 vom Lehrter Bahnhof verschwand und später erbrochen in der Wilhelmstraße gefunden wurde. Die Dokumente, welche mir eine klare Verteidigung garantiert hätten, waren daraus verschwunden!

Nationale Dankbarkeit ist eine schöne Sache, und ich schätze den glücklich, welchem sie zuteil wird. Aber sie ist schließlich nicht alles; wesentlicher bleibt stets die reale Lei-

stung. Ich selbst muß meinen Lohn für das Opfer meiner eigentlichen Lebenskraft in der Tatsache von Deutsch-Ostafrika erblicken. So bin ich jedem dankbar, welcher der deutschen Kolonie zu wirtschaftlichem Emporblühen mit verhilft; so blicke ich freilich mit doppelter Bitterkeit auf jede Verpöschung an diesem Werk; und von den Schicksalen, welche ich beklage, bleibt das herbstliche die Aufopferung meiner Arbeit in den Kenia-Distrikten, am oberen Nil und in den Somaliländern. Den Schaden hatte letzten Endes Deutschland zu tragen; denn für das hatte ich gearbeitet.

Was uns als Deutsch-Ostafrika geblieben ist, läßt sich, in günstiger Bewertung, kennzeichnen als ein Fuß ins eigentliche Seengebiet von Zentral-Ostafrika. Aber es ist am Njansa der Fuß vor dem Nil, am Tanganjika der Fuß vor dem oberen Kongo, am Njassa der Fuß vor dem unteren Sambesi.

Aber vielleicht lernen die Deutschen aus diesen Erlebnissen für die Zukunft, weiter und größer denken; und vielleicht geht auch ihnen die tiefe Wahrheit einmal auf, daß die Gefinnungen es sind, welche die geschichtliche Stellung der Nationen letzten Endes bestimmen. Ein kleinlicher Geist, Neid und Unbilligkeit werden den Entwicklungsgang jeden Volkes stören. Die Größe Roms hatte ihre letzte Wurzel in den Tugenden seiner Bürger, in der Billigkeit und Ehrlichkeit, welche die Gesamtheit dem einzelnen zuteil werden ließ, welcher ihrem Interesse diente. Geschenkt wird auch den Völkern nichts, sondern alles muß verdient werden.

Stichwortregister

- Abkommen, deutsch-englisches 133, 136
Abusalbi 29
Ahmed bin Said bin Samen-ter 112
Aben 109, 144
Afrika 74, 77, 79, 82, 89
Ägypten 109, 141, 142
Auberten, von 92, 105–113
Arendt, Dr. Otto, General-
konsul 118, 133, 134
Arnim-Muskau, Graf 89
Association africaine inter-
nationale 29
Assuan 150
Ausruf zur Kolonisation 15
Auswärtiges Amt 13, 30, 31,
69, 70, 83, 115, 144
Aviso Barbarigo 108
„Avoca“ 64, 65
Bagamojo 54–137
Barawa 119
Baringo-See 147
Behr-Wandelin, Graf 15, 19,
69, 70, 72, 125
Bekker 29, 30, 31
Benadir-Küste 110, 122
Bennigsen, von, Gouverneur
a. D. 131
Bennigsen, von, Rudolf 12
Berbera 109
Bismarck, Fürst 12, 13–42,
51, 67–87, 110–118, 127
bis 132, 142, 143
Bismarck, Graf Herbert 143
Bley, Friedrich 131
Blockade 143, 144
Blockade-Bestimmungen 143
Bloyet, Kapitän 30
Borchert, Oskar 145
Bourjau, Adolf 128
Böters, Kapitänleutnant 113,
135
Bötticher, von 129
British India Line 115
British India Steam Navi-
gation Co. 29
Brojowski, von 114
Bülow, Albrecht von 102
Bülow, Friedrich, Freiherr von 136
Cambier, Major 47, 49
Caprivi 113
Carnap-Quernheimb,
Leutnant von 92, 93
Chamberlain, Joseph 9
Clahan 115
Dar-es-Salam 104, 119,
131, 133–135, 137, 139
Deben, Baron von der 95
Deinhard, Admiral 143
Delbrück, Geh. Kom.-Rat 128
Derby, Earl of 29
Deutsch-Ostafrika 19, 93, 102,
112, 139, 149, 152, 153
Deutsch-Ostafrikanische Gesell-
schaft Carl Peters und Ge-
nossen 20, 68–74, 86–99,
108–141

Devivere, Major von 103
Dieselkamp 89
Dschagga 93, 97, 98, 100
Dunda 104
Dunford 110

Ebel, Postsekretär 89
Eberstein, Freiherr von 131
„Ehrenfels“ 84
„Elisabeth“ 84
Engel, Anton 13
Engel, Carl 9
Erwerbung der Küste 139

Fabri, Missionsinspektor 12, 89
Fischer, Dr. 91, 95
Flagge, deutsche 110, 151
Flagge, deutsch-ostafrikanische 75, 100
Flagge d. Sultans v. Sansibar 78
Flemming 131
Flottendemonstration, deutsche 86
Fremantle, Admiral 143, 145
Fröhlich, Gebrüder 132
Fungo 100

Galla 146, 147
Gaff 114
Gebhard-Eberfeld, Kommerzienrat 89, 115
Generalversammlung, konstituierende 128
Geschwader, deutsches, vor Sansibar 83, 84
Gesellschaft für deutsche Kolonisation 15, 17–20, 23 bis 26, 45–48, 50, 68, 70
Girjama-Stämme 114
„Gneisenau“ 84

Sondokoro 150
Gordon Pascha 76, 141
Granville, Lord 83
Gravenreuth, Freiherr von 128, 132
Gregory, Dr. 63
Grimm, Dr., Ministerialpräsident a. D. 20, 125
Großbritannien 29, 79–86, 109, 115–120, 136–150
Günther, Leutnant 110

Hacke, Konteradmiral a. D. Graf 89, 132
Haenschke, Justizrat 89
Halule 108–113, 122
Hamisi Abi Osmani 47, 49
Hansing 56, 62, 64, 65
Hartmann, Dr. Eduard von 89
Hassfeldt, Staatssekretär d. Auß., Graf 30
Hellgreve, Rudolf, Maler 103
Heydt, von der, Karl 73, 118, 122, 123, 125, 126, 128
Heydt, von der, Kersten und Söhne, Bankhaus 125
Hoffmann, Kurt 150
Hoffmann, Reg.-Baum. 113
Hohenlohe-Langenburg, Fürst 12, 13, 90
Hollmann, Wilhelm 89
Holmwood 136
Hörnecke 92, 105–109, 135
Hoven, Kapitänleutn. von 89
Hübbe-Schleiden, Dr. 89
Humpata-Gebirge 23

Jlich 132
Imam von Maskat 114
Interessen, britische 104, 136
Interpellation 135
„Isolde“ 110

Jackson 147, 148
Janke, Wilhelm 110
Jipe-See 120
Juba 110
Juhari, Hetmann 107
Jühlke, Dr. jur. Carl 15, 19, 25, 30, 33–105, 110–112
Jühlke, Hofgärtendirektor 69, 72, 89, 125
„Jumna“ 115
Jussuf Ali 109

Kassa-el-Ugigi 79
Kabe 99
Kamerun 12
Kandia 66
Kangasi 58
Kaniani Kwatunge 45
Kap Delgado 143
Kap Guardafui 108, 109, 113
Kap Las Ori 109
Kardorff, Wilh. von 89
Karl Alexander von Sachsen 126
Kawirondo 147, 148
Kayser, Kolonialdirektor, Dr. 23, 132, 133, 138, 141
Kenia 76, 93, 105, 107, 108
Kenia-Distrikte 153
Khartum 141, 150
Kibaha 104
Kibudue 42
Kilimandscharo 76, 94, 100, 115, 118, 121
Kilwa Kisiwani 137
Kilwa Kivindje 137, 140
Kigani 59, 104
Kipini 106, 119
Kirk, Sir John 29, 80, 84, 90, 93
Kismaju 110, 119
Kitchener, Lord 85, 150

Kleist, Premierleutn. von 103
Kolonial-Bewegung 12
Kolonial-Ehe 143
Kolonial-Gesellschaft 90
Kolonial-Politik 90, 132
Kolonial-Verein, deutscher 12, 13, 21, 90
Kolonie, deutsch-ostafrikanische 122, 124, 129, 136, 143
Komoren 116
Konferenz, Berliner 121
Kongo 29
Kongo, oberer 153
Kongo-Staat 28, 30, 91
Kongress, erster allgemeiner deutscher 127
Korporation Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 127
Korporationsverfassung 125
Krauel, Dr. 118, 132
Krenzler, Leutnant 103, 114
Krokow, Graf von 89
Krupp, Alfred 12
Krupp, Friedrich 73, 110
Künzel 105–107
Kusserow, Geheimrat von 69, 80, 81, 117
Kutu 77, 78
Kwaihubucht 145
Kwamlungu 47
Kwatunge 43, 45
Kwindolaniani 43, 47, 48
Lamu 93, 105–108, 119, 145
Lange, Friedrich, Dr. 15, 19, 20, 25, 69, 72
Lange-Köln 128
„Leipzig“ 144
Leopold II. v. Belgien 29
Leue, August 89, 131, 135
Lindi 137
Livingstone 11

Livonius, Vizeadmiral 89
Lucas, Gerichtsassessor 103, 114, 128

Mabruk 99
MacKinnon, William 25, 115, 142
Madagaskar 116
Maffia 119
Mafungu Vibiani, Sultan 39, 42–48
Magungo 39
Mahenge 103
Majuba Hill 11
Makbischi 119
Makkaru 113, 114
Malindim 113
Manda-Bucht 121
Mandara 94, 97–99
Marshall, von 113
Masarui 114
Mashonaland 11, 23
Massai 32, 80, 101, 146, 147
Massai-Horden 31
Matabeleland 23
Matthews, General 29, 93–97
Mbaruch 114
Mbuela, Sultan 39, 40
Mbuni 82
Mbusine 40, 41
Merensky 23, 89
Merka 108, 119
Meschaga 80
Mifindani 137
Miningani 119
Miquel 12
Mirbach-Corquitten, Graf 89
Mkondokwa-Tal 39, 51, 54, 55
Mohamed bin Salim 136, 137
Mombasa 87, 93, 94, 105, 113, 114
Morogoro 139

Morris, Gärtner 92
Moschi 94, 99
Mossamedes 23
Mossamedes-Projekt 25
„Möwe“ 113, 135
Neapua 148, 151
Mpeccatoni 106, 107
Münse-Fluß 121
Muango, Sultan v. Taveta 101
Muinin Sagara 39, 50, 78
Munbuni 35, 37
Münzrecht 137
Mvomero 49
Mwanga 148

„Neera“ 144–146
Nguru 41–50, 70–90
Nil 76, 141–153
Njassa 76, 77, 108, 122, 153
Norddeutsche Allgemeine Zeitung 127
Nothig, Kapitän von 84

Obia 109
Oda-Boru-Kuva 147
Osman, Großsultan 108, 110
Osmani 49
Ostafrika 38, 50, 61, 68–80, 90, 115–118, 129, 140
O'Swald, William 30, 63, 135, 136
Otto, August 34, 37, 43–50

Palécieux, Major v. 126, 127
Pangani 93, 94, 101, 104, 119, 133, 134, 135, 137
Pare 100
Paschen, Kommodore 84, 86
Pemba 118, 137
Peters, Dr. Carl 19, 25, 31, 45–50, 69–77, 93, 105, 125, 135, 139, 152

Pfeil, Graf Arthur 89, 125
Pfeil, Graf Joachim 19, 25,
34, 37, 40–52, 77, 103
Pfeil, Graf Marcus 89
Pfeil, Komtesse Martha 89
Politik, Kayserliche 133
Politik, ostafrikanische 78
Port Dunford 110
„Prinz Adalbert“ 84
Puttkamer, von 129

Raffray, Konsul 85
Ramasan 49, 57, 63, 99
Ras Halule 110, 113
Regely, Generalmajor 89, 125
Rhodes, Cecil 23, 139, 152
Rhodesien 23, 139
Roghé, Konsul 69, 72
Robbe, Ingenieur 103
Rohlf, Gerhard, Generalkon-
sul 64, 67, 78, 83
Romuma 118–122, 137
Rufidji 78
Rumpffkolonie, deutsch-ostafri-
kanische 151

Saadani 32–34, 36
Sabaki 113
Said Bargasch 28, 49, 78,
80, 84, 101, 105–108,
114, 133, 135, 136, 137
Saint Paul-Maire, von 103,
104
Saint Paul-Maire, von, Hof-
marschall 125
Sakalavaland 116
Salim bin Hamid 49, 50, 83
Sambesi 11, 23, 76, 153
Sanfibar 25, 28–33, 49, 51,
61–71, 78–87, 92–105,
114, 133–137, 143–149
Sanfibar-Vertrag 113, 118

Seehandlungs-Societät,
Königliche 127, 128
Selbstverwaltung 139
Sembdi 49
Sewa Hadji 135
Seyd Said 114
Sofu 104
Söhne, Kaufmann 92
Somali 108–113, 122, 145,
147, 153
Somali-Erwerbung, deutsche
112
Sudan 141
Südafrikan. Gesellschaft 123
Südwestafrika 12
Sultan Rafangeli Rahambua
104
Sultan von Dschagga 97, 98
Sultan von Kibaha 104
Sultan von Nguru 49
Sultan von Sanfibar 31, 49,
64, 78–86, 93–107, 113
bis 122, 133–138, 140,
144
Sultan von Somali 108
Sultan von Taveta 101
Sultan von Witu 106
Sururu 47, 49, 50
Sydow-Dobberpül, von 89,
125
Scheele 65
Schlüter, Premierleutnant
102, 103
Schmidt, Garten-Ingenieur
91, 92
Schmidt, Dr. Konsul 85
Schmidt, Dr. Carl 103, 116,
149
Schmidt, Kochus, Leutnant
103, 104
Schöllner, von 49

Schroeder-Poggelow,
Dr. Wilh. 89, 125
Schulz, Dr. Aurel 116
Schuß, kaiserlicher 87, 147
Schußbrief, kaiserlicher 70 bis
72, 74, 75, 78, 117
Schußherrschaft Deutschlands
85
„Schwalbe“ 144
Schweinfurth, Prof. 141
Stacey 11
Stanley, Henry Morton 25,
47, 48, 115, 142, 147, 151
Steifensand, Witekonul 134
Steuerrecht 137
„Stosch“ 84
Strandes 63
Strasbourg 116

Tabora 30
Takaungu 114
Tana 102, 104, 114, 120, 147
Tana-Fluß 107, 108, 113
Tanga 137
Tanganjika 30, 153
Tanganjika-See 76, 91, 108
Tangata 137
Taveta 93, 94
Tiedemann, von 107
Transvaal 23
Travers, Generalkonsul 83
Tuderbrieff-Fälschungen 152
Tungi-Bucht 119

Ubena 103
Udjidji 30
Uganda 76, 87, 141, 146, 148
Ugogo 79
Ugueno 97
Uhehe 103
Ukani 41, 58, 70, 78–85
Ulabbdi 99

Umba 118, 120, 137, 143
Unjanjembe 79
Unterhaus, englisches 135
Usagara 25, 30, 39, 41, 49 bis
51, 68, 70, 78, 80–85, 91
Usagara-Verträge 42
Usambara 99, 100
Usaramo 103, 104
Useguha 39, 41, 42, 45–48,
70, 78, 80, 84, 100
Usungula 104

Vertragshäfen 135
Viktoria-See 76, 120, 150

Wagindo 103
Wagogo 146, 151
Wahöhe 146
Wamabshonde 103
Wanga 120
Wanjika 113
Wapolomo 147
Warscheil 119
Wasanja-Galla-Stämme 114
Weber, Ernst von 89
Wegebau 139
Weiß, Kurt, Premierleutnant
91–94, 99, 100, 105
Wilhelm II. 70, 71, 142, 144
Wilhelmstraße 152
Wissmann, Major von 131,
149, 151
Witrich, von 114
Witu 80, 83–85, 105, 106,
113, 121, 147
Wolf, Reg.-Baumeister 132

Zelewsky, von 103, 104, 114
Zentralafrika 28, 29, 122
Zentral-Ostafrika 122, 153
Zenzvöski, Justizrat 89
Zoll 119, 133, 134, 137

Schlußumschlag und Einband nach Entwurf von Oswald Weise
Satz und Druck von Paul Schetzlers Erben A.-G., Köthen (Anh.)

Bericht von 1940 - Verfasser und Herkunft unbekannt



Militär-Information-Postkarte No.15
Kaiserliche Schutztruppen für Afrika

Grabstätte Clemens Denhardt, aus dem Jahre 1940 in Bad Sulza, die ihren Pionier auch eine Straße benannt hat



Zwei Thüringer Kolonialpioniere machen Deutschlandgeschichte



- 1 = 1. Ausg. 16.7.1888: Hochformat, fünfzeilige Inschrift in Sushohi
- 2 = 2. Ausg. 23.7.1888: Hochformat, dreizeilige Inschrift in Sushohi
- 3 = 3. Ausg. 2.6.1889: Hochformat, vierzeilige Inschrift in Arabisch



Abfender:

Wohnort, auch Juli- oder Leihpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postfachnummer

Postkarte



Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postfachnummer

© 14. 23

Δ C 154



Deutsche

Kolonialausstellung

des Reichskolonialbundes
in der Neuen Burg in Wien

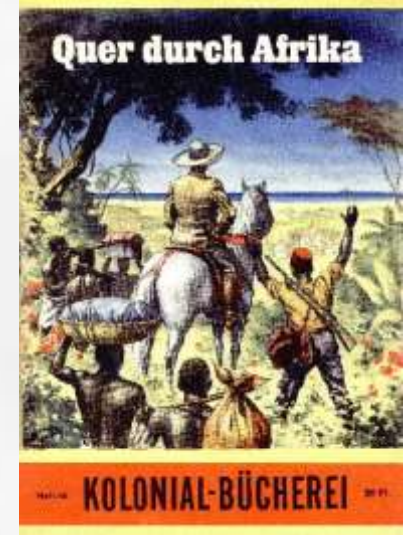
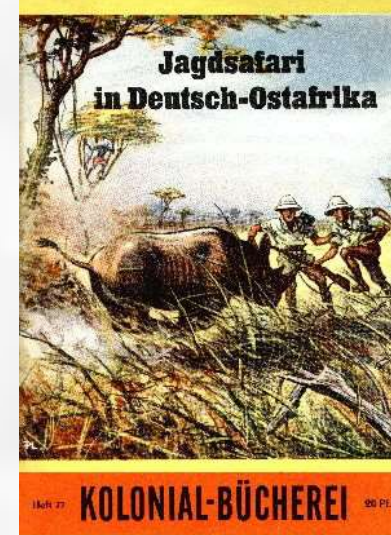
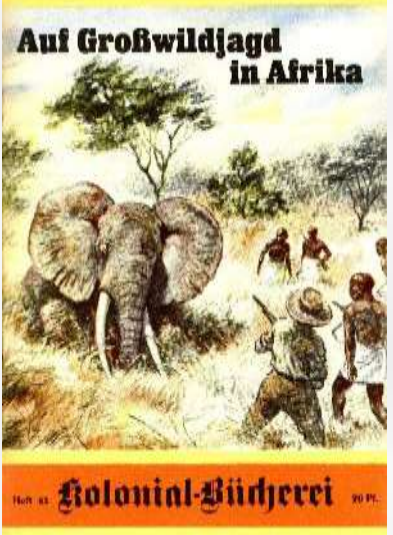
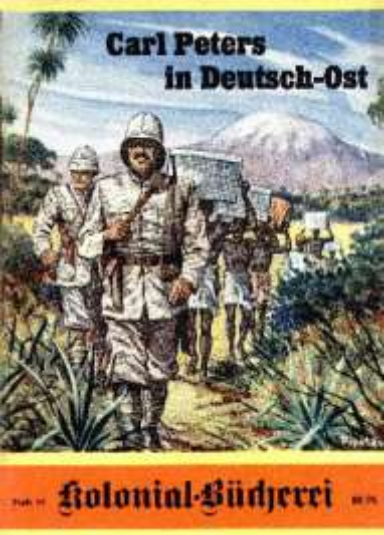
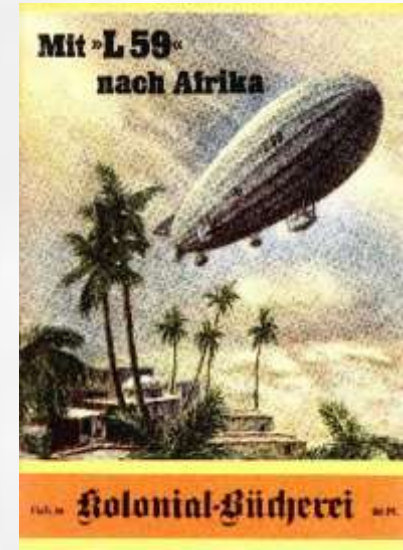
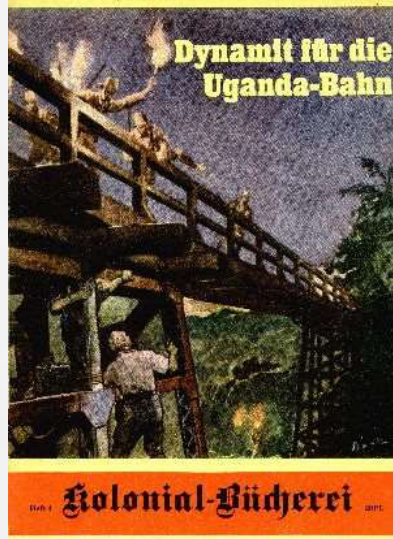


Juní 1940

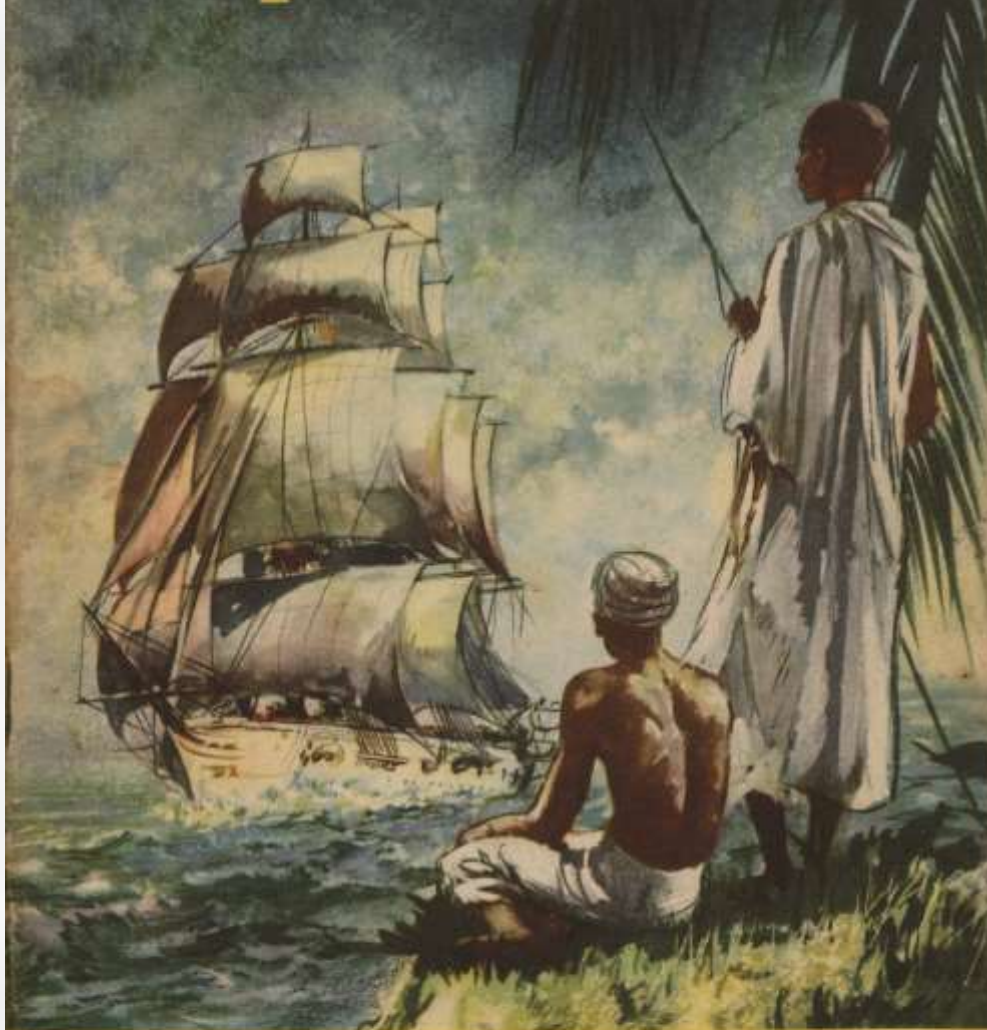


Anno 1942

Vom Steiner Verlag aus Berlin wurden 1941/42 88 Ausgaben der Kolonial-Bibliothek verlegt.



Kampf um Wituland



Heft 86

KOLONIAL-BÜCHEREI

20 Pf.

KOLONIAL-BÜCHEREI

HEFT 86

Erlebnisse und Abenteuer tapferer, wagemutiger Deutscher
in unseren Kolonien, in fernen Ländern und auf fernen Meeren

Kampf um Wituland

Clemens und Gustav Denhardt

erwerben für das Deutsche Reich eine Kolonie

Erzählt

VON

JOHANNES SIGLEUR

Buchhandlung
M. Kappeler
Fürstentum

Steiniger

STEINIGER-VERLAGE BERLIN

Komplettes Heft:

Herausgegeben
unter Mitwirkung der Auslands-Organisation der NSDAP
des Oberkommandos der Kriegsmarine
und des Deutschen Seegeltungswerkes

Herausgeber: Helmut Bruehl
Zeichnungen: Fritz R. Weber
Druck der Ernst Steiner Druck- und Verlagsanstalt Berlin SW 68

Kampf um Wituland

Gegen den Indischen Ozean gekehrt liegt vor dem breiten Band der afrikanischen Küsten die Insel Sansibar, Sitz des Sultans Said Bargasch, der ein Sprößling eines uralten Herrschergeschlechtes und dennoch heute nur eine Marionette auf dem kostbaren Thron seiner Residenz ist. Der wahre Machthaber ist Sir John Kirk, der britische Generalgouverneur.



Kirk merkt nichts von dem wundervollen sommerlichen Zauber, den der wolkenlose, azurblaue Himmel des Jahres 1885 über das Sultanatsgebiet spannt; er starrt immer wieder auf das Papier, das ihm eine Ordonnanz gebracht hat. Damned!... Wenn noch einmal ein Deutscher, wie vor kurzer Zeit erst Dr. Peters, der einen wichtigen Teil Ostafrikas zum deutschen Schutzgebiet erklären ließ, auf dem afrikanischen Boden Fuß faßt... wenn die Germans eine zweite Kolonie errichten, ohne daß man rechtzeitig dagegen etwas tut... es wäre nicht auszudenken!

Sollte die Nachricht des englischen Geschäftsträgers in Lamu, das hart an der Grenze des Witulandes liegt, wirklich den Tatsachen entsprechen, dann ist höchste Eile geboten. Denn gerade das Wituland mit seinen Bodenschätzen, seinen fruchtbaren Niederungen und seinem unübersehbaren Wildbestand könnte eine besonders strahlende Perle in der Kette der britischen Afrika-Besitzungen werden. Von größter strategischer Bedeutung wäre der Zugang zum Tana-See.

„Lassen Sie mich mit Ihrem Geschwätz in Frieden!“ schreit Kirk den verdutzten Sekretär an, der sich ihm mit einer Frage nähert. „Den Wagen, Ausgangsuniform, Blumen... Mann, stehen Sie nicht herum wie ein Ölgötze, ich fahre zum Sultan...“

Wood verbeugt sich steif: „Hoheit haben heute keinen Empfangstag, Sir John, wollen Sie den Besuch nicht auf morgen vertagen?“

Kirk fährt herum, als hätte ihn eine Natter gebissen. Außerhalb der Mauern seines bungalowähnlichen Hauses ist er immer der lebenswürdigste, durch nichts aus der Ruhe zu bringende Vertreter seiner Regierung; hier hat er die Maske nicht nötig. „Sie werden alt, Wood, oder — was schlimmer für Sie wäre — töricht!“ sagt er schneidend. „Mögen die erhabene Hoheit Empfangstag haben, wann sie wollen...“, in seiner Stimme schwingt eine abgrundtiefe Verachtung, „wenn es diesem Schattensultan einfallen sollte, mir die Tür zu weisen, entziehe ich ihm die Steueroberhoheit, dem alten Trottel...“

Wenige Minuten später jagt die große Staatskutsche des Engländers durch Sansibars winklige Straßen. Hinter der Stirn des Mannes, der mit finsterem Gesicht in den weißen Damastkissen sitzt, formen sich die jagenden Gedanken zu festen Plänen. Damned! ... Said Bargasch wird wohl oder übel die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, denn ihm, John Kirk, sind leider die Hände gebunden. Wohnt doch gerade gegenüber dem britischen Gouvernementsgebäude der deutsche Generalkonsul Gerhard Rohlfs, dem man kein X für ein U vormachen kann. Rohlfs ist ein berühmter, in der ganzen Welt anerkannter Afrikaforscher und Afrikakenner, der unter keinen Umständen merken darf, daß etwa England die Versuche eines Deutschen unterbinden würde, mit dem Wituland Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Diplomatische Verwicklungen zwischen dem Deutschen Reich und England würden ihn, Kirk, die Stellung kosten. Man muß es eben schlauer anfangen.

*

Die baumlangen Somali vor dem breiten Bronzetur des schneeweißen Sultanspalastes kreuzen unschlüssig die Hellebarden. Allah akbar... Gott hat es so gewollt, sie haben wahrscheinlich ihr Leben verwirkt, daß

sie den Engländer passieren ließen. Der Erhabene hat die Todesstrafe für jeden Torhüter ausgesetzt, der an den Tagen, die als gästelose bezeichnet sind, jemand den Palast betreten läßt.

Kirk lacht höhnisch auf, als, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich zwei weitere Leibwächter vor ihm stehen. Er wirft ihnen seine Handschuhe zu, daß sie verdutzt die langen Krummschwerter fallen lassen, um ja nicht das Eigentum des hohen Herrn mit der unwürdigen Erde in Berührung kommen zu lassen. „Alberner Spuk!“ knirscht der Engländer zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor; er weiß schon, wie man diese lächerliche Sultanatsgarde zu behandeln hat.



So dauert es auch nicht lange, bis der Gouverneur im Vorraum des privaten Audienzzimmers des Sultans Platz genommen hat. Der Raum ist, wie jeder Winkel in diesem geräumigen Hause, mit kostbaren Teppichen, goldenen und silbernen Ziergefäßen und reichgeschnitzten Sandelholzmöbeln überfüllt. Said Bargasch möchte mit der äußersten ihm möglichen Prunkentfaltung seine Gäste und die Vertreter der anderen Mächte darüber hinwegtäuschen, daß er in seinem Lande die gesamte politische Verantwortung an den britischen Gouverneur verloren hat. Hier

in seinem Hause ist er noch unumschränkter Despot... Herr über Leben und Tod seiner zahllosen Dienerschaft, seiner Leibgarde und seiner zwei zusammengewürfelten Kompanien, die ihm England großmütig belassen hat. Außerhalb dieses Palastes aber ist Sultan Said Bargasch höchstens eine Schachfigur in dem Spiel der britischen Kolonialpolitik.

Sultan Said Bargasch ist ein schöner Mann von mittelhohem Wuchs; aber sein sehr hell getöntes Gesicht ist schwammig und gedunsen, sein Körper schlaff und von der Völlerei eines genußfrohen und pflichtenarmen Lebens verweichlicht. Said Bargasch hat sich die Fähigkeit seiner Vorfahren bewahrt, seine Gedanken hinter einer Liebenswürdigkeit zu verbergen, die bestrickend wirkt. Sir Kirk weiß jedoch, daß der Sultan, so

bald er einen überlegenen Zwang spürt, unsicher und hilflos wird. Der Fürst bedient sich daher bei jedem Gespräch des in ganz Sansibar bei Eingeborenen und Fremden gleichermaßen verhaßten und gefürchteten Mannes als Zuhörers, der in einer Person Kanzler, Schatzmeister und Henker des Sultanats ist: Mauris.

Said Bargasch verbirgt seine Unruhe, die er immer empfindet, wenn der Engländer kommt, hinter einem strahlenden Lächeln. „Sei gegrüßt, Freund meiner Seele, du machst aus einem trüben Tag einen Quell der Freude mit deinem Kommen...“, empfängt er den Generalgouverneur.

Kirk denkt gar nicht daran, arabisch zu antworten. Er beherrscht wohl diese Sprache wie ein Araber, er gebraucht sie sonst dem Sultan gegenüber mit all der blumenreichen Höflichkeit, deren die Landessprache fähig ist. Heute will er, obwohl er die vorgeschriebene Form natürlich nicht verletzen wird, mit seinem Englisch den Sultan schon von vornherein fühlen lassen, daß er, der britische Geschäftsträger, der wahre Herr von Sansibar ist. Die augenblickliche Lage erfordert es.

Mauri steht hinter dem Stuhl des Sultans, lang, schmal, mit undurchdringlichem Gesicht, das mit einer ledernen gelben Haut bespannt ist.

Der krause Backenbart verdeckt nur halb die grausame Härte seiner Züge. Scheitan... Teufel... flüstern die Menschen hinter ihm her. Er ist wie ein Schakal, wie ein Tiger und wie eine Schlange, hinterhältig, grausam und verschlagen, ein Mann, der doppelt und dreimal so gefährlich ist wie der Sultan.

„Ich danke Ihnen, Hoheit“, beantwortet Kirk gleichgültig den Gruß des Fürsten, „es sind recht unerfreuliche Dinge, die mich veranlassen, Sie gegen die Regel zu stören. Ich möchte in einer besonderen Sache die Hilfe des rechtmäßigen Sultans von Wituland meiner Regierung sichern, die überzeugt ist, für die zahlreichen Beweise ihrer loyalen Haltung einen Anspruch auf diese Hilfe zu haben. Ich möchte Hoheit unbedingt unter vier Augen sprechen.“

Die Wirkung dieser wenigen Worte ist überraschend. Der Sultan fährt mit einem unterdrückten Aufschrei in die Höhe, die langen knöchigen Finger Mauris krampfen sich um das Goldgeschnitz des Sultansessels, als würgten sie mit leidenschaftlicher Wollust einen Feind, dem der Haß eines Lebens gilt.

Said Bargaschs Gesicht ist dunkelrot. Wie immer springt ihn das Gefühl der Hilflosigkeit an, wenn er mit dem Engländer sprechen muß. Er hört deutlich, daß Kirk sich gar keine Mühe gibt, seine Forderungen unter einem Schwall nichtssagender Worte zu verstecken. Die englische Sprache, die selbstsichere Feststellung, daß er, der Sultan, England Hilfe

zu leisten habe, weil es Sir John Kirk gerade so passe, und schließlich das unzweideutige Verlangen, Mauri zu entfernen, den er jetzt gerade nötiger braucht als jemals — das alles sind Anzeichen dafür, daß Kirks Besuch eine Fülle von unangenehmen Dingen heraufbeschwören wird.

Schon die ungeheure Ironie, die in den Worten des Engländers lag, als er von dem rechtmäßigen Sultan von Wituland sprach, allein der Gedanke an Wituland kann Said Bargasch zum Rasen bringen. Fast unbewußt gibt er Mauri einen Wink, Vor seinem Kanzler über Wituland, das nach einer uralten Überlieferung seines Hauses eigentlich zu Sansibar gehören müßte und das sich unter der Führung von Sultan Achmed, Simba der Löwe genannt, seiner Herrschaft endgültig entzogen hat, zu sprechen, ist für Said Bargasch untragbar. Seine Soldaten sind, nachdem er vor Jahren einmal in einem blutigen Feldzug die Mehrzahl der vornehmen Witus erschlagen ließ, immer wieder bis auf den letzten Mann niedergemacht worden, wenn er nach dem Regierungsantritt Simbas einen neuen Einfall in das Wituland befahl. Achmed, den Allah verderben würde, hatte es fertiggebracht, die kühnsten Stämme seines weiten Landes zu einer unüberwindlichen afrikanischen Kampfgemeinschaft zusammenzuschließen. Seitdem war Wituland für Sansibar verloren.

Der Engländer weiß, was in Said Bargasch vorgeht. Es ist nun an der Zeit, diesem Schattensultan wieder zu schmeicheln, damit der Mann nach dem ersten Dämpfer wieder an seine Macht glauben lernt.

Mauri ist gegangen, aber der Engländer weiß, daß der Kanzler dennoch jedes Wort, das hier im Zimmer gesprochen wird, durch einen der zahlreichen Schalltrichter hört, die im ganzen Palast zu finden sind. Es kam Kirk nur auf die Demütigung des Fürsten an.

„Der Rebell Achmed, der sich den Sultanstitel zugelegt hat, beabsichtigt, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, mit Deutschland Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Zwei deutsche Reisende, die Brüder Clemens und Gustav Denhardt, halten sich angeblich als Wissenschaftler in Witu auf. Hoheit, Sie dürfen es nicht zulassen, daß ein so großes und schönes Land Ihrem Reich verlorengelht. England würde es sehr ungern sehen.“

Said Bargasch beherrscht sich mühsam: „Allah möge den Verräter in die tiefste Hölle verdammen! Was soll ich tun, Exzellenz? Würde es denn einem endgültigen Verlust Witus gleichkommen, wenn dort die Deutschen feste Handelsplätze einrichten?“

Sir John hebt beschwörend die Hände: „Hoheit, sie sagen Handel und meinen Gewalt... Annexion... sie werden — ich sage Ihnen das unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — Ihnen nicht nur endgültig dieses reiche Land fortnehmen, Hoheit... sie werden auch den Handel Sansibars entscheidend beeinflussen.“

Said Bargasch würde gern lachen ... aus vollem Halse lachen und diesem anmaßenden Mann seine wirkliche Meinung ins Gesicht sagen. Was erzählt man sich von den Engländern in ganz Afrika? Sie sagten Gott und meinten Kattun ... sie gäben vor, friedlichen Handel treiben zu wollen und es gelte doch nur die Unterdrückung der freien Völker mit brutaler Gewalt, mit Bestechung, Verrat und der Zwietracht, die die englischen Geschäftsträger so meisterhaft zwischen den einzelnen Staaten und Stämmen aufzurichten wußten. Ist es nicht ein Hohn, daß dieser Mann an anderen als gefährlich bezeichnet, was England zum Prinzip seiner Kolonialpolitik gemacht hatte?

„Wituland untersteht meinem Machtgebot!“ Sir Kirk soll nicht denken, daß er mit ihm, dem alleinigen Herrn über Sansibar und Wituland, umspringen darf wie mit einem störrischen Maulesel. „Ich werde Achmed vernichten und ein blutiges Gericht halten ... dann werden Ihre Deutschen bald genug wieder verschwinden.“

Kirk nickt zustimmend. „Ausgezeichnet, Hoheit, meine Regierung wird es Ihnen zu danken wissen. Sie dürfen versichert sein, daß wir gern alles tun werden, Ihre Truppen mit guten Gewehren auszurüsten.“

In den dunklen Augen des Sultans leuchtet es auf. „Die Engländer sind unsere Freunde ... sie mögen sich an der Strafexpedition beteiligen.“

Er denkt unwillkürlich daran, daß es lange, sehr lange her ist, daß die Sansibar-Leute die Witukrieger schlagen konnten. Seitdem Simba der Löwe, der größte Krieger Afrikas, die Witustämme unter seinem Befehl vereinigt hat, ist es anders geworden.

„Das ist leider unmöglich, Hoheit!“ Sir John Kirk sieht mit kalten herrischen Augen den Sultan an. „Eine offizielle Einmischung Englands in eine interne Angelegenheit Ihres Sultanats würde die Witustämme nicht nur zu offener Empörung bringen, sondern auch Ihre Macht, Hoheit, nach außen hin als beschränkt hinstellen. Je eher also der Krieg gegen die Witus eingeleitet wird, um so eher wird man in ganz Afrika erkennen, daß Sie, Hoheit, nach wie vor alle Macht in den Händen haben, die mit Ihrer hohen Würde verbunden sein muß ...“

Said Bargasch sitzt noch immer mit geballten Fäusten da, als der Engländer schon lange gegangen ist. Jedes Wort dieses Mannes war Hohn ... und Drohung. Es gibt kein Auflehnen gegen die Wünsche des englischen Gouverneurs, aber der entmachtete Sultan kann in der Abgeschiedenheit seines Palastes wenigstens verächtlich die Lippen schürzen. Die stolzen Engländer haben Angst vor den Deutschen.

*

Dampf dröhnen die großen Gomatrommeln der Witukrieger durch den Urwald. Über viele Meilen hinweg vermitteln diese Töne wichtige Nachrichten, Aufrufe zu Kriegszügen, Warnungen vor Feinden oder Bekanntmachungen des großen Wituführers Simba, des Löwen. Diese geheimnisvollen Töne des Urwaldes arbeiten so schnell und zuverlässig wie die modernen Nachrichtenmittel der europäischen Völker ... gerade die von dem Sansibar-Sultan und auch den Engländern heimlich unterstützten Sklavenhändler, denen die baumlangen, muskulösen Gallamänner sehr geeignet für kräftige, hochbezahlte Sklaven erschienen, haben die Gomatrommeln zu fürchten gelernt. Riefen sie doch die wilden und furchtbaren Streiter Simbas in Windesschnelle herbei, wenn auf ein einsames Dorf oder auf ein Wachhaus der Witus ein Überfall verübt wurde.

Witu, die Residenz des Sultans Simba, liegt inmitten des Urwaldes auf einer gewaltigen künstlichen Lichtung; ein dickes Geflecht von stacheligen Hecken, von Lianen und Würggewächsen zieht um Witulands Hauptstadt eine fast undurchdringliche Mauer.

In einem festen Reisezelt am Marktplatz Witus liegen zwei Europäer, hohe, wettergebräunte Gestalten. Die Männer rüsten sich schweigend zum Aufbruch. Jetzt geht es an die Küste, dann nach Sansibar, und von da aus wieder in die deutsche Heimat. Dann wird es endlich soweit sein.

Dann steht der große Plan vor der Verwirklichung: Deutschland wird eine zweite, eine große und herrliche Kolonie haben.

Es war nicht ganz leicht, den Freund, den sie hier gefunden hatten, zu bewegen, daß sie den letzten Tag in ihrem einfachen Reisezelt verbringen konnten ... Simba hätte ihnen am liebsten ein großes Abschiedsfest bereitet. Aber es ist besser, daß der Aufbruch in aller Stille erfolgt. Die Denhardts wissen, daß die Gomatrommeln ihre Abreise verraten könnten.

Darum hat Sultan Achmed Simba befohlen, daß durch die Trommeln allen Wituvölkern nur zur Kenntnis gegeben wird, daß die von seinem Leibwächter Sadu geführte Expedition bis zur Grenze vor allen Feinden und Gefahren zu beschützen ist.

Clemens, der ältere der Brüder Denhardt, unterbricht das Verpacken der Meßinstrumente und legt dem freien Gefährten beide Hände auf die Schultern: „Es ist ein sonderbares Gefühl, hier fortzugehen, Gustav. Alles wirbelte durcheinander, als wir hierher kamen ... große Pläne und der Kampf um das nackte Leben ... Feindschaft und Freundschaft. Manchmal glaube ich, daß wir alles viel zu leicht gehabt haben. Manchmal glaube ich, man müßte bei so viel Glück beinahe Angst vor der Zukunft haben ...“

Gustav Denhardt lacht: „Dir wird immer alles leicht vorkommen, Clemens, die langen Monate, in denen wir den Fürsten erst kennenlernen mußten, war es bestimmt nicht leicht, das Mißtrauen zu beseitigen, das man uns anfangs zeigte. Kein Wunder, die Stämme sind über die eigenartige Freundschaftspolitik der Engländer maßlos empört und haben uns zunächst auch nicht anders eingeschätzt. Leicht wird es niemals sein, Clemens, es muß sich erst erweisen, ob alles einen Zweck gehabt hat. Das dürfen wir über dem bisherigen Erfolg nicht vergessen...“

„Wir haben einen Freund gewonnen, einen richtigen Freund“, widerspricht Clemens lebhaft. „Wenn alles andere keinen Zweck hätte, das allein wäre Gewinn. Vergiß das nicht, Gustav. Achmed Simba ist ein ehrlicher, aufrechter Mensch, der uns so bedingungslos sein Vertrauen geschenkt hat, wie er bedingungslos den Sultan von Sansibar bekämpfte, den Sklavenhandel vernichtete und ganz in der Arbeit für sein Volk aufgeht...“

Das ist das große Wunder, das diese beiden Männer in der Einsamkeit der Wildnis gepackt hat, das sie nicht losläßt und ihr Leben für die nächsten Jahre vorzeichnet.

Die von Achmed Simba beherrschten Galla sind Prachtkerie, tapfer bis zur Verwegenheit, ehrlich, ordentlich; sie sind zuverlässige Freunde für den, der sich ihr Vertrauen erwerben konnte.

Die Denhardts, die große Jäger und geschickte Geologen sind, haben sich bei Simba, den sein Volk seiner Gerechtigkeit und seiner Tapferkeit wegen wie einen Gott verehrt, nicht eingeschlichen. Achmed liebt Kühnheit und Aufrichtigkeit. Beides hat er in den Deutschen erkannt, denen er bald ein offen zugetaner Freund wird.

Und mehr noch, ihre glühende Liebe zu ihrer Heimat, von der sie dem Sultan in den langen Nächten nach den Jagden erzählten, hat in Simbas klugem Kopf einen Gedanken aufkommen lassen.

Es ist ein starkes und mächtiges Volk, dem diese beiden Wasungu angehören, ihre großen eisernen Schiffe fahren auf allen Meeren. Es wäre nicht schlecht, zu denken, daß dieses starke deutsche Land Witu vor den vielen Feinden schützen könnte, die der Arabersultan in Sansibar von allen Seiten gegen die friedliebenden Gallastämme schickte. Wahrscheinlich auf Veranlassung der Engländer, die Achmed Simba haßt.

Die beiden Deutschen haben einen Aufstieg erlebt, wie er hierzulande selten ist. Noch keinem fremden weißen Mann hat Simba sein Vertrauen geschenkt. An die Brüder Denhardt verströmt er seine klugen Gedanken, seine Zuneigung. Er macht sie zu seinen Blutsbrüdern, eine hohe, fast unwahrscheinliche Ehrung, die die Wituführer den weißen Freunden

ihres Fürsten von Herzen gönnen, da die Denhardts in ihrer rückhaltlosen Ehrlichkeit so grundverschieden von den herrisch oder scheinheilig auftretenden Engländern sind. Sie alle wissen, daß ihr Fürst eine große Hoffnung auf die beiden Deutschen setzt... sie sollen dem Lande Entwicklung und Wohlstand bringen.

*

Die Leibwachen in dem wallenden farbenprächtigen Kansu sind aus dem großen Raum zurückgezogen worden, der Achmed Simba für die Zusammenkünfte seines Ältestenrates dient. Clemens Denhardt steht allein dem Witufürsten gegenüber.

In dem dunklen, küngeschnittenen Gesicht des Sultans glühen nachtschwarze Augen. Aber nicht die ergebene Demut vor dem weißen Eindringling oder gar die ungezügelte Wildheit des Urwaldes liegen in dem stolzen Blick des Sultans, sondern Klugheit und unverhüllte Zuneigung.

Nach dem strengen Zeremoniell dürfen weder der Fürst noch Denhardt das übermächtige Gefühl zeigen, das die beiden Männer in diesem Augenblick des Abschieds beherrscht.

„Du gehst auf eine lange Reise, mein Bruder“, sagt Simba mit dunkler, wohlklingender Stimme, „du nimmst meine Gedanken mit dir und meine Wünsche, die deinem Wohlergehen gelten...“

Denhardt reicht dem Sultan die Hand: „Jede Minute, die ich später zurückkomme, als unbedingt nötig, wird mich schmerzen“, antwortet er in der blumenreichen Sprache der Galla, dem Kisuaheli. „Du weißt, mein Fürst, daß die Reise weit ist. Auch meine Gedanken werden bei dir sein.“

Der Sultan drückt die Rechte des Deutschen: „Wir gehen wie Männer auseinander, die nicht beim Abschied denken müssen, die rechte Stunde für das rechte Wort nicht gefunden zu haben. Ich habe nicht vergessen, daß du der Regierung deines Landes viel erzählen willst... ich werde gutheißen, was du sagst und in der Hauptstadt deines Landes abschließt... deine Gedanken sind die meinen...“

Den Deutschen durchströmt eine heiße Freude... diese Worte Achmeds sind die Frucht der langen Besprechungen, des oftmaligen Gedankenaustauschs mit dem Fürsten. Clemens ist fast beschämt, daß Simba ihm so rückhaltslos vertraut, und er ist stolz zugleich, daß dieser Fürst, der seiner Zeit weit voraus ist, mit Hilfe der Deutschen keine Raubzüge unternehmen, sondern mit modernen deutschen Maschinen sein großes Land kultivieren und zum Wohl seines Volkes und seiner weißen Freunde ausnutzen will.

„Ich verspreche nur, was ich halten kann“, sagt Denhardt ernst, „über deinem Land sollen das Glück und der Frieden stehen . . . ich werde mich immer bemühen, dir beides zu erringen und beides zu erhalten, Sultan . . .“

Die Gedanken Denhardts wandern aus der afrikanischen Hütte über die Weite der Meere bis zu dem eisernen Mann, der drüben in Deutschland mit starker Hand die Fäden der Politik hält, zu Bismarck, der über die Notwendigkeiten der Nähe hinaus erkennt, was es für das aufblühende Deutschland bedeutet, so wie andere Länder Kolonien zu haben, die wertvolle Rohstoffe liefern.

Fürst Bismarck hat die kolonialfeindlichen Gruppen in der Berliner Wilhelmstraße zerschlagen. Dieser gewaltige Rechner wird den Wert des Witulandes und das unbezahlbare Vertrauen seines Sultans richtig einschätzen. Denhardt fühlt, daß Achmed Simba die gleichen Gedanken hat, denn er hat dem Sultan viel von Bismarck erzählt.

*

Blitzartig wechseln nun die Ereignisse. Die Brüder können wirklich zufrieden sein, daß alles so reibungslos geht. Der englische Geschäftsträger in dem Küstenhafen Lamu verschläft das Eintreffen der Expedition. Ehe ihm klar wird, daß da eben die beiden fieberhaft gesuchten Denhardts vorbeigekommen sind, hat sie auch schon ein ganz zufällig im Hafen liegender deutscher Frachter an Bord genommen.

Mr. Higgins, der sich die Gelegenheit entgehen ließ, die Denhardts rechtzeitig zu erkennen, scheut sich nun, diesen Fehler einzugestehen und unterläßt es daher, durch einen Kurier Sir John Kirk von dem baldigen Eintreffen der Deutschen in Sansibar zu unterrichten. Alles ist wirklich günstig, außerordentlich günstig. „Es geht mir alles zu glatt, Gustav . . .“, sagt Clemens, als das Schiff an der Zollstelle vorbei in den Sansibar-Hafen einläuft.

Der erste Weg führt die Brüder zu Generalkonsul Rohlf's. Aus übervollem Herzen berichten sie dem hohen Beamten, daß es nur noch eines Federstriches im zuständigen Berliner Ministerium bedarf . . . dann ist das große, herrliche Wituland deutsches Schutzgebiet.

Der erfahrene Afrikaner hat seine helle Freude an der überraschenden Nachricht und an diesen beiden Männern, die einen großen Teil ihres persönlichen Vermögens und ihre besten Jahre daran setzen, ihrem Vaterland eine Kolonie zu verschaffen. Sie sind wahrlich aus dem gleichen Holz wie der Draufgänger Carl Peters, der, allem Widerstand der kolonialfeindlichen Gruppen in Berlin zum Trotz, den Gedanken einer deutschen Ostafrika-Kolonie in die Wirklichkeit umsetzte.

Nein . . . diese Denhardts sind keine haltlosen Phantasten. Sie können daher auch einige Worte vertragen, die gesagt werden müssen, wenn Rohlf's auch hofft, daß diese Worte und die darin verborgene Besorgnis unbegründet sind.

„Man wird es Ihnen nicht leicht machen. Sie wissen, daß in Berlin viele Leute immer dann Bedenken haben, wenn sie zugreifen sollten. Ich sage Ihnen ja nichts Neues. Bismarck's Einfluß ist nicht kleiner geworden, wohl aber die Zahl seiner Feinde größer. Man wird Ihnen nicht überall mit offenen Armen entgegenkommen . . .“

„Damit rechnen wir auch nicht, Herr Generalkonsul“, erwidert Clemens, „aber wir haben einen harten Schädel und schließlich Beweise, vor denen jeder Kleinmut verstummen muß . . .“

„Die Kolonie ist Milliarden wert“, ergänzt Gustav Denhardt lebhaft, „Sultan Achmed erkennt mit einer erstaunlichen Klarheit, daß bei der heutigen Technik der Witubauern neun Zehntel des Landes völlig unbenutzt bleiben. Er hat Verständnis für landwirtschaftliche Maschinen, für Bodenkultur und systematische Plantagenpflanzungen. Wir setzen Milliarden gegen wenige Millionen, die vielleicht für die Anlage von Farmhäusern und Wirtschaftshäusern zu veranschlagen sind.“

„ . . . Und bedenken Sie, daß alle erforderlichen Arbeitskräfte für die Anlagen jeder Art in Hülle und Fülle vorhanden sind . . . Witu erwartet die Deutschen . . . Witu ist kein erobertes Land, dessen Bewohner zur Mithilfe gezwungen werden müssen, wie es oft genug von Mr. Kirk drüben verfügt wurde . . .“

„Pscht . . . Vorsicht ist in diesen leichtgebauten Häusern besser als laute Worte, Herr Denhardt“, unterbricht Rohlf's lächelnd, „Sie haben ja keine Ahnung, wie sehr mein englischer Kollege sich bemüht hat, Sie ausfindig zu machen und von Ihrem geheimnisvollen Treiben im Wituland recht viel zu erfahren. Er wird es sich nicht nehmen lassen, Sie einmal aufzusuchen, um Sie eingehend auszuhorchen.“

„Dazu wird er kaum kommen . . .“ Clemens Denhardt verständigt sich mit dem Bruder durch einen kurzen Blick. „Es wird das beste sein, wir besuchen Herrn Kirk ohne besondere Aufforderung. Wenn wir uns Ihnen anschließen dürfen, Herr Generalkonsul . . . morgen Abend ist doch großer Empfang bei den englischen Herren . . .?“

Da kann Gerhard Rohlf's nicht anders . . . er lacht herzlich und schüttelt den beiden derb die Hände. „Also los, Landsleute . . . seien Sie nicht weiter böse, denn Schneid hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Es ist tatsächlich das Beste, Herrn Kirk aufzusuchen.“

*

Erstaunte und neugierige Blicke treffen die beiden Deutschen. Man ist in der englischen Gesellschaft ja bestens darüber unterrichtet, wie wild der Gouverneur hinter jeder Nachricht her war, die etwas von dem geheimnisvollen Treiben der beiden Brüder in Wituland hätte verraten können.

Sir John Kirk bedurfte aller Selbstbeherrschung, die er sich in seinem jahrzehntelangen diplomatischen Dienst angeeignet hat, um den beiden unerwarteten Gästen, die Generalkonsul Rohlf's mitbrachte, nicht allzu offen seine grenzenlose Überraschung zu zeigen. Damned! Entweder sind diese beiden Deutschen, die übrigens keineswegs wie greenhorns, sondern eher wie handfeste und erfahrene Afrika-Reisende aussehen, ganz gerissene Kerle oder aber doch nur Wissenschaftler, Forscher. Die Deutschen haben es ja so an sich, daß sie die schwierigsten Expeditionen durch gefährliche und unerforschte Landstriche durchführten, dabei aber jegliche wirtschaftliche Ausnutzung für ihr Land vergaßen.

So werden aus den neugierigen Blicken schnell neugierige Fragen, und Rohlf's, dem zuerst doch ein wenig unbehaglich gewesen ist, wie sich die beiden Denhardt's dieses Ansturms erwehren würden, kommt aus dem Schmunzeln nicht heraus. Sie sagen kein einziges unwahres Wort. Aber sie verstehen es wirklich großartig, so zu antworten, daß das Gespräch immer wieder auf die Wissenschaft und die komplizierten technischen Einzelheiten ihrer Meßinstrumente kommt.

Sir John Kirk möchte sich aber nicht so glatt abspesen lassen: „Der Witusultan ist ein sehr zurückgezogen lebender Mann. Man sagt ihm Europäerfeindlichkeit nach, meine Herren. Entweder haben Sie ihm eine besondere Freude gemacht, oder er wittert ein gutes Geschäft. Wie haben Sie das nur angestellt?“

Hinter der unverfänglich klingenden Frage lauert gespannte Neugier, die Gesellschaft drängt sich dichter an die beiden Deutschen heran. Damned! haben sie bis jetzt auch geschwiegen wie die Ölsardinen, dann müssen sie doch einmal mit der Sprache heraus.

„Er ist der liebenswürdigste Mann, den ich im Busch kennenlernte“, antwortet Clemens harmlos, „das ganze Geheimnis besteht darin, daß er sich sehr für unsere Apparate interessierte. Auch Ihnen haben diese Apparate ja so imponiert, daß wir noch nie so genaue und umfangreiche Auskunft darüber gegeben haben wie heute abend. Wieviel mehr muß ein Mann, der von der wissenschaftlichen Bodenuntersuchung bisher soviel hörte wie ein Pavian von warmen Winterstrümpfen, neugierig sein, was es mit diesen geheimnisvollen Instrumenten auf sich hat...“

Sir Kirk lächelt pflichtschuldig und beißt sich auf die Lippen. Es sind glatte Burschen, diese Deutschen... oder aber — er glaubt ganz plötz-

lich daran! — sie sind wirklich nur harmlose, fanatische Wissenschaftler, denen man ganz zu Unrecht kolonialpolitische Absichten unterschiebt.

„Dann fahren Sie mit Gott, Landsleute!“ verabschiedet Rohlf's an diesem Abend die Brüder, die an Bord eines deutschen Hilfskriegsschiffes ihre lange Reise antreten,

*

Clemens Denhardt geht mit langen Schritten auf dem schmalen dunklen Flur auf und ab. Ein paar Pfund bissiger Waldameisen und ein ordentlicher Tropenhut voll staubgeschwängelter und stocktrockener Hitze wären ihm lieber als dieses ewige, nervtötende Warten. Es ist immer daselbe... Tag für Tag.

Zuerst glaubte man, daß der eine oder andere Beamte im Auswärtigen Amt seine Besucher nur deswegen so lange warten ließ, weil er sich nicht für zuständig hielt oder sich erst einmal genaue Auskünfte darüber verschaffen mußte, was es mit dieser Kolonie in Wirklichkeit auf sich hatte. Schön!... das war verständlich... schließlich kann nicht jeder Legationsrat wissen, daß Wituland, dessen Name dem Sprachschatz der meisten Menschen hier völlig fehlte, eine Goldgrube, eine wahrhaft ideale Kolonie war.

Aber mit der Zeit mußte man doch erkennen, um was es ging... Clemens hatte es jetzt hundertmal in seiner temperamentvollen Art immer wieder vorgetragen; hatte peinlich genaue Tabellen über Bodenwerte, Erzeugnisse, Möglichkeiten des Landes mit den Meßergebnissen eines vollen Jahres eingereicht, in wissenschaftlichen Vereinigungen Vorträge gehalten.

Er und Gustav warten noch immer, und es sieht beinahe so aus, als ob es endgültig bei diesem Warten bleiben soll.

„Natürlich... wir haben großes Interesse, und die maßgeblichen Kreise verkennen in keiner Weise, welchen großen Dienst Sie dem Vaterland erwiesen haben...“ Der alte Geheimrat, in dessen Händen das Denhardt'sche Gesuch nun liegt, empfindet es selber als peinlich, daß er keine andere Auskunft geben kann.

Bismarck ist abwesend... er ist jetzt viel auf Reisen. Die Brüder gäben viel dafür, den Fürsten endlich sprechen zu können. Mit einem Schlage wäre alles anders.

So aber überwiegt die Ansicht der kolonialfeindlichen Partei im Reichstag. Auf die Vorschläge zweier unbekannter Kaufleute hin — und verstanden sie von Afrika noch so viel! — darf man sich nicht in ein Abenteuer stürzen, das gleichbedeutend mit einer unfreundlichen Haltung England gegenüber wäre.

Was nützt es, daß Clemens, der sich durch keinen Mißerfolg beeinflussen lassen will, Himmel und Hölle zusammentrommelt, um endlich Verständnis für den großen Plan zu erwecken? Ihm und Gustav Denhardt ist lediglich vergönnt, daß statt der erhofften Reichszuschüsse von den Wissenschaftlern einige Mittel aufgebracht werden, mit denen die Bodenuntersuchungen zur Not ein paar Monate fortgesetzt werden können.

Von einem Schutzvertrag aber, auf den Sultan Achmed wartet, ist nicht die Rede. Die langwierigen Verhandlungen müssen endlich als gescheitert gelten... die Brüder aber dürfen nun nicht länger warten, sonst wird vielleicht der Mann, der ihnen so großzügig sein Vertrauen schenkte, denken, daß die beiden Wasungu ebenso unzuverlässig sind wie die englischen Kaufleute.

Schweren Herzens gehen die Brüder nach langen, langen Monaten vergeblichen Wartens, vergeblicher Mühen wieder in See. Clemens ist niedergedrückter als ihn der Bruder je sah.

„Es wird alles gut werden...“ Nun ist es Gustav, der sich gegen die trübe Stimmung auflehnt. Man wird mit Rohlf's einen regelrechten Schutzvertrag ausarbeiten. Die Herren, die den beiden namenlosen Kaufleuten ein recht schlecht verborgenes Mißtrauen entgegenbrachten, werden sich sicher von dem offiziellen Generalkonsul in Sansibar eher überzeugen lassen.

*

Mauri ist in dieser Zeit gefährlich. Der Feldzug gegen Witu hätte ihm sicher einen guten Gewinn gebracht. Der Kanzler des Sultans hat eine feine Witterung für kostbare Beute. Er kennt genau den beachtlichen Goldschatz, über den Sultan Achmed verfügt.

Auch das Überschwemmen des Landes mit Hunderten seiner Spione, die auf des Sansibar-Sultans Weisung die beiden Deutschen aufspüren sollten, ist nach dem Geschmack des ränkevollen Mannes gewesen. Konnte er sich doch durch jeden Erfolg, den er seinem Herrn melden würde, Said Bargasch noch unentbehrlicher machen und seinen Einfluß auf das Volk vergrößern. Vielleicht würde einmal der Tag kommen, an dem der Sultan gezwungen oder freiwillig vom Thron verschwinden müßte und Mauri die Würde an sich reißen könnte.

Mauri hat in den letzten Tagen einen steigenden Widerstand des Sultans gegen die Suche nach den Deutschen bemerkt. Auch die Kriegsvorbereitungen gegen Witu werden immer langsamer und schlafen endlich gänzlich ein. Dahinter steckt sicher der englische Gouverneur.

Aber Mauri ist viel zu klug, um sich seine grimmige Enttäuschung anmerken zu lassen. Gerade jetzt ist es ihm gelungen, einen Witukrieger,

der sich mit Sultan Achmed entzweit hat, ausfindig zu machen. Saidu gab vor, von Simba dem Löwen verstoßen worden zu sein, da er sich gegen die Freundschaft mit den Deutschen ausgesprochen hatte.

Mauri ballt die Fäuste. Dieser Suaheli muß Farbe bekennen, muß alles erzählen, was er von den deutschen Wasungu weiß. Ist der Sultan dann zu ungeschickt, Saidus Aussagen zu seinem Vorteil zu benutzen, dann möge ihm Allah in seiner Dummheit helfen. Dann wird Mauri sich mit dem Engländer in Verbindung setzen.

Der Araber betritt ein kleines Gemach im Erdgeschoß des Palastes; hier wartet Saidu, ein hochgewachsener, fast schwarzer Suaheli in einem weißen Kamsu. Auf dem Gesicht des Mannes, der die Geheimnisse seines Sultans verraten will, liegen Wildheit und Trotz. Der Verräter ahnt, daß es seinen Kopf kosten kann, wenn Sultan Said Bargasch das, was er von Simba erzählen will, nicht für wichtig hält.

Mauri bedeutet dem Suaheli durch eine Handbewegung, ihm zu folgen. Es ist gut, diesen kaum an Bequemlichkeiten, geschweige denn an Luxus gewöhnten Waldmenschen durch die teppichbelegten, mit Marmorsäulen verzierten Gänge zu führen. Mauri weiß, wie sehr solche Eindrücke befangen machen können.

Auf Saidus Gesicht aber steigert sich der Trotz, je länger er dem voranschreitenden Schatzmeister folgt. Hat der Sansibar-Sultan so viel Gold, seinen Palast prächtiger auszustatten, als es Saidu sich jemals hatte vorstellen können, so sollte er auch bezahlen, tüchtig bezahlen.

Said Bargasch übersieht Saidus herausfordernde Haltung: „Meine Untertanen neigen sich sonst tiefer vor mir, Saidu. Ich will dir den Wald zugute halten, der mir früher meine besten Krieger geliefert hat...“

Saidu zwingt sich zur Ruhe: „Ich habe einem schlechten Mann gedient, Herr, er hat mich mit der Peitsche beleidigt, weil ich mich dagegen auflehnte, daß er dich angreifen will...“

Mauri und der Sultan wechseln einen schnellen Blick: das ist gelogen. Der Witu, der bereit ist, seinen Herrn zu verraten, will offenbar seinen Verräterlohn erhöhen. Der Sultan beherrscht sich: „Ich wußte nicht, Saidu, daß die Witu so uneigennützig um mein Wohl besorgt sind...“ Hinter dem Spott lauert eine Drohung.

„Alles in der Welt hat seinen Preis“, fährt der Sultan fort, „nenne mir deinen...“

Aber ehe der Suaheli antworten kann, öffnet sich die Tür, ein Leibsklave nähert sich dem Sultan und wirft sich flach zu Boden; in seinen Händen hält er einen großen weißen Briefumschlag.

Der Sultan erbricht den Umschlag, eine dunkle Rôte fliegt über sein Gesicht, als er die Botschaft liest. Der Suaheli gäbe plötzlich viel dafür,

könnte er aus diesem kleinen, goldenen und dennoch nach Gefahr riechenden Zimmer herauskommen.

Auch Mauri liest den Brief, und sein gelbes Ledergesicht wird für einen Augenblick grau; die langen Finger krallen sich in das Papier, als wollten sie den englischen Gouverneur erdrosseln, der diese Zeilen schickte: „Erhabener Sultan! Überzeugt davon, daß es sich bei den gesuchten deutschen Reisenden um Wissenschaftler handelt, die mit ihrer Arbeit Ihnen und den britischen Behörden viel Wissenswertes erschließen können, ist man an verantwortlicher Stelle zu dem Entschluß gekommen, nicht nur die Untersuchung der Denhardtschen Angelegenheit fallen zu lassen, sondern auch den Ausbruch jeder offenen Feindseligkeit zwischen Ihrem Reich und dem Wituland als unerwünscht zu verhüten.

Sir John Kirk.“

Sekundenlang schimmert Ratlosigkeit in den Augen der beiden Männer, dann springt die Wut in Mauri hoch; auch der Sultan beißt die Zähne knirschend zusammen: England pfeift...

Der Suaheli sieht finster hoch: „Du fragtest mich nach meinem Preis, Herr. Meine Geheimnisse sind wertvoll und teuer... gib mir eine deiner Frauen, ehe ich dir etwas sage...“

Da fährt Mauri so schnell herum, daß der Suaheli nicht mehr nach seinem kurzen Dolch greifen kann. Er hätte jetzt schweigen sollen. Haargenau fährt ihm die zweiklingige Schneide ins Herz, Mauri hat mit sicherer Hand zugestoßen. Saidu fällt mit weitgeöffneten Augen, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. „Narr, du... knirscht der Gelbhäutige, „verkaufe deine kostbaren Geheimnisse, wem du willst... wir brauchen sie nicht mehr...“

Said Bargasch springt auf. Aber vor dem flammenden Blick des anderen schlägt er die Augen zu Boden; dann gibt er durch einen vor seinem Thronessel mündenden Schallschacht den Befehl, die Leiche des Suaheli fortzuschaffen.

*

Noch kurz vor Sansibar erreicht die beiden Denhardts eine weitere Nachricht aus Berlin. Der alte Geheimrat, mit dem sie zuletzt über die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, der für Deutschland in ihnen brennt, gesprochen hatten, schreibt ihnen.

Es bleibt zwar bei der abwartenden Haltung, nach der die Denhardts Wituland nicht als Schutzland ansehen können. Für den Fall aber, daß in Wituland die Interessen deutscher Staatsangehöriger zu vertreten wären... sei es, daß Deutsche als Pflanzler in Achmed Simbas Reich lebten oder durch einen ständigen Beruf an Wituland gefesselt wären... würde das

Deutsche Reich im Ernstfall seinen Schutz diesen Deutschen nicht versagen.

Das ist wenig... sehr wenig sogar, und bei weitem nicht das, was sich die Brüder von ihrer Berliner Reise versprochen haben. Aber immerhin... Gustav packt den Bruder plötzlich bei den Schultern und tanzt dann in einem sonderbaren Freudentanz über das Deck.

„Clemens, Bruder... Mensch... wir werden Land kaufen... Achmed wird es uns gern geben... wir melden uns selber als erste Ansiedler und stellen uns unter deutschen Schutz...“

„Zwei ganze Ansiedler, du Optimist... man wird nicht so große Umstände machen, wie du denkst...“

Aber Clemens Denhardt sieht doch in den Worten Gustavs einen Ausweg. „Ich möchte Achmed keinen schlechten Preis für das Land anbieten... du kennst ihn... er würde sich, ohne zu rechnen, mit allem zufriedengeben...“

Gustav Denhardt nickt. „Aber die Gewehre... die fünfzig nagelneuen Gewehre, die wir dem Sultan als Zeichen des geschlossenen Schutzvertrages schenken wollten... damit können wir genug Land bezahlen, Clemens...“

„Und wie die Gewehre durch die Kontrollen bringen, mein Lieber?“

Clemens hat auch schon daran gedacht, die damals in der ersten Begeisterung gekauften Gewehre, die eigentlich als offizielle Gabe der deutschen Regierung dem Sultan übergeben werden sollten, zum Landkauf zu benutzen. Aber man würde die Einfuhr der Waffen nach Wituland verbieten... man hätte sie gestatten müssen, wenn das Deutsche Reich als Schutzstaat Wituland die Einfuhr für nötig gehalten hätte; den Kaufleuten Denhardt aber würde man die Waffen fortnehmen oder die Einfuhr verbieten.

Noch befinden sich diese Gewehre sicher an Bord des deutschen Schiffes, aber bis zum Festland hinüber kann und darf sie der Kapitän nicht bringen. Das Beste und auch einzig Richtige ist, Rohlf's einzuweihen. Er wird sicher einen Ausweg wissen.

Erst in den späten Abendstunden können die Denhardts von Bord gehen. Sie tun es so schnell und heimlich, daß nur wenige Spione in ihnen die vor kurzer Zeit so dringend gesuchten Witulandreisenden erkannt haben konnten.

Eine der schmierigen Gestalten, die zwischen den Docks und Kais scheinbar müßig umherlungern und dennoch in Wirklichkeit zu den Kreaturen Mauris gehören, die dem Kanzler des Sultans das Eintreffen jedes Fremden melden sollen, wird aufmerksam. Er erkennt die Brüder.

Mit Windeseile gelangt die Beobachtung des Hafenspions über leicht-

füßige Araber, schmale Fellachenjungen, gedrungene und ausdauernde Somaliläufer, die samt und sonders in Mauris Spionagedienst stehen, zur Kenntnis des Kanzlers. Ebenso schnell gleiten einige schattenhafte Gestalten aus den Nebengebäuden des Sultanpalastes auf die Straßen; Mauri hat Said Bargasch davon überzeugt, daß man durch einen Gewalt-



streich den dickköpfigen Engländer — den Allah verdammen möge! — am besten davon überzeugen könnte, daß die Deutschen doch ernsthaftere Absichten auf Wituland hätten. Man konnte sie entweder fangen und in eines der feuchten unterirdischen Verließe des Palastes bringen, oder versuchen, ihnen wichtige Papiere zu stehlen. Vielleicht trugen sie die Verträge bei sich, die sie mit ihrer Regierung für Sultan Achmed Simba abgeschlossen hatten.

Vom Hafen aus ist es kein allzu langer Weg bis zu Rohlfs Haus. Die Brüder hatten gehofft, daß der Generalkonsul sie am Kai erwarten würde; anscheinend ist er verhindert.

Dieser kurze Weg führt jedoch durch ein dunkles, unübersichtliches Gewirr von engen Gäßchen, von vorspringenden Mauerecken und weite Schatten werfenden Söllern. Die Nacht ist hell, aber das Sternenlicht legt die Schatten dieser Mauern und Söller pechschwarz auf das grobe Straßenpflaster.

Gustav Denhardt fährt plötzlich herum... auch Clemens hat schon einige Male aufgehorcht, ob die leisen, unbestimmten Geräusche von den vorsichtigen Schritten nackter Fußsohlen stammen könnten.

In diesem Augenblick schnellt ein dunkler Körper aus einem zurückgebauten Haustor. Gustav Denhardt wirft sich instinktiv zur Seite und rettet damit wahrscheinlich sein Leben. Ein harter Schlag trifft seine Schulter, die linke Hand hängt bewegungslos. Fast gleichzeitig saust seine kräftige Faust vor und landet krachend an einem menschlichen Kinnbacken.

Clemens kommt gar nicht dazu, dem Bruder zu helfen... eine schwere Last liegt plötzlich auf seinem Rücken, ein anderer Mann stellt sich ihm in den Weg. Aber die Angreifer haben nicht mit der Stärke der beiden Männer gerechnet. Clemens duckt sich wie eine Pantherkatze zusammen und wirft den Mann, der ihm die Hände um den Hals krallt, mit einem gewaltigen Schwung ab. Der andere erhält einen so kraftvollen Tritt gegen das Schienbein, daß er mit einem Aufstöhnen losläßt; im gleichen Augenblick hat Gustav seinen Gegner gepackt, aber der Bursche windet sich wie ein Aal aus dem Griff. Dann sind die Angreifer im schützenden Dunkel verschwunden.

*

Rohlfs schüttelt bei aller Freude über das Wiedersehen bedenklich den Kopf: „Meine lieben Freunde... da steckt niemand anders als der Sultan dahinter, besser und genauer: Mauri, der Erzhalunke. Nicht umsonst ist Ihre Briefftasche fort. Hätten Sie doch wenigstens nicht die Aufzeichnungen des Vertragsentwurfes bei sich getragen!“

Clemens sieht mit einem komischen Lächeln an seinem Rock nieder... die ganze linke Seite ist abgerissen und gerade hier steckte die Tasche. „Das einzige ist: handeln... schnell handeln... schneller handeln, bevor der Sultan Alarm schlägt und den guten Kirk wieder rebellisch macht...“

Rohlfs bedauert sehr, daß sich seine Befürchtungen so weit erfüllt und die Brüder so wenig gute Nachrichten aus Deutschland mitgebracht haben. Aber er vergißt, noch länger darüber nachzudenken... Donnerwetter!... in diesen beiden Männern steckt ein Unternehmungsgeist, der nichts zu wünschen übrig läßt.

Überlegen und handeln ist bei ihnen eins.

Clemens läßt durch einen Diener des Konsulates einen ihm gut bekannten indischen Dhauführer herbeiholen, er hat dem Mann einmal das Leben gerettet. Ein anderer Bote bringt eine kurze Nachricht zum Schiff, in dem noch die Gewehre lagern.

Es sind tatsächlich nicht ganz zwei Stunden vergangen, bis die Waffen unauffällig auf das kleine Segelschiff umgeladen und alle Instrumentenkisten sorgfältig verstaut sind. Daß keine Kontrolle die Gewehre finden kann, hat Clemens mit dem Dhauführer schon vorbereitet. Die Büchsen hängen, stark eingefettet, unter der Wasserlinie des Schiffes an schnell eingetriebenen Haken.

Nach noch nicht drei Stunden sticht der kleine Segler in See. Wieder steht Rohlfis lange am Hafenkai und sieht dem Dreiecksegel nach: er hat die Forderung an das Reich, die Deutschen Witus — eben die beiden Denhardts — zu beschützen, schon sorgfältig im Kopf. Wenn nun Sultan Achmed seinen Sinn nicht geändert hat und, nicht enttäuscht über die Zurückhaltung des Reiches, seine Bereitwilligkeit zu einem Schutzvertrag aufrechterhält — dann muß endlich der Erfolg winken.

Noch aber sind die Denhardts nicht aus der Reichweite des englischen Gouverneurs. Mauri schickt sofort einen Kurier zu Sir Kirk und verständigt ihn über das Eintreffen der Denhardts und den mißglückten Überfall.

Der Engländer schäumt vor Wut... wie konnte er nur denken, daß die beiden so harmlos waren, wie sie taten; und wie konnte dieser Esel von einem Schatzmeister diesen plumpen Überfall in Szene setzen. Der deutsche Generalkonsul mußte doch die Zusammenhänge bald merken, und es würde einen ungeheuren Krach geben.

Immerhin aber versucht Kirk, durch eine in höchster Eile bereitgestellte Pinasse Mr. Higgins drüben in Lamu Nachricht zukommen zu lassen; die Deutschen müssen ja durch Lamu. Es wird sich dann schon die Gelegenheit finden, ihr Gepäck zu durchsuchen und, falls Waffen gefunden werden, ihre Weiterreise zu verzögern.

Aber wieder kommt es so ganz anders, wie Mr. Kirk sich das denkt. Zwar wird Higgins drüben rechtzeitig auf das Eintreffen der Deutschen vorbereitet, so daß die Denhardts dem dicken Mann, der sie schon am Hafenkai erwartet, nicht ausweichen können.

Aber sie machen ihre Sache sehr geschickt, lassen sich von Higgins, der sich nun wunder wie klug vorkommt, zu einem Jagdausflug einladen, zeigen ihm ihre Instrumente und besprechen mit dem Dhauführer in aller Eile einen Plan, der Mr. Higgins, wüßte er davon, die Haare einzeln zu Berge treiben würde.

Denn während der Engländer mit seinen deutschen Besuchern auf Springböcke jagt, wirbt der indische Schiffsführer ein halbes Dutzend Träger an, läßt die Gewehre in die Instrumentenkisten verladen und heimlich an einen entlegenen Ort bringen, wo sich die Denhardts zu einer bestimmten Zeit einfinden wollen.

Scheinbar unmöglich. Denn wenn man auf einer Jagd ist, die durch ein weites Steppenland geht, kann man nicht eine Verabredung einhalten, wenn sie auch irgendwo am Rande des Urwaldes stattfinden soll. Aber die Brüder finden einen Ausweg, plötzlich jagen ihre Pferde wie toll davon. Mr. Higgins schnappt nach Luft. Damned! Da gehen auf einen Schlag gerade die Gäule der Deutschen durch. Er jagt ihnen nach, aber die Denhardts sind schon in einer großen Staubwolke verschwunden. Clemens wirft mitten im tollsten Galopp die Arme hoch, als hätte er tatsächlich die Herrschaft über das Tier verloren.

So kommt es, daß Mr. Higgins atemlos nach Lamu zurückreitet, um seine Diener zum Auffinden der verlorenen Jagdgäste zusammenzutrommeln. Seine Überraschung ist nicht gering, als er dann feststellt, daß das ganze Gepäck der Denhardts verschwunden ist. Die Brüder haben ihn also überlistet! Das Durchgehen der Pferde war nur ein kluger Trick! Zur gleichen Zeit dringt die kleine Expedition schon in den Urwald ein; dreihundert Meter vom Rande des großen Waldes entfernt sind die Denhardts jedem Zugriff der Engländer entzogen.

*

Seit drei Tagen gehen die Feste, die Sultan Achmed seinen weißen Brüdern gibt. Noch immer hat der Sultan keine Frage gestellt, ob der Schutzvertrag abgeschlossen ist. Aus untrüglichen Anzeichen stellen die Brüder fest, daß ihr Freund gar nicht daran denkt, daß sie etwa einen Mißerfolg gehabt hätten. Das bedrückt sie sehr. Wie gern würden sie ihm seine Treue, sein felsenfestes Vertrauen lohnen. So aber müssen sie ihm die bitterste Enttäuschung bereiten. Ihre Erklärung, daß das Deutsche Reich den Schutzvertrag noch nicht abgeschlossen hat, ist die härteste Belastungsprobe ihrer Freundschaft mit Simba.

Achmed Simba hat den Großen Rat einberufen. Die Brüder werden mit Ehrungen, wie sie sonst nur den einheimischen Fürsten erwiesen werden, zu der Versammlung geleitet. An dem frischgeschälten Stamm eines schlanken Eukalyptusbaumes flattert die deutsche Fahne; Clemens Denhardt hatte sie früher einmal dem Sultan geschenkt.

Achmed Simba erhebt sich von seinem geschnitzten Thron, als die Deutschen vor ihm stehen und streckt jedem von ihnen mit herzlicher Geste

eine seiner Hände entgegen: „Seid begrüßt, meine Brüder... die Freude über das Wiedersehen ist doppelt groß, daß es unter der Fahne eures Vaterlandes geschehen kann...“

Clemens Denhardt verbeugt sich: „Wir danken dir, Sultan... für deine Treue und für die Zeichen unseres Reiches, die du uns zu Ehren über deine Stadt setztest. Ich wollte, sie könnten dort als Zeichen unseres Bündnisses flattern...“

Kein Muskel regt sich in dem Gesicht Achmeds: „So hast du deinen Sinn geändert, mein Bruder?“

„Nein, Achmed“, antwortet Denhardt bewegt, „das Glück war noch gegen mich, und ich bitte dich, mir zu vertrauen.“

„Ich vertraue dir und deinem Bruder“, sagt Simba der Löwe einfach, und wieder steht die herzliche und offene Zuneigung stärker zwischen ihnen als die große Enttäuschung. Welcher ähnlich unabhängige und mächtige afrikanische Herrscher hätte einen gleichen Bescheid mit dieser ruhigen Würde hingenommen, obwohl die Brüder gut erkennen, daß ihr afrikanischer Freund sehr betroffen ist.

Auch auf den Gesichtern einiger Ratsmänner liest Clemens Denhardt diese Enttäuschung. Ein unerwarteter Zwischenfall beseitigt dann die leise Spannung, die über der Versammlung liegt.

Zwei Witukrieger treten ein und werfen sich vor dem Sultan auf die Knie. „Herr... die Sansibar-Soldaten sind von Lamu aus gegen den Wald vorgeückt. Eine Streife von uns geriet mit ihnen zusammen... Nasser ist gefallen, aber er hat viele Feinde getötet...“

Ein ungeheurer Tumult entsteht... Einen Augenblick fährt die Hand des Sultans zum Herzen. Nasser ist sein Schwestersonn gewesen, und der Überfall der Sansibartruppen kam, wenn man auch schon von feindseligen Vorbereitungen in Witu wußte, doch unerwartet.

Aber Achmed verliert nie die Ruhe; einige leise Befehle genügen... drei der Ratsmänner erheben sich. In knapp einem halben Tag werden mehr als zweitausend Witukrieger bereitstehen, um den Feind zurückzuschlagen.

Dann gibt Achmed ein Zeichen. „Die Beratung geht weiter... wird deine Regierung nun eiserne Schiffe schicken? Wir sind keine Seefahrer.“

Denhardt schüttelt den Kopf: „Es geht nicht, mein Fürst. Habe Vertrauen!“

„Ich habe es!“ Achmed sieht Denhardt lange und aufmerksam an. „Werden meine Brüder an der Seite der Witus gegen meine Feinde kämpfen?“

Denhardt möchte antworten, die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Rohlf hat ihm gesagt, daß er und der Bruder sich vorläufig allen kriegerischen Ereignissen fernhalten müssen, bis der Schutzvertrag perfekt ist. Aber wie lange kann das noch dauern, und wie steht er vor diesem Mann da... wie ein Feigling, der das ihm erwiesene Vertrauen schlecht lohnt.

Das Schweigen Denhardts löst eine unruhige Betroffenheit auf den Gesichtern der Ratsmänner aus. Dann hebt Denhardt den Kopf: „Ich bitte dich noch ein einziges Mal um dein Vertrauen. Vielleicht weißt du, Sultan, wie schwer es mir diesmal fällt: wir dürfen nicht an eurer Seite kämpfen...“ Fudo Bakari, der als Nachfolger Achmeds gilt, springt auf... Denhardt sieht auch auf des Sultans Gesicht einen fremden Ausdruck. „Du hast uns nicht als feige gekannt, Sultan, solange wir über unser Tun und Lassen selber bestimmen konnten. Wir wären die ersten, die gegen deine Feinde kämpfen würden... es wird sich alles bald ändern. Schenke mir Glauben, Achmed...“

Da geht der Sultan auf Denhardt zu und sieht ihm lange in die Augen. „Was du beschließt, ist gut und richtig, mein Bruder. Es ist manchmal schwer, zu warten...“

Auch die anderen haben sich erhoben und sehen schweigend auf die Freunde ihres Fürsten, die ihnen heute eine so unverständliche Nachricht brachten. Aber sie ehren das Vertrauen des Sultans zu diesen Wasungu, und die Brüder erkennen mit tiefer Dankbarkeit, daß das Verhältnis zu dem Sultan trotz allem das gleiche geblieben ist: Sultan Achmed, der als Simba der Löwe in der Weite aller afrikanischen Länder berühmt und gefürchtet ist, hat eine wirkliche innere Größe bewiesen.

*

Schon der nächste Tag bringt den Vertragsabschluß, nach dem der Sultan den Denhardts große Ländereien zur selbständigen Kultivierung überläßt; der Preis, den er fordert, ist unverhältnismäßig gering. Um so größer ist seine Freude über die Gewehre, für die er Gustav Denhardt weitere Landflächen schenkt.

Die deutsche Fahne ist bei diesem Vertragsabschluß niedergeholt... sie soll erst wieder aufsteigen, wenn Gustav Denhardt, der mit in Deutsch und Kisuaheli ausgefertigten Dokumenten zu Rohlf nach Sansibar reist, mit dem Bescheid zurückgekommen ist, daß Deutschland das Sultanat Achmeds nun zum Schutzgebiet erklärt. Denn jetzt sind die Deutschen Clemens und Gustav Denhardt Landbesitzer in Witu, so daß sich die ängstlichen Ministerialbeamten in Berlin einer offiziellen Anerkennung des Vertrages durch das Deutsche Reich nicht mehr verschließen können.

Gustav Denhardt bereitet seine Abreise mit allen Vorsichtsmaßnahmen vor, wird doch jetzt der Sansibar-Sultan, aber auch der englische Gouverneur mit allen Mitteln versuchen, ihm Schwierigkeiten zu machen oder ihn sogar mit Gewalt zu beseitigen.

Clemens Denhardt aber erlebt eine ihn beinahe beschämende Großmut des Sultans. Achmed hätte gern die neuen Gewehre der Denhardts im Kampf gegen Sansibar eingesetzt... Clemens Denhardt muß auch hier den Freund wieder bitten, diese Gewehre in der Hauptstadt zu lassen, damit man draußen nicht sagen könnte, Deutschland mische sich mit Waffenlieferungen in den Streit ein. Da legt Achmed dem Mann, den er wie einen Sohn liebt, die Hände auf die Schultern: „Wirklich, mein deutscher Freund... es ist schwer, alles zu verstehen, was du sagst. Aber deine Klugheit ist nicht minder groß als deine Ehrlichkeit, und du sollst daher nicht denken, daß ich dir mit Mißtrauen begegne, wenn du mir Worte sagen mußt, die deine Klugheit dir eingeben und die dein Herz mit Trauer erfüllen. Leite du, mein weißer Bruder, die innere Verwaltung meines Landes, solange ich Krieg führe... wie die Minister in deinem Lande, von denen du mir erzählt hast. Und wenn dein Bruder den Vertrag mit deinem Vaterland erhalten hat, dann sollst du auch nach außen hin mein Land verwalten und so sein, wie der große Mann, der in deinem Vaterland für Krieg und Frieden mit den anderen Völkern sorgt...“

Das heißt nicht weniger, als daß Achmed Clemens zum Innen- und Außenminister ernennt, und der Deutsche erhält damit die höchste Würde, die in einem afrikanischen Staat jemals ein Europäer getragen hat.

*

Unruhevolle Monate folgen. Gustav Denhardt hat sich unerkannt nach Sansibar durchgeschlagen und erwartet in fieberhafter Spannung das Eintreffen des Telegrammes, nach dem Deutschland die Schutzherrschaft über Witu übernimmt. Rohlf's hat mit eingehenden Begründungen die Vertragsdokumente, die den erfolgten Länderkauf bestätigen, nach Berlin geschickt... der Generalkonsul ahnt, wie es in dem Herzen des Mannes, der mit dem Bruder zusammen seit Jahren für die deutsche Witukolonie kämpft, aussieht. Nichts ist niederdrückender als dieses Warten!

Said Bargasch und Mauri haben es nun nicht mehr nötig, die Kriegsabsichten gegen Wituland geheim zu halten. Auch Sir John Kirk gibt sich keine sonderliche Mühe mehr, dem deutschen Kollegen vorzutäuschen, daß er an der Auseinandersetzung zwischen Sansibar und Witu keinen Anteil hat. Mit Besorgnis sieht Gustav Denhardt, daß der englische Gouverneur plötzlich nichts mehr dagegen hat, daß Said Bargasch

immer mehr Truppen anwirbt... daß Mauri in das Somaliland hinüberreist und die wilden kriegerischen Stämme, die eingefleischten Feinde der Suaheli, gegen Sultan Achmed aufwiegelt.

Noch ist der Sansibar-Sultan trotz aller Bemühungen zu keinem Erfolg gekommen. Die ersten Trupps seiner Krieger, die in den Busch eindringen, sind von den Witus fast bis auf den letzten Mann vernichtet worden. In den Dörfern längs der Küste, die zwar zu Sansibar gehören, aber Simba, dem Löwen, viel ergebener sind, pflanzen die Soldaten Said Bargaschs jeden Tag wieder neue Sansibar-Fahnen auf. Über Nacht werden diese Zeichen trotz aller Aufmerksamkeit der Sansibartruppen immer wieder gegen die Farben des Witulandes ausgewechselt. Sir Kirk tobt, daß Said Bargasch nicht weiterkommt. Auf sein direktes Eingreifen fallen die Somali und einige arabische Sklavenhändler in das Wituland ein und brennen mehrere Dörfer nieder.

Bei alledem muß Gustav Denhardt untätig zusehen, warten. Wenn die Antwort noch länger ausbleibt, greift England, vielleicht unter dem Vorwand, eine Ausbreitung des Krieges verhindern zu wollen, in die Auseinandersetzung ein. Das wäre der endgültige Verlust Witus für das Deutsche Reich!

Zur gleichen Zeit verteilt Sultan Achmed seine Krieger an den Grenzen seines weiten Reiches. Wo er einen der mörderischen Sklavenhändler, die England gegen ihn geschickt hat, ergreifen kann, erleiden die Araber furchtbare Verluste. Auch die Somali werden wiederholt vernichtend geschlagen, die Sansibartruppen zum großen Teil aufgerieben. Aber die Zahl der Feinde ist zu groß. Immer wieder gehen Witudörfer in Flammen auf, die Leichen der gemordeten Frauen und Kinder beweisen die feige Grausamkeit der Feinde.

In dieser Zeit bewährt sich Clemens Denhardt als ein vorzüglicher Sachwalter des Sultans, Achmed braucht sich überhaupt nicht mehr um die innere Verwaltung zu kümmern.

Clemens Denhardt entwickelt ein hervorragendes Organisationstalent. Mitten in dem Feldzug läßt er weite Plantagen anlegen, sorgt für die ausreichende Verproviantierung der einzelnen Kriegsabteilungen. Ja, er läßt durch den Urwald eine große Anzahl von Straßen bauen, die die Beweglichkeit der Gallatruppen sehr erhöhen.

Wer von den vornehmeren Kriegern zwar kein Feind des Deutschen war, aber die großen Machtbefugnisse, die Achmed Simba Denhardt übertrug, lieber in der Hand eines Stammesangehörigen gesehen hätte, versteht nun die Entscheidung des Sultans: kein anderer als Clemens Denhardt hätte in der kurzen Zeit so viele wichtige Einrichtungen schaffen, so viele Verbesserungen einführen können. Mitten im Feldzug entsteht

Siedlung auf Siedlung, werden Krankenhäuser eingerichtet und die Frauen mit der europäischen Technik der Feldbestellung vertraut gemacht. Clemens entwickelt sich zu einem vorbildlichen Organisator.

Während nun Simbas weites fruchtbares Land aufblühen und sich zu immer größerem Reichtum entwickeln könnte, greift der Krieg weiter



um sich; trotz aller Tapferkeit muß sich der Sultan stellenweise auf die Verteidigung beschränken. Die Somali sind mit guten englischen Gewehren ausgerüstet, auch die Sansibartruppen werden von den Engländern beliefert. Sir John Kirk hat es nicht mehr nötig, seine deutschfeindliche Mitwirkung an dem Witufeldzug zu verheimlichen.

Es kommt der Tag, an dem sich zwei der geschicktesten Kundschafter, die Clemens auftreiben kann, in arabischer Verkleidung nach Sansibar

durchschlagen, um Gustav Denhardt eine Botschaft seines Bruders zu bringen.

War das lange Warten auf den Bescheid aus Berlin schon quälend genug, so ist dieser Hilferuf des Bruders fast nicht mehr erträglich. Die Witus fordern täglich von Sultan Achmed, daß die deutschen Freunde endlich Waffen und Schiffe schicken. „Es ist schrecklich“, schreibt Clemens, „daß Simba unerschütterlich auf baldige Hilfe hofft. Ich kann ihm bald nicht mehr offen ins Auge sehen...“

Gustav Denhardt ist bei aller Energie, mit der er seine eigene Hoffnung hochhält, schon so zermürbt, daß er am liebsten wieder nach Witu hinübergefahren wäre, um wenigstens kämpfen und aufbauen zu können und nicht nutzlos warten zu müssen. Als dann, schon nicht mehr erwartet und völlig überraschend, das ersehnte Telegramm eintrifft, tanzt er mit Rohlf in ausgelassenem Glück durch die Stube: Hurra! Endlich ist es geschafft! Witu ist deutsches Schutzgebiet...!

*

Tod und Teufel...! Die Engländer erheben ein gewaltiges Geschrei, aber es nützt ihnen nichts. Gustav Denhardt kann nun in aller Offenheit eine starke, gut ausgerüstete und glänzend bewaffnete Expedition zusammen-



stellen, mit der er in Eilmärschen nach Witu marschiert. Als der Sansibar-Sultan in ohnmächtiger Wut versucht, auf diese Expedition einen förmlichen Überfall vorzubereiten, bittet Rohlf's durch Funk-spruch einen Teil des deutschen Ostindien-Geschwaders nach Sansibar. Dem selbstbewußten Sir John Kirk und auch Said Bargasch wird, als die deutschen Kriegsschiffe mit drohenden Geschützmäulern vor dem



Sansibarhafen liegen, klar, daß nun andere Zeiten gekommen sind. Sultan Achmed aber empfängt die Abordnung der deutschen Seeleute unter Führung des Kommandanten der „Gneisenau“ mit einer Herzlichkeit, die das ganze Gallavolk durch zahllose Beweise seiner Freude unterstreicht, so daß der deutsche Kommandant den Denhardts kräftig und gerührt die Hände schüttelt: „Das habt ihr großartig gemacht, Landsleute... ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: den Reichtum des Landes, die Ehrlichkeit und Klugheit dieser Suaheli oder den Sultan, der nicht nur ein Vertragspartner, sondern ein wirklicher Freund Deutschlands ist...“

Unter der aufgezogenen deutschen Flagge feiert Wituland in fröhlichen und begeisterten Festen die weißen Blutsbrüder Simbas, des Löwen, und das Bündnis mit der starken deutschen Nation.

*

In kurzer Zeit strömen zahlreiche deutsche Ansiedler nach Witu, und im Verlauf weniger Monate entstehen mustergültige deutsche Ansiedlungen, Gewerbebetriebe und erstaunliche Verwaltungseinrichtungen. Clemens Denhardt richtet auf des Sultans Wunsch einen regulären Postverkehr mit Deutschland ein, Wituland gibt erstmalig eigene Briefmarken heraus. Das ganze Volk erkennt den eigentlichen Sinn des Bündnisses. Bei vollster Wahrung der Selbständigkeit verwandelt sich Wituland unter seinem deutschen Minister zu einem wohlorganisierten Staatsgefüge.

*

Mitten im Aufblühen des Landes greift das Schicksal, das die Lebensarbeit der beiden Deutschen so lange aufgehalten hat, wieder ein: Sultan Achmed, Simba der Löwe, stirbt ganz unerwartet an einer bössartigen Tropenkrankheit. Sein Nachfolger Fudo Bakari ist zwar ein treuer Freund der Denhardts, und die Witukrieger lieben ihn wegen seiner Tapferkeit, aber sein Name ist bei den Feinden nicht so gefürchtet wie der des Löwen, und die Einfälle in das Wituland werden wieder zahlreicher.

Wohl kämpfen die deutschen Siedler mit den Witukriegern Schulter an Schulter gegen die Somali und die von England aufgeputschten Sklavenhändler, deren Raubtrupps sich oft auf mehrere hundert Mann belaufen. Aber es gehen doch immer wieder deutsche Anwesen in Flammen auf, und die vom Generalkonsulat erbetene Hilfe hat keinen rechten Erfolg. Die Haltung der Engländer wird zusehens dreister, das deutsche Generalkonsulat, das jetzt nicht mehr von Rohlf's geleitet wird, ist merkwürdig vorsichtig mit seinen Auskünften; es ist, als wäre eine große Veränderung in dem Verhältnis zwischen Deutschland und seiner Schutzkolonie eingetreten, die sich die Denhardts nicht erklären können.

Als sie endlich den Grund hierfür erfahren, ist es zu spät, das Verhängnis abzuwehren, das sie schwerer trifft, als sie im ersten Augenblick ahnen. In Deutschland hatte sich in der glücklichen Zeit, in der die Denhardts ihre tapfere Pionierarbeit in Wituland leisteten, vieles, sehr vieles geändert. Der Nachfolger Bismarcks, Caprivi, hatte mit England einen Vertrag abgeschlossen, nach dem das Wituland gegen die Insel Helgoland ausgewechselt worden war.

Niemand hatte von diesem Vorgang eine Ahnung, und daher trifft die Kunde, daß Deutschland den Vertrag mit Witu an England abgetreten hat, Denhardts und die Witu wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Engländer aber benutzen die Gelegenheit, die tiefwurzelnden Sympathien der Suaheli gegen die Deutschen in Haß und Rachsucht umzuwandeln: „Die Deutschen haben euch verraten, aber wir Engländer wollen euch bessere Freunde sein...“

Sie hetzen und schüren, ohne von den Schwierigkeiten zu sprechen, die die englische Regierung dem Berliner Auswärtigen Amt machte, bis es zu dem Tausch kam, der Deutschland wohl eine strategisch wertvolle Insel gibt, ihm gleichzeitig aber eine Kolonie von unschätzbarem Wert nimmt.

In den Reihen der Krieger entsteht eine offene Rebellion... sie glauben, daß die Deutschen das Werk des unvergeßlichen Simba zerstören wollten, und erheben sich in einer blutigen Revolte, in der der noch immer treu zu den Denhardts stehende Sultan und mehrere deutsche Farmer erschlagen werden. Das sonst so anhängliche, friedfertige und ehrliche Volk verwandelt sich in der Hetzpropaganda Englands in einen Haufen reißender Wölfe. Die Deutschen fliehen, unter ihnen die beiden Männer, die ihr ganzes Leben hindurch für Witus Größe gearbeitet haben.

Eine besondere Tragik liegt über dem weiteren Leben der beiden tapferen Pioniere. Sie kämpfen mit aller Energie in Berlin dagegen, daß auch die großen Ländereien, die sie von Sultan Achmed erwarben, an England fallen sollen. Obwohl sie ihr Vermögen bis zum letzten Pfennig für die deutsche Kolonie geopfert hatten, schlugen sie eine Abfindung von 150 000 Mark aus... nicht, weil sie geldgierig waren und sich mit diesem Betrage nicht zufrieden geben wollten. Sie hätten mit der Annahme des Geldes auf alle Ansprüche verzichtet, die sie noch immer auf ihre Witugüter erhoben, und sie dachten auch hier nicht an ihren eigenen Vorteil, sondern an eine Auswertung zugunsten Deutschlands.

Die Engländer zeigen bald ihr wahres Gesicht. Sie annektieren den Besitz der Denhardts und untersagen ihnen jede Tätigkeit in Wituland. Gustav Denhardt, der als kaufmännischer Angestellter in der Nähe des Landes, in dem er einmal aus eigener Kraft ein Großer war, tätig ist, wird 1914 von den Briten interniert. Er stirbt, gegen britische Kriegsgefangene ausgetauscht, 1917 in der deutschen Heimat. Clemens Denhardt aber, der unentwegt um sein Recht kämpft, gerät in bitterste Not, so daß bei seinem Tode 1929 kein Pfennig für die Kosten seines Begräbnisses vorhanden ist. Erst später wird in den Kisten, die er seinerzeit aus Wituland mitbrachte, eine Reihe von Briefen mit den sehr seltenen Suahelimarken gefunden, die den Wert von einer runden Million Mark verkörpern. So hat ein launisches Schicksal dem tapferen Krieger neben dem verdienten Lohn für sein dem Vaterland gewidmetes Schaffen auch noch die Ausnutzung des Vermögens verweigert, das dem schwergeprüften Mann die letzten Lebensjahre hätte leichter gestalten können.

E n d e

Eine Kompanie marschiert

Der Regen, der langsam und unerbittlich die Männer in den Stellungen auf und vor dem Schicksalsberg in Lehmklumpen verwandelt hatte, setzte plötzlich aus. Es war, als ob selbst die Natur Atem schöpfen wollte. Mit einem Schlage setzte auf beiden Seiten die Artillerie wieder ein. Das Feuer des Engländers steigerte sich zu einem wahnwitzigen Trommeln, das krachend und berstend auf die deutsche Front niederging, Fontänen von Dreck und Feuer aufwerfend. Und dann kamen sie... Der Stoß war furchtbar. Die Engländer wußten: jetzt ging es um alles! Gelang es in dieser Nacht mit dem letzten fürchterlichen Angriff nicht, den Ring zu sprengen, der sich würgend um Dünkirchen legte, dann war der Feldzug auf dem Festland verloren. Sie ahnten in dieser Stunde vielleicht noch nicht, daß an anderen Stellen die deutschen Truppen die gesteckten Angriffsziele nicht nur erreicht, sondern schon hinter sich gelassen hatten und daß die belgische Armee kapituliert hatte. Sie spürten nur, daß der Würgegriff an ihrer Kehle fester wurde, immer fester. Jetzt versuchten sie, den Stoß zu ihrem Herzen mit einem letzten, verzweifelten Gegenstoß abzuwehren.

Was der Feldwebel Baumgarten und die Leute seiner Kompanie auf ihrem Marsch durch Belgien und Frankreich alles erleben, das wird in dem spannenden Buch „Eine Kompanie marschiert“, Infanteristen kämpfen in Frankreich, von W. Hooppener-Flatow, lebensnah und wirklichkeitsrecht geschildert. Das Buch ist ein unvergängliches Denkmal für die deutsche Infanterie. Es ist in jeder Buchhandlung erhältlich. 200 Seiten, 16 Seiten Bilder, geb. RM 2.85.

KOLONIAL-BÜCHEREI

Heft 1. Die Fünf von der „Windhuk“ - 2. Nashornjagd am Kilimandschero - 3. Flucht aus Rio - 4. Dynamit für die Ugandabahn - 5. Vergeltung für Darassalam - 6. Das stumme Haus an der Steppe - 7. Die Nacht am Krokodilfluß - 8. Der Zauberer von Dorovambo - 9. Tanga bleibt unser - 10. Flucht durch Afrikas Himmel - 11. Um die letzte Flasche Wasser - 12. Der König der Dschungel - 13. Die „Erlangen“ in der Südsee - 14. Van Geldern, der Verräter - 15. Im Schatten des Ruwenzori - 16. Schwarze Hände, weiße Trommeln - 17. Dakar war die Hölle - 18. „Albatros“ im Kampf mit Kannibalen - 19. Der Meldereiter von Omaruru - 20. Im Einbaum gegen Wale - 21. Standgericht am Njassa - 22. Kampf um Bagamojo - 23. Gegen Gorillas in Kamerun - 24. Die Schiffsverft im Urwald - 25. Wasser für Taveta - 26. Das erste Flugzeug über Deutsch-Südwest - 27. Geschützdonner über dem Tanganjika - 28. Überfall in den Lebombo-Bergen - 29. Der „Emden“ letztes Gefecht - 30. In den Krallen der Leoparden-Männer - 31. Der Taucher von Manono - 32. „L 59“ nach Afrika - 33. In Urwaldruinen Afrikas - 34. Pfläschow über Tsingtau - 35. Karl Peters in Deutsch-Ost - 36. Der Unbekannte von Timbonke - 37. Kampf um die Onjatiberge - 38. Zehn Monate kriegsgefangen in Marokko - 39. Wetterleuchten am Mangumaloba - 40. Sieben gegen Fünfhundert - 41. Im Banne des Oglwak - 42. Deutscher Vorstoß zum Nil - 43. Die letzte Patrone - 44. Hereros zu den Waffen - 45. Kanonenboot „Eber“ vor Samoa - 46. Schlüsse am Logone - 47. Kampfklirn in der Sineene-Schlucht - 48. Unter Pygmäen am Kongo - 49. Drohende Wolken über Samoa - 50. Auf Elefantenjagd im Sudan - 51. Ritt nach Swakopmund - 52. Mit der „Möwe“ im Atlantik - 53. Der Königskrak am Blaukranzbach - 54. Sturm auf Fort Nautila - 55. Die Schrecken nacht am Omarumba - 56. Pasten Kusseri schlägt sich durch - 57. Die Helden der Moraberger - 58. Im Donner der Viktoriafälle - 59. Der Sklavenjäger von Tabora - 60. Die Brunnen vergiftet - 61. Mit dem Echolet ins Feuerland - 62. Der Überfall am Schwarzen Nossob - 63. Auf Großwildjagd in Afrika - 64. Die letzte Fahrt der „Nachtigal“ - 65. Der Prinz des Waldes von Loango - 66. Kesseltreiben am Waterberg - 67. Der Heidenkampf der „Königsberg“ - 68. Als Digger bei Port Nolloth - 69. Massisspore blitzt - 70. Der Schrecken von Block 27 - 71. Patrouillenfahrt in den Korallengewässern - 72. In Afrika verschollen - 73. Der Pflanzler von Londip - 74. Unter Sklavenjägern des Sudan - 75. Als Erster auf dem Kilimandschero - 76. Sie blieben unbesiegt - 77. Jagdsafari in Deutsch-Ostafrika - 78. „Farmlöwe“ auf Tsatsaras - 79. Gold in Afrika - 80. Der Kampf um die Mora-Feste - 81. Abschied von Deutsch-Südwest - 82. Durch Kordofan und Darfur - 83. Auf Peter Grumps Farm - 84. Die rätselhafte Boma - 85. Der Farmer von Brack - 86. Kampf um Wituland

Demnächst erscheinen:

Karl Peters in Uganda	Unter Tigern und Leoparden in
Rätsel des Kassal	Sumatra.
Quer durch Afrika	Ntangani Bita — der weiße
Unter den Menschenfressern	Krieger
Neuguineas	Sisalpfanzler auf Alto Cubal
Hohuss Elefant!	Das Schandurteil von Windhuk
Versiegende Brunnen	Afrikanisches Allerlei

Erscheinen vierzehntägig. Jedes Heft 20 Pfennig

KOLONIAL-BÜCHEREI

Heft 1. Die Fünf von der „Windhuk“ - 2. Nashornjagd am Kilimandschero - 3. Flucht aus Rio - 4. Dynamit für die Ugandabahn - 5. Vergeltung für Darassalam - 6. Das stumme Haus an der Steppe - 7. Die Nacht am Krokodilfluß - 8. Der Zauberer von Dorovambo - 9. Tanga bleibt unser - 10. Flucht durch Afrikas Himmel - 11. Um die letzte Flasche Wasser - 12. Der König der Dschungel - 13. Die „Erlangen“ in der Südsee - 14. Van Geldern, der Verräter - 15. Im Schatten des Ruwenzori - 16. Schwarze Hände, weiße Trommeln - 17. Dakar war die Hölle - 18. „Albatros“ im Kampf mit Kannibalen - 19. Der Meldereiter von Omaruru - 20. Im Einbaum gegen Wale - 21. Standgericht am Njassa - 22. Kampf um Bagamojo - 23. Gegen Gorillas in Kamerun - 24. Die Schiffsverft im Urwald - 25. Wasser für Taveta - 26. Das erste Flugzeug über Deutsch-Südwest - 27. Geschützdonner über dem Tanganjika - 28. Überfall in den Lebombo-Bergen - 29. Der „Emden“ letztes Gefecht - 30. In den Krallen der Leoparden-Männer - 31. Der Taucher von Manono - 32. „L 59“ nach Afrika - 33. In Urwaldruinen Afrikas - 34. Pfläschow über Tsingtau - 35. Karl Peters in Deutsch-Ost - 36. Der Unbekannte von Timbonke - 37. Kampf um die Onjatiberge - 38. Zehn Monate kriegsgefangen in Marokko - 39. Wetterleuchten am Mangumaloba - 40. Sieben gegen Fünfhundert - 41. Im Banne des Oglwak - 42. Deutscher Vorstoß zum Nil - 43. Die letzte Patrone - 44. Hereros zu den Waffen - 45. Kanonenboot „Eber“ vor Samoa - 46. Schlüsse am Logone - 47. Kampfklirn in der Sineene-Schlucht - 48. Unter Pygmäen am Kongo - 49. Drohende Wolken über Samoa - 50. Auf Elefantenjagd im Sudan - 51. Ritt nach Swakopmund - 52. Mit der „Möwe“ im Atlantik - 53. Der Königskrak am Blaukranzbach - 54. Sturm auf Fort Nautila - 55. Die Schrecken nacht am Omarumba - 56. Pasten Kusseri schlägt sich durch - 57. Die Helden der Moraberger - 58. Im Donner der Viktoriafälle - 59. Der Sklavenjäger von Tabora - 60. Die Brunnen vergiftet - 61. Mit dem Echolet ins Feuerland - 62. Der Überfall am Schwarzen Nossob - 63. Auf Großwildjagd in Afrika - 64. Die letzte Fahrt der „Nachtigal“ - 65. Der Prinz des Waldes von Loango - 66. Kesseltreiben am Waterberg - 67. Der Heidenkampf der „Königsberg“ - 68. Als Digger bei Port Nolloth - 69. Massisspore blitzt - 70. Der Schrecken von Block 27 - 71. Patrouillenfahrt in den Korallengewässern - 72. In Afrika verschollen - 73. Der Pflanzler von Londip - 74. Unter Sklavenjägern des Sudan - 75. Als Erster auf dem Kilimandschero - 76. Sie blieben unbesiegt - 77. Jagdsafari in Deutsch-Ostafrika - 78. „Farmlöwe“ auf Tsatsaras - 79. Gold in Afrika - 80. Der Kampf um die Mora-Feste - 81. Abschied von Deutsch-Südwest - 82. Durch Kordofan und Darfur - 83. Auf Peter Grumps Farm - 84. Die rätselhafte Boma - 85. Der Farmer von Brack - 86. Kampf um Wituland

Demnächst erscheinen:

Karl Peters in Uganda	Unter Tigern und Leoparden in
Rätsel des Kassal	Sumatra.
Quer durch Afrika	Ntangani Bita — der weiße
Unter den Menschenfressern	Krieger
Neuguineas	Sisalpfanzler auf Alto Cubal
Hohuss Elefant!	Das Schandurteil von Windhuk
Versiegende Brunnen	Afrikanisches Allerlei

Erscheinen vierzehntägig. Jedes Heft 20 Pfennig

Kampf um Wituland



Heft 86

KOLONIAL-BÜCHEREI

20 Pf.

Anno 1945



Helgoland. Befestigungsanlagen (Fliegeraufnahme).

Erich P. J. Friedrichs



Sein Grabstein
auf dem
Friedhof
auf
Helgoland



Zusammen mit seinem Freund, dem Helgoländer Kaufmann August Kuchlenz, und anderen gehörte Erich P.J. Friedrichs zum konservativen Helgoländer Heimatbund. Dieser Verein gab von Oktober 1926 bis Mai 1933 das monatliche Mitteilungsblatt „Helgoländer Heimatbund“ heraus, das maßgebliche Inselblatt. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 änderte sich deren Haltung zu den Helgoländer Sonderrechten radikal. Die alten Verdächtigungen, dass die Helgoländer Staatsfeinde seien, wurden von ihnen wieder aufgenommen. Friedrichs musste seine offiziellen Ämter niederlegen und wurde zur politischen Umerziehung in ein Konzentrationslager auf dem Festland geschickt. Nach seiner Entlassung widmete er sich jahrelang hauptsächlich seinem Restaurant, dem „Friesenhaus“ in der Schifferstraße, das er mit seiner Frau Therese erfolgreich führte. Dort erwarb er sich auch den Ruf, der nüchternste Wirt von Helgoland zu sein, denn er trank nur selten einmal einen Grog mit seinen Gästen. Ihre gemütliche Wohnung und ein kleines Büro lagen im ersten Stock. Es ergab sich deshalb oft ganz spontan, dass Freunde und Gleichgesinnte, nachdem sie unten ihr Bier oder ihren Grog getrunken hatten, einen kurzen Abstecher nach oben machten, ohne dass es den übrigen Gästen auffiel. Und so bildete sich allmählich der zweite Kreis, der voller Sorge das Ende des Zweiten Weltkrieges und seine Folgen für Helgoland beobachtete und sich entschloss zu handeln. Man traf sich heimlich bei Friedrichs und bei Dachdeckermeister Georg Braun auf dem Oberland. Ihr Ziel war es, Menschenleben zu retten und die Insel vor der völligen Zerstörung zu bewahren, indem man sie ohne Widerstand den Alliierten übergab. Dieser Plan misslang aber, weil er von zwei Mitgliedern der Gruppe verraten wurde. Am frühen Morgen des 18. April 1945 wurde Erich Friedrichs verhaftet und in der darauffolgenden Nacht nach Cuxhaven überführt. Helgoland wurde noch am Mittag des 18. April und am Nachmittag des 19. April von ca. tausend alliierten Bombern in eine unbewohnbare Mondlandschaft verwandelt. Erich P.J. Friedrichs und 4 seiner Mitstreiter wurden am 21. April abends in Cuxhaven-Sahlenburg hingerichtet.

Quelle: <https://www.spurensuche-kreis-pinneberg.de/spur/erich-p-j-friedrichs-im-widerstand-verhaftet-helgoland-18-4-1945-hingerichtet-21-4-1945-cuxhaven-sahlenburg/>

Der Helgoländer Heimatbund spendete 1929 einen Kranz für das Grab von Clemens Denhardt. Nun wurden dessen Mitglieder und die Insel Helgoland auf tragische Weise auch Opfer der politischen Ereignisse! (Anmerkung der Verfasser)

Helgoland nach dem 19.04.1945




Helgoland am 18.04.1947



Operation "Big Bang": Aschewolke über Helgoland



Quelle: <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Operation-Big-Bang-Die-britische-Sprengung-auf-Helgoland,sprengunghelgoland102.html>



„Wem die Geschichte des Vaterlandes, seines Geburts- oder Wohnortes gleichgültig ist,
dürfte wohl kaum Anspruch auf einige Bildung erheben.“



Heinrich Gottlob Eisenach 1820 Pfarrer von Stadtsulza

„Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen
und die Zukunft nicht gestalten.“

Helmut Kohl 1995 Bundeskanzler

Dieses Werk ist in Zusammenarbeit mit Sulza`s Historien Freunden entstanden, einem losen Verbund von Geschichte und Heimat begeisterten Mitbürgern. Vielen Dank für die Unterstützung an alle Beteiligten und das zu Verfügung gestellte Material. Ein ganz besonderer Dank gilt den Verstorbenen, für Ihre unermüdliche lebenslange Forschung und Archivierung.

Um bestehende Lücken zu füllen, sind wir jederzeit für Leihgaben zur Digitalisierung und Archivierung dankbar.
Bitte an den Verfasser wenden.



Impressum

Kontakt:

Autor: R.W.Balthasar Neumann

Ort: Bad Sulza

Email: holzwurmbaltha@gmx.de

Verantwortlich für den Inhalt:

R. W. Balthasar Neumann



Haftung für Inhalte:

Die Inhalte der Seiten wurden mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte kann jedoch keine Gewähr übernommen werden.

Die erstellten Inhalte und Werke in dieser PDF unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des jeweiligen Autors bzw. Erstellers. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die Inhalte auf dieser Seite nicht vom Verfasser erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter als solche gekennzeichnet. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden ich derartige Inhalte umgehend entfernen.



Quellenhinweise:

Wenn nicht im Artikel bezeichnet:

- Stadtarchiv Bad Sulza
- Privat Archiv Lothar-Joachim Radig † - Bad Sulza
- Privat Archiv Wolfram Radig - Bad Sulza
- Privat Archiv Arthur Kühn † - Bad Sulza
- Privat Archiv Frank Kühn - Bad Sulza
- Privat Archiv Dietmar Kallenberg – Bad Sulza
- Privat Archiv R.W. Balthasar Neumann – Bad Sulza
- Wikipedia - Internet

